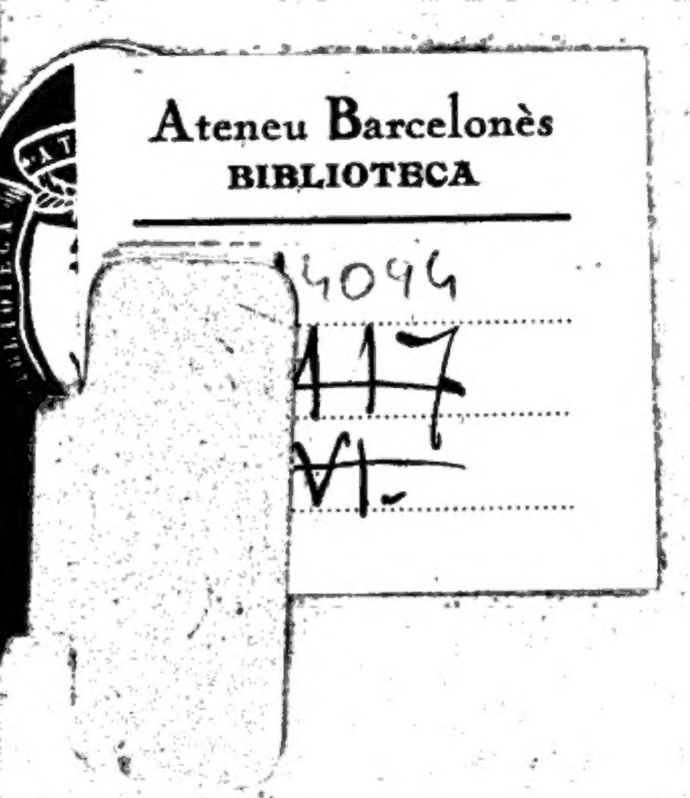
Digitized by Google


Ateneu Barcelonès
BIBLIOTECA
14094
117
VI.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der geächtete Luther
wird nach der Wartburg geführt

Digitized by Google

Allgemeine Weltgeschichte

für

alle Stände,

mit

besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen, sowie auf das Bedürfniß

der

gebildeten Jugend beiderlei Geschlechts;

bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 fortgeführt

von

Ludwig Bauer,

Professor am Königl. Katharinenstifte.

Vierter Band.

Mit einem Stahlstich.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

Stuttgart,
in der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

…targ geführet

Allgemeine
Weltgeschichte
für
alle Stände,
mit
besondrer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen,
sowie auf das Bedürfniß
der
gebildeten Jugend beiderlei Geschlechts;
bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 fortgeführt
von

Ludwig Bauer,
Professor am Königl. Catharinenstifte.

Vierter Band.

Mit einem Stahlstich.

Mit Königl. Würtembergischem Privilegium.

Stuttgart,
in der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

C 324094

Digitized by Google

Die neuere Zeit.

Erste Periode.

Reformation und durch die Reformation herbeigeführte Kämpfe von 1517 bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Erstes Hauptstück.

Sittenzustand und Lage der Dinge zur Zeit des Anfangs der Reformation.

Im Beginne der neuen Aera waren die europäischen Völker, wenn wir sie unter einander vergleichen, auf sehr verschiednen Punkten ihrer Laufbahn angelangt: die Russen durch Iwan Wasiljewitsch vom tatarischen Joche befreit, aber kaum für den ersten Versuch einer Kultur empfänglich; in Polen eine Nation von Adeligen, Bürgerabgeordnete hie und da zum Handkusse zugelassen, die Gränzen durch Russen und Türken bedroht, gegen Mitternacht aber erweitert, und der Hochmeister des Deutschordens ein Vasall

König Sigismunds; die drei scandinavischen Reiche locker durch das Band der calmarischen Union zusammengehalten; auf den Gewässern der Ostsee die Flagge der Hanseaten dominirend, und ihre Handelsschiffe auf weiten Farthen begriffen; in Schottland ein wenig bemittelter König neben übermüthigen Baronen, während im Nachbarstaate Heinrich Tudor die Nachwehen des Bürgerkrieges schlau zur Vergrößerung seiner Macht benützt; übrigens England damals noch ohne Flotte und Seemacht, und alle Segnungen des Handels auf die gegenüberliegenden Küsten von Flandern ausgegossen; die Portugiesen lebhaft mit der Vollendung ihres Reiches in Ostindien beschäftigt, und nahe daran, die letzten Schritte auf den Gipfel des Ruhms und der Größe zu thun; die Spanier, unter Beibehaltung abweichender Rechte und Einrichtungen, um den Thron Karls des Ersten und in dem Streben vereinigt, den Goldreichthum des innern Amerikas zu erforschen; Frankreich über die zunehmende Willkühr der Königsmacht durch Franzens ritterliche Tugenden getröstet; Italien schon seit Jahrzehnten zum Schauplatze fremder Entwürfe geworden, und, da Neapel von den Spaniern, Mailand von den Franzosen besetzt ist, mit dem Stoffe zu künftigen Kriegen angefüllt; der Horizont im Osten vom blutigen Schimmer des Halbmondes geröthet; Ungarn unter seinem schwachen Ludwig dem nächsten Angriffe der Ungläubigen ausgesetzt; Deutschland durch das Kammergericht und die Eintheilung in Kreise scheinbar zur Ordnung gediehen, übrigens nur desto schwerfälliger in seinen Bewegungen, und immerhin durch den hochstrebenden Geist der Reichsfürsten gefährdet; überall, wohin wir blicken, auseinanderlaufende oder entgegengesetzte Bestrebungen, ein buntes Gemische von Ränken, das kaum vom Vatikane aus überschaut werden kann, obgleich die meisten Fäden entweder dort geschlungen werden, oder dorthin sich verlieren. Und doch bei

aller Ungleichartigkeit der gemachten Fortschritte und der verfolgten Absichten wieder so viele gemeinschaftliche Züge, die zusammengefaßt das Bild des Zeitalters geben: jeder Staat gleichsam ein mehrstöckiges Gebäude einander übergeordneter Stände, deren Unterordnung unter einen durchgreifend höhern Willen noch nirgends vollendet erscheint; jede Finanzverwaltung einem Haushalte ähnlich, wo man daran denkt, die Ausgaben zu decken, wenn sie gemacht sind; die Heere aus unwillig gehorchenden Vasallen oder unregelmäßig bezahlten Miethlingen gebildet, daher entweder schläfrig oder gewaltthätig, und in keinem Falle zu planvollen Unternehmungen wohl zu gebrauchen; die Taktik lahm, Ritterthum und Grundsätze der Artillerie noch auf eine störende Weise vermengt; der Handel durch Zölle gedrückt, durch Monopole beschränkt, durch einen hohen Zinsfuß erschwert; bei den Gerichten die Folter allgemein in Anwendung, harte Strafen gewöhnlich, und Falschmünzer noch während des fünfzehnten Jahrhunderts zu Lübeck und Straßburg auf öffentlichem Markte in Oel gesotten. Wer, hieß es, im speierischen Stadtrechte und im fränkischen Landrecht, den Pflug beraubt, der des Morgens auf den Acker fährt, oder des Abends wieder heimfährt; wer dem Bauer und dessen Gesinde etwas zu Leide thut, oder dreier Pfenninge werth nimmt; wer in den Mühlen stielt, was fünf Pfenninge werth ist; wer von Jemanden sagt, er sey ein Ketzer, ohne es beweisen zu können; wer Jemanden in falschen oder namenlosen Briefen Dinge vorwirft, die an Leib und Ehre gehen, oder ihm unter dem Scheine der Freundschaft gefährliche Aussagen ablockt, den soll man radebrechen, und sollte ihm einen noch härtern Tod anthun, wenn sich ein härterer denken ließe. Solche Mittel mußte man anwenden, damit dem unterdrückten Landmann nicht muthwilligerweise sein Ackergeräthe zu Grunde gerichtet, oder ein Bürger durch Verläum-

dung dem furchtbaren Arme geistlicher und weltlicher Gerichte überliefert wurde. Nach Art der heiligen Vehme verfiel man in Grausamkeit, um dem Unrechte oder der Rechtlosigkeit abzuhelfen. Ueberdieß Vornehme wie Geringe in ausschweifenden Selbstquälereien des Aberglaubens befangen, oder durch Sterndeuter und Goldmacher zu ungemeßnen Hoffnungen aufgeregt, Zauberei und Hexenkünste sogar durch eine päbstliche Bulle und durch den malleus maleficarum, das Gesetzbuch über Hexenprozesse, zu dem täuschendsten Scheine von Wirklichkeit erhoben, und selbst Johann Reuchlin, der den Hofmann mit dem Gelehrten verband, in kabbalistische Grübeleien verwickelt. „Der französische Hof," schrieb Agrippa im Jahre 1528 an einen Freund, „hat mit großen Kosten einen Zauberer aus Deutschland berufen, welchem die Geister gehorchen sollen, und von dem man hofft, daß er dem Kaiser den gleichen Widerstand leisten werde, wie vormals Jamnes und Mambres dem Moses; der Hof ist überzeugt, daß der deutsche Zauberer die ganze Zukunft durchschaut, daß er um die geheimsten Entschließungen weiß, daß er Gewalt genug besitzt, um die königlichen Prinzen durch die Luft zurückzubringen; daß er feurige Heere, Wagen und Pferde hervorzaubern, Schätze ans Licht ziehen, Ehen und Liebesbündnisse trennen, und Schwindsuchten, Wassersuchten und Aussatz heilen kann." Kurz vorher, im Jahre 1524, war eine Vereinigung der drei obern Planeten im Zeichen der Fische eingetreten, woraus die Sterndeuter auf den Untergang der Erde durch eine unerhörte Wasserfluth schloßen, und indem sie diese Weissagung verbreiteten, ganz Europa dergestalt in Schrecken setzten, daß mancher hochgelehrte Mann sich ein Schiff bauen ließ, um dem Wassertode entrinnen zu können. Die letzte Wurzel solcher Thorheiten war mit den Religionsbegriffen der Zeit verwachsen, die überaus sinnlich und bis ins Heidnische

verzerrt erscheinen. „Gleichwie ein Kapuziner,“ hörte man damals sagen, „weil er geschoren ist, einem Narren, weil er kahl ist, einem Wolfe, weil er am Halse umstrickt ist, einem Diebe ähnlich sieht, und dennoch nur einen einzigen Menschen ausmacht, also enthält die heilige Dreifaltigkeit drei Personen, und nichtsdestoweniger nur ein einziges Wesen.“ Der Minoritenorden veranstaltete im Jahre 1510 den Druck einer Schrift, worin der h. Franz auf die anstößigste Weise mit dem Erlöser zusammengestellt wird. „Christus fühlte die Schmerzen seiner Wunden nur kurze Zeit, der h. Franz zwei ganzer Jahre lang; jener machte nur einige Blinde sehend, einige Lahme gehend, einige Todte lebendig, einige Beseßne vom Teufel frei: der h. Franz und seine Schüler haben derlei Wunder tausendfach gethan, und der h. Franz brachte einst mit eigner Hand den Sohn eines Arztes um, damit er ihn wieder erwecken konnte.“ Am einträglichsten wurde für den Minoritenorden die Meinung, daß der Stifter desselben jährlich einmal ins Fegfeuer hinabsteige, um die Seelen aller derjenigen zu befreien, welche seinen Schülern Almosen gespendet hätten. Ein Lobredner des h. Hubertus versicherte, wenn selbst der heilige Geist am Bisse eines tollen Hundes gestorben wäre, so würde er zu St. Hubert kommen müssen, um sich heilen zu lassen. Die Standbilder des Faustinus, des St. Guerlichon, St. Gilas und René ähnelten nicht wenig dem Priapus der Römer. In mehreren Städten des Königreichs Navarra wurde bei anhaltender Dürre das Bildniß Petri umhergetragen und dabei gesungen: h. Peter, hilf uns, einmal; h. Peter, hilf uns, zum zweitenmal; h. Peter, hilf uns, zum drittenmal. Erfolgte keine Antwort, so schrie das Volk, daß man den Heiligen ins Wasser werfen solle. Hiegegen stellte die Geistlichkeit mit schmeichelnder Beredsamkeit vor, daß man es mit einem so guten Patron nicht aufs Aeusserste trei-

ben möge, indem er gewiß bald helfen werde. Das Volk aber gab sich nicht eher zufrieden, als bis die Geistlichkeit für ungesäumte Erhörung Bürge geworden war. Anderswo pflegte man den Heiligen förmlich den Dienst aufzukündigen, wenn sie über Gebühr mit ihrem Beistande gezögert hatten. Die damals begangnen Feste trugen mehr dazu bei, die Menschen zu entsittlichen, als sie zu erbauen; denn man feierte sie mehr in den Schenken als in den Kirchen; Städte und Dörfer erschollen vom unzüchtigen Lärm der Tanzenden, oder vom Geschrei betrunkner Raufbolde, und in einer einzigen Nacht wurde der Verdienst ganzer Wochen verpraßt. Gewöhnlich um Weihnachten oder Neujahr kam das Narrenfest, ein Abbild römischer Saturnalien, an die Reihe. Die Mönche wählten einen Laienbruder zum Abt, die Genossen des Kirchspiels einen Diakonus zum Bischoff, Erzbischoff oder Pabst, bekleideten den Gewählten mit allen Zeichen der nachgeäfften Würde, führten ihn im Gefolge drollig maskirter Geistlichen in die Kirche, ließen ihn alle Handlungen der vorgestellten Person verrichten und zuletzt den Segen ertheilen, sangen ruchlose Lieder, würfelten auf dem Altare, schmausten, warfen Leder und Unrath in das Rauchfaß, und trieben auf dem Rückzug aus der Kirche den Muthwillen bis zur schamlosesten Frechheit. „Unsre Vorfahren," sagten die Vertheidiger dieser Abscheulichkeiten, „haben das Fest aus weisen Gründen eingesetzt, damit die uns angeborne Narrheit wenigstens einmal im Jahre recht ausbrechen könne. Fässer mit Wein würden springen, wenn man ihnen nicht von Zeit zu Zeit Luft ließe. Wir alle sind schlecht gebundne Fässer, die der Wein der Weisheit zersprengen müßte, wenn wir ihn durch ununterbrochne Aufmerksamkeit im Dienste Gottes fortbrausen ließen." Aehnliche Gründe wurden für das Eselsfest angeführt, wo man, um Mariens Flucht nach Aegypten vorzustellen, das

schönste Mädchen der Stadt, schön geputzt, mit einem Kind im Arme, unter Begleitung der ganzen Geistlichkeit, auf einem Esel in die Hauptkirche reiten ließ. Dort mußte der Esel vor den Hochaltar treten; jedes Stück der Messe endete mit Eselsgeschrei, und zuletzt stimmte der Priester statt des Segens dreimal den von der Gemeinde beantworteten Eselsgesang an. Zu dem damals herrschenden Geschmacke paßte vollkommen der durch einen Grafen von Cleve gestiftete Ritterorden der Narren, welcher seine Statuten, seine Gerichtsbarkeit, seine Zusammenkünfte und Umgänge hatte, und unter dem Namen der Compagnie de la Mère-Folle de Dijon von den burgundischen Herzogen angenommen wurde. Einen entsprechenden Zuschnitt hatte damals Alles, sogar bis auf die Einrichtung der Häuser, bis auf die Einzelnheiten der täglichen Lebensweise hinaus. Am häufigsten genoß man gesalznes und geräuchertes Fleisch, ähnlich zubereitete Fische, harte Hülsenfrüchte, derbe Mehlspeisen, überhaupt schwer verdauliche Nahrungsmittel; und wenn auch an den Tafeln der Großen Leckerbissen mancher Art nichts Seltnes waren, so mußten doch die Hofdiener mit schwarzem Brod, mit zähem Kuh-, Ziegen- oder Bärenfleische und mit andrer schlechten Kost vorlieb nehmen. Der Graf von Northumberland, einer der mächtigsten Barone zur Zeit Heinrichs III. in England, sah nur von der Mitte des Sommers bis Michaelis frisches Fleisch an seiner Tafel; sein und der Gräfin Frühstück bestand in einem Quart Bier und Wein, in zwei Stücken von gesalznen Fischen, in sechs gesalznen und vier frischen Häringen, oder in einem Teller voll Sardellen; um 10 Uhr aß er zu Mittag, um 4 Uhr zu Abend: fünfzig Jahre später war die Zeit des Mittag- und Abendessens schon um eine Stunde weiter hinausgerückt. Je schwerer die Speisen waren, desto mehr Gewürz pflegte man dran zu setzen. Sogar in den Teig, womit man welsche

Hühner mästete, wurde Bisam gemischt. Eine Menge von Brühen war aus Pfeffer, Zimmt, Nelken, Muskaten, Ingwer, Safran und Knoblauch gemengt. Fische, Wildpret, Vögel mochten gekocht, gebacken oder gebraten seyn, so gab man immer brennende Brühen dazu. Zum Nachtisch aß man überzuckerte Gewürze, um den Magen zu erwärmen. Die Namen und Formen von manchem Zuckerwerk waren eben so schamlos als die Figuren auf den Bechern, welche man Frauen und Jungfrauen zubrachte. Fremde, besonders griechische Weine, wurden im Uebermaße getrunken; noch mehr liebte man die gekochten Weine, unter denen der Clairet und Hippokras hervorstachen. Die Zünfte hatten ihre Trinkstuben, die Räthe in Städten und Dörfern unter dem Rathhause einen wohlversehnen Gemeindekeller, und mit dem Schlaftrunke beschloß man den Tag. Bei der Vermählung des würtembergischen Grafen Eberhard im Bart wurden 2015 fremde Pferde und 14000 Menschen zu Urach gespeist. Im Schlosse sprang aus drei Röhren eines Brunnens Wein; am Trauungstage trug man 22 Gerichte auf die Herren-, 12 auf die Frauentafel, 6 auf den Gesindetisch, verzehrte 165,000 Brode und trank 4 Eimer Malvasier, 12 Eimer Elsässer, 500 Eimer Landwein. Die größten europäischen Städte bestanden Jahrhunderte lang aus hölzernen, mit Stroh gedeckten Häusern, oder vielmehr Hütten ohne Rauchfang, an deren Vorderseite Düngerstätten und Ställe prangten, damit das Vieh desto bequemer aus- und eingehen konnte. Die Bewohner aßen und ruhten entweder um den Herd, oder waren sie in enge, niedrige, dumpfe Stuben zusammengedrängt. In den schmalen, krummen, ungepflasterten Straßen häuften sich die Unreinigkeiten zu Hügeln empor, welche den Durchgang hinderten. Als Kaiser Friedrich III. im Jahre 1485 zu Reutlingen einzog, mußten seine Pferde bis an den Bauch im Kothe

waten. Glasfenster wurden erst um 1450 in Wien allgemeiner. Fürsten, Herren und Ritter genoßen auf ihren Burgschlössern nur wenige Bequemlichkeiten mehr als die Bürger. Den Estrich der Speisesäle bestreute man mit hohen Lagen von Stroh, und im Sommer mit Blumen, Laube und Reisern. Noch Erasmus von Rotterdam traf unter dem Schilf und Stroh englischer Zimmerböden vieljährige Sammlungen von Unrath. Die Tafeltücher blieben, mit Ausnahme des Tisches, woran der Fürst speiste, oft so lange liegen, daß es, wie Aeneas Sylvius versichert, schwer war, ihre Grundfarbe herauszufinden. Bäder mußte man bei einer solchen Lebensart und wegen der Hemden von Wolle oft und täglich gebrauchen; nur geschah dieß in ganz Deutschland so, daß in den öffentlichen Badestuben keine Trennung der Geschlechter Statt hatte, — ein Unfug, der die schlimmsten Folgen veranlaßte, und unter den Sachsen schon 1525 durch Luther, anderswo aber erst um Vieles später abgeschafft wurde. Lebensmittel, Wohnungen und Sitten trugen zur Vermehrung der Krankheiten bei, und doch fehlte es überall an guten Aerzten, während es von Wunderdoktoren und Quacksalbern wimmelte. Als den ersten Arzt in Würtemberg nennt die Geschichte Herrn Niklas von Schwert, welcher um 1400 Eberhard dem Milden als Leibmedicus diente. Dieselbe Stelle bekleidete um 1450 bei Ulrich dem Vielgeliebten der Meister Johann Kettner, der zugleich Materialist, Zuckerbäcker und Lebküchner war, und sich nicht blos am Hofe brauchen lassen sollte, wogegen ihm die Versicherung ertheilt wurde, daß man neben ihm keinen andern »inwendigen« Arzt oder Apotheker im ganzen Land bestellen werde. Nehmen wir hinzu, daß es damals noch fast allenthalben an regelmäßigen Mitteln des Verkehrs mangelte; denken wir an die grundlosen Wege, auf denen der Wanderer sich durcharbeiten mußte; vergegenwärtigen

wir uns die Gefahren, welche beinah' an jeder Waldecke ihm drohten, und die häßlichen Quartiere, worin er bei Nacht von seinen Mühseligkeiten vergeblich auszuruhen suchte: so empfinden wir gewiß nicht das mindeste Verlangen nach der Wiederkehr dieser oft schwärmerisch gepriesnen Zeiten. Was sie am auffallendsten von der Gegenwart unterscheidet, ist ein gewisser Stempel von Rohheit, welcher den Erscheinungen im Großen und Kleinen dergestalt anklebt, daß selbst die im Schwange gehenden Laster mehr das Gepräge der Brutalität als der Bosheit tragen. Mit Vergnügen nehmen wir daher einzelne Ausnahmen wahr, die den Beweis liefern, daß man da und dort schon den Weg zur Menschlichkeit und Kultur betreten hatte. In Antwerpen und andern Städten der Niederlande durfte der Schultheiß keinen Bürger ohne Vorwissen des Bürgermeisters verhaften, man hätte ihn denn unmittelbar über einer Missethat ergriffen. Ein rechtmäßig verhafteter Bürger mußte spätestens in drei Tagen vor den regierenden Rath gebracht werden, welcher alsdann die Verhaftung bekannt machen ließ. Die Verhöre fanden bei offnen Thüren Statt, so daß Jeder hören und sehen konnte, was vorgieng. Der Schultheiß trug gleich im ersten Verhöre das begangne Verbrechen vor, und forderte, daß die im Gesetz angeordnete Strafe ausgesprochen werde. Sofort hatte der Beklagte die Freiheit, Anwälde und Beiständе zu wählen, welche ihm beliebten. Wurde die Anklage grundlos erfunden, so mußte der Kläger, oder die obrigkeitliche Person, welche den Angeklagten belangt hatte, die Kosten zahlen. War die Anschuldigung von keinem großen Belang, so ließ man den Verhafteten gegen gestellte Sicherheit sogleich wieder los. Die Folter konnte nur mit Einwilligung der Bürgerschaft verhängt werden, und wenn der Rath und die Bürgerschaft dieselbe nöthig fanden, wurde der Beklagte zuvor seines Bürgerrechtes

verlustig erklärt. Hierin erkennen wir die erste Grundlage, worauf allein etwas Besseres angepflanzt werden mochte: Bürgerschaften, überhaupt gesellige Vereine mußte es geben, die, weil sie durch Fleiß und Betriebsamkeit zu einem festen Besitze gelangten, den Werth des mühsam Erworbnen, und die Wichtigkeit jeder beim Erwerbe bethätigten Person doppelt hoch anschlagen lernten. Unter solchen Bedingungen lernte man an der Schelde und Maas, an den Küsten des hanseatischen Bundes, in Nürnberg und Augsburg, in den Lagunen und am Arno, am Ebro und an der Rhone das Eigenthum heilig achten, und das Menschliche ehren, wenigstens sofern es im Bürgerthum sichtbar wurde. Es ist eine weise Fügung, daß zur selben Zeit, als diese Keime ins Leben zu treten begannen, zahlreich entstandne Universitäten die Geister zum Nachdenken herausforderten, und daß, da bloße Gelehrsamkeit wohl rechthaberische, bei weitem aber noch nicht gebildete Leute macht, der Sturz des griechischen Kaiserthums hinzukommen mußte, um den Bestrebungen Petrarkas und der ihm gleichgesinnten Männer einen weiten Spielraum zu öffnen. Mit stummer Bewunderung blickte man zu den lichten Gestalten empor, die plötzlich wie durch einen Zauberschlag aus Schutt und Trümmern in unverwüstlicher Jugend hervortauchten, zu jenen glücklichen Söhnen Jovis und der Minerva, die wie vor fünfzehn und zwanzig Jahrhunderten unverrückt mit sichrer Hand auf die feine Linie der Schönheit hindeuteten. In tausend Herzen wurde ein Drang nach Gegenständen rege, die auf keinem Markte käuflich, durch keine Schiffarth erreichbar waren. Männer wie Kosmus und Lorenzo vermochten mehr, als blos zu wünschen: der höchste Preis stand auf klassischen Werken; die Geburtsstunde großer Künstler hatte geschlagen, und nur durch Künstler schien es, konnte die Barbarei des Zeitalters in eine gefälligere Form um-

geschmolzen werden. Am unmittelbarsten wirken Musik und bildende Künste aufs Leben ein: die edeln Zügen eines Gemäldes haften in unserm Auge, die Töne eines Liedes hallen in der Seele fort, harmonische Eindrücke, welche das Auge oder das Ohr empfangen hat, begleiten uns zur Arbeit wie zur Ruhe, und gehen als ein neues Element in das Spiel unsrer Gedanken über. Die Musik war erst während des Mittelalters auf eine Bahn gebracht worden, wo sie in wahrem Sinne als Kunst sich entfalten konnte. Es wurde nämlich bei mehreren Registern der Orgel, wenn man den ersten Ton anschlug, zugleich immer der dritte oder fünfte gehört. Nachdem sich das Ohr an diesen Zusammenklang gewöhnt hatte, versuchte man die Anwendung beim Gesang, und kam zu der Einsicht, daß noch gar manche andre Accorde möglich seyen. Der um dieselbe Zeit erfundne Takt bot ein Mittel dar, um der Verwirrung auch dann vorzubeugen, wenn die sich begleitenden Töne nicht genau neben einander herliefen. Bald wagte man es daher, die Stimmen nach Art eines Kanons einander folgen, einander unterbrechen zu lassen; dieselbe Melodie wurde in verschiednen Tonverhältnissen durchgeführt, oder auch eine zweite mit der ersten verschränkt. So ist durch den Scholastikus Franko von Köln, der um 1066 den Takt erfunden hat, durch Marchettus von Padua, der um 1270, durch Johannes de Muris, der um 1300 in Paris gelebt hat, allmählig der Mensural- und Figuralgesang ausgebildet worden. Um 1322 eiferte Johannes XXII. in einer Bulle wider die neuern Singweisen; allein sie drangen unaufhaltsam durch, und die wohlhabenden Städte der Niederländer brachten eine lange Reihe ausgezeichneter Musiker hervor; unter ihnen Johann Tinctor aus Nivelle, Musikdirektor König Ferdinands von Neapel, zugleich ein geschickter Mahler, Ricciafort, Willaert, Mouton, Verdelot, Gombert, Lupius,

Lassus, Waelrant, Jaquettus Berchem von Antwerpen, Pevernage, Verdonk. Weit über die Andern als Häupter der flamändischen Schule ragen drei Künstler hervor: Obrecht oder Hobrecht, der den wegen seiner schönen Diskantstimme unter die Chorschüler aufgenommnen Erasmus zu Utrecht im Gesange unterrichtete, Ockenheim oder Ockegem, wie es scheint, ein Hennegauer, und Ockegems Schüler Josquin, der Händel des fünfzehnten Jahrhunderts, zwischen 1471 und 1484 päbstlicher Sänger, sodann Musikdirektor in Cambray, ein erfinderischer und kühner Komponist, von welchem Luther sagte: „Josquin ist ein Meister der Noten; diese haben thun müssen, wie er gewollt, andre Komponisten müssen thun, wie die Noten wollen.“ Im folgenden Jahrhundert konnte Louis Guicciardin von den Niederländern urtheilen: „Sie stehen in der Musik obenan, und äussern ein so entschiednes natürliches Talent für diese Kunst, daß Männer und Frauen sogar ohne Unterricht mit angenehmer Stimme den Ton zu treffen wissen. Daher die glänzenden Leistungen in der Vocal- und Instrumental-Musik, womit sie unser Ohr bezaubern; daher die Auszeichnung, mit welcher sie an allen Höfen der Christenheit behandelt werden.“ So erzählt der Abt du Bos aus Corios Geschichte von Mailand, der Herzog Galeazzo Sforza habe um 1470 dreissig Musiker aus den französischen Niederlanden berufen; und einem gewissen Cordier, wahrscheinlich dem Vorsteher derselben, monatlich 100 Dukaten bezahlt. Auch Frankreich, England und Italien hatte Komponisten aufzuweisen, die dem Muster der flamändischen Schule mit Glück nacheiferten; am nächsten aber reichten deutsche Künstler, und unter diesen vornämlich Godendach (Bonadies), Heinrich Isaak, Stephan Mahu und Thomas Stolzer zu den tonangebenden Meistern in Niederland hin, jedoch mit dem Unterschiede, daß in Deutschland auch schon der weltliche Gesang zu

einer freiern Ausbildung gelangte. Von den herrlichen Schöpfungen italiänischer, niederländischer und deutscher Mahler ist im Vorhergehenden schon die Rede gewesen; hier möge es genügen, statt Aller Einen zu nennen, den in gerechtem Stolze seine Nation durch den Beinamen des Göttlichen ausgezeichnet hat. Geboren am Charfreitage desselben Jahres, in welchem Luther das Licht der Welt erblickte, einziges Kind eines armen Mahlers von Urbino, dessen höchster Wunsch darin bestand, daß der Sohn einst den Vater übertreffen möchte, und einer sanften Mutter, die sich nur nach dem härtesten Kampfe vom Liebling ihres Herzens zu trennen vermochte, legte Rafael Sanzio unter der Leitung des Meisters Pietro in Perugia, und des Fra Bartolomeo in Florenz, sowie durch das Studium der Anatomie und der Perspektive einen festen Grund für die Gebilde seiner erfinderischen Einbildungskraft, mahlte, da ihn sein Verwandter Bramante empfahl, von Pabst Julius aufgefordert, den Streit über die Sakramente, die Schule von Athen, den Berg Parnassus und andre Werke im Vatikan, welche bis auf den heutigen Tag eben so viele Triumphe der Kunst sind, wurde bald von so vielen Verehrern bestürmt, daß er eine Menge Zeichnungen durch seine Schüler ausführen lassen mußte, unter denen Giulio Romano hervorsticht, setzte, als er 1520 in der Blüthe seiner Jahre und in der nahen Aussicht auf den Kardinalshut dahinstarb, ganz Rom in Trauer, und hinterließ für alle Folgezeit das Andenken, in Bescheidenheit groß, schön an Leib und Seele und vermöge des natürlichen Ebenmaßes seiner ganzen Natur durchaus ein Künstler gewesen zu seyn. Waren es nicht Früchte des christlichen Geistes, wenn er die Schmerzen der sündebeladnen Menschheit, die Geheimnisse der Offenbarung, die Liebe des Erlösers und seine Verklärung auf dem Berge Tabor in unvergänglicher Farbenpracht darstellte? Hat

nicht ebenso Michel Agnolo Buonaroti, der 1474 auf einem Landschlosse im Gebiet der Florentiner zur Welt kam, und mit gleich seltner Kühnheit Marmorblöcke meiselte, Heldengestalten auf frischen Kalk zeichnete, Brücken sprengte, Palläste baute, und Kuppel wölbte, in seinem Moses, in seinen Propheten das lebendigste Verständniß der Schriften des alten Bundes beurkundet? Ueberhaupt standen Mahler, Bildhauer, Baumeister und nicht weniger die Musiker im Dienst der Kirche; denn sie gab den Stoff her fast zu jedem kunstreichen Gedanken, sie wies den meisten Kunstwerken ihre Bestimmung an; sie allein durfte bei keinem Unternehmen vor der Größe des Aufwandes zurückbeben. Doch nicht der Geist des Christenthums, sondern das stolze Bewußtseyn, auf dem erhabensten Throne der Welt zu sitzen, war es, was im Jahre 1506 den zweiten Julius anfeuerte, dem heiligen Petrus eine Kirche zu bauen, die alle Tempel des Alterthums überragen, alle Heiligthümer der christlichen Jahrhunderte überglänzen, und unter dem Zusammenwirken aller Künste zur Kathedrale der gesammten Christenheit ausgeschmückt werden sollte. Der vorhin genannte Bramante entwarf die Zeichnungen dazu, und Leo X. ein ächter Sprößling des mediceischen Hauses, setzte das vom Vorfahrer begonnene Werk mit regem Eifer fort. Es war eine verhängnißvolle Zeit, als die Grundpfeiler des Sankt-Peterdomes emporstiegen: eine neugeschaffne Kriegskunst spottete der Felsburgen, der stählernen Wehr und der Erfahrungen des Adels; durch eine neugefundne Art der Mittheilung wurden Kenntnisse unter das Volk gebracht, und Schwächen der Geistlichkeit aufgedeckt; neueingeschlagne Handelsstraßen drohten den Wohlstand gerade derjenigen Städte zu überflügeln, die eine Wiege des Bürgerthums gewesen waren; am fernen Horizont dämmerten neue Welten herauf; selbst der sichre Grund der Erde begann zu schwanken, seit-

dem das Feuerauge eines Kopernikus in die Tiefen des Himmels geblickt hatte; die in Amerika gesuchten, und bald von dort herüberströmenden Metalle sollten den Werth aller Dinge verrücken: ein zunehmendes Schwanken der Verhältnisse und der Begriffe kündigte der Geisterwelt die Nähe des heraufziehenden Sturmes an; doch Niemand ahnte, wohin das Gewitter sich entladen würde. Da fuhr der erste Blitzstrahl auf die dreifache Krone hernieder. Der Bau des katholischen Domes in Rom rief den Bau einer protestantischen Kirche hervor. Jenseits der Alpen stand der Sohn eines Bergmannes auf, um die Rache des hohenstaufischen Kaisergeschlechtes spät, aber im edelsten Sinne zu übernehmen. Denn also war es im Rathe des Höchsten beschlossen, daß nicht ein den Sinnen schmeichelnder Wettstreit der Künstler, sondern ein furchtbarer, die Menschheit bis aufs Mark erschütternder Kampf um das Heiligste die neue Aera heraufführen solle. Deutsche Völker hatten zu Anfang und während des Mittelalters ihre erste Kraft daran gewendet, um der auf Erden eingeführten Religion Jesu in der Kirche eine prachtvolle Wohnstätte zu bereiten; deutsche Helden hatten umsonst ihr edles Blut verspritzt, als das sichtbare Oberhaupt dieser Kirche seinen heiligen Beruf durch Plane der Herrschsucht zu entweihen begann: ein Deutscher war bestimmt, die Religion zu retten, als man ihren Geist der in der Kirche verkörperten Form aufopfern und dem Heilande der Welt seine Residenz neben dem Vatikan anweisen wollte. Und bei diesem Kampfe um das Christenthum sollte eine Gedankensaat theils ausgestreut, theils vorbereitet werden, der späterhin nicht sowohl die Kultur der Kunst, als vielmehr die Kunst der Staaten und der geselligen Verhältnisse des Menschengeschlechtes überhaupt entsprießen mußte. Dieß Alles ward durch eine Begebenheit eingeleitet, die es in das hellste Licht setzte, auf

welcher Seite dießmal das Recht zu suchen sey. Um den Bau der Peterskirche zu bestreiten, um andre Ausfälle der päbstlichen Kasse zu decken, und, laut glaubwürdiger Versicherung, um seiner Schwester ein glänzendes Geschenk zu machen, nahm Leo X. den damals herrschenden Glauben in Anspruch, daß Christi stellvertretendes Leiden die Seelen nur vom ewigen, durch die Erbsünde verdienten Tod erlöse, daß bestimmte Vergehen entweder im Fegfeuer, oder vorher noch auf Erden gebüßt werden müssen, daß man, statt die Strafe wirklich zu erstehen, eine Geldbuße erlegen könne, und daß der Pabst Vollmacht habe, den zahlenden Sünder mittelst eines Scheines auf die überflüssigen Verdienste Jesu und der Heiligen anzuweisen, die als ein himmlischer Schatz guter Werke unter der Verwaltung des Kirchenoberhauptes stehen. Das Jubeljahr 1525 lag für die Bedürfnisse Leos noch allzuferne; er fertigte also im Voraus eine Indulgenz- oder Ablaßbulle aus, erhob darauf hin von italiänischen Banquiers baare Summen, und beauftragte den Erzbischoff Albrecht von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, Bruder Joachims I. von Brandenburg, innerhalb seiner Sprengel den Ablaß pachtweise einzuziehen. Albrecht hinwiederum bestellte zum Behuf des Einzugs umherreisende Unterkommissäre, und unter diesen den aus Leipzig gebürtigen Dominikanermönch Johann Tetzel, einen niederträchtigen Bösewicht, der nur durch Kaiser Maximilians Gnade der Strafe, im Inn ersäuft zu werden, entronnen war. Man hatte es auf die Spitze getrieben: eine schlechte Sache ward durch den schlechtesten Menschen geführt, die Sorge für das Seelenheil der Christenheit als eine elende Geldmäkelei behandelt, und somit der schwächste Punkt des hierarchischen Systems mit einer Frechheit ans Licht gekehrt, die zum Angriff auf das ganze Gebäude einladen mußte.

Zweites Hauptstück.

Martin Luther und der 31ste Oktober 1517.

Den 10. November 1483 hatte Margaretha, eine geborne Lindemann, Ehefrau des Bergmannes Hans Luther zu Möra, während eines zufälligen Aufenthalts in Eisleben ein Knäblein geboren, dem folgenden Tages bei der Taufe der Name des Kalenderheiligen Martin beigelegt wurde. Sein Vater gab ihm eine fromme, aber strenge Erziehung, bestimmte ihn, durch günstige Zeugnisse der Lehrer bewogen, zum Rechtsgelehrten und schickte ihn, damit er die nöthigen Vorkenntnisse erlangen möchte, in die Kurrendschule zu Magdeburg, wo mittellose Knaben unentgeltlich unterrichtet wurden. Hier mußte der junge Luther durch Gesang in Kirchen und vor den Häusern sein Brod erwerben und sich gar kümmerlich behelfen, so daß er bald nothgedrungen eine ähnliche Schule in Eisenach bezog, weil hier Verwandte der Mutter eine Erleichterung seiner Lage hoffen ließen. Wirklich gieng es ihm nun etwas besser, zumal, da er bei einer gottseligen, durch seinen schönen Gesang erbauten Frau so viele Unterstützung fand, daß er, der drückendsten Nahrungssorgen enthoben, seinen Studien ungestörter sich widmen konnte. 1503 bezog er die hohe Schule zu Erfurt, wo er der scholastischen Philosophie mit angestrengtem Fleisse oblag und bald auch die Rechtswissenschaft zu studieren anfieng. Mehr aber als diese Gegenstände des Wissens zog ihn die Bibel an, die er zum erstenmale während seines 20sten Jahres in einer Bibliothek zu Gesichte bekam. Die Begeisterung für Gottes Wort, und der plötzliche Tod seines vertrauten Freundes Alexis, den vor Martins Augen ein Blitz-

strahl niederschmetterte, erzeugten in ihm eine schwärmerische Stimmung. Von den Schrecken des Todes verfolgt, begab er sich den 17. Juli 1505, wohl etwas übereilt und zu großem Verdrusse seines Vaters, als Novitze in das Augustinerkloster zu Erfurt. Die Entbehrungen des Klosterlebens, verbunden mit anstrengendem Lerneifer, steigerten den Trübsinn seines Geistes, so daß er 2 Jahre später gegen die Abmahnungen des Vaters und mehrerer Freunde das Gelübde nahm und die Priesterweihe erhielt. Nur Musik verschaffte ihm in den Stunden tiefster Schwermuth einige Erheiterung, konnte ihm aber keinen dauernden Frieden bereiten. Staupitz, Landschaftsmeister des Augustinerordens in Sachsen, ein würdiger, vom Geiste des Christenthums erwärmter Mann, gewann sein Vertrauen, ermunterte den Verzweifelnden zu immer ernsterer Forschung in der Schrift, und aus dieser Quelle schöpfte Luther, von Augustin und den Mystikern geleitet, die in Scholastik und Mönchthum fast vergeßne Lehre, daß der Mensch nicht durch äusserliche Werke, sondern durch ein göttliches Leben im Glauben selig werden könne. Die Begeisterung, womit er diese Wahrheit auffaßte, wurde für seine ganze Zukunft entscheidend. Durch Staupitz veranlaßt, übernahm er 1508 ein Lehramt der scholastischen Philosophie an der neugegründeten Universität Wittenberg, gieng aber, weil er hiezu wenig innern Beruf fühlte, in Kurzem zur Theologie über. Da er durch manche, in innern Kämpfen gewonnene Erfahrungen die theologische Gelehrsamkeit zu beleben wußte, wurde er bald ein gefeierter Lehrer. Der Rath von Wittenberg wählte ihn zum Prediger, welchem Rufe er nach langem Widerstreben erst auf Staupitzens Zureden hin Folge leistete. Seine kirchlichen Vorträge wurden nicht nur mit großem Beifall gehört, sondern hinterließen bleibende Eindrücke. 1510 wurde er in Angelegenheiten sei-

nes Ordens zu einer Reise nach Rom beordert. Er kam dahin erfüllt von tiefster Ehrfurcht gegen diese Hauptstadt der Christenheit und gegen das Pabstthum, mag aber schon damals halb irre geworden seyn, als er die Kriegslust Julius II., die frivole Ueppigkeit vieler Geistlichen, und den weltlichen Sinn, womit man in Rom alles Kirchliche behandelte, aus der Nähe gewahr wurde. Er hörte selbst, wie die Priester das Meßopfer während der Vollziehung verhöhnten, indem sie sagten: „Brod bist du, und Brod bleibst du, Wein bist du und bleibst Wein.“ Nach seiner Zurückkunft zum Doktoren der Theologie ernannt, ergriff er die Pflicht, welche als solchem ihm auferlegt wurde, daß er die h. Schrift sein Leben lang studieren und predigen solle, mit dem ganzen Ernst seiner Seele. Und auch nachmals, wenn ihn der Gedanke erschreckte, wie doch er dazu gekommen sey, ein solches Wesen in der Christenheit anzurichten, beruhigte er sich immer wieder bei seinem Doktorseide, der ihm die Bibel zur einzigen Richtschnur gemacht habe.

Während nun Luther mit Eifer und zunehmendem Beifall in Wittenberg lehrte, kam der Dominikanermönch Tetzel in die Gegend dieser Stadt und bot den Ablaß schamlos, unter wahrhaft marktschreierischen Anpreisungen feil. Der Zettel mit des Pabstes Wappen, behauptete er, vermöge eben so viel als Christi Kreutz, da dieser von der Himmelfarth bis zum jüngsten Gericht seinem Stellvertreter alle Macht übergeben und somit nicht mehr viel mitzureden habe. Von Uebertretung der Fasttage bis zum schwersten Verbrechen konnte man sich für Geld und einige rein äusserliche Bußen auf ein paarmal 100,000 Jahre Ablaß verschaffen. Stand in der päbstlichen Bulle auch angemerkt, wem der Ablaß zu gut kommen solle, müsse zugleich ein bußfertiges Herz haben, so unterließ es doch Tetzel, solche Bedingungen einzuschärfen. Selbst der ge-

meine Mann schöpfte bereits hie und da Verdacht, als wäre es nicht sowohl darauf abgesehen, die Leute von Sünden, sondern vielmehr von Geld und Gut zu absolviren. Dennoch hatte der Ablaßkrämer großen Zulauf vom Volke. Luther aber, als er sah, daß Mehrere, die bei ihm beichteten, in trotzigem Vertrauen auf die eingelösten Zettel, von Besserung nichts wissen wollten, verweigerte ihnen die Lossprechung, sann, hiedurch aufmerksam gemacht, gründlicher über die Sache nach, erkannte den Widerstreit, in welchem sie mit dem Bibelworte stand, von Tag zu Tage klarer, predigte mit Nachdruck von Buße und Sündenvergebung, und schlug endlich, damit das dumpfe Stillschweigen über ein solches Aergerniß der Christenheit gebrochen werde, am Vorabend des Allerheiligentages 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, welche hauptsächlich gegen den Mißbrauch des Ablasses gerichtet waren, jedoch auch schon manche andre verwandte Punkte berührten. Das Wesentliche ihres Inhalts ist etwa Folgendes: »Wenn unser Herr Christus spricht: thut Buße, so will er, daß das ganze Leben der Gläubigen eine unaufhörliche Buße sey. Der Pabst kann nur die Strafen erlassen, die er laut des kanonischen Gesetzes auferlegt, und Diejenigen predigen Menschentand, die behaupten, sobald das Geld im Kasten klinge, fahre die Seele aus dem Fegfeuer. Die vielmehr werden zum Teufel fahren, welche meinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu seyn. Des Pabstes Ablaß ist nur eine Erklärung der göttlichen Sündenvergebung. Wüßte der Pabst von der Schinderei des Ablaßkrames, er wollte lieber, St. Peters Münster würde zu Pulver verbrannt.« Durch die angeschlagnen Sätze wollte Luther, wie dieß in jener Zeit nicht selten geschah, zu einer gelehrten Disputation über den Gegenstand einladen. Auch schrieb er an den Erzbischoff Albrecht von Mainz, der als ein verständiger Mann und Beschützer

der Wissenschaft galt, und legte ihm die demüthige Bitte vor, seine Behauptungen zu prüfen, und das Uebel abzustellen. Allein Albrecht dachte an die Summen, welche der Generalpacht zum Behufe seiner glänzenden Hofhaltung abwerfen werde, und schwieg. Die Bischöffe von Meissen, Merseburg und Zeitz, an die Luther ebenfalls geschrieben hatte, antworteten kalt und behutsam: er möge gefährliche Händel vermeiden und des Pabstes Rechte nicht unvorsichtig antasten. Tetzel dagegen, ernstlich auf Rache bedacht, ließ in Frankfurt an der Oder von dem Professor Wimpina Streitsätze gegen Luther verfertigen und anschlagen. Sylvester Prierias, ein Hausbeamter des Pabstes, hatte schon früher zur Widerlegung des Mönchs von Wittenberg, dessen Thesen sich mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganz Deutschland bis nach Rom verbreitet hatten, ein Gespräch verfaßt. Beide erlaubten sich Verdrehungen und Schimpfreden, und stellten übertriebne Behauptungen von der Machtvollkommenheit des Pabstes auf. Wimpina behauptete: derselbe könne in Glaubenssachen nicht irren, und Prierias sagte sogar: alles Ansehen der Schrift und der Kirchenversammlungen hänge lediglich von ihm ab, und der Statthalter Christi sey den Befehlen Gottes nicht wie andre Menschen unterworfen. Luther erwiederte in heftigem Tone: wenn es sich also verhalte, so sey Rom Sitz des Antichrists, und er wolle es denn hinfort nicht mit der Kurie halten, sondern sie nebst Päbsten und Kardinälen verläugnen, als den Gräuel der Verwüstung, welcher an heiliger Stätte stehe. Uebrigens sandte er, in der Ueberzeugung, für die Würde der Kirche zu streiten, wenn er den Ablaß angreife, seine Thesen selbst an Leo X. und zwar mit einem Schreiben begleitet, das im Tone voller Ergebenheit abgefaßt war. Doch Leo, ein großartiger Beförderer der Künste, sorgte keineswegs mit gleichem Eifer für das Wohl der Kirche. Er sah

die Sache als eine im Ganzen unbedeutende, langweilige Mönchszänkerei an, citirte jedoch Luthern, wahrscheinlich auf Andringen der Ketzermeister nach Rom, um dort zu widerrufen, oder sein Urtheil zu empfangen. Gleichviel, mit welchen Augen das Oberhaupt der Kirche damals den Streit betrachten mochte: für den Vorgeforderten war in jedem Falle die Gefahr plötzlich auf einen hohen Grad gestiegen; denn es lag in seinem Charakter, auch der Inquisition gegenüber mit Entschiedenheit aufzutreten, und sobald man dieß bemerkte, rieth es der römischen Kurie die Klugheit an, den kühnen Mönch unschädlich zu machen. Alles hieng nunmehr von dem Benehmen der weltlichen Macht ab. Maximilian, dessen Wunsch es war, daß seines Enkels Erwählung zum römischen Könige durch Leo kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, schrieb sehr ungünstig über Luther nach Rom. Um aber auf den Fall, wenn Leo diesem Wunsche zuwider handelte, ein Schreckniß in Bereitschaft zu haben, empfahl er auf der andern Seite den Mönch, unter der Aeusserung, „man möchte seiner einmal bedürfen," der Vorsorge des Churfürsten Friedrich von Sachsen. Dieser, ein verständiger, gerechter, für das Wohl der Unterthanen besorgter, übrigens kirchlich frommer Fürst, der während seiner Jugend eine Pilgerfarth nach Palästina gemacht hatte, sah ohne tiefe Kenntnisse in der Theologie das Wahre in Luthers Behauptungen ein, und hörte die Bitten der Universität Wittenberg, die sich für ihren gefeierten Lehrer verwendete, mit Wohlgefallen an. So wurde es denn eingeleitet, daß Luther nicht in Rom, sondern in Augsburg vor dem Kardinallegaten Cajetan sich stellen durfte.

Im Oktober 1518, unter dem Geleite des Kaisers und der Stadt Augsburg, erschien er daselbst. Der Kardinal, obgleich er Anweisung hatte, wofern Luther nicht widerrufen wolle, ihn zu verhaften, gieng doch Anfangs

milde und herablassend zu Werke, und ließ sich darauf ein, zu belehren und zu widerlegen; daß aber Widerruf geleistet werden müsse, dieß glaubte er aus der Scholastik und dem Kirchenrechte erweisen zu können. Luther hielt ihm, unter Berufung auf Stellen der Bibel, entgegen: Niemand vermöge nur so viel Gutes zu thun, als er solle, deßhalb besitze die Kirche keinen überfließenden Schatz an guten Werken, woraus Ablaß ertheilt werden könnte; Christi Verdienst wirke ohne päbstliches Zuthun; das kirchliche Recht und den Pabst könne er nicht über die Schrift setzen, laut Gal. 1, 9.; doch wolle er über jenen Punkt schweigen, sofern auch seine Gegner schweigen; den Satz übrigens, daß wir nur durch den Glauben und die Gnade Gottes selig werden, könne er nicht aufgeben, bevor man ihn eines Bessern belehre; denn nicht aus Eitelkeit und Anmaßung sey er aufgetreten, sondern aus Pflicht gegen Gott und seines Gewissens halber. In spätern Zusammenkünften wurde er ziemlich heftig; Cajetan brach die Verhandlungen ab, und entschloß sich, seiner anfänglich noch geheim gehaltnen Vollmacht gemäß Luthern als Ketzer zu verhaften. Dieser aber, von Freunden gewarnt, reiste heimlich ab, nachdem er eine Appellation von dem übel unterrichteten Pabst an den besser zu unterrichtenden eingelegt hatte. Cajetan, in einem Schreiben an Friedrich den Weisen Klage darüber führend, daß Luther ungeachtet so milder Behandlung trotzig davon gegangen sey, forderte entweder die Auslieferung desselben nach Rom, oder wenigstens seine Verbannung aus sächsischen Landen. Anfänglich schien der Churfürst selbst zu wünschen, daß Luther Wittenberg verlassen möchte, und dieser traf bereits dazu Anstalt; aber auf erneuerte Vorstellungen der Universität hin beschloß Friedrich, ihn zu halten und eine gütliche Beilegung der Sache einzuleiten. Leo, persönlich zu milden Maßregeln geneigt, suchte überdieß die Gunst

des Churfürsten wegen der Wahl des römischen Königs; denn er hoffte, Friedrich gewinnen zu können, daß er mit ihm der Erwählung König Karls von Spanien entgegen arbeite. Er schickte daher Karl von Miltitz, einen sächsischen Edelmann und päbstl. Kammerherrn nach Sachsen, um dem Churfürsten eine geweihte güldene Rose zu bringen, wie der Pabst gekrönten Häuptern zu sonderlicher Auszeichnung hie und da schenkte. Dabei hatte er den Auftrag erhalten, zu sehen, wie es mit Luthers Sache am sächsischen Hof stehe. Schon unterwegs fand er die öffentliche Meinung so sehr dafür entschieden, daß er bekannte, nicht einmal mit einem Heere von 20,000 Mann möchte er den Doctor Luther nach Rom führen. Zu Leipzig nahm er Tetzeln vor, der sich vor dem Unwillen des Volks in einem Kloster verborgen hielt, gab ihm seine und der römischen Kurie Mißbilligung nachdrücklich zu erkennen, und jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß der Elende bald darauf starb. Luther, der etwas von der Natur des Löwen in sich spürte, hatte kaum die Demüthigung seines Feindes vernommen, als er ein freundliches Trostschreiben an ihn absandte und ihn bat, was den Doctor Martin anbelange, guten Muthes zu seyn. Miltitz aber ließ den Reformator zu sich nach Altenburg kommen, redete gar freundlich und milde mit ihm, mengte sogar Thränen und Küsse darunter, gestand Mißbräuche zu, empfahl jedoch Nachgiebigkeit, damit das Ansehen des römischen Stuhles nicht Noth leide. Luther versicherte: er habe den Handel nicht begonnen in der Meinung, daß er der römischen Kurie Vieles abspreche, sondern vielmehr, um als gehorsamer Sohn der Kirche die lästerlichen Reden zu widerlegen, woraus für sie so viel Aergerniß, Schimpf und Schande erwachse. Auch versprach er eine Schrift ausgehen zu lassen, worin seine Achtung vor der Kirche

an den Tag gelegt und jedermänniglich zur Unterwerfung unter dieselbe ermahnt werden solle.

Wenn es nach dieser Unterredung einigen Anschein hatte, als ob eine friedliche Beilegung des Streites immerhin noch möglich wäre, so wurde bald darauf desto schneidender jede dahin einschlagende Hoffnung abgebrochen. Kanzler Eck in Ingolstadt, einer der gelehrtesten Theologen jener Zeit, hatte schon früher unter dem Titel »Obelisken« eine heftige Schrift gegen Luther ausgehen lassen, worauf zuerst Karlstadt, ebenfalls Lehrer zu Wittenberg, dann Luther selbst, in einer Schrift, die er »Asterisken« betitelte, erwiedert hatte. Nachdem noch mehrere Streitschriften gewechselt worden waren, kam man auf den Gedanken, den Streit mündlich auszufechten. Herzog Georg von Sachsen betrieb es besonders angelegentlich, daß eine Disputation, und zwar auf der Pleissenburg in seiner Universitätsstadt Leipzig veranstaltet würde. Eck ließ 13 Streitsätze über Buße, Gnade, freien Willen, Ablaß und die Macht des Pabstes drucken. 1519 den 27. Juni began die Disputation und dauerte 17 Tage. Den Anfang machte Karlstadt, der mit Aussprüchen der Bibel und Augustins das gänzliche Unvermögen des natürlichen Menschen zum Guten und die Unverdienstlichkeit aller Werke zu erweisen suchte. Luther hingegen griff Ecks Behauptungen von der Macht des Pabstthums an, und stellte die Ansicht auf, daß der Pabst nicht nach göttlichem, sondern nach menschlichem Rechte Oberhaupt der Kirche sey. Jede Parthei wollte gesiegt haben; das wahre Ergebniß der Disputation bestand jedoch darin, daß Luther aus seiner frommen Scheue vor dem Pabstthum nun vollends herausgerissen wurde, und daß in Folge davon auch die Anhänger und die Gegner seiner Meinungen schärfer auseinandertraten. Eben dahin wirkten mehrere Schriften des Reformators, die bald nachher in das Pu-

blikum kamen. Zuvörderst das treffliche, an den Adel deutscher Nation gerichtete Buch „von des christlichen Standes Besserung,“ worin er ein zusammenhängendes Bild von den Mängeln und Mißbräuchen in Kirchenverfassung und Regierung entwirft, und Vorschläge zu ihrer Reform macht. „Mit drei Behauptungen,“ sagte er, „haben die Romanisten wie mit einer dreifachen Mauer sich umgeben. Wenn man auf sie gedrungen ist mit weltlicher Gewalt, so haben sie gesagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über sie, sondern die geistliche sey über der weltlichen. Wollte man sie mit der h. Schrift zurechtweisen, so entgegneten sie, es gebühre Niemanden als dem Pabst, die Schrift auszulegen. Drohte man mit einem Concil, so erdichteten sie, es dürfe Niemanden ein Concil berufen als der Pabst.“ Luther zeigt dagegen, es gebe keinen besondern Stand von Priestern, sondern alle Christen seyen durch die Taufe und den Glauben wahrhaft geistlichen Standes. Daraus folgert er, also gebe es auch keine besondre geistliche Gewalt, sondern der geistliche Stand sey der weltlichen Obrigkeit unterwürfig, und diese habe das Recht, Geistliche, Bischöffe und Päbste zu strafen und abzusetzen. Eben weil der Pabst nicht höhern Standes ist als jeder Christ, so kommt ihm auch kein ausschließliches Recht zu, die Schrift auszulegen, oder ein Concil zu berufen, welches Jeder, der ein Recht dazu hat, am schicklichsten aber der Kaiser berufen mag. Als Hauptgegenstand für ein reformirendes Concil bezeichnet nun Luther die Einschränkung des Pabstes. Man soll ihm seine weltliche Macht nehmen und dafür Bibel und Gebetbuch anweisen, soll die Kirchenstrafen sammt dem ganzen kanonischen Rechte abschaffen, keine Annaten und Palliengelder, keine Dispensationen, Meß- und Ablaßbriefe mehr zahlen, das Cölibat aufheben, den Volksunterricht verbessern und die Studien der Akademiker regeln. Ohne

allen Zweifel, sagt er, sey der Pabst der Antichrist, und die ganze Form der römischen Kirche und Hierarchie müsse aufgelöst werden. Kurz nachher beleuchtete er in einer andern Schrift, welche „die babylonische Gefangenschaft“ betitelt ist, die Irrthümer hinsichtlich der Messe und der sieben Sakramente, hob die Macht des Glaubens hervor, der durch päbstliche Satzungen bisher unterdrückt worden sey, nannte das Pabstthum geradezu eine Stiftung des Teufels, und erklärte, zwischen Laien und Priestern bestehe der einzige Unterschied, daß diese von der Gesellschaft den Auftrag bekommen hätten, im Namen Aller gewisse Verrichtungen, vorzüglich die Predigt des göttlichen Wortes zu übernehmen und zu besorgen.

Nach den Grundsätzen der römischen Kirche konnte es nicht anders kommen, als daß von der Kurie ein förmliches Verdammungsurtheil gegen Luther ausgesprochen wurde. Leo gab denen, welche den Weg der Strenge für nothwendig erklärten, endlich nach, und ließ unter dem 14. Juni 1520 eine Bannbulle ausfertigen, in welcher man 41 aus Luthers Schriften gezogne Sätze als ketzerisch bezeichnete, und über ihn selbst den Bann aussprach, wenn er nicht innerhalb 60 Tagen widerrufen würde, allen Fürsten und Obrigkeiten aber unter Androhung gleicher Strafe befahl, ihn und seine Anhänger nach Rom zu schicken. Diese Bulle wurde durch zwei Legaten an den Erzbischoff Albrecht von Mainz gesandt, mit dem Auftrage, daß er für die Vollstreckung derselben besorgt seyn möge. Doch waren es keineswegs Empfindungen des Schreckens, die der vom päbstlichen Stuhl herabgeschleuderte Bannstrahl in Luthers Seele hervorrief: eine gleich darauf erschienene Schrift „wider die Bulle des Antichrists“ sprühte nur Entrüstung und Grimm; und zum feierlichen Zeichen, daß er vor den Flüchen des Pabstes nicht bebe, zog er am 10. December 1520, Vormittags 9 Uhr, von

Magistern und Studenten begleitet, durch das Elsterthor, ließ einen Holzstoß anzünden und warf die Bannbulle sammt dem kanonischen Rechte unter den Worten ins Feuer: »weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!« Im Unmuth hatte der gereitzte Löwe den letzten Schritt gethan, und jeden Rückweg sich abgeschnitten: er allein, ein kühner Mann ohne Heer und Wehr, stand den tausendjährigen Bollwerken der Hierarchie und der unentfliehbaren geheiligten Macht gegenüber, die ihren Sitz in den Gewissen der Menschen aufgeschlagen hatte. Drohender gestalteten sich von Tag zu Tag über seinem vom Bannstrahl gesengten Haupte die Zeichen: Churfürst Friedrich der Weise theilte nicht mehr mit Ludwig von der Churpfalz die Reichsverweserei: der Kaiserthron war wieder besetzt: ein Größerer als Maximilian hatte ihn eingenommen. Die Unruhen, welche innerhalb des Reiches, in Hildesheim und Würtemberg gährten, die gespannten Verhältnisse zwischen den Höfen von Madrid und Paris, welche den nahen Ausbruch eines Krieges drohten und die finstern Wolken, die am östlichen Horizont, an den Gränzen Ungarns sich aufthürmten, liehen der Wahlverhandlung eine mehr als gewöhnliche Bedeutung. König Heinrich VIII. von England trat zu spät als Bewerber in die Schranken; der französische König dagegen gewann durch Wagen voll Geldes, die er im Reiche herumführen ließ, einflußreiche Stimmen; Leo wies den Antrag des Engländers nicht zurück, zeigte sich verbindlich gegen den Franzosen, bedeutete übrigens die Churfürsten insgeheim, Einen aus ihrer Mitte zu wählen. Dieser Vorschlag drang im Wahlkollegium durch: die Stimmen neigten sich auf den sächsischen Churfürsten; doch Friedrich der Weise lehnte, nach des Erasmus Ausdruck, mit größerem Ruhme die Krone ab, als Andre sie erstrebt hatten. »Wir brauchen einen mäch-

tigen Kaiser,« sprach er: »Karl von Spanien verdient den Vorzug um so mehr, da er zugleich deutschen Geblütes ist; doch mag er durch Gesetze eingeschränkt werden, auf daß die deutsche Freiheit ungefährdet bleibe.« So wurde den 28. Juni 1519 Karl V. erwählt, unter der Bedingung, daß er kein fremdes Kriegsvolk ins Reich führe, Hofämter nur mit Deutschen besetze, in Reichsgeschäften nur die deutsche oder lateinische Sprache gebrauche, keinen Reichstag anderswo als im Reich halte, ohne den Willen der Churfürsten keine Steuer ansetze, vom Reich nichts veräußre, jedem Stand zu dem Seinigen verhelfe, dem ordentlichen Recht seinen Lauf lasse, und »keine Achtserklärung unverhört« ausspreche. Der Kaiser, den 24. Februar 1500 zu Gent geboren, durch den gelehrten Adrian von Utrecht im katholischen Glauben erzogen, durch Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, frühzeitig in die Geschäfte eingeleitet, vertraut mit den großen Männern der Vergangenheit, ernsthaften Aussehens, lebhaften Geistes und von hochstrebenden Entwürfen erfüllt, langte erst den 22. Oktober 1520 aus Spanien und den Niederlanden vor der Krönungsstadt Aachen an: die Churfürsten ritten ihm eine Stunde entgegen und stiegen, als sie seiner gewahr wurden, ab; 3000 Mann Fußvolk und 1000 Pferde folgten ihm; der Herold warf Geld unter das Volk; ein hohles Bild, in welchem ein Mann gieng, stellte Karl den Großen vor; sechs Männer von Aachen bliesen auf krummen Erzhörnern. In der Sakristei der Stiftskirche wurde die Wahlkapitulation beschworen, und folgenden Tags zur Krönung geschritten. Vor dem Altar legte sich Karl auf einen Teppich, bis der Consecrator die Gebete vollendet hatte, und die Litanei gesungen war. Die sechs gewöhnlichen Fragen beantwortete er lateinisch mit volo. Fürsten und Volk, vom Consecrator, dem kölner Churfürsten, gefragt, ob sie gegenwärtigen Karl für ihren König und

Herrn annehmen und ihnen gehorchen wollten, antworteten dreimal fiat. Nach der Salbung gaben ihm die drei geistlichen Churfürsten miteinander Karls des Großen bloßes Schwert in die Hand, steckten es dann in die Scheide und umgürteten ihn damit. Der von Köln gab ihm einen goldnen Reif an den Finger, Scepter und Reichsapfel in die Hände und zuletzt setzten sie ihm Karls des Großen Krone auf, und er, beide Hände auf den Altar legend, schwur den Krönungseid. Des Pabstes Legaten aber, welche den Bannbrief wider Luther nach Deutschland gebracht hatten, mahnten wenige Tage hernach den neugekrönten Kaiser, das Urtheil an dem ketzerischen Mönch mit aller Strenge zu vollziehen. Karl verwies auf den nahe bevorstehenden Reichstag in Worms, wo die Sache geprüft und entschieden werden solle. Der Reichstag wurde zu Anfang des Jahres 1521 eröffnet; Aleander erneuerte ungesäumt in des Pabstes Namen jene Aufforderung. Da erhoben sich mehrere Stimmen: das Recht gebiete, daß man den Verdammten wenigstens höre. Der Reichstag beschloß eine Citation Luthers nach Worms, und der Kaiser fertigte zu diesem Behufe, sowie der Churfürst von Sachsen, die nöthigen Geleitsbriefe aus. So sollte denn Luther vor dem stolzen Monarchen, welcher zuerst den Titel Majestät sich beigelegt hat, vor dem mächtigen Herrscher, in dessen Reich die Sonne nicht untergieng, vor dem streng katholischen Fürsten, der bereits Luthers Bildniß und Schriften in Löwen und Oestreich hatte verbrennen lassen, seine schon im Voraus verdammte Sache führen. »Du bist verloren!« riefen ihm Verwandte und Freunde entgegen. »Gehe nicht nach Worms!« baten und beschworen sie ihn. Er selbst erwartete kein beßres Schicksal, als das, welches der fromme Huß in Konstanz erduldet hatte. Ja noch mehr: seine glühende Phantasie mahlte sich die Gefahr als einen Kampf der Hölle aus,

die, vom Fürsten der Finsterniß aufgeregt, ihre Schaaren heraufsende, um mit Gewalt das Licht der Wahrheit zu dämpfen. Und doch sprach er mit festem Sinne: »Nein! und ob so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, nach Worms werd' ich gehen! Was liegt daran, ob ich umkomme? Ists Gottes Sache, für die ich in Streit ziehe, so wird sich der Herr zehn Luther erwecken für den einen, den sie verbrennen.« In solcher Gesinnung sang er auch die unvergeßlichen Worte: »Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen; er hilft uns frei aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen. Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.« Mit Staunen und Angst sah man den edelmüthigen Mann dahin ziehen, von wännen er nie zurückkehren werde und Jung und Alt drängte sich herbei, um nur einmal den Helden zu erblicken, welcher dem Pabste Krieg angekündigt hatte. Den 16. April 1521 zog er in Worms ein. Gleich folgenden Tags führte ihn der Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim nach dem Rathhause zur Versammlung. Zuerst ward er befragt, ob er die auf einer Bank vor ihm liegenden Bücher für die seinigen erkenne? Als man die Titel derselben verlesen hatte, bejahte er es. Weiter befragt: ob er deren Inhalt widerrufen oder vertheidigen wolle? bat er um eine Frist, um die wichtige Frage, welche den Glauben, die Seligkeit und das Wort Gottes betreffe, gehörig zu erwägen. Er erhielt 24 Stunden Bedenkzeit. Am Abende des andern Tags, als schon alle Fackeln und Kerzen im Saale der Reichsversammlung brannten, ward er wieder vorgeführt, und erklärte mit großer Entschiedenheit, daß er seine Schriften nicht widerrufen könne, weder die, welche schlicht vom evangelischen Glauben handelten, denn sonst müßte er ja der christlichen Wahrheit absagen, noch die, worin

er das Pabstthum und der Papisten Lehr' angreife, denn sonst würde er ja Tyrannei und Bosheit stärken; so er aber mit Zeugnissen der h. Schrift eines Irrthums überwiesen werde, sey er bereit zu widerrufen; denn nicht aus Anmaßung, sondern um der Wahrheit willen habe er das Werk begonnen. Er schloß mit den Worten: »Wenn man mich nicht durch Zeugnisse der h. Schrift oder mit hellen klaren Gründen überwindet, so werde und will ich nicht widerrufen. Denn ich glaube weder dem Pabst, noch den Concilien allein, weil am Tage ist, daß beide oft geirrt und sich widersprochen haben, und da mein Gewissen in Gottes Wort befangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!« Man versuchte Luthern durch Privatgespräche auf andre Gedanken zu bringen; der Churfürst von Trier besonders redete ihm ernstlich zu. Alle Mühe aber, welche man sich gab, ihn zur Unterwerfung unter das Urtheil des Kaisers und und Reichs, und als er dieß mit Entschiedenheit zurückwies, unter den Ausspruch einer Kirchenversammlung zu bewegen, scheiterte an der unbezwinglichen Standhaftigkeit, womit er alles menschliche Urtheil in Glaubenssachen gegenüber der Schrift für nichtig erklärte. Er selbst fühlte, daß dadurch die Möglichkeit einer Verständigung aufgehoben sey, antwortete daher, als der Churfürst von Trier ihn aufforderte, ein Mittel anzugeben, wodurch der Sache gerathen und geholfen würde: »ich kenne keinen andern Rath, als den, welchen Gamaliel gegeben: ist das Werk aus Menschen, so wird es bald untergehen; ist es aber aus Gott, so werdet ihr es nicht dämpfen.« Hierauf erklärte Karl den Reichsständen seinen Entschluß, Luthern als offenbaren Ketzer zu behandeln, und forderte sie auf, in dieser Sache zu beschließen, was rechten Christen zieme.

Während der Berathungen hierüber kam zur Sprache: ob man nicht ohne Rücksicht auf das Geleit, Luthern behalten und sogleich als Ketzer bestrafen sollte. Dawider erhuben aber Mehrere Einsprache, und Herzog Georg von Sachsen, ein heftiger Gegner Luthers, äusserte, das Verfahren gegen Huß habe deutscher Nation zu viel Schande und Unheil gebracht, als daß man es wiederholen dürfte. Selbst der Kaiser soll gesagt haben: wenn Treu' und Glaube aus der ganzen Welt entwichen, müßten sie bei ihm eine Zufluchtsstätte finden. Luther reiste daher den 26. April frei aus Worms ab. Unterwegs schrieb er noch ausführlich an den Kaiser und die Reichsstände, bedauernd, daß man seine Lehre nicht aus der h. Schrift geprüft habe. Den kaiserlichen Herold Kaspar Sturm, in dessen Herz seit dieser Reise das Wort vom Glauben Wurzel faßte, sandte er im Hessischen mit Dank zurück. Als er den 4. Mai von Möra aus, wo damals sein Bruder wohnte, in dessen Begleitung, Morgens sehr frühe das schmale Waldthal bei Steinbach hinauffuhr, traten zwei verkappte Ritter aus dem Gebüsch; der Bruder entfloh; die Ritter geboten dem Doctor Martin, ihnen zu folgen. Er wünschte, „weil er noch ungessen sey," ein kleines Frühstück zu sich nehmen zu dürfen. Bis auf den heutigen Tag grünt die majestätische Buche, unter welcher er sein Brod aß, und neben ihr rieselt die Quelle, woraus er sich Wasser schöpfte, und den 31. Oktober 1817 ist dort, unter großem Andrange des Volks, das dreihundertjährige Fest der Reformation gefeiert worden. Die Verkappten geleiteten ihn vier Stunden weit durch den tiefsten Wald bis unter die Ringmauern der Wartburg; hier sollte er als Ritter Jürgen in Verborgenheit leben, bis die große Gefahr vorüber wäre, welche sein Beschützer, Churfürst Friedrich, heraufziehen sah. Das Volk glaubte, er sey seinen Feinden in die Hände gefallen und umge-

kommen. Denn in Worms wurde, nachdem schon ein großer Theil der Reichsstände abgereist war, die Acht und Aberacht über ihn, seine Anhänger und künftigen Beschützer ausgesprochen, und den Obrigkeiten der Befehl ertheilt, die Strafbaren gefänglich einzuziehen, vor Gericht zu stellen, ihre Güter zu konfisciren, und die ketzerischen Bücher zum Verbrennen einliefern zu lassen. Doch weissagte damals schon der Spanier Valdez, daß dieß Alles nicht das Ende, sondern der Anfang sey.

Drittes Hauptstück.

Martin Luther und seine Freunde.

Allerdings konnte, sogar wenn Luther zu Grunde gieng, eine Bewegung nicht mehr unterdrückt werden, die sich schon in vielen Geistern theils vorbereitet, theils entwickelt hatte. Mit Recht machen wir daher jetzt auf die Männer aufmerksam, welche mehr oder minder thätig, von gleicher oder doch verwandter Gesinnung beseelt, dem Reformator zur Seite standen. An Berühmtheit übertraf dieselben insgesammt der Holländer Erasmus, geboren zu Rotterdam 1467, Doctor der Theologie, Inhaber mehrerer Pfründen, kaiserlicher Rath im ganzen Abendlande als König der Wissenschaften geehrt, wohnhaft bald in Holland, bald in England und Deutschland, zuletzt in Basel, wo er 1536 sein Leben beschloß. Verschiedne Gegenstände des kirchlichen und weltlichen Lebens hat er mit Geist behandelt, viele Klassiker, besonders aber das neue Testament herausgegeben, dessen Grundtext er zugänglich machte und mit einer guten lateinischen Uebersetzung begleitete. Sein

gesunder Verstand ließ ihn die faulen Seiten der Kirche erkennen, er fand die hergebrachten Gründe für das Pabstthum bedenklich und erhob die Würde des ehlichen Lebens. Mit unerschöpflichem Witz, der ihm jederzeit zu Gebote stand, hat er die Abgeschmacktheiten der Mönche, das Unwesen der Ablaßprediger, und die Thorheit jedes Standes bis zu den Stufen des päbstlichen Thrones hin verspottet. Da er sich aber nie an das Volk wandte, sondern die Wahrheit nur den Verständigen zu erkennen gab, so kam er mit den Häuptern der Kirche und des Staates nicht in Fehde, sondern erfreute sich stets ihrer Huldigungen. Auf die Frage des Churfürsten von Sachsen, was er von Luther halte? gab er zur Antwort: »Bruder Martin hat in zwei Dingen gefehlt, daß er dem Pabst an die Krone, und den Mönchen an die Bäuche griff.« Auch er war ein Freund der Reformation; allein er wollte sie nicht gewaltsam ausgeführt, sondern auf dem Wege wissenschaftlicher Entwicklung, durch Kenntniß des klassischen und kirchlichen Alterthums eingeleitet wissen. Mit einem Worte, er ist bei vielem Wissen kein durchgreifender Charakter gewesen, und hat dem Sturme einer weltbewegenden Thätigkeit die genußreiche Muße der Wissenschaft vorgezogen.

Weit entscheidender hat ein Andrer, obgleich in mancher Hinsicht mit Erasmus verwandt, auf den Gang der Reformation eingewirkt. Philipp, geboren den 16. Februar 1497 zu Bretten in der Unterpfalz, Sohn des Waffenschmidts und Stückgießers Georg Schwarzerd, anfänglich durch einen Hauslehrer, dann auf der Schule zu Pforzheim unterrichtet, von seinem Oheim Reuchlin, weil er frühzeitig Lust zur griechischen Sprache zeigte, mit dem gräcisirten Namen Melanchton beehrt, in seinem vierzehnten Jahre Student zu Heidelberg, in seinem sechzehnten zu Tübingen, wo er durch Bekanntschaft mit der Bibel

für die Theologie entschieden wurde, und 1518 durch Reuchlin als Professor nach Wittenberg empfohlen, wo er sich 1520 mit der Tochter des Bürgermeisters Hieronymus Krapp zu einer glücklichen Ehe verband, bildete er fortan durch Mäßigung und geschmackvolle Gelehrsamkeit gleichsam die Ergänzung seines innigen Freundes Luther, und arbeitete behutsam die Sachen ins Reine, während der Reformator mit feuriger Strebekraft auf das Ziel losstürmte. „Ich muß Klötze und Stämme ausreuten," sagte Luther, „muß Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, und den groben Waldrechter machen, der Bahn brechen und zurichten muß; aber Philippus fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich."

Der ritterliche Kampf wider die Hierarchie hat auch ritterliche Männer zur Theilnahme herbeigezogen; vor Allen einen edeln Sprößling des altangesehnen Geschlechtes der Hutten in Franken. Ulrich, der am 20. April 1488 auf der Burg Stakelberg an den Ufern des Mains geboren war, wurde als vierter Sohn von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt; doch ein unbestimmter Drang, dem die Klostermauern in Fulda zu enge waren, trieb ihn hinaus in die Welt, auf die Universitäten zu Erfurt, Köln, Pavia und Bologna. Sein frühzeitig kränkelnder Körper vermehrte noch die natürliche Reizbarkeit seines Geistes. Da er auf vielen Reisen das eigne wie das italiänische Volk genau kennen lernte, ergrimmte er, daß von den Welschen die deutsche Kraft sollte mißbraucht werden dürfen. Heftig eifert er auch gegen jenen rohen Adel, gegen jene Centauren voll schlechter Sitte, wie er die Ritter seiner Zeit nennt. An dem Hofe Erzbischoff Albrechts von Mainz, der früher jedes höher strebende Talent beschützte, fand Hutten die ehrenvollste Aufnahme, und hoffte eine Zeitlang von diesem Albrecht die

politische Wiedergeburt seines Vaterlandes. Gleichzeitig mit Luthers Auftreten sodann gab er eine Schrift des Valla über die erlogne Schenkung Konstantins heraus, begleitet von einer Vorrede an den Pabst, worin er ihm zumuthet, den Frieden in die Kirche zurückzuführen, den seine Vorfahren verscheucht haben. Im Jahre 1520 schrieb er die Trias romana, eine Sammlung von Gesprächen, worin er das Verderben des römischen Hofes, die Erpressungen desselben, vornämlich den Ablaß, mit großer Bitterkeit ergreift, und die Gott- und Sittenlosigkeit der Geistlichen mit scharfem Spotte züchtigt. Zu Rom, sagt er, thue man Dinge, von denen zu reden, man in Deutschland sich schäme. An Luther schrieb er einen Brief, der mit den Worten beginnt: „Wache auf, du edle Freiheit! Wenn Euch in dem, was Ihr jetzt, wie ich seh' und spüre, mit großem Ernst und andächtigem Gemüth vorhabt und handelt, etwa ein Hinderniß vorfiele, sollte mirs wahrlich eine kleine Freude seyn. Wir haben denn doch hier etwas ausgerichtet; der Herr sey fürder auf unsrer Seite und stärke uns, um welches wir uns jetzund hart bemühen, seine Sache zu fördern und seine heilsame göttliche reine Lehre, so durch der Päbste Statuten, Menschengesetze und Lehren bisher verfinstert und verunreinigt, wiederum lauter und unverfälscht an den Tag zu geben. Solches treibet Ihr gewaltig und unverhindert, ich aber nach meinem Vermögen, so viel ich kann. Ich will Euch in Allem, es gehe, wie es wolle, getrost und treulich beistehen; derohalben dürft Ihr mir forthin ohne Furcht all' Eure Anschläge kühnlich offenbaren und anvertrauen." Hutten deutete hier an, er sey bereit, sogar mit Waffengewalt das Reformationswerk durchsetzen zu helfen; Luther aber schrieb hierüber an seinen Freund Spalatin: „Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Blutvergießen verfechte. Durch das Wort ist die Welt überwunden worden,

durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wiederum in Stand kommen und der Antichrist wird ohne Gewalt fallen.« Jener kriegerische Wunsch Huttens spricht sich noch deutlicher in der 1520 von ihm herausgegebnen »Klag' und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstthums« aus. Der Pabst, sagt er, habe zwei Schwerter und drei Kronen, schätze den Himmel um Geld, verkaufe Ablaß um Sünden, verkehre gute Weise und Sitten. Darum bittet Hutten den Kaiser Karl: »Laß auffliegen die Fahne des Adlers, so wollen wir das Werk beginnen. Ich berufe Adel und Städte, gemeinsam zusammenzuhalten. Erbarmt Euch übers Vaterland; jetzt ist die Zeit, um Freiheit zu kriegen: Gott wills. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen; aber dieser Räuberhaufe, der uns täglich plündert, ist nicht die heilige Kirche. Herzu, ihr frommen Deutschen, ihr Landsknechte und alle, die freien Muth haben! Den Aberglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit bringen wieder, und wenn es nicht anders seyn kann, mag es kosten Blut. Viel Harnisch' haben wir, Hellebarden und Schwerter; hilft freundliche Mahnung nicht, so wollen wir die brauchen. Wir haben Gottes Gunst und Hülfe! wer wollte in solchem Streit dahinten bleiben?« Mit Hutten zu ähnlichem Streben vereint, jedoch ohne gelehrte Bildung war **Franz von Sickingen**, geboren 1481, reichbegütert im Elsaß und Frinchgau, ein deutscher Ritter im alten Style, mächtig wie ein Reichsfürst, Eigenthümer mehrerer Silberbergwerke und der festesten Schlösser, die man Herbergen der Gerechtigkeit nannte, freiwilliger Beschützer aller Unterdrückten, jedoch kein sonderlicher Freund von Landfrieden und Gesetz. Als Ulrich Hutten wegen der heftigen Ausfälle auf das Pabstthum, die er in der Trias gewagt hatte, vom Hofe des mainzer Erzbischoffs sich entfernen und der Fürsten Land und Städte meiden

mußte, flüchtete er zu Sickingen auf die Ebernburg. Hier war eine Druckerei, die der Verfolgte nicht unbenutzt ließ; hier wurde auch Luthern eine Zufluchtsstätte angeboten; denn Hutten hatte seinen Freund Sickingen für den Reformator und die Sache der Reformation gewonnen. Auch ein andrer Ritter, Sylvester von Schaumburg, forderte den Doctor Martin auf, sich zu ihm zu begeben: er und Hunderte vom Adel seyen bereit, ihn vor Ungemach und Gefahren zu schützen. Luther schwankte einen Augenblick, ob er von dem Anerbieten nicht Gebrauch machen sollte, weil er sich durch die Rücksicht auf den Churfürsten einigermaßen gebunden glaubte; doch stand er alsbald entschieden davon ab, um nicht in Unternehmungen verwickelt zu werden, die seiner Gesinnung fremd wären.

Und in der That gehörte die Sache Luthers, wofern sie nicht an Reinheit verlieren sollte, keineswegs vor die Standesgenossen eines Schaumburg und Sickingen. So viel der Adel von Kirchenverbesserung, von Recht, von Freiheit und Würde deutscher Nation sprechen mochte: sein wahres Absehen gieng immer darauf hin, die Macht der Fürsten zu schwächen, oder vielmehr, wenn es möglich wäre, die Fürsten in den Kreis der Ritterschaft herunterzuziehen. Hiebei hätte man gern den Kaiser gebraucht, würde aber, sobald der nächste Zweck erreicht war, mit dem gleichen Scheine von Patriotismus des Kaisers Rechten entgegengearbeitet, und das deutsche Reich in eine noch weit ärgere Verwirrung gestürzt haben. Die Sache des Reformators gehörte ursprünglich und wesentlich vor das Volk; denn zum Manne des Volkes hatte ihn die Vorsehung mit den edelsten Waffen ausgerüstet. Er besaß einen offnen, einfach großen Heldencharakter, der unmittelbar, wie eine Naturkraft, auf die Menschen wirkte. Sein gesunder Verstand traf, so oft es sich um ein in der Wirklichkeit begründetes Interesse handelte, ganz un-

gesucht den rechten Fleck; dem Gedanken prägte sich von selbst die Lebhaftigkeit des Temperaments und die Stärke der Ueberzeugung auf, und das Originellste, was er sagte, klang faßlich und bekannt wie ein Sprüchwort. Ueberdieß schrieb er nicht nach Art der Humanisten und Pfaffen lateinisch, sondern durchweg in seiner geliebten Muttersprache, um die er sich die größten Verdienste erworben hat; denn er fand sie, sonderlich was die Prosa anbelangt, in einem rohen Zustande, und wußte sie auf eine so schöpferische Weise zu beseelen, daß heute noch seine schwungvollen, kernhaften Reden wie ein Donnerwort jedem Deutschen ans Herz dringen. Auch mußte die schwäbische Mundart, welche noch von den Hohenstaufen her in der Schriftsprache herrschte, durch sein Ansehen verdrängt, der meisnischen Platz machen. Der ohnehin mächtige Eindruck seiner Schriften wurde dadurch gesteigert, daß überall schon ein Gefühl von Unbehaglichkeit eingetreten war, und man immer klarer erkannte, es müsse vor allen Dingen in der Kirche anders werden. Ausdrücklich hatte man im Wahlantrage den Kaiser verpflichtet, Alles abzuschaffen, was der römische Hof wider die Concordate deutscher Nation vorgenommen habe, und die Reichsstände übergaben dem päbstlichen Gesandten zu Worms ein Verzeichniß von 101 Beschwerden, die sich auf äußerliche Mißbräuche, Gelderpressung, Pfründenverkauf und schlechte Besetzung geistlicher Stellen bezogen. Das Volk aber las und hörte mit Jubel, was von Luther ausgieng, verhöhnte den Doctor Eck, als er die Bannbulle nach Erfurt brachte, riß an mehreren Orten dieselbe herunter, und verwandelte Luthers Reise nach Worms in einen Triumphzug. Solche Anerkennung hat der herzhafte Mann ohne Falsch vollkommen verdient; denn mit demjenigen, was tausend Andre zur Schau trugen, ist es ihm allein Ernst gewesen: er lebte und starb als Patriot im edelsten Sinne des

Wortes, verlangte das Reich einig, den Kaiser mächtig zu sehen, und eiferte auch da noch für des Kaisers geheiligte Rechte, als der Kaiser sein theures Haupt mit dem Fluche der Acht gebrandmarkt hatte.

Fassen wir dieß Alles zusammen, so drängt sich unwillkührlich eine Frage auf, die uns sehr nahe angeht. Warum hat Karl V. den Doctor Luther nicht zu seinem Bundesgenossen, und die Reformation zu seiner eignen Sache gemacht? Der Adel wäre, für den Anfang wenigstens, zur Theilnahme bereit gewesen, denn es gieng wider die Fürsten der Kirche; das Volk hätte unbedingt für den Kaiser Parthei ergriffen, und war erst das unermeßliche Kirchengut in Beschlag genommen, so hatte Karl Macht genug in Händen, um dem Adel und den Reichsfürsten insgesammt Trotz zu bieten. Fehlte ihm zur Ausführung dieses einladenden Planes etwa die nöthige Einsicht? Doch er wird mit Recht als der erste Staatsmann seiner Zeit betrachtet. Oder war er zu bigott erzogen, um den Kampf mit dem Krummstab zu wagen? Allein sechs Jahre darauf hat er den Pabst selber mitten in der päbstlichen Residenz gefangen gesetzt. Das Problem kann wohl auf keine andre Art gelöst werden, als dieß Gfrörer in seiner vortrefflichen Schrift über Gustav Adolf versucht hat. Auch dem hellsehendsten Geiste fällt es schwer, eine welthistorische Bewegung, solange sie noch im Entstehen ist, auf den ersten Blick gehörig zu würdigen. Karl hatte als ein Fürst von erst zwanzig Jahren Spanien verlassen, richtete als Fremdling zum erstenmal sein Auge auf das bunte Gewirr deutscher Verhältnisse, und war in Gedanken schon mit dem französischen Kriege beschäftigt, wozu er des Pabstes Mitwirkung bedurfte; wie denn auch das wormser Mandat wider Luther von demselben Tage datirt ist, an welchem zu Rom ein geheimes Bündniß wider Franz I. zum Abschlusse gedieh. So gieng ein Augenblick, wie die

deutsche Geschichte deren wenige aufzuweisen hat, unbeachtet vorüber: Luther spielte ohne den Kaiser seine große Rolle zu Ende; Karl kämpfte, statt um das Kaiserthum, um ein Paar Landschaften, die ihm ohnehin nicht würden entgangen seyn, wenn einmal der Thron im Herzen von Europa fest gegründet stand.

Viertes Hauptstück.

Der Kaiser mit dem Kampfe gegen Franz I. beschäftigt.

Es waren mehrfache Ansprüche, in deren Verfechtung Karl und Franz aufeinander stießen. Ausserdem, daß jener als Erbe Karls des Kühnen die Abtretung des Herzogthums Burgund forderte, sträubte er sich auch dawider, als Vasall eines Fürsten von geringerm Range betrachtet zu werden, insofern er die Grafschaften Flandern und Artois unter dem Titel französischer Lehen inne hatte, wollte aber um jeden Preis seine Oberhoheit in Italien geltend machen, wo Franz ein deutsches Reichslehen, das Herzogthum Mailand, kraft des Rechtes der Eroberung besaß. Andrerseits focht Franz die Rechte seines Nebenbuhlers auf Neapel und Navarra an; denn auf dieses, 1512 durch Ferdinand eroberte und 1515 mit Spanien vereinigte Königreich behaupteten Schützlinge und Verwandte des französischen Herrscherhauses Ansprüche zu haben, und weil derselbe Ferdinand die französische Hälfte des gemeinschaftlich eroberten Neapels durch List und Gewalt an sich gerissen hatte, und der 1516 geschloßne Traktat von Noyon ohnehin nicht in Vollziehung gesetzt wurde, so erklärte man Karls Ansprüche auf das Ganze für erloschen und nichtig. Dieß waren ererbte Streitigkeiten, die nunmehr

zum Ausbruche kamen, weil Franz durch seine Nebenbuhler erdrückt zu werden fürchtete, seitdem derselbe mit dem spanischen, burgundischen und östreichischen Erbe den Besitz der Kaiserkrone vereinigte, und weil der Kaiser hinwiederum jeden Staat lieber mächtig gesehen hätte, als den französischen, der drohend zwischen den spanischen und deutschen Landen gelagert war. Die Streitkräfte schienen dergestalt vertheilt, daß der Erfolg immerhin zweifelhaft seyn mochte: Karl konnte über eine größere, Franz über eine concentrirte Macht verfügen; jener herrschte bedingterweise in mehreren Reichen, dieser ziemlich unumschränkt in einem einzigen; jener schöpfte aus mancherlei Geldquellen, dieser aus wenigen, von denen keine so leicht ausblieb; jener hatte an seinen Deutschen und Spaniern treffliche Krieger, so lang er sie zu zahlen vermochte, dieser ausser den Miethlingen bereits einen Fond stehender Truppen.

Um sich überdieß durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. zu stärken, hatte Franz bei dem Kardinale Wolsey Schmeicheleien feiner und handgreiflicher Art angewendet, und dadurch schon im Oktober 1518 einen Vertrag zu Stande gebracht, wonach der Dauphin Marien, die Schwester des Königs von England heirathen sollte. Karl V. suchte die Wirkung dieses Vertrags zu lähmen, indem er bei einem Besuche in England dem Kardinal Wolsey bedeutende Jahrgelder aussetzte und sich mit dem König verständigte. 1520 fand dessen ungeachtet eine Zusammenkunft zwischen Franz und Heinrich Statt, wobei sie so vertraulich wurden, daß sie miteinander rangen; auch in Turnieren und prachtvollen Festen wetteiferten sie, so daß dieses Lustlager den Beinamen des goldnen bekam. Doch wurde nichts Wesentliches erreicht, als daß der englische König Schiedsrichter seyn sollte, wenn Streitigkeiten zwischen Franz und Karl entstünden, und Letzte-

ter wußte bei einer zweiten Zusammenkunft mit Heinrich ihn und noch mehr den Kardinal durch kräftige Gründe und neuerregte Hoffnungen günstig für sich zu stimmen. Der Pabst, bei dem Franz ebenfalls Hülfe suchte, beklagte sich über die Rücksichtslosigkeit gegen die Kirche, mit welcher man in Frankreich Bischöffe einsetze, über die anmaßenden Forderungen, die man in Italien mache, über die Mühe, die man sich gegeben habe, den Herzog von Urbino aufzureitzen, und gieng unter dem 8. Mai 1521 ein Bündniß mit Karl ein, das auf Wiedereroberung Mailands und Vermehrung des Kirchenstaats abzielte. Franz indessen stiftete seinen Vasallen Robert von der Mark auf, daß er an der flandrischen Gränze Feindseligkeiten gegen Karls Leute anfieng, machte gegen die spanische Gränze hin Einfälle in Navarra, und erneuerte seine Ansprüche auf Neapel. Da nun ebenfalls der Kaiser Anstalten traf, um das durch Ludwig XI. eingezogne Herzogthum Burgund wegzunehmen, und seine Oberhoheitsrechte in Mailand zu behaupten, so schlug noch während des Sommers 1521 der Krieg in volle Flammen aus.

Der Hauptschauplatz desselben war Italien, wo das französische, großentheils aus Schweitzern bestehende Heer unter Lautrecs Anführung glückliche Operationen machte. Sobald aber den Schweitzern der Sold nicht richtig ausbezahlt wurde, nahmen die Sachen eine für Franz ungünstige Wendung: seine Truppen waren zu Ende des Feldzugs gegen den Statthalter Colonna von Neapel auf die mailändische Burg und einige unbedeutende Orte beschränkt. Desto erwünschter kam ihm die Nachricht von dem am 1. Dec. 1521 plötzlich und nicht ohne Verdacht einer Vergiftung erfolgten Tode Leo's X.; allein an seiner Stelle ward, indem der spanische Gesandte Don Manuel mit meisterhafter Geschicklichkeit auf das Kardinal-Kollegium wirkte, Karls ehemaliger Lehrer, Kardinal Had-

rian, als der Sechste dieses Namens zum Pabste erwählt; den 27. April 1522 verlor das französische Heer die Schlacht bei Bicoca, Italien gieng verloren und Mailand als Reichslehen an Franz Sforza, Bruder des abgesetzten Maximilian, über. Indeß hatte Karl bei einem wiederholten Besuche in England den Kardinal Wolsey, welchem das vorigemal schon der päbstliche Stuhl versprochen worden war, mit Hadrians vorgerücktem Alter vertröstet: Heinrich VIII. erklärte an Frankreich den Krieg, fiel in die Picardie ein, und nöthigte dadurch wenigstens den Feind, seine Streitkräfte zu theilen. Gleichwohl gab Franz noch keineswegs das Herzogthum Mailand auf, sondern zog ein neues wohlgerüstetes Heer von 50,000 Mann zusammen; allein seine Plane wurden durch den Abfall eines mächtigen Verwandten, des Konnetable Karl von Bourbon durchkreuzt, welchem er früher die Verwaltung von Mailand anvertraut, aber unter ungenügenden Vorwänden wieder abgenommen, seinen Gehalt nicht ausbezahlt und auch dadurch eine Beleidigung zugefügt hatte, daß in einem flandrischen Feldzuge die dem Konnetable zustehende Anführung des Vortrabs dem Herzoge von Alençon übertragen worden war. Unter solchen Verhältnissen starb seine Gemahlin Susanne, die ihm ein bedeutendes Erbe zugebracht hatte, worauf nun der König Ansprüche erheben konnte. Franzens Mutter Louise gab dem Konnetable zu verstehen, daß eine Ehe zwischen ihnen alle Anstände heben und ihre beiderseitigen Rechte vereinigen würde. Bourbon aber war nicht geneigt, hierauf einzugehen, und Louise trat sofort dem Kanzler du Prat und dem Admiral Bonnivet zum Sturze des Konnetables bei. Die Ansprüche der Königin an die bourbonischen Güter sollten auf dem Rechtswege erledigt werden: das Parlament verfügte Beschlagnahme. Bourbon, in dem ganzen Verfahren den schwärzesten Undank erblickend,

trat in Unterhandlungen mit Kaiser Karl. Seine Freunde mahnten ihn dringend ab, aber ohne Erfolg; er glaubte seine Plane entdeckt, und eilte heimlich als Flüchtling unter die Fahne des Kaisers, der ihn zum Statthalter von Italien ernannte, während man ihn in Frankreich, den 16. Januar 1524 für einen Hochverräther erklärte und all' seine Güter einzog. Im nächsten Feldzug machten die Franzosen geringe Fortschritte in Italien: es überwog die Kriegskunst eines Bourbon, eines Marquis von Pescara, eines Lannoy, der, nachdem Colonna gestorben, Statthalter von Neapel geworden war, und der beste Führer auf französischer Seite, Pierre de Terrail aus der Dauphiné, gewöhnlich Bayard genannt, der Ritter ohne Furcht und Tadel, fand bei dem Rückzuge durch den Paß von Aosta seinen Tod. Das Heer der Franzosen löste sich auf; dem Könige Franz blieb in Italien keine Besitzung und kein Verbündeter. Doch auch dem kaiserlichen Heere sollte das Glück nicht immer lächeln. Denn als es auf den Rath Bourbons ins südliche Frankreich gezogen war und Marseille belagern wollte, ward es durch Krankheit und allerlei Noth so bedrängt, daß es die Belagerung aufheben und eiligst nach Italien zurückkehren mußte. Franz führte nun noch einmal eine Armee in dieses Land, die mit Leichtigkeit den größten Theil des Herzogthums und selbst Mailand einnahm, aber in der Belagerung von Pavia das Ende ihres Kriegsglückes fand. Bourbon und Frundsberg giengen nach Deutschland, um neue Truppen zu sammeln, und kamen mit 12,000 wohlgerüsteten Deutschen zum Entsatze Pavias. Vor dieser Stadt entspann sich den 24. Februar 1525 eine Schlacht, in welcher Franz gänzlich geschlagen und selbst gefangen genommen wurde, übrigens von dem kaiserlichen Befehlshaber Pescara eine ehrenvolle Behandlung erfuhr. Karl ließ keine lauten Freudenfeste feiern, gieng aber in die Kirche, dankte Gott

knieend für sein Glück und gelobte, es zu benützen, um Freunde zu belohnen, Feinden zu verzeihen und den Frieden innerhalb der Christenheit herzustellen. Franz, durch den Grafen Alarçon nach Madrid gebracht und daselbst in gefänglicher Haft gehalten, schrieb seiner Mutter: „Alles ist verloren, nur nicht das Leben und die Ehre." Und in der That fühlte sich der Kaiser durch die Besorgniß, daß irgend ein Zwischenfall den Vollgenuß der Siegesfrüchte schmälern möchte, schon den 14. Januar 1526 zu einem Vertrage bewogen, demgemäß Franz allen Ansprüchen auf Italien, sowie der Souverainetät über Flandern und Artois entsagte, das Herzogthum Burgund abtrat, seine ältesten Söhne als Geissel anbot, und des Kaisers Schwester Eleonora heirathete. Uebrigens den Vertrag nur als ein Mittel betrachtend, um aus der Gefangenschaft loszukommen, protestirte Franz insgeheim schon im Voraus gegen den Inhalt desselben, zögerte sodann mit Erfüllung des Versprochnen, behauptete, er sey zur Annahme gezwungen worden, bewies, daß die burgundischen Stände nicht in Abtretung ihres Landes willigten, und schloß den 22. Mai 1526 mit der Republik Venedig, mit Klemens VII., ehemals Kardinal Julius von Medici, seit dem 19. November 1523 Pabst, und mit Herzog Sforza, den sein voraussichtlicher Nachfolger Bourbon in dem festen Kastell von Mailand belagerte, einen Vertrag, welchen man den heiligen nannte, weil seine Zwecke so durchaus löblich seyen, und ein Pabst an der Spitze stehe. Heinrich VIII. wurde ohne Schwierigkeit ins Interesse gezogen; denn das Glück des Kaisers machte ihn eifersüchtig, das Schicksal Franzens flößte ihm Besorgniß ein, und Wolsey war nun zweimal bei der Pabstwahl übergangen worden. Dem Kaiser, dessen Heere zusammengeschmolzen und dessen Kassen erschöpft waren, mußte ein neuer Krieg unangenehm seyn; er suchte deßwegen den

Bund durch Unterhandlungen zu trennen, die er zunächst mit dem Pabst anknüpfte. Doch Klemens setzte mehr Vertrauen in Franzens Versprechungen, erließ daher an den Kaiser auf dessen Vermittlungsvorschläge ein heftiges Schreiben, wurde jedoch durch eine in Form und Inhalt überlegne Antwort besänftigt, und später durch den Gesandten Moncada, der sich des Pabstes Gegenparthei, der Familie Colonna anschloß, mit einem Heere bedrängt, so daß er in die Engelsburg fliehen und auf Frieden bedacht seyn mußte. Der Kaiser verstärkte indeß sein Heer in Italien; da es aber an Geld fehlte, so wurden die Soldaten schwierig, und Bourbon vermochte nur einstweilen durch einige Summen, die er von der Stadt Mailand erpreßt hatte, und durch freundlichen Zuspruch sie zu besänftigen. Auch die spanischen Stände waren zur Beisteuer wenig geneigt, und nur von den Benediktinern und Ritterorden konnte Einiges ausgewirkt werden. Der Pabst hatte seine Söldner vom Bundesheere abgerufen und entlassen, und glaubte daher mit dem Kaiser wieder in gutem Vernehmen zu stehen. Bourbon befehligte immer noch ein Heer, welches ihn seiner Herablassung wegen so unbegränzt liebte, daß es mehr ihm als dem Kaiser angehörte. Der Geldmangel hatte auch seine Ergebenheit gegen Karl einigermaßen herabgestimmt; er sann somit auf Plane, und hätte gern die Truppen durch eine belohnende Unternehmung noch mehr an seine Person gefesselt. Die Mißverhältnisse zwischen Karl und Klemens brachten ihn zuletzt auf den Gedanken, gegen Rom zu marschiren. Auch mochten wohl die lutherischen deutschen Landsknechte, welche Frundsberg im vorigen Spätjahre aus Deutschland geholt hatte, ein besondres Gelüste wider Rom tragen; denn Frundsberg hatte geäussert: „komme ich nach Rom, so will ich den Pabst henken.“ Am Abende des 5. Mais 1527 langten die Kaiserlichen vor Rom an; Bourbon

forderte Aufnahme in die Stadt und freien Durchzug nach Neapel. Klemens aber glaubte den Feind nicht hinlänglich zu einer Belagerung gerüstet, traf indeß Vertheidigungsanstalten und verweigerte die Aufnahme. Da führte Bourbon am folgenden Morgen, von einem dichten Nebel begünstigt, sein Heer zum Sturme heran. Der Pabst hatte nur eine schwache Vertheidigung entgegensetzen können; da jedoch mancher alte Krieger mehr Tapferkeit bewies, als man erwartet hatte, so wurde der Widerstand hartnäckig und der angreifende Feind zaghaft. So ergriff denn Bourbon selbst eine Leiter, sprang als der Erste auf die Mauer, stürzte aber, von einer Kugel getroffen, hinunter und starb eine Stunde darauf. Mit großer Wuth drangen nun die Seinen vor und gewannen die Stadt. Sofort erfolgte beispiellose Plünderung und Verwüstung. Kirchen und andere Heiligthümer wurden nicht geschont, Freunde wie Feinde des Kaisers geplündert und mißhandelt. Die Wuth war um so zügelloser, da nach Bourbons Tod kein Anführer da war, der bei den verwilderten Soldaten Gehorsam gefunden und Ordnung hätte erhalten können. Erst nach 7 Tagen, als gegen 8000 Menschen umgekommen waren, und die Sieger in ihrem Frevel ermatteten, wurde die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt. Die Deutschen, unter denen viele Lutheraner waren, verhöhnten Kardinäle und Pabst mit allerlei Spottreden, und possenhafter Nachahmung katholischer Processionen. Frundsberg berichtet: „Die Landsknechte haben sich Kardinalshüte aufgesetzt, rothe lange Röcke angethan und sind auf Eseln in der Stadt umhergeritten, haben also ihr Kurzweil und Affenspiel gehalten. Wilhelm von Sandizell ist oftmals mit seiner Rotte als ein römischer Pabst mit 3 Kronen für die Engelsburg gekommen, da haben die andern Knecht in den Kardinalsröcken ihrem Pabst Reverenz gethan, ihre langen Röcke vorn

mit den Händen aufgehebt, den hintern Schwanz auf der Erde lassen nachschleifen, sich mit Haupt und Schultern tief gebogen, niederkniet, Fuß und Hände geküßt. Alsdann hat der vermeinte Pabst mit einem Glas voll Wein den Segen gemacht, und Pabst Clementi einen Trunk gebracht, die Kärdinäle sind auf den Knien gelegen, haben ein jeder ein Glas voll Wein austrunken und dem Pabst Bescheid gethan, dabei geschrien: sie wollen jetzt recht fromme Päbste und Kardinäle machen, die dem Kaiser gehorsam wären, und nicht wie der vorige Krieg und Blutvergießen anrichteten. Zuletzt haben sie laut vor der Engelsburg geschrien: wir wollen den Luther zum Pabst machen; welchem solches gefällt, der soll eine Hand aufheben. Haben darauf alle ihre Hände aufgehebt und geschrien: Luther Pabst, und dabei viel dergleichen schimpfliche Spottreden gethan." Während die Deutschen mit Schimpf und Spott sich begnügten, und sich zum Essen und Trinken wandten, verübten Italiäner und Spanier Unzucht und Grausamkeit. Der Pabst wurde in der Engelsburg belagert und durch Mangel an Nahrungsmitteln, so wie durch Furcht, von Minen in die Luft gesprengt zu werden, zu einem Vertrage gezwungen, wornach er jedem Bündnisse gegen den Kaiser entsagen und nebst den Kardinälen gefangen bleiben sollte, bis 400,000 Dukaten dem Heere ausbezahlt wären. Karl, bei der Nachricht von dem ganzen Ereignisse zwischen Freude und Bestürzung getheilt, zeigte Theilnahme am Schicksale des Pabstes und befahl, ihn frei zu lassen. Die Deutschen aber und ihre Führer erhoben den lautesten Widerspruch: vorher müßte er seine Verwandten Alexander und Hippolyt von Medici als Geisseln gestellt, 350,000 Dukaten bezahlt und die Erfüllung mehrerer andern Bedingungen versprochen haben. Hierauf gieng der Pabst ein, aber in der Nacht vom 9. auf den 10. Decbr., vor dem zur Befreiung bestimmten

Tage, entfloh er nach Orvieto, wo er ein Entschuldigungsschreiben des Kaisers traf, der erklärte, die Einnahme und Plünderung Roms sey ganz gegen seinen Willen unternommen und vollführt worden. Mit Franz hätte der Kaiser gern Frieden gemacht, aber der König verhinderte es durch allerhand Winkelzüge, und fand nun in König Heinrich VIII. von England einen neuen Bundesgenossen. Schon im Juli 1527 gieng ein neues französisches Heer unter Anführung Lautrecs nach Italien, und nahm Genua, Alessandria und andre wichtige Städte ein. Die Kaiserlichen zogen sich nach Neapel zurück, die Franzosen folgten ihnen, und brachten den größten Theil dieses Reichs, bis auf die Hauptstadt, in ihre Gewalt, luden sich aber durch ihr Benehmen den allgemeinen Haß der Bevölkerung auf sich. Den 17. April 1528 umlagerte Lautrec die Stadt Neapel, und wurde von Andreas Doria mit einer genuesischen Flotte, welche zur Seeseite die Zufuhr abschnitt, unterstützt. Der kaiserliche Anführer Moncada wurde besiegt und getödtet. In Neapel stieg die Hungersnoth so hoch, daß ein Huhn einen Dukaten kostete. Die Franzosen aber wurden von ihrem Könige schlecht unterstützt; man ließ es ihnen an dem dringend nothwendigen Gelde fehlen. Andreas Doria, ihr eifriger Bundesgenosse, sah sich persönlich vernachläßigt und mußte sehen, wie die französische Politik darauf ausgieng, seine Vaterstadt herunterzudrücken. Nachdem er glaubhafte Nachrichten darüber erhalten hatte, schloß er mit dem Kaiser einen für Genua vortheilhaften Vertrag, eröffnete den Kaiserlichen in Neapel freie Zufuhr, und unterstützte sie auf alle Weise. Die Noth, welche früher in der Stadt geherrscht hatte, gieng nun in noch höherem Grade auf das französische Lager über. Hier entstand durch übertriebnen Genuß von Südfrüchten und durch Ausschweifungen andrer Art eine so große Sterblichkeit, daß das auf 30,000

Mann geschätzte Heer auf 400 herunterkam. Lautrec selbst starb, zum Theile aus Gram über das große Elend. Die Franzosen hatten nun jeden Haltpunkt in Italien verloren, und Franz war froh, mit Karl, dem ebenfalls mancherlei Gründe den Frieden wünschenswerth machten, auf leidliche Bedingungen abschließen zu können. Der Vertrag kam durch Vermittlung von Karls Tante, Margaretha von Oestreich, und Franzens Mutter, Louise von Savoyen, zu Stande, und wurde den 5. August 1529 zu Cambrai unterzeichnet. Franz sollte Burgund behalten, 2 Millionen Kronen für die Freilassung seiner Söhne bezahlen, allen Ansprüchen auf Italien und Flandern entsagen, sich nie in deutsche Angelegenheiten mischen, Bourbons Anhänger und Verwandte entschädigen, und die Ehe mit Eleonora vollziehen. Karl war nun mächtiger in Italien als irgend ein Kaiser seit dem Untergange der Hohenstaufen; Mailand und Neapel gehorchten ihm, und der Pabst fand ausserdem in den deutschen Angelegenheiten Aufforderung und Gründe genug zu einer geschmeidigen Politik gegen den Sieger.

Fünftes Hauptstück.

Fortgang der Reformation.

Wir nehmen nun den Faden der Reformationsgeschichte wieder auf und kehren zu Luther zurück, den wir als Junker Jörg auf der Wartburg verlassen haben. Hier in einer wilden Gegend, abgeschnitten vom Umgange mit Menschen, fühlte er sich bald trübe und melancholisch gestimmt, und klagte häufig über Anfechtungen des

Satans, dem er durch Arbeitsamkeit und Gebet nicht tapfer genug widerstehe. Um Bewegung zu haben, und düstre Gedanken zu verscheuchen, suchte er sich sogar mit der Jagd zu vergnügen, hatte aber auch unter Netzen und Hunden theologische Gedanken. Und wirklich war er für das Werk der Reformation keineswegs unthätig, brachte vielmehr unter vielen Sorgen und Beschwerungen eine erstaunenswerthe Menge von Schriften in seiner Einsiedelei zu Stande, sonderlich über Beichte, Klostergelübde, und über den neuen Abgott zu Halle. Die Veranlassung zu letzterer Schrift gab der Umstand, daß Churfürst Albrecht von Mainz, welcher damals in Halle residirte, den Ablaßhandel aufs Neue anhob, weil er wähnte, Luther und sein Werk sey darniedergeschlagen. Im Grimme ließ der geächtete Mönch ein heftiges Schreiben an den Erzbischoff hierüber ergehen, worauf dieser demüthig antwortete: »die Sache, so Euch zum Schreiben bewogen hat, ist bereits abgestellt.« Auf der Wartburg begann Luther eine Arbeit, durch welche die Reformation vielleicht mehr, als durch alle seine bisherigen Schritte, gefördert wurde, nämlich die Uebersetzung der heiligen Schrift. Hiedurch bahnte er zu einer allgemeinern, ins Volk eindringenden Erkenntniß göttlicher Wahrheit den sichersten Weg, und erwarb sich zugleich um die Ausbildung einer kräftigen deutschen Sprache die größten Verdienste. Zu gleicher Zeit und noch ehe Luthers Uebersetzung des neuen Testaments im Drucke erschien, gab Melanchthon seine Glaubenslehre heraus, eine Schrift, welche vollkommen geeignet war, im Kreise der Gelehrten eine günstige Stimmung für die Sache der Reformation hervorzubringen.

Während Luthers Aufenthalt auf der Wartburg fieng sein Kollege Karlstadt, Professor der Theologie zu Wittenberg, an, im kirchlichen Kultus Neuerungen vorzunehmen, wie sie ihm den veränderten Grund-

sätzen gemäß erschienen. Er schaffte die Messe ab, theilte das Abendmahl in beiden Gestalten aus und bediente sich dabei einer deutschen Liturgie. Dieß billigte Luther und der Churfürst duldete es. Karlstadt aber blieb dabei nicht stehen, sondern zog an der Spitze eines Haufens von Mönchen, Studenten und Bürgern durch die Kirchen, zerstörte die Altäre, warf die Bilder heraus und übte Gewalt gegen die, welche sich widersetzten. Auch von Zwickau kamen Männer, welche sich übernatürlicher Offenbarung des göttlichen Geistes rühmten. Melanchthon war in Verlegenheit, wie er diesem Wesen Widerstand leisten und die Geister prüfen sollte. Er wandte sich deßhalb an Luther. Dieser verließ die Wartburg zu Anfang des Märzmonats 1522, und schrieb unterwegs an den Churfürsten: er komme in viel höherm Schutze als in dem eines Reichsfürsten, und getraue sich sogar seine churfürstliche Gnaden in Schutz zu nehmen. Zu Wittenberg predigte er eine Woche lang, und in dem festen Glauben, daß Alles, was bisher durch ihn geschehen, lediglich der Kraft und Wirkung des göttlichen Wortes angehöre, erklärte er, daß jedes gewaltsame Mittel dem Evangelium zuwiderlaufe, und gewann so die Gemüther für den Fortgang einer ruhigen, schriftgemäßen Reform. Was aus seiner Feder geflossen, hatte sich schon damals weit verbreitet, war ins Englische, Spanische und Italiänische übersetzt. Jünglinge, die in Wittenberg studiert hatten, brachten bei ihrer Heimkehr überallhin den Samen der reineren Lehre. Von Zwickau, Freiberg, Halberstadt, Erfurt, Eßlingen und Reutlingen, Pommern, Friesland, Dänemark, haben wir aus dieser Zeit schon bestimmtere Nachrichten hierüber.

Fast gleichzeitig mit Luther war in der Schweitz Ulrich Zwingli, geboren 1481, Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg, Pfarrer zu

Einsiedeln, gegen das Unwesen des durch den Minoriten Bernhard Samson verkündigten Ablasses aufgetreten, und hatte 1519 als Prediger in Zürich einen erweiterten Wirkungskreis erhalten. Mehr durch Prüfen als durch Prüfungen auf seine Einsichten geleitet, erscheint er uns weniger im Lichte eines großen Mannes, wohl aber als ein gründlich unterrichteter, besonnener Aufklärer, als ein Prediger voll Herzlichkeit und ein geselliger Mann von einnehmenden Sitten.

Auch in der katholischen Kirche war man indessen auf Reformationsgedanken gekommen. Hadrian VI., der auf Leo X. folgte, ein Mönch von strenger Sitteneinfalt und christlicher Frömmigkeit, nahm an der Ueppigkeit der bisherigen päbstlichen Hofhaltung und dem sittenlosen Leben der Geistlichen zu Rom großes Aergerniß. Er gesteht in einer Instruktion, die er seinem Gesandten Chieregati auf den Reichstag nach Nürnberg mitgab, daß eine geraume Zeit her viel Verabscheuungswürdiges bei dem heiligen Stuhle Statt gefunden habe; von dem Haupte sey das Verderben in die Glieder ausgebreitet worden; „wir sind alle abgewichen," sagt er, „es ist Keiner, der Gutes gethan, auch nicht Einer." Er versprach, die Mißbräuche, wenn nicht auf einmal, doch nach und nach abzustellen, und ließ eine Reform in Haupt und Gliedern, wie man sie schon lange gefordert hatte, hoffen. Aber die Mißbräuche hatten zu tiefe Wurzeln geschlagen und waren mit dem Leben des römischen Kirchenthums verwachsen. Ueberdieß eignete sich Hadrian nicht im mindesten, dieses Leben umzugestalten. Von beschränktem Geiste, pedantisch und kleinlich, ungewandt in Geschäften, aller Weltkenntniß ermangelnd, konnte er auch beim besten Willen nicht durchdringen. Wollte er den Verkauf geistlicher Aemter beschränken, so stieß er die angesehensten kirchlichen Beamten und Würdeträger vor den Kopf und kränkte ihre Rechte.

Um dem Unwesen des Ablasses zu steuern, wollte er die alten Büßungen wieder einführen; allein man hielt ihm vor, wenn er damit auch Deutschland zufrieden stelle, so könnte Italien abfallen. In Deutschland traute man seinen reformatorischen Absichten nicht recht, in Rom hatte er sich durch Verachtung der Kunst und heidnischer Bildung, durch neue Auflagen und Beschränkung der öffentlichen Vergnügungen sehr unpopulär gemacht. Die bittersten Schmähschriften wurden über ihn verbreitet. Als er den 22. September 1523 starb, fand man folgenden Tags die Hausthüre seines Arztes mit Blumen und der Inschrift geschmückt: liberatori patriae senatus populusque romanus. Aber auch die feine Bildung und der Scharfsinn seines Nachfolgers Klemens war den Erfordernissen einer solchen Zeit noch keineswegs gewachsen.

Indeß hatte die mit der Reformation verbundne Aufregung der Geister in verschiednen Kreisen des öffentlichen Lebens gefahrvolle Bewegungen hervorgerufen. Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen glaubten, das Werk der Reformation schreite zu langsam vorwärts, und die Geistesfreiheit behaupte noch nicht gehörig ihre Rechte. Beide fühlten den Drang in sich, thätig in die Gestaltung der Dinge einzugreifen, und sannen auf Empörung. Obgleich Hutten an der Ritterschaft verzweifeln zu müssen geglaubt hatte, weil er bei ihr so wenig Bildung und Empfänglichkeit für geistige Interessen fand, vertraute er gleichwohl jetzt auf ihre kriegerische Kraft, und wollte, daß Ritter und Städter sich die Hände reichen sollten, zum Kampfe gegen Pfaffen und Juristen. Der Gehorsam gegen den Kaiser, meint er, müsse des Reiches Wohlfarth nachgesetzt werden: manchmal nicht zu gehorchen, sey der beste Gehorsam. Sickingen ließ verlauten, er wolle „dem Evangelium eine Oeffnung machen." Er nahm dazu die pfälzische und rheinische Ritterschaft in geheimen Eid.

Beim Kaiser und schwäbischen Bund klagte er, daß die kleinern Reichsstände, sonderlich die vom Adel, bedrückt werden, und bei Streitigkeiten kein Recht erlangen. Er selbst fand mit diesen Klagen kein Gehör. Nun ließ er in Städten und auf dem Lande Schriften austheilen, die zum Kampfe für Erringung der Freiheit aufforderten. Als der schwäbische Bund sich rüstete, einige vom Adel wegen Landfriedensbruch zu bestrafen, und Kronenberg, eine Burg, die einem Freunde Sickingens gehörte, einnahm, zog dieser den fränkischen Adel an sich und drohte mit einer »Destillirung.« Als hierauf der schwäbische Bund seine Unternehmungen gegen den unruhigen Adel, der allerdings durch Landfriedensbruch manchen Anlaß bot, weiter verfolgte und die ganze Bundeshülfe gemahnt wurde, wandte Franz sich an die Städte, die gerade einen Tag in Speier hielten, und schrieb ihnen, sie möchten sich nicht gegen ihn bewegen lassen, die Fürsten hätten bösliche Absichten gegen Adel und Städte; es wäre gut, wenn beide sich gegen die Fürsten vereinten. Letztere bekamen hievon Kunde und der Landgraf von Hessen zog mit versammelter Bundesmacht gegen Sickingen, schloß ihn in der Feste Nannstuhl ein, bei deren Vertheidigung er den Tod fand, den 7. Mai 1523. Auch die übrigen Burgen Sickingens wurden gebrochen, und die Fürsten theilten sich in die große Beute. Besonders schmerzlich war der Tod Sickingens für Hutten. Er gab alle Hoffnung besserer Zeiten auf und klagte, die unerschütterliche Wand, auf die er sich gestützt, sey gefallen. Er suchte eine Zufluchtsstätte auf der Insel Uffenau bei Zürich, wo er, von Kummer und Krankheit gebeugt, im August 1523 starb. Er selbst hatte gefühlt, daß ihm bei seinen Unternehmungen doch der rechte Boden fehle, und daher an Luther geschrieben: „Dein Werk ist aus Gott und wird bleiben, das meine ist menschlich und wird untergehen.“ Der schwäbische Bund richtete

nun seine ganze Macht gegen den fränkischen Adel, und in wenigen Wochen wurden 23 Burgen in Franken niedergerissen, und viele edle Geschlechter fanden bei dieser Fehde ihren Untergang. So nachdrücklich ahndete es dieser Verein von Fürsten und Städten, daß sich dem durch Maximilian geförderten Streben nach Einkreisung und Landfrieden eine Körperschaft entgegenstemmen wollte.

Der durch die Reformation angeregte Geist der Neuerung bemächtigte sich bald auch der Bauern. Sie waren wirklich zum großen Theil in einer übeln Lage, welche ändern zu wollen, man ihnen nicht verargen konnte. Schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts war die Sehnsucht nach Verbesserung laut geworden, und in der sogenannten Reformation Kaiser Friedrichs III. war dieß besonders ausgesprochen. Die Bauern hatten auch an verschiednen Orten gewaltsame Versuche gemacht, um sich in Besitz der Rechte zu setzen, die sie ansprechen zu können glaubten. So war im Jahre 1471 im Würzburgischen ein Bauernanführer aufgetreten, der Abschaffung aller Grundabgaben und aller geistlichen und weltlichen Obrigkeit verlangte, und starken Anhang fand. In Elsaß und den Rheinlanden hatte sich ums Jahr 1502 eine Verschwörung von Bauern verbreitet, welche Befreiung von Abgaben und Demüthigung des Adels verlangten, die Geistlichen auf niedrern Pfründen setzen, die geistlichen Güter gemein machen und Niemanden als dem römischen Könige gehorchen wollten. Ihre Losung war: »was ist das für ein Wesen, wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen.« Ihr Feldzeichen war der Bauernschuh mit Nesteln, ihre Vereinigung hieß daher der Bundschuh. In Würtemberg thaten sich im Jahre 1514 die Bauern zusammen gegen Herzog Ulrich, der neue Abgaben aufgelegt hatte. Alle diese Empörungen wurden zwar wieder gedämpft, aber zu einer rechten Untersuchung der drückenden

Verhältnisse und Befreiung von den Beschwerden, kam es nie. Der Druck nahm sogar zu. Die neuaufgekommnen Reichssteuern, der Aufwand bei den Reichstagen und an den Höfen, die vielen Fehden und das dadurch herbeigeführte Bedürfniß von Söldnern gab Veranlassung, neue Schatzungen aufzulegen. Zumal seit Errichtung des schwäbischen Bundes hatten sich die Heerzüge und Steuern und damit die Unzufriedenheit gemehrt. Der Bauernstand konnte nach den bestehenden Gesetzen nirgends Recht gegen seine Herrschaft suchen und finden. Dabei mußten sie zusehen, wie die Bürger in den Städten emporkamen, wie die Geistlichen mit den Kirchengütern schwelgten. Das Beispiel der Schweitzer, welche, der Herrschaft des Adels entledigt, von ihren Obrigkeiten mit keinen ausserordentlichen Steuern belästigt wurden, machte sie nach ähnlichem Glücke lüstern. Wenn sie nun durch die Reformation alte geheiligte Verhältnisse der Kirche angegriffen und verändert sahen, so war es natürlich, daß sie da eine Veränderung herbeizuführen suchten, wo sie der Druck am nächsten berührte. Sie hörten viel von christlicher Freiheit, Luther selbst ließ hie und da Worte fallen, in denen eine politische Beziehung hervortrat, wie in seiner Schrift an den deutschen Adel. In der durch den Nürnberger Reichstagsabschied veranlaßten Volksschrift schalt er den Kaiser und die Reichsfürsten, welche das Evangelium verfolgten, Tyrannen, und bedrohte sie mit einer biblischen Stelle, in welchen den Stolzen und Gewaltigen ein naher Sturz ihrer Herrlichkeit verkündigt wird. Wenn aber die Masse einmal zu Neuerungen aufgeregt ist, fragt sie nicht mehr, was und auf welche Weise neu werden solle, sondern greift Alles an, wovon sie sich gedrückt glaubt, verwechselt geistige Interessen mit materiellen. Ohne besondre Verabredung brach daher der Aufstand an verschiednen Orten

aus, vornämlich in Oberschwaben, Franken, Sachsen, Hessen, und den Rheinlanden. Die oberschwäbischen Bauern ließen in 12 Artikel ihre Forderungen zusammenfassen, und erboten sich, was nach dem Wort Gottes als unrecht erwiesen würde, zurückzunehmen. Sie verlangten für jede Gemeinde das Recht, ihren christlichen Lehrer selbst zu wählen, Abschaffung der Zehnten, der Leibeigenschaft, Antheil an Jagd, Vogel- und Fischfang, da Gott dem Menschen Gewalt gegeben habe über alle Thiere, freie Benützung der Wälder, oder vertragsmäßige billige Ueberlassung des Holzbedarfs, Abschaffung des Todfalls, wodurch ein Theil des Erbes der Herrschaft anheimfiel, und die Zusicherung, daß alte Abgaben niemals erhöht werden sollten. Die 12 Artikel sammt einer weitern Schrift übergaben sie an den schwäbischen Bund und schlugen den Erzherzog Ferdinand und den Churfürsten Friedrich zu Schiedsrichtern vor, baten auch Luthern, einen Ausspruch darüber zu thun. Dieser befand sich in großer Verlegenheit; doch ließ er an Fürsten und Bauern eine Vermahnung ausgehen, worin er den ersten sehr ernste und kräftige Wahrheiten über ihre Regierungsweise sagte. Freilich stellte er die Bedrückung des Evangeliums als den hauptsächlichsten Anlaß der Unruhen dar, und gab eben damit selbst einen nähern Zusammenhang zwischen seiner Unternehmung und dem Bauernaufstande zu. „Ihr müßt anders werden," sagt er ihnen, „und Gottes Worte weichen. Thut Ihr es nicht durch freundliche, willige Weise, so müßt Ihr es thun durch gewaltige und verderbliche Verweise. Thuns diese Bauern nicht, so müssen es Andre thun. Es sind nicht die Bauern, die sich wider Euch setzen: Gott ists selber, der setzt sich wider Euch, heimzusuchen Eure Wütherei." Nachdem er den Großen ins Gewissen geredet, spricht er den Bauern mit so freundlichen Worten zu, daß es scheinen könnte, als sey er

nicht gar weit davon entfernt, ihnen Recht zu geben. „Ihr habt bisher, lieben Freunde, vernommen, daß ich bekenne, es sey leider allzu wahr und gewiß, daß die Fürsten und Herren, die das Evangelium zu predigen verbieten, und die Leute so unträglich beschweren, werth sind und wohl verdient haben, daß sie Gott vom Stuhle stürze, als die wider Gott und Menschen sich höchlich versündigen. Nichtsdestoweniger ist Euch wohl vorzusehen, daß Ihr Eure Sachen mit gutem Gewissen und Recht vornehmt." Dann fährt er fort, sich aufs bestimmteste gegen Aufruhr zu erklären, und führt ihnen nachdrücklich das göttliche Recht und die Nothwendigkeit der Obrigkeit zu Gemüth. Um dem Einwurfe zu begegnen, daß er sich selbst gegen eine sonst als rechtmäßig anerkannte Obrigkeit aufgelehnt habe, stellt er sein Verfahren als ein Beispiel des Gegentheils dar. „Ich habe nie ein Schwert gezückt, oder Rache begehrt, ich habe keine Rotterei, noch Aufruhr angefangen, sondern der weltlichen Obrigkeit, auch der, so mich verfolgt, ihre Gewalt und Ehre vertheidigen helfen, so viel ich vermocht." Schließlich rieth Luther, man solle aus dem Adel einige Grafen und Herren, aus den Städten einige Rathsherrn wählen, und die Sache freundlicher Weise handeln und stillen, so daß die Herren ein wenig von ihrer Tyrannei und Unterdrückung wichen, die Bauern aber sich weisen ließen und etliche Artikel, die zu hoch und zu weit griffen, aufgäben. Er fand jedoch bei keinen Theilen viel Gehör, und die Genossen des Aufstandes meinten, er rede jetzt nach andern Grundsätzen, als wornach er dem Pabste Krieg erklärt habe. Indeß begannen die Bauern ihre Feindseligkeiten; die Gestalt des Aufruhrs wurde immer furchtbarer; Burgen und Abteien wurden geplündert und zerstört. Die vom Odenwalde und von Niederschwaben überfielen das würtembergische Städtchen Weinsberg, nahmen den Grafen von Helfenstein

mit seinen Leuten gefangen, tödteten ihn, mißhandelten seine Gattin, seine Kinder. Dieser Vorfall steigerte die Wuth des Adels auf den höchsten Grad. Auch Luther ließ eine Schrift ausgehen unter dem Titel „wider die räuberischen und mörderischen Bauern,“ worin er alle Fürsten und Herren aufforderte, keine Geduld oder Barmherzigkeit weiter gelten zu lassen, sondern mit gutem Gewissen drein zu schlagen, so lange sie eine Ader regen könnten. Schon vorher war das Heer des schwäbischen Bundes gegen die Bauern ausgezogen, unter Anführung des Grafen Georg, Truchsessen von Waldburg. Dieser traf bei Böblingen einen großen Schwarm derselben und brachte ihnen eine bedeutende Niederlage bei. Von allen Seiten aber strömten neue Schaaren herbei. In Würzburg kam ein großer Bauernrath zusammen; es wurde eine Vereinigung derer aus Schwaben, Elsaß und den Rheinlanden zu Stande gebracht; in Heilbronn sollte der Einigungspunkt und Sitz eines Ausschusses seyn. Sie wollten auch den unzufriednen Adel an sich ziehen und mit dessen Hülfe der Verfassung des Reichs eine neue Gestaltung geben. Viele vom Adel, zum Theile freiwillig, in der Absicht, dem Schaden zu entgehen und auch für sich beßre Verhältnisse zu erkämpfen, zum Theile gezwungen, schloßen sich an sie an. Der Ritter Götz von Berlichingen ward ihr Hauptmann, unter der Bedingung, daß sie ihm gehorchen und von den Greueln ablassen sollten. Sie versprachen es, hielten es aber nur einige Wochen. Götz wurde vom schwäbischen Bunde zur Gefangenschaft auf seinem Schlosse verurtheilt, in welcher er 11 Jahre zubringen mußte. Der Truchseß von Waldburg, welcher das Bundesheer führte, vereinigte sich mit dem Pfalzgrafen Ludwig, mit dem Churfürsten Richard von Trier, Herzog Otto von Baiern und dem Bischoffe von Würzburg. Bei Belagerung des Schlosses Würzburg erlitten

die Bauern eine entscheidende Niederlage. Der Sieger ließ sogleich 80 enthaupten.

Die einzelnen Fürsten in ihren Ländern nahmen durch Hinrichtungen, Verstümmlungen und neue Bedrückungen schwere Rache an den Empörern, so daß der schwäbische Bund sich genöthigt sah, Einhalt zu thun, und die Fürsten bedrohte, ihnen keine Hülfe mehr zu geben, wenn sie durch allzugroße Strenge, wieder Aufruhr erregen würden. Die Verheerungen, welche dieser Aufstand angerichtet, waren schrecklich: viele Burgen, Klöster und Dörfer waren zerstört und niedergebrannt, blühende und volkreiche Landschaften nun Einöden voll Trümmer und Leichenhaufen, und gegen 50,000 Menschen sollen nach der geringsten Angabe umgekommen seyn. Die Verhältnisse der Bauern erfuhren durchaus keine Verbesserung; im Gegentheile nahm man von der Rohheit eines Ausbruches, der nach vieljährigen Drangsalen erfolgt war, die Beschönigung her, wenn man ihnen auch das Billigste vorenthielt.

In Zusammenhang mit dem Erzählten standen die zu gleicher Zeit in Sachsen und Thüringen von Thomas Münzer angeregten Unruhen. Einer der frühesten Anhänger Luthers, hatte er als Prediger zu Allstädt in dessen Sinne gewirkt, dachte jedoch bald daran, ihn durch eine vollkommnere Reformation der Kirche und des Staates zu überbieten, die wahre apostolische Kirche herzustellen und die in der Schrift verheißne Freiheit der Kinder Gottes ins Leben einzuführen. In Verwerfung der kirchlichen Autorität mit Luther einstimmig, behauptete er, der Buchstabe der Schrift, über deren Auslegung so viele Meinungen entstünden, könnte auch keinen sichern Glaubensgrund abgeben, und nahm daher seine Zuflucht zu einer höhern, unmittelbar durch den Geist Gottes im Menschengeiste zu wirkenden Auslegung. Und nicht nur

alle äussern Formen der Kirche, sondern auch die weltliche Gewalt wollte er abgeschafft wissen. In der Reichsstadt Mühlhausen, wo er sein Wesen trieb, wollte er eine Ordnung nach seiner Art anrichten. Mit ihm verband sich ein entlaufner Mönch Namens Pfeiffer, der Münzern an Ungestümm übertraf, und mit seinen Anhängern verheerende Raubzüge machte. Sie setzten sich mit dem Bauernaufstande in Verbindung und gewannen einen Volkshaufen, der zum Heere anwuchs. Landgraf Philipp in Hessen, welcher so eben den Aufstand im eignen Lande mit Waffengewalt bezwungen hatte, verbündete sich mit einigen andern Fürsten. In der Gegend von Frankenhausen traf der Fürsten Heer den 5. Mai 1525 mit dem Haufen Münzers zusammen, von welchem nach schlechter Vertheidigung gegen 5000 erschlagen, die Uebrigen auseinander gesprengt wurden; Münzer und Pfeiffer wurden gefangen und nach der Fürsten Urtheil hingerichtet. Jener erklärte, bevor er starb, daß er ein Recht gehabt habe, die Fürsten wegen ihrer Feindschaft gegen das Evangelium zu befehden.

Diese Begebenheiten blieben nicht ohne Einfluß auf Luthers Denkweise: er trug fortan Bedenken, an das Urtheil des gemeinen Mannes zu appelliren; die Reformation wurde mehr und mehr Sache der Stadtobrigkeiten und Fürsten, und was zu einer Umgestaltung des deutschen Volkswesens führen zu wollen geschienen hatte, schlug in das wirksamste Mittel zur Territorialherrschaft um. Die Fürsten waren aus mehreren Gründen der Reformation geneigt. Einmal glaubten sie die Volksbewegung beschwichtigen und die Gedanken ihrer Unterthanen vom Politischen ablenken zu können, wenn sie der Neuerungssucht auf kirchlichem Gebiet einige Nahrung geben; sodann hofften sie, da kraft der Reformation Mönche und Nonnen, Aebte und Bischöffe hinwegfielen, die herrenlos

gewordnen Kirchengüter an sich zu bringen; endlich suchten nicht Wenige einen schimmernden Vorwand für ihre Opposition gegen den Kaiser, dessen kolossale Hausmacht und weitgreifende Plane die Furcht vor einer Universalmonarchie aufs höchste gesteigert hatten. Als ein merkwürdiger und durch seine Einfachheit vollkommen klarer Fall mag hier vor Allem dasjenige angeführt werden, was Albrecht, seit 1511 Hochmeister des Deutschordens, gethan hat. Die Ritter hatten bei seiner Erwählung gleich sehr darauf Rücksicht genommen, daß er ein Mitglied des Hauses Brandenburg und ein Schwestersohn König Sigismunds von Polen war: vielleicht, daß Letzterer um der Verwandtschaft willen auf die Lehenshuldigung verzichten würde, die er dem thorner Frieden von 1466 zufolge ansprechen durfte; sollte diese Hoffnung sich nicht verwirklichen, so durfte man von dem brandenburgischen Churhause kräftige Unterstützung gegen Polen erwarten; auch hatte ja das deutsche Reich, um seine Anrechte auf Preussen zu wahren, den thorner Frieden keineswegs anerkannt. Allein wie nun Albrecht 1518 in einen Krieg mit Sigismund verwickelt wurde, fand er nirgends die vorausgesetzte Hülfe, und mußte froh seyn, als er 1521, durch des Kaisers Vermittlung, zu einem vierjährigen Waffenstillstande gedieh. Während dessen fand die Reformation in Preussen Eingang. Der Bischoff von Samland, Georg von Polenz, stand frühzeitig mit Luther in Briefwechsel, und publicirte 1524 ein Edikt, worin er bei der Taufhandlung die deutsche Sprache zu gebrauchen befahl, und seine Untergebnen die Schriften Luthers zu lesen ermunterte. In demselben Jahre begab sich Albrecht nach Nürnberg, um vor Ablauf des Waffenstillstandes wieder Hülfe beim Reiche nachzusuchen. Hier lernte er einen lutherisch gesinnten Prediger Namens Osiander kennen, der ihm eine entschiedne Neigung für die

Reformation beibrachte. Auf dem Rückwege sprach er mit Luther und Melanchthon selbst, und diese gaben ihm den Rath, »die tolle und verkehrte Regel des Ordens fahren zu lassen und Preussen in die Form eines weltlichen Fürstenthums zu bringen.« Darüber soll er stillschweigend gelächelt haben, ließ aber bald lutherische Geistliche nach Preussen kommen, gestaltete den Gottesdienst der neuen Weise gemäß, und unterhandelte mit Sigismund. Der König, welcher lieber mit einem Fürsten, als mit dem vielköpfigen, unruhigen Orden zu thun haben wollte, unterzeichnete schon den 9. April 1525 den ewigen Friedensschluß, kraft dessen Preussen ein weltliches Erbherzogthum unter polnischer Lehensoberhoheit seyn, und in diesem Zustande, falls es Noth wäre, sogar mit den Waffen geschützt werden sollte. Für das Land konnte der getroffene Wechsel nicht anders als vortheilhaft wirken, da einem bleibenden Fürstenhause weit mehr am Flore desselben gelegen seyn mußte, als den unverehlichten Nutznießern, welche bisher darin geschaltet hatten. Auch hörten nun die langwierigen und kostspieligen Kriege mit Polen auf. Als daher Albrecht den Ständen das Geschehne mittheilte, äusserten sie laut ihre Freude darüber, sonderlich die Herrn von Adel, welche der Ordensherrschaft seit geraumer Zeit widerstrebt hatten, und nunmehr einen Theil der Gewalt an sich rissen. Denn die Stellen der Landräthe, deren vier als höchste Beamte im Herzogthum an die Statt der Ordensgebietiger traten, sollten nur an preussische Edelleute, die im Lande begütert wären, vergeben werden, und die Landeshauptleute, Nachfolger der Kommenthure, gehörten in der Regel demselben Stande an. Umsonst legten die Ordensmitglieder Protestationen ein, umsonst erklärte der Kaiser den Vertrag von 1525 für nichtig, und ließ durch das Reichskammergericht die Acht über Albrecht aussprechen:

der Kaiser vermochte damals so wenig als der Orden seine Willensmeinung mit dem Schwerte zu bekräftigen. Und damit die Sache nimmermehr rückgängig werden und man sich auf den Beistand lutherisch gesinnter Fürsten in Deutschland verlassen könnte, wurde mit der Reformation so rasch als möglich vorgeschritten. Georg von Polenz übergab die Verwaltung des Bisthums dem nunmehrigen Landesfürsten, indem er bemerkte, Bischöffen sey das Predigtamt, nicht aber weltliches Regiment anbefohlen. Durch eine von den Bischöffen entworfne, von den Landständen genehmigte Kirchenordnung wurde die Reform gesetzlich festgestellt, und im Jahre 1526 heirathete Albrecht eine Tochter des Königs von Dänemark. Der Deutschmeister, welcher von nun an seinen Sitz zu Mergentheim in Franken hatte, ward in Folge dieser Veränderung zu einem Fürsten des Reiches.

In eben jener Zeit gewann die Reformation innerhalb Deutschlands zwei entschiedne und mächtige Freunde. Der eine war der junge, feurige Landgraf Philipp von Hessen, der andre Johann, Bruder und Nachfolger des den 5. Mai 1525 verstorbnen Friedrichs von Sachsen. Luther, der Gesinnung seines neuen Landesherrn sicher, schaffte in der Schloßkirche zu Wittenberg die noch übrig gebliebnen Reste des katholischen Kultus ab. Auch die bischöffliche Gerichtsbarkeit nahm nun in diesen Gegenden ihr Ende, und gleichsam, um die Verwerfung des Cölibats thatsächlich zu beurkunden, schloß der Reformator mit Catharina von Bora den Bund der Ehe. Sie war eine ehemalige Nonne, 24 Jahre alt und von schöner Bildung. Seine Feinde schrien über schändlichen Bruch der Klostergelübde, seine Freunde selbst fanden es bedenklich, daß er gerade in Zeiten der Noth diesen Schritt gethan. Uebrigens waren bereits viele seiner Standesgenossen ihm voran gegangen, und Luther fand es wunderlich, daß man nicht eben so gut in Zeiten

der Noth, als in lustigen Tagen sollte freien dürfen. Indessen bekam er auch auf dem Gebiete der Wissenschaft einen Gegner an Erasmus. Von den Katholiken schon lange aufgefordert, gegen Luther zu schreiben, von diesem selbst und seinen Anhängern vielfach gereitzt, weil er sich der Reformation nicht unbedingt anschließen wollte, überwand er endlich seine Abneigung gegen offnen Zank, und trat wider Luther in die Schranken. Dieser hatte, im Gefühle von der Verderbniß menschlicher Natur und von Gottes überschwänglicher Gnade in Christo, die Bedeutung der menschlichen Selbstthätigkeit mehr als billig herabgesetzt. Erasmus zeigte daher in seiner Schrift vom freien Willen, daß Gott nur selbstthätige Wesen strafbar finden könne, daß es übrigens gerathner sey, auf so schwierige Lehren, wie die vom Verhältnisse des Willens zur Gnade nicht allzutief sich einzulassen. Der Angegriffne erwiederte in schroffem und leidenschaftlichem Tone, worauf Erasmus seinem hitzigen Gegner einige wissenschaftliche Blößen nachzuweisen suchte. In dieser Art mußte der rücksichtsvolle, bedächtige Holländer die menschliche Freiheit gegen die Zweifel eines Mannes in Schutz nehmen, der durch seine Thaten diese Freiheit aufs glänzendste bewiesen hatte. Wichtigere Folgen als der so eben erwähnte Streit hat Luthers im Jahre 1524 an die Städte Deutschlands ergangne Aufforderung gehabt, Schulen einzurichten und zu erhalten. Es ist dieß einer der Punkte, welche zugleich den gesunden, durchgreifenden Verstand des Reformators und den eigentlichen Werth des von ihm begonnenen Werkes in ein helles Licht setzen. Bisher hatte man die Vorbildung für höhere Studien meist in Klosterschulen gewonnen. Wo diese in Folge der Reformation eingegangen waren, mußte für neue Anstalten gesorgt werden. Ueberdieß hieng es mit der Lehre vom Glauben, mit der Verwerfung äusserlicher Gebräuche und der Verbreitung des Bibelwortes zusammen, daß man von jedem Christen

Kenntniß der hauptsächlichsten Religionswahrheiten und Fertigkeit im Lesen verlangte. Nun fehlte aber auf dem Lande entweder durchaus die Gelegenheit, etwas zu lernen, oder waren die Schulen über alle Maßen schlecht bestellt, und für den Unterricht des weiblichen Geschlechtes geschah sogar in den Städten mit wenigen Ausnahmen nichts. Luther konnte sich daher weder ein größeres Verdienst erwerben, noch sein Werk zweckmäßiger fördern, als wenn er darauf drang, man solle allenthalben in Städten und Dörfern, zum Besten beider Geschlechter auf Errichtung von Schulen bedacht seyn, und zu diesem heilsamen Zwecke Mittel verwenden, die unter dem bischöfflichen Regiment an unnütze und unwissende Pfaffen vergeudet worden waren. Freilich lag es nun auch in den Umständen, daß dieser gemeinnützige Plan nicht anders, als zum besondern Vortheile der Obrigkeiten und Fürsten durchgeführt werden konnte. Da Luther bemerkte, daß man an vielen Orten der Kirche nichts mehr geben, auch keine Kirchenzucht beobachten wolle, so schrieb er dem Churfürsten, ihm komme es zu, dieser Dinge sich anzunehmen. Mit Fug und Recht möge er Städte und Dörfer, welche des Vermögens seyen, zwingen, Schulen und Pfarreien zu halten; er sey als oberster Vormund der Jugend, und Aller, die es bedürfen, verpflichtet, und solle sie mit Gewalt dazu anhalten. Wenn das Vermögen der Gemeinde nicht zureiche, sollen die Klostergüter zur Aushülfe verwendet werden: diese seyen ja vornemlich dazu gestiftet. Der Churfürst solle eine Kommission von 4 Personen ernennen, das Land zu visitiren, wovon zwei aufs Oekonomische, und zwei auf Lehre und Personen Acht haben sollten. Während diese Vorschläge ausgeführt wurden, suchte Luther auch den Kultus zu ordnen. Er sagte zwar, „die rechte Weise wäre die, wenn solche, die mit Ernst Christen wären, sich in einem Hause versammelten zum Gebet, zu lesen und zu taufen, das Abendmahl zu halten

und andre christliche Werke zu üben.« Jedoch erkannte er, daß dieser formlose Gottesdienst dem Bedürfnisse einer äusserlichen christlichen Gemeinde nicht genüge, da in der Kirche nicht lauter fürs Evangelium Empfängliche, sondern viele Solche seyen, die eine Veranstaltung nöthig haben, wodurch sie zum Glauben und zum Christenthum angeleitet und erzogen würden. Daher behielt er viele ältere Formen bei, erklärte aber die Predigt und Lesung des göttlichen Wortes für die Hauptsache beim Gottesdienste. Dem Bedürfnisse einer allgemeinen Lehrnorm sollte einstweilen entsprochen werden durch den von Melanchthon aufgesetzten „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Churfürstenthum Sachsen." Hier wurde den Predigern mit Bestimmtheit vorgeschrieben, was und wie sie zu lehren hätten, um beim Volke Einheit des Glaubens zu erhalten. Luther sagt in der Vorrede hiezu, obgleich es nicht Sache des Churfürsten, in dessen Namen diese Schrift ausgieng, sey zu lehren und in geistlichen Dingen zu regieren, so habe derselbe doch die Verpflichtung, als geistliche Obrigkeit darob zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr sich unter den Unterthanen erheben. Im Ganzen der neuen Anordnungen ward einige Rückkehr zum alten Kirchenthume bemerklich; gleichwie Luther auch nur um ein Weniges von der Verwandlungslehre abwich, indem er hinsichtlich des heiligen Abendmahls behauptete, daß mit und unter den Zeichen des Sakraments der wahre Leib und das wahre Blut Christi genossen werde; was Karlstadt blos für eine andre Form der Messe, also für Götzendienst erklärte, und da er deßhalb seine Stelle in Wittenberg verlor, erst recht ausführlich in Schriften zur Sprache brachte. Die straßburger Theologen Bucer und Capito, hierüber von ihm befragt, äusserten, daß sie in der Hauptsache mit ihm einverstanden seyen, und

das heilige Abendmahl vornämlich für eine Gedächtnißfeier des Todes Jesu hielten. Luther, durch Widerspruch gereizt, und fast eine gewisse Unfehlbarkeit sich zutrauend, wollte hier schlechterdings den Buchstaben festhalten, während die schweizerischen Reformatoren Zwingli und Oecolampadius sich Karlstadts Ansicht zu eigen machten, die Worte „das ist“ im Sinne von „das bedeutet“ nahmen, und aus dem sechsten Kapitel des Johannes folgerten, daß Essen und Trinken hier einen geistigen Akt bezeichne. Der zwischen Luther und Zwingli hierüber sich entspinnende Streit artete durch den Ungestümm des Erstern in Persönlichkeiten aus, und führte eine traurige Spaltung zwischen Männern herbei, welche dazu bestimmt schienen, sich die Hand zu bieten. Ein Religionsgespräch, das im Jahre 1529 zwischen Beiden auf Betrieb des Landgrafen Philipp zu Marburg gehalten wurde, verfehlte gänzlich den Zweck. Der Schweitzer bat mit Thränen, ihn und die Seinigen als Brüder in Christo anzuerkennen; Luther aber machte den Riß unheilbar, indem er mit den harten Worten schloß: „ihr habt einen andern Geist.“

Die Reformation hatte jedoch immer weitern Fortgang. Dem Kaiser, der mit auswärtigen Kriegen sehr beschäftigt war, fehlte es an Zeit und Macht, derselben Einhalt zu thun; doch erließ er von Spanien aus drohende Zuschriften, wegen Aufrechthaltung des alten Glaubens und Vollstreckung des wormser Mandats. Die Herzoge von Braunschweig, die Churfürsten von Mainz und Brandenburg hatten 1526 eine Zusammenkunft in Dessau, wo sie über die Mittel zur Unterdrückung der Reformation rathschlagten. Dagegen brachten auch Churfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen den 4. Mai 1526 in Torgau ein Bündniß zu Stande, kraft dessen sie sich verpflichteten, im Falle eines Angriffs, mit Leib und Gut, Land und Leuten einander

beizustehen. Luther und Melanchthon hegten einiges Bedenken, weil die Fürsten den Kaiser als ihren Oberherrn respektiren, ohne Bewilligung der Unterthanen nichts vornehmen, und Gottes Wort nicht mit dem Schwerte beschützen sollten. Das Bündniß blieb jedoch bestehen, und ein Herzog von Braunschweig, Herzog Heinrich von Meklenburg, der Fürst von Anhalt und die Stadt Magdeburg traten später demselben bei. Da politische Händel ein Mißverhältniß zwischen Kaiser und Pabst herbeigeführt hatten, konnte es geschehen, daß der 1526 unter dem Vorsitze Erzherzog Ferdinands in Speier gehaltne Reichstag, wo die der Reformation zugethanen Reichsfürsten, im Vertrauen auf ihr Bündniß, eine entschloßne Sprache führten, günstig für die Evangelischen ablief. Man kam überein, den Kaiser zu bitten, daß er alsbald eine Nationalversammlung oder ein Concilium halten möchte, um die Angelegenheiten der Kirche zu berathen; indessen solle jeder Reichsstand mit seinen Unterthanen in Betreff der neuen Lehre so verfahren, wie er hoffen dürfe, es vor Gott und dem Kaiser verantworten zu können. Solche Nachgiebigkeit rührte zum Theile auch daher, daß man dringend der Hülfe gegen die Türken bedurfte, die einen Einfall nach Ungarn gemacht hatten. 1529 in den Monaten März und April wurde zu Speier wiederum Reichstag gehalten. Die katholischen Stände machten die Proposition, daß der Kaiser ersucht werden sollte, innerhalb Jahresfrist ein allgemeines Concil auszuschreiben, und selbst dabei gegenwärtig zu seyn; bis dahin sollten diejenigen Reichsstände, welche das wormser Edikt seither befolgt hätten, ferner dabei verharren; die andern Stände aber, in deren Landen die neue Lehre eingeführt worden, und ohne Aufruhr, Beschwerde und Gefahr nicht möchte ausgerottet werden, sollten wenigstens bis zum Concil alle weitern Neuerungen verhüten. Die evangelisch

gesinnten Stände entgegneten: „hierüber könne nicht mit Stimmenmehrheit entschieden werden, sie bäten, es beim Reichsabschiede von 1526 bewenden zu lassen.“ Als dieser Antrag abgewiesen wurde, legten sie den 19. April 1529 die berühmte Protestation ein, welche ihnen den Unterscheidungsnamen der Protestanten gegeben hat. Eingelegt wurde die Verwahrung im Namen des Churfürsten von Sachsen, des Landgrafen von Hessen, des Markgrafen Georg von Brandenburg, des Herzogs Ernst von Lüneburg, des Fürsten Wolfgang von Anhalt, und der 14 Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Isny, St. Gallen, Weissenburg und Windsheim.

Da die Rückkehr des Kaisers nach Deutschland mit Gewißheit verkündigt wurde, faßten die protestantischen Stände den Entschluß, dem Kaiser eine besondre Gesandtschaft entgegenzuschicken, um den übeln Eindruck, welchen sie von ihrem Schritte besorgten, durch eine angemeßne Darstellung zu mildern. Die Gesandtschaft gieng ab und traf den Kaiser in Piacenza, wurde aber sehr ungnädig aufgenommen. Als er aber im folgenden Frühjahre wirklich zur Rückkehr nach Deutschland sich anschickte, ließ er an die deutschen Stände ein Ausschreiben ergehen, das in sehr mildem Tone abgefaßt war, auch hinsichtlich der religiösen Verhältnisse Mäßigung kund gab. Er lud zu einer Reichsversammlung ein, auf welcher die kirchlichen Angelegenheiten zu einem befriedigenden Stand der Dinge sollten gebracht werden. Man solle, sagt er, die Zwietrachten bei Seite setzen, Widerwillen fallen lassen, die vergangnen Irrsale Christo anheimstellen, Alles, so zu beiden Theilen nicht recht ausgelegt worden, solle abgethan seyn und eines Jeglichen Meinung in Liebe und Güte angehört werden. Es war gewiß dem Kaiser aufrichtig darum zu thun, den Zwiespalt zu versöhnen; aber

er verkannte die Schwierigkeiten seines Unternehmens, weil er den tiefern Grund der Gegensätze ausschließlich als Staatsmann würdigte. Am meisten war es hiebei auf den Churfürsten Johann von Sachsen abgesehen, dem man es im kaiserlichen Ausschreiben aufs dringendste zur Pflicht gemacht hatte, dem Reichstage in Person anzuwohnen. Der Hofprediger Spalatin, Melanchthon und Jonas begleiteten den Churfürsten, um nöthigenfalls über die Lehre Rechenschaft geben zu können. Luther, der Geächtete, sollte, um leichter befragt werden zu können, in der Nähe von Augsburg sich seinen Aufenthalt nehmen, und blieb daher während des Reichstags in Koburg. Als sämmtliche Stände in Augsburg versammelt waren, hielt auch Karl den 15. Juni seinen prachtvollen Einzug. Er saß in spanischer Kleidung, die ihm ein schönes würdiges Aussehen verlieh, auf einem weißen Zelter; über ihm ein Baldachin, getragen von augsburger Rathsherrn; ringsum Fürsten und Prälaten, Donner des Geschützes und Geläute der Glocken. Da am folgenden Tage Frohnleichnamsfest war, machte der Kaiser den Fürsten, nicht nur den katholischen, sondern auch den protestantischen, das Ansinnen, sich dem kirchlichen Aufzuge anzuschließen, was aber die Protestanten nachdrücklich ablehnten. Ebenso weigerten sie sich, ihren Geistlichen das Predigen in Augsburg während der Dauer des Reichstags zu verbieten. Philipp von Hessen erklärte, daß ihre Prediger weder etwas Schlimmes, noch etwas Neues lehrten, und der Markgraf Georg von Brandenburg sagte im Eifer, lieber wollte er gleich niederknien und sich den Kopf abschlagen lassen, als Gott und sein Wort verläugnen; worauf der Kaiser, sein Stillschweigen brechend, in niederländischer Mundart erwiederte: »löwer Förste, nit Kop ab, nit Kop ab.« Als am folgenden Morgen das Ansinnen wegen der Procession erneuert wurde, äusserten

die Fürsten, daß sie es für eine Beschwerung ihrer Gewissen hielten, gaben auch in Anbetracht des Predigtverbots nicht nach, bis die Sache so gewendet wurde, daß es Theologen beider Parthcien verwehrt seyn sollte, während des Reichstags zu predigen, und daß kein Andrer, als wen der Kaiser ausdrücklich dazu verordnen würde, diesem Geschäft sich sollte unterziehen dürfen. Man pflegte daher an den Sonntagen nur das Evangelium und die Epistel zu verlesen. Durch das entschloßne Auftreten der Protestanten, worin sie hauptsächlich der sächsische Kanzler Brück bestärkte, wurden die anfänglichen Plane der Einschüchterung niedergeschlagen. Sofort gab man ihnen auf, ein schriftliches Bekenntniß ihres Glaubens und ein Verzeichniß der Mißbräuche, welche sie der alten Kirche zur Last legten, in deutscher und lateinischer Sprache dem Kaiser zu überreichen. Melanchthon hatte bereits etwas der Art entworfen, was nun an Luther zur Begutachtung übersandt, von diesem gebilligt und durch jenen in aller Eile noch einmal überarbeitet wurde. Den 20. Juni, bei Eröffnung des Reichstags, stellte Karl die türkischen und Religionsangelegenheiten als Hauptgegenstände der Berathung auf. Die meisten Stände verlangten, daß man die religiösen Angelegenheiten zuerst vornähme. Und so wurde denn die Confession den protestantischen Ständen mitgetheilt, durch Johann von Sachsen, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzog Ernst von Lüneburg, den Landgrafen Philipp von Hessen, den Fürsten Wolfgang von Anhalt und die muthigen Stadträthe von Nürnberg und Reutlingen unterzeichnet, und den 25. Juni in der Kapelle des bischöfflichen Pallastes, welchen der Kaiser bewohnte, vor etwa 200 Personen von dem sächsischen Kanzler Baier in deutscher Sprache mit so lauter Stimme vorgelesen, daß man bis in den Schloßhof hinunter alle Worte vernehmen konnte. Nach

Beendigung wurde dem Kaiser das vorgelesne deutsche Exemplar sammt einem lateinischen überreicht. Der Vortrag machte bei den Anwesenden einen tiefen, großentheils günstigen Eindruck. Herzog Wilhelm sprach: „man hat mir viel Andres gesagt, als ich jetzt gehört habe;" der Bischoff von Augsburg äusserte: „es ist lauter Wahrheit, Alles, was abgelesen worden ist;" der spanische Kanzler Granvella sagte, er habe nun einen ganz andern Begriff von Luthers Lehren, als man ihm in Spanien eingebildet. In der That war die Fassung der protestantischen Ansicht sehr milde, und so viel als möglich, ohne das Princip zu verläugnen, in einzelnen Punkten dem Katholicismus nahe gerückt. Die Confession bestand aus zwei Theilen, wovon der erste die Hauptlehren des Christenthums mit Rücksicht auf Abweichungen von der katholischen Lehre, doch ohne Polemik, behandelte, der zweite aber die Mißbräuche und Irrthümer genauer bezeichnete. Was im apostolischen und nicänischen Bekenntnisse enthalten war, was die vier ersten öcumenischen Concilien über die Dreieinigkeit, die zwei Naturen in Christo und seinen Opfertod festgesetzt hatten, wurde ohne neue Untersuchung auf den Grund des bisherigen Kirchenglaubens angenommen. Was Luther, vielleicht etwas schroff, von der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens und von dem Unwerth der Werke gelehrt hatte, war dahin gemildert und erläutert, daß nicht der historische Glaube an Christi Leiden und Tod gemeint sey, sondern die Gewißheit der Versöhnung durch ihn, und aus solchem Glauben müßten gute Werke hervorgehen, nicht um die Seligkeit damit zu verdienen, sondern zum Lobe Gottes, und weil durch den Glauben der heilige Geist uns geschenkt, und das Herz zu guten Werken geschickt werde. Vom freien Willen wurde gelehrt, daß der Mensch einen solchen habe, um äusserlich ehrbar zu leben; allein ohne Gnade,

Hülfe und Wirkung des heiligen Geistes vermöge Niemand wahrhaft gottgefällig zu glauben, und die böse Lust aus dem Herzen zu werfen, sondern solches geschehe durch den heiligen Geist, der durch Gottes Wort gegeben werde. Von der christlichen Kirche wurde gelehrt, daß sie sey eine Versammlung der Gläubigen, in welcher das Evangelium rein gepredigt, und die Sakramente gereicht werden; wobei jedoch nicht Noth sey, allenthalben gleichförmige Ceremonien von Menschen eingesetzt zu halten. Der Begriff einer sichtbaren, in irdischer Unvollkommenheit dennoch heiligen Kirche wurde festgehalten, indem es hieß, daß es zwar viele falsche Christen gebe, die Sakramente aber dennoch kräftig seyen, wenn gleich die Priester, welche sie reichten, nicht fromm seyn sollten. Das Kirchenregiment solle darin bestehen, daß Niemand öffentlich lehren oder predigen dürfe, oder Sakramente reichen, ohne ordentlichen Beruf dazu. Die Kirchenordnung, von Menschen gemacht, möge man halten, nur geschehe Unterricht dabei, daß man die Gewissen nicht damit soll beschweren, als sey solches Ding nöthig zur Seligkeit. Taufe und Abendmahl wurde fast ganz nach katholischer Lehre, und zwar das letztere so, wie wir schon angedeutet haben, bestimmt. Der zweite Theil handelt in 7 Artikeln von den Mißbräuchen und Irrthümern, nämlich von Entziehung des Kelchs, vom Verbote der Priesterehe, von dem Meßopfer, von der Ohrenbeichte, von dem gebotnen Unterschiede der Speisen, von den Klostergelübden und von der Bischöffe Gewalt, denen die weltliche Macht und Befugniß, an Gottes Statt in Lehre und Kultus etwas anzuordnen, abgesprochen wurde, jedoch ohne Nennung des Pabstes.

Der Kaiser meinte folgenden Tags, man könne hinsichtlich des Abendmahls, der Priesterehe und Fastenfreiheit nachgeben; sein Kanzler Granvella aber und der päbstliche Gesandte Campeggio brachten ihn wieder davon

ab. Nach längerer Berathung, ob und wie man den Protestanten antworten solle, wurde den anwesenden katholischen Theologen Eck, Cochläus, Wimpina aufgetragen, eine Widerlegungsschrift zu verfassen. Nach 3 Tagen war sie fertig, aber in einem so leidenschaftlichen Tone gehalten, daß der Kaiser sie für untauglich erklärte und sie umzuarbeiten gebot. Auf den Churfürsten von Sachsen suchte man einstweilen durch Drohungen zu wirken: der Kaiser könne ihm die Belehnung nicht ertheilen, weil er, dem wormser Beschlusse widerstrebend, von der rechtgläubigen Kirche abgefallen sey. Aber der Churfürst blieb standhaft und erwies, daß er dem deutschen Staatsrechte gemäß belehnt werden müsse.

Im Augustmonate waren die katholischen Theologen mit ihrer neuen Widerlegungsschrift fertig. Sie wurde ebenfalls, wie die Bekenntnißschrift der Protestanten, in der Reichsversammlung verlesen, aber ohne großen Eindruck zu machen. Melanchthon fand sich dessen ungeachtet zu einer Erwiederung veranlaßt, die unter dem Namen »Apolcgie der augsburgischen Confession« bekannt ist. Karl war immer noch bemüht, eine Vereinigung zu erzielen, und es wurde daher aus Mitgliedern beider Partheien ein Ausschuß niedergesetzt, um auf der Grundlage der Confession von den streitigen Artikeln in Güte zu handeln. Katholischerseits wurden Eck, Wimpina und Cochläus, von den Protestanten Melanchthon, Brenz und Schnepf gewählt. Den Kaiser hat hiebei wahrscheinlich der Gedanke geleitet, daß ihn, falls es zum Kriege mit den Protestanten käme, die Katholiken trotz ihres Eifers für die Religion im Stiche lassen würden, weil sie befürchten mußten, das Haus Oestreich könnte durch den Krieg an Macht gewinnen. Herzog Wilhelm von Baiern trachtete darnach, zum römischen Könige erwählt zu werden, eine Würde, die Karl seinem Bruder Ferdinand zugedacht hatte.

Viele fürchteten die Thätigkeit des Landgrafen Philipp. Dieser reiste unter dem Vorwande gefährlicher Krankheit seiner Frau plötzlich, selbst dem Churfürsten unerwartet, ab. Manche glaubten auf Kriegsrüstungen schließen zu dürfen. Als die Theologen zu verhandeln begannen, zeigte sich auf beiden Seiten überraschende Nachgiebigkeit; die Katholiken räumten sogar ein, daß die Vergebung der Sünden weder durch vorhergehende, noch durch nachfolgende gute Werke verdient werden könne, indem nur solchen Werken ein Werth beizulegen sey, welche im Glauben unter Gottes Beistand verrichtet werden. Mißbräuche, wie die Kelchentziehung, Meßopfer, Priesterehe, Klostergelübde, schienen ein größeres Hinderniß der Aussöhnung zu seyn, aber hierin sogar kam man sich näher. Bei dem so wichtigen Punkte, der die Gerichtsbarkeit der Bischöffe betraf, machten die Protestanten fast gar keine Schwierigkeiten, und forderten nur, daß die Kirchenregierung auf tüchtige Weise gehandhabt werde. In einem schriftlichen Gutachten suchte Melanchthon selbst die Unentbehrlichkeit des bischöfflichen Regiments zu beweisen, und sagte, die Fürsten werden nicht lange im Stande seyn, der Kirche vorzustehen, weil dieses Geschäft ihre Kräfte übersteige. Es schien ihm wohl auch Gefahr zu drohen, daß die weltliche Obrigkeit zu viele Gewalt in Beziehung auf Religion und Kirche sich anmaßen und die Erbschaft der Bischöffe eigenmächtig an sich reissen möchte. Hinsichtlich des Pabstthums bemerkte er: „es sey gefährlich, eine alte Einrichtung ohne wichtige Gründe umzustürzen, und wenn gleich der Pabst der Antichrist seyn sollte, könne man dennoch unter ihm leben, wenn er nur die reine Lehre und den Gebrauch der Sakramente nicht anfechte.“ Melanchthon wollte dem Pabst seine Gewalt nicht nach göttlichem, sondern nur nach menschlichem Rechte zugestanden wissen. Er schrieb an einen

Freund: »ich möchte wünschen, die bischöffliche Verwaltung wieder herzustellen; denn ich sehe, was für eine Kirche wir haben werden, nach Auflösung der kirchlichen Verfassung; ich sehe, wie nachher eine weit unerträglichere Tyrannei einreissen wird, als vorher gewesen ist.« In letzterem Punkte war auch Luther einverstanden; übrigens wollte er um so weniger Einsprache thun, da er wohl ahnte, daß eine Wiederherstellung der Einheit doch nicht zu Stand kommen könne, wie denn auch die katholische Parthei eigentlich blos einen Interimsfrieden beabsichtigte. Melanchthon sodann war in seinen Zugeständnissen zuweit gegangen, als daß er des Beifalls aller Protestanten hätte versichert seyn dürfen. Jene Gewalt des Pabstes wurde von Staatsmännern, denen das neue Kirchenthum um weltlicher Beziehungen willen genehm worden war, unbedingt zurückgewiesen. Kanzler Brück fügte dem Gutachten Melanchthons handschriftlich bei: »die Gewalt des Pabstes könne nicht anerkannt werden, da er sich dieselbe aus göttlichem Recht zueigne.« Die Magistrate der Reichsstädte hatten auch deßwegen der Reformation so bereitwillig sich angeschlossen, weil sie darin eine willkommne Gelegenheit sahen, sich dem bischöfflichen Regimente zu entziehen. Die Nürnberger insonderheit feindeten Melanchthon sehr an, bezeichneten ihn als einen Verräther der Wahrheit, und gaben eine Vorstellung ein, daß man protestantischerseits zu viel nachgebe. Als nun alle Verhandlungen ohne Erfolg blieben, so faßte endlich der Kaiser mit den katholischen Ständen am 9. Nov. 1530 einen Reichsschluß, welcher die neue Lehre verwirft, die alte bestätigt und den Protestanten eine Frist bis zum 15. April 1531 setzt, innerhalb welcher Zeit sie sich zum Rücktritt in die alte Kirche entschließen sollten. Ferner sollten sie alle Neuerungen und Bekehrungen einstellen,

die Kirchengüter herausgeben, keine Geistlichen oder Mönche beunruhigen und Niemanden an Ausübung des alten Gottesdienstes hindern. Obgleich in hohem Grade für die Protestanten ungünstig, blieb dennoch dieser Beschluß weit hinter den Wünschen der Kurie zurück. Dieß sehen wir aus einer Eingabe, die der Legate Campeggio an den Kaiser hatte gelangen lassen. In den Reichsstädten, behauptete Campeggio, komme der Adel durch die Reformation herab; geistliche und weltliche Fürsten würden bald keinen rechten Gehorsam, und sogar die Majestät des Kaisers werde bald nicht mehr die gehörige Rücksicht finden. Er gibt den Rath, es solle, um dem Uebel zu begegnen, ein Bund geschlossen werden zwischen Karl und den wohlgesinnten Fürsten; die Abgeneigten möge man versuchen, durch Versprechungen oder Drohungen umzustimmen; blieben sie hartnäckig, so habe man das Recht, diese giftigen Pflanzen mit Feuer und Schwert zu vertilgen.« Die Hauptsache sey, daß man ihre Güter, geistliche und weltliche, einziehe. Wenn auf diese Weise die Macht der Ketzerei gebrochen sey, solle durch Inquisitoren dem Ueberreste derselben nachgespürt werden. Die Universität Wittenberg solle man in den Bann thun, und die, welche daselbst studiert, kaiserlicher und päbstlicher Gnaden für unwürdig erklären, die Bücher der Ketzer verbrennen, die ausgetretnen Mönche in ihre Klöster zurückschicken, an keinem Hofe einen Irrgläubigen dulden. Statt einer solchen Vorschrift nachzuleben, gieng der Kaiser vielmehr auf den Antrag ein, welchen sämmtliche Stände an ihre nochmals vorgebrachten Beschwerden wider den päbstlichen Stuhl knüpften. Sie drangen nämlich darauf, daß spätestens in Jahr und Tag eine allgemeine Kirchenversammlung berufen werde. Bei den politischen Verwicklungen mit Klemens hoffte Karl, wenn er die Beschlüsse eines Concils zu vollstrecken hätte, in

die vortheilhafteste Stellung gegenüber von der Kurie zu kommen, und setzte daher mündlich und schriftlich des Concils wegen dem Pabste zu. Klemens konnte den Vorschlag nicht geradezu verwerfen, wies aber die Schwierigkeit desselben nach, und suchte jede Aussicht auf Verständigung unwahrscheinlich zu machen. Wie besorgt man aber in Rom wurde, geht daraus hervor, daß der Preis aller käuflichen Aemter am Hofe plötzlich um ein Bedeutendes sank, und diese Stimmung vornämlich mag nachgerade für ein Bündniß mit Frankreich entschieden haben. Die Frist, welche den Protestanten zur Rückkehr gegeben war, benützten sie, um sich enger aneinander anzuschließen; besonders war es Landgraf Philipp wieder, der die Sache betrieb. Er bemühte sich, auch Luther und die andern Theologen von ihren Bedenklichkeiten hinsichtlich eines möglichen Kriegs gegen den Kaiser abzubringen, schrieb deßhalb selbst an sie und ließ ihnen durch ein Gutachten seiner Juristen auseinander setzen, daß die Reichsstände nicht Unterthanen des Kaisers seyen und vermöge ihrer Rechte ihm wohl gegenüber treten dürften, wenn er wider Recht verfahre, zumal in Glaubenssachen, wo er nicht Richter sey. Luther ließ sich umstimmen und gab eine Schrift heraus unter dem Titel „Warnung an meine lieben Deutschen," worin er seine veränderten Ansichten in Betreff einer nothgedrungnen Gegenwehr öffentlich bekannte. „Widerstand gegen Unrecht ist kein Aufruhr, sondern nur der ist ein Aufrührer, der Obrigkeit und Recht nicht leiden will, sie angreift und wider sie streitet, sie unterdrückt und selbst Herr seyn und Recht stellen will. Die Papisten aber, haben gar kein Recht, weder göttliches noch menschliches, für sich, sondern handeln aus Bosheit, wider alle Mächte, als die Mörder, Bösewichter und Meineidige." Der Churfürst von Sachsen und Landgraf Philipp beriefen auf den 22. December 1530 eine

Zusammenkunft in das hessische Städtchen Schmalkalden, um sich über die Errichtung eines Schutzbündnisses zu besprechen. Der Bund kam damals jedoch noch nicht zum Abschlusse. Auch noch etwas Andres, das dem Bund eine politische Bedeutung gab, war zur Sprache gekommen. Kaiser Karl hatte nämlich die Absicht, seinen Bruder Ferdinand, Erzherzog von Oestreich und König von Böhmen und Ungarn, zum römischen König wählen zu lassen, einmal, weil er wirklich bei seiner häufigen Abwesenheit eines mit dem gehörigen Ansehen ausgerüsteten Statthalters bedurfte, und sodann, weil er dem Streben des Herzogs Wilhelm von Baiern zuvorkommen wollte. Ferdinand aber war nicht nur dem Herzoge von Baiern, sondern auch den Protestanten sehr mißfällig, weil er entschiedne Abneigung gegen die Reformation gezeigt hatte, und man von seiner Macht befürchten mußte, daß er energische Maßregeln gegen sie ergreifen könnte. Gegen diese vorzunehmende Wahl legten nun die in Schmalkalden versammelten Stände eine Protestation ein. Ohne sich jedoch hieran zu kehren, ließ Karl am 5. Januar 1531 zu Köln die Wahlhandlung vornehmen. Ferdinand hatte die Stimmen von 5 Churfürsten, nur die des sächsischen fehlte, der sich gar nicht in Köln eingefunden hatte. Jetzt mußten daher die Protestanten den Unwillen des Kaisers und neuen Königs um so mehr fürchten, und betrieben folglich den Bund mit größrem Eifer als je. Im Februar 1531 kamen sie zum zweitenmale in Schmalkalden zusammen, wo 6 Fürsten, 2 Grafen und 11 Städte auf 6 Jahre ein Bündniß schloßen, um gegen alle Vergewaltigung in der Religion nach bestem Vermögen einander beizustehen, und nicht ohne einander Frieden zu machen. Später (den 24. Oktober 1531) traten auch die baierischen Herzoge bei, welche in dem Bunde ein Gegengewicht gegen die durch Ferdinands Erwählung aufs Neue gestärkte

östreichische Macht erblickten. Durch ihren Bund hatten die Protestanten eine sehr zu respektirende Stellung im Reiche gewonnen, der sie es zu danken hatten, daß durch Vermittlung der Churfürsten von der Pfalz und von Mainz am 23. Juli 1532 zu Nürnberg festgesetzt wurde: bis auf die Zeit einer Kirchenversammlung oder andrer Reichsschlüsse solle zwischen Kaiser und Ständen ein allgemeiner beständiger Friede seyn, und gegen die Protestanten weder auf dem Wege der Gewalt noch der Gerichte etwas vorgenommen werden, wogegen sich die protestantischen Stände verpflichten, auch ihrerseits den Frieden getreulich zu halten, und das Gebührende zur Türkenhülfe beizutragen. Die Protestanten waren nun in Folge dieses Religionsfriedens eine rechtlich anerkannte Parthei, und hatten einen gesetzlichen Besitzstand.

Sechstes Hauptstück.

Türkenhülfe. Soliman der Prächtige und Hayradin Barbarossa.

Seit mehreren Jahren war bei den deutschen Reichstagen die Forderung der Türkenhülfe ein stehender Artikel geworden. In der That durfte man nicht länger säumen, sich gegen ein kriegerisches Volk zu rüsten, das unter einem kühnen Eroberer eben jetzt den Höhepunkt seiner Größe erreicht hatte. Daher möchte es auch passend seyn, was wir früher einzeln über die Grundlagen des osmanischen Reiches gesagt haben, hier, wo Alles entwickelt und in voller Reife erscheint, in einem Bilde zusammenzufassen. Jedes Land, das die Osmanen erober-

ten, ward sogleich nach Fahnen und Säbeln in eine Menge Lehen ausgetheilt. Von dem Einkommen von 3000 Aspern (deren man 60 auf einen Thaler rechnet) mußte ein Reiter schlagfertig gehalten werden. Durch einen Befehl an die beiden Beglerbegs des Reichs konnte in der europäischen Türkei augenblicklich eine Macht von 80,000 Reitern zusammengebracht werden. Die Lehen waren nicht erblich, so daß also große Lehensgüter nicht in die Hände eines vielleicht zum Kriege weniger geeigneten, oder dem Sultan minder ergebnen Mannes kamen. Niemand jedoch konnte einen Lehenstheil erlangen, als wer der Sohn eines Lehensträgers war, nur mußte Jeder wieder von unten anfangen. Die Lehensträger, unter sich von Geburt gleich, haben keine andre Rangordnung als die, welche Tapferkeit und Gunst des Sultans ihnen verschafft. Schon hiedurch war eine ansehnliche kriegerische Macht garantirt, die dem Sultan unbedingt zu Gebote stand. Ein andres Institut, das dem osmanischen Reich seine tüchtigsten Stützen lieferte, war die Erziehung geraubter Knaben zu Kriegsleuten oder Staatsmännern im Dienste des Sultans. Man pflegte alle 5 Jahre kleine Soldatenabtheilungen zum Raube christlicher Knaben ins Reich auszusenden. Der Hauptmann einer solchen Schaar war beauftragt, alle jungen Leute, die vor andern schön und stark waren, oder eine besondre Fertigkeit zeigten, mit sich hinwegzuführen und sie dem Großherrn gleichsam als den Zehnten seiner Unterthanen zuzuführen. So kamen Leute von verschiednen europäischen Völkern zusammen. Man sonderte sie in zwei Abtheilungen. Die Einen wurden bei Bauern in Dienste gegeben, oder in Gärten, oder bei öffentlichen Bauten zu härtern Arbeiten angehalten. Aus diesen wurden die Krieger, die Janitscharen, gebildet. Die Andern aber, in denen man eine edlere Natur zu entdecken glaubte, wurden im Serail erzogen

und sorgfältig unterrichtet. Beide standen unter sehr strenger, klosterähnlicher Zucht. Den im Serail Erzognen wurde alle 3 Jahre gestattet, auszutreten und diese kamen dann unter die 4 bevorzugten Schaaren der Leibwache des Sultans. Die, welche blieben, stiegen allmählich im unmittelbaren Dienste des Sultans, und es stand ihnen selbst die Stelle eines Wesirs, oder Reichsverwesers offen. Diese Janitscharen wurden ganz für den osmanischen Staat erzogen. Von den frühern Banden losgerissen, kannten sie keinen Herrn, als den Großherrn, keinen Willen, als den seinigen, keine Hoffnung, als auf seine Gunst; sie kannten kein Leben, als in unbedingtem Gehorsam, keine Beschäftigung, als den Krieg zu des Sultans' Dienst. Im Kriege galten die Janitscharen als die tapfersten Kämpfer, und rühmten sich nicht mit Unrecht, nie in einer Schlacht geflohen zu seyn. Nicht minder als bei den Kriegern bewährte sich jene Erziehung bei denen, welche zum Dienste des Staates gebildet wurden und zu hohen Würden emporstiegen. Sie fanden in ihrer Stellung ihre volle Befriedigung: ein jeder sah eine Thätigkeit, ein Leben vor sich, das ihn vergessen ließ, daß er Sklave war; die gesammte Regierung und die Anführung des Heeres war in ihren Händen, kein Erbadel trat ihren Ansprüchen entgegen. Diese beiden Mächte, worauf die Kraft des Reiches beruhte, die Lehensmänner und jene doppelte Sklavenmenge, mußten, wenn ihre Lebenskraft nicht verdorren sollte, durch Krieg in beständiger Uebung erhalten werden; den Janitscharen besonders mußte beständig ein Feld der Thätigkeit offen stehen. Das Lager erschien als die eigentliche Heimath dieses Volks. Hier war musterhafte Ordnung zu bemerken. Von den Sipahis, den besoldeten Leibwachen des Sultans, hatte jeder sein eignes Zelt. Glänzend nahmen sie sich zu Pferde aus, in ihren seidnen Waffenröcken,

den bunten, künstlich gearbeiteten Schild am linken Arm, das reichbesetzte Schwert in der Rechten, den Turban mit mannichfaltigen Federn geziert. Besonders prächtig zeigten sich die Anführer: Sattel und Zeug der Pferde war mit Edelsteinen besetzt, an den Zäumen hiengen goldne Ketten. Die Zelte prangten von türkischem und persischem Schmuck. Mit dieser kriegerischen Richtung des gesammten Daseyns stimmten Religion und Sitte überein: der Glaube an ein unvermeidliches Geschick förderte ungemein den Muth in der Schlacht. Bei einem solchen Staate, der eine so durchaus militärische Anordnung hatte, wo der Krieg das Hauptgeschäft war, mußte das Oberhaupt nothwendig kriegerisch gesinnt seyn. Fast alle Sultane bis ins sechszehnte Jahrhundert waren dieß, besonders aber Soliman I., der im Jahre 1520 die Regierung antrat. Er war ganz ein Haupt für diesen Kriegsstaat. Schon seine hohe Gestalt, seine männliche Gesichtsbildung, seine großen schwarzen Augen, die unter einer breiten Stirne hervorleuchteten, brachten einen kriegsmännischen Eindruck hervor; dabei zeigte er alle Lebhaftigkeit, Freigebigkeit und Gerechtigkeit, die einen Herrscher beliebt machen und gefürchtet. Seine Regierungszeit ist die wichtigste und blühendste Epoche in der Geschichte des osmanischen Reichs. Ihm dankt es die höchste Stufe seiner Macht, die er durch weise Staatsformen und Gesetze, durch große Thaten im Krieg und im Frieden förderte. Die Geschichtschreiber legen ihm daher den Beinamen des Großen oder des Prächtigen bei.

Einer seiner ersten Heerzüge war gegen Ungarn gerichtet. Hier hatte sich unter dem schwachen Könige Ludwig, dem Schwager Karls V. die schon unter seinem Vorgänger Ladislaus eingerißne Verwirrung zum wildesten Partheikampfe gestaltet. Unter diesen Umständen mußte der türkische Eroberer leichtes Spiel finden. Soliman

forderte durch einen Gesandten Tribut von den Ungarn. Der Gesandte wurde mißhandelt und getödtet, und Soliman darüber dergestalt aufgebracht, daß er unverzüglich Krieg beschloß, das Heer in eigner Person anführte, und nicht früher nach Konstantinopel zurückkehrte, als bis die Festungen und Städte Sabacz und Belgrad gefallen waren. Mit Venedig schloß die Pforte ein freundschaftliches Bündniß, wodurch den Venetianern Freiheit der Schiffarth, Sicherheit der Kaufleute und das Recht eingeräumt wurde, ihre Schiffe nur zu Konstantinopel, nicht zu Gallipoli untersuchen zu lassen; dagegen sollte die Republik für Cypern 10,000 und für Zante 500 Dukaten Tribut bezahlen. Nach der Rückkehr von jenem Zuge beschäftigten den Großherrn friedliche Anordnungen in Sachen der Gesetzgebung, — weßhalb er auch Kanuni, der Gesetzgeber, heißt, — noch mehr jedoch Plane, Rhodus zu erobern, wo die Johanniter, diese berufsmäßigen Feinde der Osmanen, ihren Sitz hatten. Nachdem die Besatzung der Insel durch Feuer und Krankheit großen Verlust erlitten hatte, nahm sie die von Soliman gebotne Kapitulation an. 1522, am Charfreitage Morgens, zogen die Türken ein. Die Hauptpunkte der Kapitulation aber, freier Abzug mit Hab und Gut und Unverletzbarkeit kirchlicher Gebäude, wurden gebrochen, ob durch Eigenmacht der Wesire, oder durch Zügellosigkeit der Janitscharen, ist ungewiß. Späterhin, im Jahre 1529, räumte Karl V. den vertriebnen Rittern die Insel Malta ein, welche vorlängst als eine normännische Eroberung an Neapel, und somit unter des Kaisers Verfügung gekommen war. Daher fortan der Name Maltheserritter. Im Jahre 1526 unternahm Soliman einen zweiten Zug nach Ungarn. König Ludwig hatte sich indessen vergeblich bemüht, Hülfe von Deutschland zu erhalten. Er selbst konnte dem türkischen Heere nur geringen Widerstand entgegenstellen; es

rückte daher ungehindert bis Peterwardein vor, das nach 12tägiger Belagerung von den Türken genommen wurde. In der Ebne von Mohacz traf das türkische Heer mit den Ungarn, die König Ludwig hatte aufbringen können, zusammen, und errang einen vollständigen Sieg: die Ungarn ergriffen die Flucht und versanken theilweise in den Morästen, unter ihnen König Ludwig selbst. Vor dem Zelte des Divans wurden 2000 Köpfe, darunter die von 7 Bischöffen und vielen ungarischen Großen, als Trophäen aufgeschichtet. Soliman durchzog nun ganz Ungarn, und nahm die Hauptstadt Ofen in Besitz; im Herbste aber trat er den Rückzug an, ohne von seiner Eroberung einen andern Gebrauch, als zur Plünderung und Wegführung vieler Tausende von Menschen gemacht zu haben. Durch den Tod König Ludwigs war die Krone von Böhmen und Ungarn erledigt. Erzherzog Ferdinand, des Kaisers Bruder, trat nun mit Ansprüchen auf beide Reiche hervor, die sich auf frühere Verträge Königs Ladislaus mit Maximilian, und auf seine Vermählung mit Anna, König Ludwigs einziger Schwester, gründeten. Bei Böhmen hatte er gefährliche Mitbewerber an den baierischen Herzogen. Er mußte sich einer Wahl der Stände unterwerfen, wußte sie aber durch geschickte Unterhandlungen und reichliche Versprechungen zu seinen Gunsten zu lenken, und ward am 23. Oktober 1526 zum Könige erwählt. In Ungarn kam der Woiwode Zápolya als Bewerber um die Krone zuvor. Um dieselbe zu behaupten, suchte er sogar die Hülfe des türkischen Sultans, und wirklich gelang es seinem Gesandten, durch die Vermittlung Ludwig Grittis, eines schlauen Venetianers, welcher an der Pforte großen Einfluß hatte, die Wesire und Soliman selbst für ein Bündniß mit Ungarn zu gewinnen. In Folge hievon antwortete Soliman einem Gesandten Ferdinands, welcher

Zurückgabe der dem Königreich entrißnen Plätze und vornämlich die Schlüssel Belgrads verlangte: »er wolle nächstes Frühjahr bei Ofen erscheinen, dann könne man nach den Schlüsseln Belgrads bei ihm fragen.« Soliman hielt Wort: Zapolya mit seiner Mannschaft zog ihm entgegen und küßte knieend die Rechte des Sultans, der ihn seiner Gnade und seines Schutzes versicherte; Ofen wurde erobert und auf des Sultans Befehl Zapolya als König von Ungarn eingesetzt. Der Sandschakbeg Hassan blieb als türkischer Befehlshaber in Ofen zurück. Soliman und der Großwesir brachen mit dem Heere zur Belagerung Wiens auf. Am 27. September lagerten die Türken bei dem Dorfe Simmering, und umgaben die Stadt mit 7 befestigten Lagern. Indeß rüstete man sich auf der andern Seite, so gut es gieng, und der Oberbefehlshaber, Graf Nicolaus von Salm, traf treffliche Vertheidigungsanstalten. Die Besatzung that durch Ausfälle dem Belagerungsheere großen Schaden, so daß dem gesunknen Muthe der Türken mittelst Versprechung bedeutender Geldsummen nachgeholfen werden mußte. Den 13. Oktober versammelten sich ihre Anführer zum Kriegsrathe und beschloßen folgenden Tags einen letzten Sturm, indem Kälte und Mangel an Lebensmitteln den Abzug empfahlen. Ihr feuriger Angriff wurde durch den noch größern Muth der Belagerten glücklich zurückgeschlagen. Der Freudendonner des Geschützes, Musik und Glockenklang von allen Thürmen verkündeten die heldenmüthige Rettung der Stadt Wien. Die Türken standen von jeder weitern Unternehmung ab: das Murren der Janitscharen, die Klagen der asiatischen Truppen über Kälte und des ganzen Heeres über Mangel nöthigten hiezu; Zapolya übrigens behauptete sich fortwährend in Ungarn. 1530 im Herbst erschienen Ferdinands Gesandte zu Constantinopel; sie mußten von dem Großwesir Ibrahim die übermüthig-

sten Reden anhören; zum Abschlusse des Friedens kam es nicht. 1532 erneuerte Soliman den Krieg, und zwar gegen Karl V., welchen er für den einzigen ebenbürtigen Gegner erklärte. Er nahm dießmal mehrere ungarische Städte und Schlösser, fand aber in Stadt und Schloß Güns, das Niclas Jurischiz vertheidigte, so heldenmüthigen Widerstand, daß er sich genöthigt sah, abzuziehen und alsdann den Rückmarsch nach Konstantinopel antrat. Ein Theil des Heeres machte noch einen verheerenden Streifzug durch Steiermark. Erst 1533 wurde unter Formen, die für Oestreich ziemlich demüthigend waren, Friede gemacht zwischen Ferdinand und Soliman.

Ein Schützling des Letztern war der Seeräuber Hayradin oder Chaireddin Barbarossa, welcher an der Nordküste von Afrika, wo seit der Chalifen Zeit mehrere kleine Königreiche entstanden waren, einen förmlichen Raubstaat gegründet hatte. Es war der Sohn eines auf Mitylene ansäßigen rumelischen Sipahi, und trieb sammt seinem Bruder Urudsch mit vielem Glücke das Handwerk der Seeräuberei. Sie begaben sich als kühne und geschickte Korsaren in die Dienste Mohameds, des Sultans von Tunis, machten auch hier glückliche Unternehmungen, und brachten allmählich eine ganze Flotte zusammen. Eutumi, König von Algier, der um 1516 von den Spaniern bedrängt wurde, sprach die genannten Brüder um Beistand an. Sie wußten die spanische Flotte zum Abzuge zu bringen; Urudsch richtete seine Unternehmung gegen Telmessan, wo er aber bei Vertheidigung einer Feste gegen die Spanier umkam. Chaireddin blieb in Algier, ließ den Beherrscher der Stadt, Sultan Selim, ermorden, und eignete sich die Herrschaft zu. Um sich darin zu befestigen, huldigte er dem türkischen Sultan Selim I. als seinem Beschützer, trieb mit großem Eifer das Geschäft der Seeräuberei, und machte sich auf dem ganzen mittelländischen

Meere gefürchtet. Von Spanien aus wurden von Zeit zu Zeit größere Ausrüstungen gegen ihn versucht, und in dem Venetianer Andreas Doria, dem Admirale Karls V. erhielt er einen gefährlichen Gegner. Doch wußte er sich glücklich zu behaupten, und erhielt von Soliman so nachdrückliche Unterstützung, daß er den Plan zur Eroberung von Tunis faßte. Hiezu versah ihn der Sultan mit 8000 Janitscharen, 800,000 Dukaten und einer Flotte von 80 Schiffen. Zu Tunis herrschte seit 3 Jahren Mulei Hassan, Abkömmling einer Familie, die seit vierthalbhundert Jahren Stadt und Umgegend inne hatte. Nachdem er seinen Thron durch den Mord von 44 Brüdern befestigt hatte, ergab er sich zügelloser Ueppigkeit. Um ihn nun zu entthronen, und unter dem Vorwande, Reschid, Hassans ältern Bruder, der dessen Verfolgungen entkommen war, einzusetzen, erschien die türkische Flotte vor Tunis. Da Hassan bei seinen Unterthanen verhaßt war, erklärten sich diese für Reschid und eröffneten seinem Beschützer Chaireddin die Thore, worauf Hassan eilig die Flucht ergriff. Als aber der Betrug entdeckt, und offenbar war, daß es auf eine türkische Eroberung abgesehen sey, machten die Tunesen Versuche zum Widerstand, und bestürmten die Citadelle, welche Chaireddin bezogen hatte. Er wußte sie aber bald durch sein wohlbedientes Geschütz auseinander zu sprengen, und sich im Besitze von Tunis zu behaupten.

Chaireddin, durch diesen Zuwachs an Macht noch kühner geworden, trieb seine Seeräuberei gegen die christlichen Staaten in größerem Umfange und mit zerstörender Gewaltthätigkeit. Es erschien als Beruf eines christlichen Kaisers, diesem Unwesen zu steuern und den allgemeinen Feind der Christenheit zu bekriegen. Dazu kam, daß Mulei Hassan sich flehend an Karl V. wandte. Hie-

durch und noch mehr durch die Bitte der Malthefer bewogen, faßte Karl den ritterlichen Entschluß, Tunis für seinen rechtmäßigen Herrn zu erobern, und den Schrecken aller christlichen Flotten, Chaireddin, persönlich zu züchtigen. Es wurden die größten Zurüstungen gemacht. Eine Flotte von 420 größern und kleinern Schiffen, bemannt mit der Blüthe des spanischen Adels und vielen deutschen, spanischen und italiänischen Truppen, lief den 13. Juni 1535 von Barcellona aus. Andreas Doria befehligte die Flotte, der Marchese del Guasto, unter Karls eigner Leitung, die Landtruppen. Am 16. Juni landeten sie bei Puerto Farina, dem alten Utika. Zuerst belagerten sie die Feste Goleta, die nach vierwöchentlicher Belagerung erstürmt ward. Mit Goleta kam auch das ganze Arsenal Barbarossas in Besitz der Belagerer, die hier ungeheure Vorräthe von Waffen und Munition vorfanden. Chaireddin suchte nun sein Heil in offner Schlacht. Obgleich er den Kampf mit vieler Geistesgegenwart leitete, hielten seine Schaaren doch dem Angriffe geregelter Truppen nicht Stand. Indeß hatten die Christensclaven in Tunis Mittel gefunden, sich zu befreien und verschloßen die Thore der Citadelle, und Barbarossa, der in der allgemeinen Flucht seines Heeres, dort einen Haltpunkt zu finden gehofft hatte, begab sich mit wenigen Getreuen ins Gebirge gegen Bona. Tunis ergab sich; Karl wollte der Stadt schonen, aber die beutelustigen Soldaten schritten, ohne seines Befehls zu warten, zu Blutvergießen und Plünderung. Man konnte ihnen keinen Einhalt mehr thun, und es wurden nun von den christlichen Soldaten die größten Greuel begangen. Gegen 30,000 Menschen sollen umgekommen seyn; die Wuth der spanischen Soldaten zerstörte Moscheen und Schulen, zerschlug kostbare Statuen, plünderte und kehrte Alles aus. Karls ruhmvolle Unternehmung erhielt dadurch

einen traurigen Flecken, und er bedauerte tief diese Wendung der Sache. Eine desto angenehmere Erscheinung mußte es ihm seyn, als 10,000 befreite Christensclaven ihm entgegenzogen, vor ihm auf die Knie niederfielen, und ihn segneten als ihren Erretter. Mulei Hassan wurde wieder eingesetzt. Er mußte versprechen, alle Christen freizugeben und ungestört in seinem Reiche leben zu lassen, keinen Seeraub zu treiben, freien Handel zu bewilligen und jährlich 12,000 Dukaten zu bezahlen.

Fünf Jahre später machte Karl eine neue Unternehmung gegen Barbarossa, um ihn auch aus Algier zu vertreiben, da von dort aus dessen Statthalter Hassan Aga die Seeräuberei mit großer Frechheit übte, und an den benachbarten Küsten häufige Plünderungen und Verwüstungen anrichtete. Karl rüstete 1541 eine treffliche Flotte und ein Heer von 22,000 Mann aus, und führte wiederum selbst die Unternehmung an. Leider aber hatte man bei schon vorgerückter Jahreszeit, erst im Oktober, wo Stürme das Meer beunruhigten, die Flotte auslaufen lassen. Kaum hatten sie bei Algier gelandet, als furchtbare Regengüsse die Wege, die Vorräthe an Waffen und Nahrungsmitteln verdarben. Die Soldaten ohne Zelten und Mäntel erstarrten in unabläßigem Regen, und sanken in den durchweichten Grund ein. Bei der Flotte hatte der Sturm schreckliche Verheerungen angerichtet: vierzehn Galeeren waren gescheitert, und im Ganzen 130 Schiffe giengen verloren. Bei dieser Noth des Heeres machten die Belagerten, aufs Neue ermuthigt, einen Ausfall, der Vielen von dem kaiserlichen Heere das Leben kostete. Indeß dauerte der Regen fort und machte das Terrain immer unhaltbarer. Der Verlust eines großen Theils vom Geschütze zwang, die Belagerung aufzuheben und das Heer einzuschiffen. Die Verlegenheit, wie auf so wenigen Schiffen so viele Mannschaft könnte untergebracht wer-

den, sah man auf bittre Weise dadurch gehoben, daß ein großer Theil durch ansteckende Krankheit dahingerafft wurde. Am letzten Oktober stach das Heer in die See; aber schon 3 Tage darnach nöthigte die Flotte ein neuer Sturm, in Bugia einzulaufen und dort 3 Wochen lang auf günstigern Wind zu warten. Nach manchen neuen Fährlichkeiten erreichte man Ende Novembers Spanien. Hatte Karl bei seiner Unternehmung gegen Tunis großen ritterlichen Ruhm geerntet, so hatten die jetzt erlittenen Unfälle nur Schmach und Tadel und ausserdem eine bedeutende Schwächung seiner Streitmacht zur Folge.

Siebentes Hauptstück.

Religionskrieg in der Schweitz, Einungen und Religionsgespräche in Deutschland.

Nie ist der ganze Körper des deutschen Reiches durch einen gleichmäßig andauernden Impuls geleitet worden; wohl aber haben besondre Zwecke manchmal auf längere Zeit eine beträchtliche Anzahl von Reichsgliedern zusammengehalten. So hat der schwäbische Bund während mehrerer Jahrzehenten vortrefflich dazu gedient, die störende Beweglichkeit der kleinen Stände zu hemmen, den Landfrieden zu sichern, und die Macht des Hauses Oestreich über den Süden von Deutschland auszudehnen. Doch dieser Umstand gab gerade sowohl in als ausser dem Bunde reichlichen Stoff zur Eifersucht. Als nun Karl und Ferdinand, die Häupter des östreichischen Hauses, der neuen Lehre sich entgegenstellten, so trat der durch die Reformation hervorgerufne schmalkaldische Bund zugleich

in einen politischen Gegensatz gegen Oestreich und den schwäbischen Bund, eine Beziehung, welche vornämlich Philipp von Hessen scharf ins Auge faßte, und wobei er durch mancherlei Umstände begünstigt wurde. Für eine deutsche Einung hatte der schwäbische Bund ohnehin lange genug bestanden; an Beschwerden und Klagen fehlte es keineswegs, zumal seit dem Bauernkriege, weil die Kosten gemeinschaftlich bestritten werden mußten; der Adel wußte viel von Tyrannei der mächtigern Bundesglieder zu sagen; lutherisch Gesinnte, wie die Bürger von Heilbronn, erfuhren schwere Kränkungen, und sahen ihre Abgeordneten vom Bundesrathe ausgeschlossen; endlich war mit dem Jahre 1534 die letzte Bundesverlängerung abgelaufen. Philipp benützte diesen Zeitpunkt, um durch Unterhandlungen mehrere Mitglieder abtrünnig zu machen, und die Angelegenheiten des Herzogthums Würtemberg, um die schwäbische Einung gänzlich aufzulösen. Es hatte nämlich Herzog Ulrich von Würtemberg durch Ermordung Johanns von Hutten, auf welchen er eifersüchtig war, durch Ehestreitigkeit mit seiner Gemahlin Sabina, einer Schwester der Herzoge von Baiern, durch tyrannische Regierung in seinem Lande, und willkürliche Wegnahme der Stadt Reutlingen sich viele Feinde und böse Händel zugezogen, und war, da er den Rechtsweg verschmähte, 1519 vom schwäbischen Bunde angegriffen, der Regierung beraubt und aus dem Herzogthume vertrieben worden, welches sofort dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, einem Mitgliede des Bundes, gegen Uebernahme der Landesschulden und Kriegskosten anheimfiel. Landgraf Philipp, mit dem vertriebnen Herzoge von Jugend auf innig befreundet, gab demselben mehrere Jahre Schutz und Aufenthalt an seinem Hof, und machte wiederholte Versuche, ihm zu seinem Lande zu verhelfen, indem er sowohl Fürbitten beim Kaiser einlegte, als auch

kriegerische Rüstungen betrieb. Ulrichs Sohn Christoph unterhandelte ebenfalls mit dem schwäbischen Bunde und forderte wenigstens für sich die Herausgabe des väterlichen Erbes; allein dieß fand große Schwierigkeiten, weil Ferdinand das Land zu behalten wünschte, und die übrigen Mitglieder sich auf diesem Wege der Kriegskosten entheben wollten. Obgleich Christoph auf dem Bundestage zu Augsburg mit einer Klage gegen den Bund und den Kaiser auftrat, und vom französischen Gesandten nachdrücklich unterstützt wurde, so führten doch die Verhandlungen zu keinem Ziele. Indeß hatte Philipp von den baierischen Herzogen die Zusage erhalten, der Verlängerung des schwäbischen Bundes entgegenzuarbeiten. Wirklich unterblieb dieselbe, unerachtet die kaiserlichen Gesandten sich ernstlich dafür verwendet hatten. Da nun die Kriegsmacht des schwäbischen Bundes nicht mehr zu fürchten war, zogen Philipp und Ulrich an der Spitze von 30,000 Mann aus, und schlugen das östreichische Aufgebot den 13. Mai 1534 bei Lauffen am Neckar. Bald darauf ward Ulrich wieder Herr seines Landes und fand überall bereitwillige Aufnahme, da die östreichische Herrschaft wegen der starken Abgaben und der verweigerten Religionsfreiheit ziemlich drückend gewesen war. Ulrich führte alsbald die Reformation in seinem Lande ein, und so hatte der Protestantismus ein neues mächtiges Reichsglied gewonnen. Ferdinand mußte nachgeben; die würtembergische Sache wurde durch Vermittlung der Churfürsten im Vertrage von Cadan den 29. Juni 1534 dahin erledigt, daß Ulrich das Herzogthum als östreichisches Afterlehen haben sollte. Schon vor Auflösung des schwäbischen Bundes, im November 1533, hatte Landgraf Philipp für gleiche Zwecke den sogenannten rheinischen Bund gestiftet, welchem die drei Churfürsten von Mainz, Trier und der Pfalz beitraten. Im Frühjahre schloßen die

Glieder des pfalzbaierischen Hauses mit dem Bischoffe von Bamberg zu Eichstädt eine auf Landfrieden abzweckende Einung. Nun berief auch König Ferdinand die gewesenen Mitglieder des schwäbischen Bundes nach Donauwörth, um einen kaiserlichen Bund zu errichten. Die Stände bezeigten jedoch keine Lust, und die Reichsstädte gaben einhellig zur Antwort, sie könnten den Bund nicht erneuern, es sey denn, daß die Religion und die geistliche Jurisdiktion der Bischöffe ausgeschlossen werde; nur Nürnberg ließ sich gewinnen, und die Mitglieder der Eichstädter Einung waren nicht abgeneigt. Doch bestanden die protestantischen Mitglieder, die Markgrafen Georg und Albrecht von Brandenburg, darauf, daß der nürnberger Religionsfriede festgehalten werde, und kein Theil den andern der Religion halber beunruhigen dürfe. Als dieß zugestanden wurde, schloßen sich 1536 auch die Reichsstädte Heilbronn, Hall und Nördlingen an. Die schmalkaldische Vereinigung der evangelischen Stände, welche in diesem Jahre zu Ende gieng, wurde erneuert, und Herzog Ulrich von Würtemberg, die Herzoge von Mecklenburg, 3 Fürsten von Anhalt und 11 Städte traten bei. Auf dem Bundestag sollte die Meinung jedes Einzelnen gehört werden, „weil Gott oft dem Letzten offenbare, was er dem Ersten verberge.“ Das Bundeskontingent wurde auf 10,000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter festgesetzt. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen sollten mit 13 beigeordneten Räthen, halbjährlich wechselnd, den Oberbefehl führen.

Neben den politischen Einungen kam auf Philipps Betreiben 1536 bei einem Convente in Wittenberg, woran Melanchthon und Bucer ihrem milden Sinne gemäß vorgearbeitet hatten, die wittenberger Concordie, und somit eine dogmatische Uebereinkunft zwischen den lutherisch und zwinglisch gesinnten Theologen zu Stande. In der That

war es ein unseliges Mißverständniß gewesen, wenn man sich über Glaubenssätze entzweit und ereifert hatte; denn wenn je eine Trennung zwischen den Anhängern der Reformation in Deutschland und denen in der Schweitz entstehen mußte, so war der Grund dazu gewiß nicht auf dem Gebiete der Dogmatik, sondern vielmehr in der verschiedenartigen Lage beider Reformatoren zu suchen. Luther wurde in die Verwicklungen des römischen Reiches hineingezogen: der allgemeine Gang der Ereignisse brachte es mit sich, daß seine Sache, nachdem sie kurze Zeit dem Volke angehört hatte, eine Sache der Fürsten ward. Zwingli hatte mit ungleich geringern Schwierigkeiten zu kämpfen, und den größern Theil seiner Aufgabe schon gelöst, als er 1523 den Rath von Zürich ganz auf seine Seite gebracht hatte. Sein Werk, unter Eidgenossen entstanden, erhielt von Anfang herein eine mehr republikanische und demokratische Färbung: er schaffte alle Gebräuche ab, die nicht ausdrücklich von Christo eingesetzt waren, duldete keine Orgeln, Altäre, Taufsteine, wollte sogar das Singen geistlicher Lieder abstellen, und hob jeden Rangunterschied unter den Geistlichen auf. Als auch Bern, wo Berthold Haller wirkte, der neuen Lehre zugefallen war, so konnte dieselbe, weil sie in den zwei mächtigsten Kantonen Anerkennung fand, bereits als gesichert gelten. Zwar traten Lucern, Zug, Schwytz, Uri, Unterwalden für die Aufrechthaltung der katholischen Kirche in einen Bund, und rückten mit Heeresmacht wider die Züricher aus, als diese, einverstanden mit den Glarnern, die Untergebnen der Abtei St. Gallen unterstützten und die Gebäude und Schätze des Klosters säkularisiren ließen. Den 11. Oktober 1531 kam es bei Kappel zur Schlacht. Die Züricher, schon vor dem Treffen schlecht geordnet, flohen nach kurzem Widerstande auseinander. Zwingli, der, wie einst auf dem Gefilde von Marignano,

als Feldprediger dem Kampfe anwohnte, bat und beschwor die Fliehenden, und hielt muthvoll bei den Wenigen aus, die dem Feind noch die Stirne boten. Endlich sank er verwundet und entkräftet zu Boden. Ein unterwaldischer Hauptmann Namens Juckingen befahl ihm, die Jungfrau anzubeten. Zwingli schüttelte mit dem Haupte und empfieng, das Auge gen Himmel erhebend, ruhig den Todesstoß in den Hals. Sein Leichnam wurde durch den Henker geviertheilt und verbrannt, und die Asche mit der Asche von Schweinen vermengt. In Kurzem aber erhielten die Züricher von mehreren Seiten Hülfe. Noch vor Ende des Jahres 1531 schloß man Frieden: in den gemeinen Herrschaften sollte Religionsfreiheit bestehen, in der Abtei St. Gallen der alte Kultus wieder eingeführt werden. Vom bernischen Gebiete aus drang um jene Zeit die neue Lehre auch an den lemanischen See vor, wo sie bald in Genf einen Mittelpunkt, in Calvin einen großartigen Beförderer fand, so daß die schweizerische Reformation erst später und mittelst ihrer Folgen, aber dann desto mächtiger und nachhaltiger, in den Lauf der Weltereignisse eingriff.

Vorübergehende, wiewohl schreckliche Wirkungen brachte indeß auf deutschem Gebiete ein erneuerter Versuch hervor, die Reformation nach volksthümlicher Weise aufs Aeusserste zu treiben. Die ersten Zeiten der christlichen Kirche zum Maßstabe nehmend, verwarfen die Wiedertäufer nicht nur die Kindertaufe, sondern wollten auch die ganze Kirchenverfassung auf apostolische Einfachheit zurückführen, und zugleich die Andeutungen der prophetischen Bücher des alten und neuen Testaments über die Herrschaft des Reiches Gottes auf Erden zu einer Wirklichkeit machen. Nach dem Tode des Thomas Münzer und in Folge der Strenge, welche man damals gegen sie anwendete, schienen sie ganz verschwunden zu

seyn, als sie in Westfalen aufs Neue zum Vorscheine kamen. In Münster, der volkreichen und wohlhabenden Hauptstadt des gleichnamigen Bisthums, hatte der Reformationsgeist Eingang gefunden, und war genährt worden durch die hier wie in andern Städten herrschende feindselige Stimmung gegen einen reichen und vornehmen Klerus. Ein Geistlicher, Namens Rathmann, predigte mit Beifall lutherische Grundsätze. Von gleichgesinnten Geistlichen unterstützt, führte er die neuen Formen des Gottesdienstes ein, und schon vorher hatten die Obern der Stadt durch Vertrag mit dem Bischoffe ihre weltlichen Freiheiten erweitert. Als 1532 ein neuerwählter Bischoff Reaktionsversuche machen wollte, ward er durch einen gewaltsamen Ausfall der Bürger zu Bestätigung jener Zugeständnisse, und zu einem Vertrage gezwungen, kraft dessen der Bischoff die Reformation gestattete, die Bürgerschaft aber in weltlichen Dingen Gehorsam versprach. Den 4. Mai 1533 hielt der Bischoff seinen Einzug in Münster. Allein während der Fehde waren Wiedertäufer in die Stadt gekommen und hatten bösen Saamen ausgestreut. Es war ihnen gelungen, den Prediger Rathmann, der in großem Ansehen stand und nach hohen Dingen strebte, für sich zu gewinnen. Der Rath berief tüchtige evangelische Geistliche, um die Wiedertäuferei durch Gewalt des Wortes zu dämpfen. Aber sie richteten nichts aus; die Wiedertäufer wurden vielmehr immer mächtiger und zahlreicher; denn die Verkündigung vom nahen Untergang der sündigen Welt und von der alsdann bevorstehenden Herrschaft derer, die durch vollkommne Tugend das Bundeszeichen der neuen Taufe verdient hätten, war gar zu anziehend und berauschend für die Menge verworrner Köpfe. Unter den Propheten, welche den Pöbel anfeuerten, stachen Johann Bockold, ein Schneider aus Leiden,

und Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Haarlem, hervor. Beide besaßen den festesten Glauben an ihre eigne Untrüglichkeit und eine schonungslose Frechheit, wodurch sie schwache Gemüther überwältigten. Unter ihrer Anführung zogen Schaaren von Männern und Weibern in wahnsinniger Begeisterung auf den Straßen umher, mit Ausrufungen, als ob sie die Herrlichkeit Gottes erblickten und Christus mit der Siegesfahne herniederführe, um fortan in Münster zu herrschen. Die Anführer selbst bemächtigten sich mit Hülfe bewaffneter Anhänger des Rathhauses, wo sie beträchtliche Waffenvorräthe fanden. Die vernünftigern Bewohner der Stadt, da sie die Unmöglichkeit einsahen, dem Unwesen der fanatisirten Menge Einhalt zu thun, wanderten aus. Als nun die Stadt ganz in Händen der Wiedertäufer war, erwählten sie einen neuen Rath, und einen ihrer Anführer, Knipperdolling, einen Mann aus reicher angesehner Familie, aber von schlechter Gesinnung, zu einem der Bürgermeister. Die erste Handlung des neuen Regiments war Plünderung der Kirchen und Klöster, und keine heilige Stätte, kein Werk der Kunst, kein Denkmal des Alterthums blieb verschont; das erbeutete Gold und Silber mußte bei Todesstrafe ausgeliefert werden. Die Anführer erklärten: »Alle, welche in der Kirche leben, sind heilig, und ihnen ist auferlegt, das Reich Christi auf Erden zu gründen. Demgemäß soll Niemand einen Rechtsstreit führen, oder einen Eid leisten: alle bisherige Obrigkeit soll abgesetzt seyn, aller Unterschied der Stände vertilgt, alles Eigenthum aufgehoben und die Vielweiberei eingeführt werden.« Wer an der Göttlichkeit solcher Anordnungen und Aussprüche zweifelte, ward mißhandelt und mit Prügeln aus der Stadt getrieben. Knipperdolling machte den Vorschlag, da geschrieben stehe, daß alles Hohe erniedrigt werden müsse, die Spitzen der Thürme abzu-

tragen, und brachte wirklich diese Arbeit mit großer Gefahr und Mühe zur Ausführung. Johann von Leiden warf sich, in sonderbarem Widerspruche mit dieser Gleichheitstheorie, zum Könige auf, ordnete einen zahlreichen Hofstaat, prachtvolle Kronen, Schmuck und Kleidung aller Art an, nahm 16 Weiber, von denen keine über 20 Jahre alt war, fröhnte auf jede Art seinen Lüsten, hielt mit seinen Hofleuten wollüstige Gelage, saß auf dem Markte in prunkhafter Art wie ein Salomo zu Gericht, und vollzog wohl selbst mit dem Henkerschwert seine Urtheile. Dieses abentheuerliche Königreich, in welchem eine Tollheit und Schändlichkeit die andre überbot, dauerte ein volles Jahr, unerachtet schon zu Anfang des argen Unwesens der Bischoff mit einem Heere die Stadt umlagert hielt. Endlich, nachdem der Landgraf Philipp in Folge des Vertrags von Cadan sein Heer zu den Belagerern hatte stoßen lassen, wurde die Stadt nach heftiger Gegenwehr überwältigt. Bockold und Knipperdolling, gefangen genommen und peinlich inquirirt, mußten mit evangelischen Theologen über die wesentlichen Punkte ihres Glaubens disputiren, wobei sich der ehemalige König sehr bibelfest zeigte, übrigens seinen Irrthum erkannte. Am 22. Jan. 1536 wurde das Todesurtheil an ihnen vollzogen, das in Tödtung mit glühenden Zangen und Dolchen bestand. Ihre Leichname wurden in eisernen Käfigten am St. Lambertusthurme aufgehängt, zum Schreckbild für Alle, die auf ähnlichen Wegen zu wandeln Lust haben könnten. Die Vernichtung der Wiedertäufer war allen Partheien willkommen, besonders den Protestanten, die es sich gefallen lassen mußten, daß ihre Gegner jene Thorheiten als nothwendige Folgen der Reformation darstellten.

Unterdessen wurde das Concil, an welches früher die Protestanten appellirt, und das die letzten Reichstags-

beschlüsse so dringend verlangt hatten, vom Kaiser lebhaft betrieben. Klemens VII. willigte endlich ein, wofern man annehmen würde, was er zur Sicherung des Ansehens einer solchen Versammlung festzusetzen für nöthig hielt. Ein päbstlicher Nuntius, Hugo Rangone, reiste in Deutschland umher, um die Bedingungen vorzulegen, welche darauf hinausliefen, daß sich die Protestanten zum Voraus den Concilsbeschlüssen unterwürfen. Der Nuntius kam auch nach Weimar, wo Churfürst Johann Friedrich von Sachsen seinen Hof hielt. Jene Bedingungen wurden von den Protestanten, die ohnehin nach dem jetzigen Stand der Dinge von einem Concile nicht mehr viel hoffen konnten, abgelehnt. Der Nachfolger des Klemens, Alexander Farnese aus Rom, Kardinalbischoff von Ostia, der den 13. Oktober 1534 zum Pabste erwählt wurde, und als solcher sich Paul III. nannte, brachte die Haltung eines Concils aufs Neue ernstlicher zur Sprache, schien den Protestanten sich nähern zu wollen und legte daher keine Bedingungen vor. Der Legate Vergerius, den er in dieser Angelegenheit nach Deutschland schickte, kam selbst nach Wittenberg zu Luthern, der ihn etwas barsch anließ und ihm offen erklärte: es sey wohl dem Pabste nicht ernst damit, den Streit durch gründliche Erörterung beizulegen. Uebrigens scheint der Protestantismus in Deutschland einen günstigen Eindruck auf diesen Legaten gemacht zu haben; denn er wurde nach einigen Jahren selbst Protestant. Auf dem nächsten Tage zu Schmalkalden, wo die Erneuerung des Bundes vorgenommen wurde, verwarfen die Stände in einer Erklärung an den Kaiser ziemlich bestimmt das Concil. Darüber ward des Kaisers Vicekanzler Held aufs höchste ergrimmt und reiste im Reiche umher, um einen Gegenbund der katholischen Stände in Anregung zu bringen. Nach mehreren Zusammenkünften wurde ein solcher in Nürnberg den 10. Juni 1538 beschlossen und

nannte sich christliche Einung. Die Mitglieder waren ausser dem Kaiser und König Ferdinand die Erzbischöffe von Mainz und Salzburg, die Herzoge von Baiern, der Herzog Georg von Sachsen und die Herzoge von Braunschweig. Auf den Fall, daß dennoch ein Concil gehalten würde, hatte der Churfürst seinen Theologen den Auftrag ertheilt, ein Glaubensbekenntniß aufzusetzen, worin die Punkte zusammengestellt würden, welche man den Katholiken gegenüber behaupten wollte. Diese Schrift ward von Luther verfaßt, und da sie den protestantischen Ständen auf dem Bundestage zu Schmalkalden (den 15. Febr. 1537) vorgelegt wurde, erhielt sie die Benennung der schmalkaldischen Artikel. Während bei dem augsburgischen Bekenntnisse das Interesse vorgewaltet hatte, die Differenzpunkte so mild als möglich darzustellen und den Vorwurf der Neuerung abzuwenden, suchte jetzt Luther, da Gewalt nicht mehr zu fürchten, und eine aufrichtige Versöhnung nicht mehr zu hoffen war, den Gegensatz aufs schärfste hervorzukehren, erklärte insonderheit, daß der Pabst seine Macht nicht nach göttlichem Recht habe, und gefiel sich darin, die Verwandtschaft des Pabstes mit dem Teufel auseinanderzusetzen. Auch Melanchthon schrieb noch aus Auftrag der Bundesversammlung einen Traktat „von des Pabstes Primat und der Bischöffe Jurisdiktion,“ worin er die Grundlosigkeit der päbstlichen Anmaßung nach Schrift und Geschichte erörterte.

Da die Zusammenberufung eines Concils an der Weigerung der Protestanten scheiterte, und es auch dem Kaiser in den damaligen Verhältnissen nicht sehr darum zu thun war, so suchte man durch Religionsgespräche einstweilen einige Annäherung zu Stande zu bringen; denn der Kaiser, der sehnlich wünschte, die Kräfte des Reiches gegen Frankreich oder die Türkei vereinigen zu können, wünschte aus diesem Grunde auch ernstlich eine Versöh-

nung. Nächstens wollte er nach Regensburg einen Reichstag berufen; vor demselben sollte in Worms ein Religionsgespräch gehalten werden; da dieses aber die Sache nicht weiter förderte, wurde ein anderes in Regensburg veranstaltet. Der Kaiser wählte von katholischer Seite gelehrte und gemäßigte Männer, Julius Pflug und Gropper; von protestantischer Seite erschienen Bucer und Melanchthon. Die Wahl des päbstlichen Legaten Contarini war ebenfalls dem Versöhnungswerke sehr günstig. Dieser, ein venetianischer Senator, zeichnete sich durch wissenschaftliche Bildung und verständig frommen Sinn, sowie durch Charakterfestigkeit aus; der Ruf dieser Vorzüge hatte den Pabst Paul III. bestimmt, ihn, ohne daß er es suchte, zum Kardinal zu ernennen. Als solcher beschäftigte sich Contarini mit selbstständigen Forschungen über religiöse Wahrheiten, und wurde im Punkte von der Rechtfertigung auf Ansichten geführt, welche ganz mit denen der Protestanten übereinstimmten. Bei dem Entwurfe zu einer allgemeinen Reform, den der Pabst einigen Kardinälen aufgetragen hatte, war er besonders thätig. Am 5. April 1541 begannen die Verhandlungen. Man vereinigte sich in Kurzem über die wichtigen Artikel von der menschlichen Natur, der Erbsünde, und sogar der Rechtfertigung. Contarini gestand den Hauptpunkt der lutherischen Lehre zu, daß die Rechtfertigung des Menschen ohne Verdienst der Werke durch den Glauben allein erfolge; er fügte nur hinzu, daß dieser Glaube lebendig und thätig seyn müsse. Melanchthon bekannte, daß eben dieß die protestantische Lehre sey. Bucer gestand, in den verglichnen Artikeln sey Alles einbegriffen, „was dazu gehöre, um vor Gott und in der Gemeinde gottselig, gerecht und heilig zu leben.“ Eben so zufrieden war man auf der andern Seite. Der Bischoff von Aquila nannte dieses Colloquium ein heiliges

und zweifelte nicht, daß es die Versöhnung der Christenheit herbeiführen werde. Der Kardinal Poole schreibt seinem Freunde Contarini: »wie ich diese Uebereinstimmung der Meinungen bemerkte, habe ich ein Wohlgefühl empfunden, wie es mir keine Harmonie der Töne hätte verschaffen können; nicht allein, weil ich Frieden und Eintracht kommen sehe, sondern auch weil diese Artikel die Grundlage des christlichen Glaubens sind.« Anders urtheilte Luther: er sah in den verglichnen Artikeln nur Stückwerk, und glaubte auch hier das Treiben des Satans zu erkennen. Auch in Rom nahm man an dem Punkte über die Rechtfertigung Anstoß; doch erklärte sich der Pabst weniger bestimmt dagegen als Luther. Aber das wichtigste Hinderniß der Versöhnung kam von der politischen Seite her. Eine Vereinigung, wie man sie im Sinne hatte, würde Deutschland die längst vergeblich gesuchte Einheit und dem Kaiser eine ausserordentliche Macht verliehen haben. Dagegen stemmten sich der Pabst, die deutschen Fürsten, katholische wie protestantische, und besonders auch Frankreich aus allen Kräften. Aller günstigen Aussichten für die Protestanten ungeachtet fiel der Reichstagsbeschluß hinsichtlich der Klöster, der geistlichen Güter, der neuen Bekehrungen und des Kammergerichts ziemlich ungünstig für sie aus; aber der Kaiser selbst gestand ihnen in einer besondern Urkunde vom 29. Juli 1541 viel mildere Bedingungen zu, und verbot fast nur offenbare Gewalt.

Obgleich Luther bei dem regensburger Religionsgespräche sich so bestimmt gegen eine mildere Fassung des Artikels über die Rechtfertigung erklärt hatte, so nahm er nun doch Anlaß, aus Rücksicht auf Mißverständnisse in jenem Punkt seine Lehrweise zu ändern, und die Nothwendigkeit eines lebendigen, in Liebe thätigen Glaubens hervorzuheben. Wenn nämlich auch die Re-

formatoren unter dem Glauben die innigste lebendigste Aneignung der in Christo erschienenen göttlichen Gnade verstanden, und so mit vollem Rechte sagen konnten, diese zum Göttlichen sich hinneigende Gesinnung sey es allein, die zur Rechtfertigung und Seligkeit führe, so faßte es doch ein großer Theil des Volkes ganz anders. Der Glaube, der nun als die Hauptsache angepriesen wurde, war Vielen etwas eben so Aeusserliches als die katholischen Werke, und sie meinten sich, wenn sie nur blindlings auf den Buchstaben schwuren, gerade wie vorher beim Ablaß, der schweren Aufgabe sittlicher Veredlung überheben zu können. Es konnte fast scheinen, als ob Manche den neuen Weg zum Himmel nur um der größern Wohlfeilheit willen für den vorzüglichern hielten. Daher sagt Luther in seiner Hauspostille: „Die Predigt, daß der Glaube allein rechtfertige, sollte man billig mit großen Freuden hören und mit herzlicher Danksagung annehmen, sich daraus bessern und darnach auch fromm seyn. So kehrt sichs leider um, und wird die Welt aus dieser Lehre nur je länger je ärger, ruchloser und freventlicher. Jetzt sind die Leute mit sieben Teufeln besessen, da sie vorher nur mit einem besessen waren. Der Teufel fährt nun mit Haufen unter die Leute, daß sie unter dem hellen Lichte des Evangeliums sind geitziger, listiger, vortheilischer, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger denn unter dem Pabstthum.“ Und in der Vorrede zu den schmalkaldischen Artikeln sagt er: „Muthwille, Unzucht, Fressen, Spielen, Prangen mit allerlei Untugend und Bosheit, Ungehorsam der Unterthanen, Gesinde und Arbeiter haben also überhand genommen, daß mans mit zehen Concilien und zwanzig Reichstagen nicht wieder wird zurechtbringen.“ Sofort drang er denn darauf, daß Jugend und Volk in den Forderungen des Gesetzes ernstlich unterwiesen und zu Buße und Besserung ermahnt werden solle. Darin

sahen nun freilich manche seiner Anhänger einen Abfall von der frühern Ansicht und von der wahren schriftgemäßen Lehre. Johann Agricola griff Luthern deßhalb hart an. Dieser ließ dagegen 6 Disputationen drucken, in denen er die fortdauernde Gültigkeit des mosaischen Sittengesetzes nachwies und darthat, daß dasselbe mit dem Wege, auf welchem das Evangelium führe, wohl zu vereinbaren sey.

Jener Contarini, welchen wir beim regensburger Religionsgespräche den Ansichten der Protestanten so geneigt gesehen haben, stand in Italien keineswegs allein. Nach der Plünderung von Rom und Eroberung von Florenz hatten sich mehrere Flüchtlinge in Venedig zusammengefunden, unter welchen der Geschichtschreiber Nardi, der Bibelübersetzer Braccioli, der aus England geflüchtete Kardinal Poole. Als das Haupt von ihnen erscheint Contarini, und vornämlich in der Lehre von der Rechtfertigung stimmten sie überein. Contarini schrieb einen Traktat darüber. Poole sagt ihm: „Du hast diesen Edelstein hervorgezogen, den die Kirche in halber Verborgenheit bewahrte,“ und findet, daß die Schrift in ihrem tiefern Zusammenhange nichts als diese Lehre predige; er preist seinen Freund glücklich, daß er diese „heilige, fruchtbringende, unentbehrliche Wahrheit, ans Licht zu bringen angefangen.“ In Neapel war ein Buch verbreitet „von der Wohlthat Christi,“ das viel dazu beitrug, jene Lehre populär zu machen. Ein Spanier Namens Valdez hatte in Neapel eine große Wirksamkeit für Erkenntniß der evangelischen Wahrheit. Einer seiner vorzüglichsten war der als gefeierter Prediger in hohem Ansehen stehende Franciscanermönch Ochino. Er bekennt, nach vielen Kämpfen und Anfechtungen drei Wahrheiten klar erkannt zu haben: daß Christus der einzige und wahre Grund der Erlösung, daß jedes von Menschen erfundne Gelübde nicht allein

nutzlos, sondern selbst schädlich und gottlos, und daß die römische Kirche nicht der Schrift gemäß, und in den Augen Gottes verworfen sey." In Neapel bildete sich durch Valdez, Ochinos und Martyrs Bemühungen eine ziemlich große protestantische Gemeinde. Besonders Frauen nahmen lebhaften Antheil; so Vittoria Colonna, und Julia Gonzaga, welche für die schönste Frau Italiens galt. In den mittlern Ständen fand die evangelische Lehre große Verbreitung. Der Bericht der Inquisition zählt 3000 Schullehrer, die derselben anhiengen. Die Schriften Luthers, Melanchthons, Zwinglis, Bucers fanden zahlreiche Verbreitung und wurden häufig ins Italiänische übersetzt, mit Veränderung der Titel und Angabe andrer Verfasser. Brucioli, ein Florentiner von Geburt, unternahm eine getreue Uebersetzung der heiligen Schrift, und gab 1530 das N. Testament heraus. Seine Vorrede, in welcher er das Recht der Christen vertheidigt, Gottes Wort in ihrer eignen Sprache zu lesen, ist im Geiste eines Protestanten geschrieben. Nach Erscheinung der von Brucioli besorgten Uebersetzung erschienen im Verlaufe weniger Jahre mehrere andre italiänische Uebersetzungen des N. T., woraus man schließen kann, wie groß das Verlangen des Publikums darnach gewesen. Italiänische Jünglinge besuchten die deutschen Hochschulen, zumal Wittenberg. Gelehrte, wie der Kardinal Bembo, standen in freundschaftlichem Briefwechsel mit Melanchthon. Am Hofe von Ferrara, dessen Herzogin Renée eine Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich war, fanden protestantische Gelehrte Schutz und Anstellung an der Universität. Nach Venedig kamen auch durch kaufmännischen Verkehr Reformationsideen und Schriften der Reformatoren, so daß eine zahlreiche protestantische Gemeinde sich dort bildete, bei welcher Luther in größtem Ansehen stand. Wie aber diese Spuren des Protestantismus spä-

ter gewaltsam durch die Inquisition unterdrückt wurden, davon zu berichten, werden wir weiter unten Gelegenheit haben.

Achtes Hauptstück.

Wiederholte Ausbrüche der Eifersucht zwischen Karl und Franz.

Was gegen die Türken und die Raubstaaten geschah, erscheint trotz der darauf verwendeten Anstrengung doch nur als ein Zwischenspiel gegen die hartnäckigen Kämpfe mit Frankreich, welche stets wieder des Kaisers Thätigkeit in Anspruch nahmen, und den Protestanten eine lange Frist gewährten, um die Vortheile des nürnberger Religionsfriedens erschöpfend zu genießen. Dem Frieden von Cambrai war ein Vertrag mit Klemens VII. vorangegangen, wornach Karl alle im Kirchenstaat besetzten Orte zurückgab, seine natürliche Tochter Margaretha, von dem niederländischen Fräulein van Geest, mit Alexander, dem Verwandten des Pabstes, verlobte, und den Mediceern Wiedereinsetzung in ihre alten Rechte und Würden zusagte. Dagegen erlaubte Klemens dem Kaiser, in seinen Staaten eine geistliche Steuer zu erheben und belehnte ihn mit Neapel. Zu Erklärung dieser Friedenspunkte müssen wir Einiges aus der Geschichte von Florenz nachholen. Dort herrschte, wie wir wissen, die Familie der Medici, welcher der Pabst angehörte. Gegen diese hatte sich eine Parthei junger, reicher und übermüthiger Männer gebildet, deren Opposition um so mehr Anklang fand, da die mediceische Herrschaft wirklich für Viele belästigend geworden war. Als nun die Nachricht von der Einnahme

Roms und der Bedrängniß des Pabstes nach Florenz gelangte, vermehrte sich die Gährung, und die Frau des Filippo dei Strozzi, eines von Klemens vielfach beeinträchtigten Verwandten der Medici, trug viel dazu bei, sie zum Ausbruche zu bringen. Der Kardinal von Cortona, des Pabstes Bevollmächtigter, welcher statt des jungen Hippolyto dei Medici an der Spitze der Regierung stand, wurde genöthigt, in seinem und Hippolytos Namen auf die Gewalt zu verzichten. In Florenz sollte wieder eine republikanische Verfassung eingeführt werden, die von großen Bürgerversammlungen berathen wurde. Das mediceische Wappen ward heruntergerissen, des Leo und Klemens Bildsäulen brach man in Stücke. Der Wunsch, seine vertriebnen Anverwandten wiederhergestellt zu sehen, war es hauptsächlich, was den Pabst bewog, nach so schweren Beleidigungen, wie er sie von den Kaiserlichen erfahren hatte, neue Verbindungen mit Karl einzugehen. Derselbe stieg mit einem Heere von 10,000 Mann den 12. Aug. 1529 zu Genua ans Land, um die italiänischen Angelegenheiten zu ordnen. Sforza, der ungetreue Lehensmann, ward noch einmal mit Mailand belehnt; Venedig mußte Alles herausgeben, was es dem Kaiser und Klemens entrissen hatte und noch 300,000 Dukaten zahlen; Florenz erhielt dem Pabste zu lieb keine Begnadigung, und da es nicht gutwillig die vertriebnen Mediceer aufnehmen wollte, sandte der Kaiser ein Heer gegen die Stadt, unter den Befehlen P h i l i b e r t s von O r a n i e n, der sie fast ein Jahr lang belagerte. Hierauf empfieng Karl, während des Februars 1530, als der letzte unter den Kaisern aus des Pabstes Händen, zu Bologna die römische und die lombardische Krone, was in diesem Falle gewiß keine bloße Förmlichkeit war; denn Mailand und Neapel gehorchten, in Florenz mußte er durch Wiedereinsetzung der Mediceer bedeutenden Einfluß gewinnen, Ve-

nedigs Macht war durch die neuere Wendung des Handels geknickt, der Pabst durch die Fortschritte der Reformation in ein ganz neues Verhältniß gebracht, und das eigenthümliche italiänische Staatenleben nunmehr für immer gebrochen.

Die von Oranien belagerten Florentiner hielten sich lange. Einmal hofften sie auf Frankreich, sodann beruhte ihre Standhaftigkeit auf der noch seit den Tagen Savanarolas herrührenden fanatischen Ansicht, daß Christus selbst König der florentinischen Republik sey. Wirklich hatte man ihn noch vor Anfang der Belagerung urkundlich zum Staatsoberhaupte erklärt, und die Bürger ermahnt, sich wie Brüder zu lieben und Beleidigungen zu vergeben. Während der Belagerung bildeten sich mehrere Faktionen und riß die trostloseste Verwirrung ein, so daß Niemand mehr Ansehen genug hatte, um zu befehlen. Aber auch der feindliche Anführer, Philibert von Oranien, fand bei einem Ausfalle den Tod. Seine Länder und Titel fielen an seine mit dem Grafen Renatus von Nassau verheirathete Schwester Claudia. Endlich fertigte die Signorie Gesandte ins kaiserliche Lager ab, und den 12. August 1530 kam eine Kapitulation zum Abschlusse. Die Florentiner sollten 80,000 Thaler an die Armee zahlen, 50 Geiseln stellen und die Einrichtung ihres Staates dem Kaiser anheimstellen. Uebrigens sollte vollkommne Amnestie Statt finden. Einstweilen regierte nun eine unter kaiserlichem Einfluß gewählte Balie von zuerst 12, dann 150 Mitgliedern, welche alle republikanischen Formen aufhoben und die bisherigen Gegner der mediceischen Herrschaft mit Todesurtheilen, Verbannung und Gütereinziehung bestraften. Aber auch jene oberste republikanische Behörde wurde abgeschafft und Alexander von Medici, der mit Karls natürlicher Tochter Margaretha verlobte Neffe, oder, wie das Gerücht gieng, Sohn des Pabstes, wurde

den 21. Oktober 1530 als erblicher Herzog an die Spitze des florentinischen Staates gestellt. Anderthalb Jahre darauf wurden wieder zwei republikanische Behörden gebildet, ein Rath von 200 und ein Senat von 48 Mitgliedern und Alexander zum lebenslänglichen Doge der Republik erklärt. Obgleich von Gegnern umlauert und von Faktionen bedroht, verletzte er jede Lebensregel eines klugen Despoten, baute eine Citadelle in der Stadt, forderte der Bürgerschaft die Waffen ab, umgab sich mit einer Leibwache von 500 Mann, und fröhnte seiner Sinnlichkeit, ohne geistliche oder weltliche Schranken zu achten. Die Vermählung mit Margaretha gieng erst 1536 vor sich. Bald darauf, im Januar 1537, wurde er von seinem Verwandten Lorenzino ermordet. Nach langem und heftigem Partheistreit setzte der Kaiser den Cosimo dei Medici als Herzog in Florenz ein, der mit vieler Klugheit offne und geheime Feinde zu beseitigen wußte und eine wahrhaft monarchische Gewalt gründete.

Viel früher, nämlich sobald Klemens seine Familie wieder in Florenz wußte, war das Verhältniß zwischen ihm und Karl lockerer geworden, zumal als dieser Frieden mit den Protestanten schloß und den Pabst durch ein Concil bedrängte. Daher eine Zusammenkunft des Letztern mit Franz I. zu Marseille, und das Ehebündniß zwischen K a t h a r i n a von M e d i c i, einer Nichte des Klemens, und H e i n r i c h, dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich. Noch in Marseille traute der Pabst den 15jährigen Bräutigam mit der 13jährigen Braut. In Voraussicht des nahe bevorstehenden Krieges trat Franz den Protestanten in Deutschland nahe, versprach dem Landgrafen Philipp seine Mitwirkung zu Gunsten Ulrichs von Würtemberg, zog Heinrich VIII. in ein enges Bündniß, und forderte sogar, — freilich nur insgeheim, weil man den allgemeinen Tadel der Christenheit fürchten

mußte, — Soliman den Prächtigen auf, Ungarn und Italien anzugreifen. In Mailand bei Sforza wollte er durch Maraviglia, einen Mailänder in französischen Diensten, geheime Verbindungen anknüpfen. Maraviglia benahm sich unvorsichtig und machte dadurch die kaiserlichen Gesandten aufmerksam, was dann zu Klagen und Vorstellungen führte. Hierauf wurde er, wie man behauptete, von den Franzosen selbst, die sich seiner entledigen und seine Geheimnisse unterdrücken wollten, in eine Zänkerei verwickelt, wobei er einen Kammerherrn Sforzas erschlug; weßhalb man ihn verhaftete und bald darauf hinrichtete. König Franz beklagte sich sofort aufs heftigste über diese das Völkerrecht verletzende Behandlung seines Gesandten. Die so eben erzählte Begebenheit und Ansprüche, die Franz auf Savoyen machte, welches Franzens Oheim und Schwager Karls, der Herzog Karl, inne hatte, sollten nun Vorwand zum Kriege geben. Eben sah man dem Ausbruche desselben entgegen, als Klemens an einem Magenübel den 26. Septbr. 1534 starb. Er war erst 56 Jahre alt; aber Besorgnisse über die Entwicklung der von ihm so fein angelegten Plane und getäuschte Hoffnungen hatten seine Kräfte verzehrt und seinen Tod beschleunigt. Der neue Pabst Paul III. zeigte sich allen Kriegsplanen abgeneigt und dem Kaiser so zugethan, daß dieser freie Hände zu einer Unternehmung gegen Tunis erhielt. Auch die Protestanten, denen Franzens Eifer für die Religion sehr verdächtig geworden war, da er erst kürzlich 6 Protestanten als Ketzer grausam hatte verbrennen lassen, brachen die Verbindung mit ihm ab. Dennoch begann er im Frühjahre 1535 den Krieg damit, daß er seinen Oheim und des Kaisers Schwager, auf den Grund ziemlich entfernter Ansprüche auf Savoyen, mit Krieg überzog. Bald darauf, im Spätjahre 1535, starb Herzog Sforza in Mailand. Da glaubte Franz, seine Ansprüche auf Mailand

erneuern zu können, und wandte sich mit Forderungen der Art an den Kaiser. Dieser war eben von seiner Unternehmung gegen Tunis zurückgekommen, und zu einem Kriege wenig gerüstet, machte daher billige Vorschläge; der zweite oder dritte Sohn Franzens sollte eine seiner Nichten heirathen. Franz aber steigerte seine Forderungen und führte selbst Zögerungen herbei, während welcher Karl Anstalt zum Kriege treffen konnte. Im April 1536 erschien Karl in Rom, wo er mit großem Pompe auftrat. In einer feierlichen Sitzung vor den versammelten Kardinälen und dem Pabst sprach er sich in ausführlicher Rede über seine Verhältnisse zum König von Frankreich aus, erinnerte an alle Beschwerden, beklagte, daß dieser ehrsüchtige und treulose König alle Bemühungen, die Ruhe von Europa zu erhalten, bisher vereitelt habe, und erklärte, nur wenn Franz allen Ansprüchen auf Mailand entsage, gegen Ketzer und Ungläubige mitzuwirken verspreche, seine Mannschaft aus Savoyen herausziehe, und den ungerechten Schaden ersetze, könne er, der Kaiser, unbeschadet seiner Ehre einen Vertrag mit demselben abschließen. Zuletzt machte er folgende Vorschläge: Mailand Franzens drittem Sohne, dem Herzoge von Angouleme als Lehen zu überlassen, unter der Bedingung, daß Angouleme eine der kaiserlichen Nichten heirathe und Franz Savoyen räume; oder einen Zweikampf einzugehen, unter der Bedingung, daß der Unterliegende für die Kirchenversammlung, für Ausrottung der Ketzerei und Besiegung der Türken wirke; oder endlich die Streitfragen durch den Krieg zu entscheiden. Diesen erklärte Karl aufs Aeusserste treiben zu wollen, wenn auch er oder Franz der ärmste Edelmann in seinem eignen Gebiete werden sollte; dabei sprach er jedoch zuversichtliche Hoffnung des Sieges aus, und hielt die ganze Rede in einer Aufregung und Gereiztheit, die von dem abgemeßnen und ruhigen Benehmen,

welches er sonst zeigte, auffallend abstach. So konnten denn auch die Vorschläge zu keiner Einigung führen. Er eröffnete den Krieg, indem er, nach vielfältiger Berathung vielleicht den unzweckmäßigsten Plan wählend, einen Einfall in die Provence machte, um Franz im eignen Lande anzugreifen und den Krieg auf Frankreichs Kosten zu führen. Der Konnetable Montmorency, welchem Franz die Vertheidigung übertragen hatte, hieß die Einwohner des platten Landes mit Habe und Lebensmitteln ins Gebirge oder ins französische Lager flüchten, Festungswerke, die dem Feinde als Haltpunkte dienen könnten, ohne Verzug schleifen, Futter für das Vieh wegbringen oder verderben, alle Mühlen und Backöfen niederreissen, und die Brunnen verstopfen. Diese Verwüstung erstreckte sich von den Alpen bis Marseille und von der Seeküste bis an die Grenzen der Dauphiné. Der Konnetable bezog ein festes Lager bei Avignon, Franz selbst bei Valence. Den 25. August landete Karl mit 60,000 Mann und 100 Kanonen bei Marseille: Montmorency, fest an seinem Plane haltend, machte nicht die mindeste Bewegung, um der Stadt zu Hülfe zu eilen; rings umher war das Land menschenleer und von Nahrungsmitteln entblöst; Marseille wurde so kühn von der Besatzung vertheidigt, daß die Kaiserlichen von der Belagerung abstanden; der Feldherr Antonio de Leyva starb zum Theile aus Kummer, weil er zu dieser Unternehmung gerathen hatte; das Obst, welches man in Ermanglung andrer Nahrungsmittel im Uebermaße genoß, sowie die Hitze des Sommers erzeugten böse Krankheiten; das Heer schmolz bis auf die Hälfte zusammen: man war genöthigt, unverrichteter Dinge den Rückzug anzutreten, und Karl selbst kam schwer erkrankt in Genua an. Der Feldzug des folgenden Jahres lieferte ebenfalls keine günstigen Ergebnisse; überdieß war der Sultan ins Neapolitanische und in Ungarn

eingefallen. Doch auch Franz hatte wenig Aussicht, seine Eroberungsplane durchzusetzen, und Paul III. arbeitete eifrig am Frieden, damit der Kaiser freie Hände gegen Türken und Lutheraner bekäme. Zu dem Ende sollte eine Zusammenkunft beider Monarchen Statt haben; allein ob sie gleich beide in Nizza angelangt waren, so konnten sie doch nicht vermocht werden, einander zu sprechen; Paul übernahm also die Rolle des Vermittlers, und weil die Leere der Kassen zu Einstellung der Feindseligkeiten nöthigte, so wurde endlich den 18. Juni 1538 wenigstens ein Waffenstillstand auf 10 Jahre eingeleitet, und zwar nach dem Grundsatze, daß Jeder behalten solle, was er hatte.

Wenige Tage hernach wurde Karl während der Farth nach Spanien auf die Insel St. Margarethe an der Küste der Provence verschlagen. Franz, der sich gerade in der Nähe aufhielt, hatte es kaum erfahren, als er höflichst bitten ließ, der Kaiser möchte sich doch auf französischem Boden erholen, und sich deßhalb nach Aigues-mortes verfügen. Karl folgte der Einladung, und beide Fürsten, die sich vorher in Aeusserungen des Hasses überboten hatten, wetteiferten nun in Artigkeit und Freundschaftsbezeugungen. Bald darauf leistete Franz dem Kaiser einen zweiten Freundschaftsdienst. Die Genter hatten im Jahre 1538 wegen geforderter Steuern einen Aufstand erregt, und darauf dem Könige von Frankreich die Oberhoheit über ihre Stadt, sowie ihren Beistand zur Eroberung Flanderns angeboten. Franz gab dem Vorschlage kein Gehör, entließ die Gesandtschaft mit harten Worten, und gieng in der Großmuth so weit, das ihm gemachte Ansinnen dem Kaiser mitzutheilen. Als sofort die persönliche Gegenwart Karls in Gent erfordert wurde, und der Seeweg zur Winterszeit gefährlich schien, gestattete ihm der König, durch Frankreich zu reisen, gab ihm ein

Geleite, ordnete in den Städten Empfangsfeierlichkeiten an, behielt ihn 6 Tage als Gast in Paris, und stellte ihm zu Ehren Festlichkeiten aller Arten an (Jan. 1540). Er hoffte wohl, den Kaiser hiedurch zur Nachgiebigkeit wegen Mailands zu stimmen, fand sich aber hierin dergestalt getäuscht, daß er im Jahre 1542 auf die Nachricht von Karls Unfällen vor Algier den Krieg erneuerte.

Als Vorwand diente dießmal ein doppelter Gesandtenmord. Rincon und Fregoso, die in Konstantinopel neue Verbindungen mit Soliman anknüpfen sollten, und ohne amtlichen Charakter durch Mailand reisten, waren, weil sie sich bei frühern Gelegenheiten als Feinde des Kaisers verdächtig gemacht hatten, auf Befehl des Marchese del Guasto aufgegriffen und, da sie sich zur Wehre setzten, erschlagen worden. Fünf Heere stellte nun Franz zu gleicher Zeit ins Feld: eines sollte 40,000 Mann stark unter dem Herzoge von Orleans, den der Herzog Guise von Lothringen als Lehrer in der Kriegskunst begleitete, in Luxemburg den Krieg führen; ein andres sollte an der Gränze von Spanien Angriffe machen; in Brabant und Flandern wurden ebenfalls Truppen aufgestellt, und ein fünftes Heer rückte nach Piemont. Das erste eroberte wirklich fast ganz Luxemburg; aber der Herzog von Orleans verließ ungeschickter Weise zu früh seine Stellung, um mit seinem Bruder, dem Dauphin, der die Truppen an der Gränze von Spanien befehligte, den Ruhm eines Sieges über Karl zu theilen; indeß giengen die Eroberungen in Luxemburg verloren, und das Heer bei Perpignan konnte wenig ausrichten. Der Herzog von Kleve, ein Vasalle des deutschen Reiches, durch Franz zum Kriege gegen den Kaiser in den Niederlanden aufgestiftet, wurde nach einigen Eroberungen, die er gemacht, von Karl unterworfen und strenge gezüchtigt (1543). Soliman fiel als treuer Bundesgenosse des Kö-

nigs von Frankreich in Ungarn ein, und rückte, da er keinen Widerstand fand, ziemlich weit vor; zugleich landete Barbarossa an der calabrischen Küste, drang bis Ostia, setzte die Bewohner Roms in großen Schrecken, plünderte weit und breit an der Küste und machte gegen 5000 Gefangne, darunter 200 Nonnen, die er ihrer Schönheit wegen für das Harem des Sultans bestimmte. Er selbst wurde mit 80 Schiffen als Freund in Nizza und Marseille aufgenommen und ein französischer Gesandter begab sich zu ihm an Bord (1542). Karl dagegen hatte sich wiederholt an Heinrich VIII. gewendet, um ihn dießmal zu Feindseligkeiten gegen Franz zu bewegen, was auch wirklich dem englischen Könige einleuchtete, weil die schottische, durch Maria von Guise geleitete Regierung zu dem französischen Interesse hinneigte. Er machte sich verbindlich, mit 25,000 Mann in Frankreich einzudringen, und in Verbindung mit Karls Heere vor Paris zu rücken. Mittlerweile sandte Franz, um einen Vorsprung zu gewinnen, ein Heer nach Piemont, unter dem Grafen von Enguien, der die feste Stadt Carignan berannte, und die Kaiserlichen unter dem Statthalter del Guasto von Mailand zum Entsatze herbeizog. Den 11. April 1544 kam es bei Cerisoles zum Treffen, wo die frischen kampflustigen Truppen der Franzosen einen glänzenden Sieg erfochten: del Guasto blieb mit 10,000 der Seinigen auf dem Wahlplatze; eine große Zahl Kaiserlicher wurde gefangen, viel Gepäck und Geschütz erobert. So glänzend aber der Sieg war, so unbedeutend waren die Früchte. Franz, von vielen Seiten im eignen Lande bedroht, konnte dem italiänischen Krieg keine weitere Unterstützung zuwenden. Während der König von England Boulogne belagerte, drang Karl im August 1544 mit 50,000 Mann bis in die Champagne vor, stand jedoch von seinem anfänglichen Plane, auf Paris loszugehen, ab, weil er be-

reits mit Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen hatte, die üble Jahreszeit herannahen sah, und sein Heer durch kleine Scharmützel geschwächt hatte, so daß er kaum eine Hauptschlacht wagen durfte, ohne die er Paris doch nicht hätte gewinnen können. Er gab daher den Friedensanerbietungen der Königin Eleonora Gehör, welche über die kriegslustige aber dem Volk verhaßte Partei des Dauphins die Oberhand gewonnen hatte. Am 18. September 1544 kam wirklich der Friede in dem Städtchen Crespy auf folgende Bedingungen zu Stande: jeder Theil gibt zurück, was er seit dem Waffenstillstande von Nizza erobert hat; der König von Frankreich stellt ein Hülfsheer gegen die Türken und entsagt allen Ansprüchen auf Mailand, Neapel und Flandern; Franzens zweiter Sohn, Herzog Karl von Orleans, heirathet entweder Maria, die Tochter Karls, oder Anna, die Tochter Ferdinands, und erhält im ersten Falle die Niederlande, im zweiten aber Mailand; der Herzog von Savoyen wird in seine Lande wieder eingesetzt; Karl und Franz verpflichten sich, für die Einigkeit der Kirche und die Berufung einer Kirchenversammlung zu sorgen. Die Heirath des Herzogs von Orleans mit der Tochter des Kaisers konnte nicht vollzogen werden; denn jener starb unerwartet schnell am 8. September 1545.

Einer der treuesten Verbündeten Karls V. während der italiänischen Kriege war Andreas Doria aus Genua, von dessen Vaterstadt wir hier Einiges nachträglich erzählen, was im Zusammenhange der bisherigen Darstellung keine Stelle gefunden hat. Seit der Eroberung Mailands im Jahre 1500 durch Ludwig XII. hieng Genua von Frankreich ab; doch hatte es noch seine eigne Regierung, und der eingeborne Adel herrschte unter französischem Schutze. Aber eben die allzugroße Begünstigung des Adels erregte große Unzufriedenheit auf Seiten des

Volkes. Unter den französisch gesinnten Adeligen ragten die Familien Doria, Spinola, Fiesco und Grimaldo hervor. Den lange verhaltnen Grimm des Volkes brachte 1506 eine unbedeutende Zwistigkeit Visconto Dorias mit einem Bürgersmanne zum Ausbruch. Doria gab diesem einen Faustschlag ins Gesicht, worauf der Bürger mit dem Rufe popolo Alles in Aufruhr brachte. Die Häuser des Adels wurden gestürmt, die Vornehmen verließen die Stadt, und sammelten sich um den französischen Statthalter Ravenstein in Asti. Dieser machte den Bürgern einige Zugeständnisse durch die Verordnung, daß sie zwei Drittel der Aemter besetzen dürften, und das geringe Volk einen Magistrat von 8 Tribunen haben sollte. Die Bürger waren zufrieden, nicht so das gemeine Volk, welches insonderheit die Vertreibung des Gian Luigi Fiesco verlangte, der die größte Macht in Händen hatte. Der Pöbel erhob einen Seidenfärber, Paolo de Novi, zum Dogen, und sagte sich von der französischen Regierung völlig los. Nun kam Ludwig XII. mit einer Armee herbei und belagerte die Stadt, die sich ihm bald ergab, 1507. Der König ließ den neuen Dogen hinrichten, die frühern Verträge mit der Stadt vernichten, und eine Burg erbauen; doch gestand er zur Täuschung des Volkes noch eine Stadtverfassung zu, bei welcher aber die Gewalt hauptsächlich in die Hände des Adels kam. Später befreite sich die Stadt vom französischen Joche, trat aber im Jahre 1515 freiwillig unter Franzens Schutz, und beharrte in diesem Verhältnisse, bis 1522 der kaiserliche Feldherr Colonna nach der Schlacht bei Bicocca die Stadt wieder eroberte. Gleichwohl finden wir einige Jahre nachher den Genuesen Andreas Doria als Admiral der genuesischen Flotte in Diensten des Königs von Frankreich, dem er bei Neapel einen Seesieg über den spanischen Vicekönig erfocht (1528). Bald darauf widerfuhren

ihm aber von den französischen Großen, denen er vielleicht allzu offenherzig seine Meinung gesagt hatte, auffallende Beleidigungen. Dazu kam noch, daß die Franzosen den Hafen von Savona befestigten, was dem Handel Genuas großen Schaden bringen mußte. Als Doria Vorstellungen dagegen machte, und sogar Drohungen verlauten ließ, gab Franz dem Admiral seiner Flotte Befehl, ihn zu verhaften. Davon erhielt Doria zeitig genug Nachricht, begab sich mit seinen Schiffen in Sicherheit, und unterhandelte mit Karl. Der Kaiser erkannte die Wichtigkeit des Mannes, und bot ihm Dienste an. Doria steckte alsbald die kaiserliche Flagge auf, und rettete, wie früher erzählt worden ist, das belagerte Neapel. Bei der Zurückkunft nach Genua war es sein erstes Geschäft, die schwache französische Besatzung aus der Citadelle zu vertreiben, was ihm ohne Blutvergießen gelang. Genua war nunmehr von der Herrschaft der Franzosen befreit, und es stand in Dorias Macht, sich zum Herrn der Stadt aufzuwerfen. Aber er wollte sie nur frei von fremder Herrschaft sehen, überließ es daher seinen Mitbürgern, welche Regierungsform sie einführen wollten. Schon während der französischen Herrschaft, die alle Faktionen gleichmäßig unterdrückt hatte, war ein Collegium von 12 Reformatoren eingesetzt worden, welche die Gesetze und Verfassung der Stadt durchsehen sollten. Diesen 12 Männern gab nun der Senat den Auftrag, eine Verfassung zu entwerfen, die im Stand wäre, allen frühern Partheiungen ein Ende zu machen; zu diesem Behuf wurde festgesetzt, alle altgenuesischen Familien, welche Grundeigenthum besaßen, sollten gleich berechtigt seyn, während vorher einige neuadelige und ghibellinische bevorzugt gewesen waren. Alle diese Familien sollten die Gesammtheit des Adels ausmachen, und jede, welche 6 bewohnte Häuser in Genua besitze, sollte eine Adelszeche

bilden, an die sich weniger begüterte Bürger anzuschließen hätten. So entstanden 28 Adelszechen. Dabei sah man darauf, daß die Faktionen vertheilt und unter vielen Adelszechen vermischt wurden. Aus den Adelszechen wurde ein Senat von 400 Mitgliedern erwählt, von denen einzelne Abtheilungen in regelmäßigen Terminen ausschieden, so daß Keiner länger als ein Jahr Senator war. Der Senat ernannte zu allen Aemtern und Würden der Republik. Diese waren das Dogenamt, zu welchem Einer auf zwei Jahre erwählt wurde, der alsdann an der Spitze der Staatsverwaltung stand; die Behörde der Signoria, die acht Mitglieder zählte, welche Räthe des Dogen waren; acht Procuratoren, welche die innre Verwaltung leiteten; fünf Syndici, denen die Controle über die andern Behörden auf 4 Jahre anvertraut war, und ein engerer Rath von 100 Mitgliedern. Den Andreas Doria wollte man anfänglich zum lebenslänglichen Dogen machen, was er aber ausschlug; als man ihn dann ausnahmsweise zum lebenslänglichen Censor machen wollte, lehnte er auch dieß ab und nahm das Amt nur wie Andre auf vier Jahre an. Der große Haufen oder der popolo minuto, wie er in den italiänischen Städten heißt, war nun freilich ohne Theilnahme an der öffentlichen Gewalt, und ihre Mitglieder, sowie die Bewohner der Landschaft galten blos als Unterthanen. Doch gestand man den Einzelnen dieser Klasse die Möglichkeit zu, in eine Adelszeche aufgenommen zu werden, wenn sie sich durch Bildung und Vaterlandsliebe solcher Erhebung würdig zeigten.

Doria behielt, ohne ein beständiges öffentliches Amt zu bekleiden, bedeutenden Einfluß auf die Regierung und bis in sein hohes Alter die Achtung und Liebe seiner Mitbürger. Doch gieng es nicht ohne Eifersucht und Neid gegen ihn und seine Familie ab. Nach etwa 20 Jahren bildete sich sogar

eine Verschwörung. Gianettino, dem Neffen des Andreas Doria, war die Führung der Flotte überlassen worden, wobei er sich ausgezeichneten Kriegsruhm erworben hatte. Dieß und der Einfluß seines Oheims machte, daß er stolzer auftrat, als es Gleichstehende ertragen konnten. Die alte Eifersucht der Fieschi erwachte. Gian Luigi Fiescho, ein persönlicher Feind Gianettinos, setzte sich vor, dem Einflusse der Dorias ein Ende zu machen und die genuesische Verfassung zu stürzen. Hiebei fand er an dem französischen Hofe und an Pier Luigi, dem schändlichen Nepoten des Pabstes Paul, einen Anhaltpunkt. Fiesco besaß alle Eigenschaften, um sich Anhang beim Volke zu verschaffen: er hatte eine einnehmende Persönlichkeit, war leutselig, in hohem Grade reich, bis zur Verschwendung freigebig, verwegen, voll Ehrgeitzes, und wußte gut zu verbergen, was in ihm vorgieng. Mit einer Anzahl anderer Edelleute verbunden, beschloß er, die beiden Dorias und ihre Freunde zu ermorden, die Verfassung umzustürzen, und sich zum Herzog von Genua zu machen. Damit sein Plan verborgen bliebe, nahm er den Schein an, als ob er ganz dem Vergnügen lebte, und täuschte die Dorias durch ausgezeichnete Höflichkeit, mit der er ihnen begegnete. Unter dem Vorwande einer Unternehmung gegen die Ungläubigen rüstete er einige Galeeren und warb einen Söldnerhaufen. Als Alles vorbereitet war, ließ er am 1. Jan. 1547 eine große Anzahl Bürger, von denen er glaubte, sie könnten sich für sein Vorhaben interessiren, in sein Haus zu einem Gastmahle laden, und trug ihnen vor, was er beabsichtige. Seine Beredsamkeit riß sie zur Theilnahme hin. Als ihn seine zärtliche Gemahlin bei Eröffnung des Planes mit Bitten und Thränen davon abzubringen suchte, rief er ihr im Gehen zu: »entweder sollst Du mich nie wieder sehen, oder wird morgen ganz Genua Dir zu Füßen liegen.« Fiesco gab seine Befehle und

vertheilte seine Genossen an die wichtigsten Plätze; er selbst wollte sich des Hafens bemächtigen, wo Dorias Galeeren standen. Gianettino, als er von dem Tumult hörte, eilte dem Hafen zu, wurde aber am Thomasthore, das die Aufrührer besetzt hatten, ermordet. Andreas floh auf ein Schloß in der Umgegend. Die Empörer siegten überall, und schon hatte der Senat Gesandte an Fiesco abgeschickt, um mit ihm zu unterhandeln, als man erfuhr, ein Zufall habe ihm den Genuß des Sieges geraubt. Im Begriff, sich am Hafen auf eine Galeere zu begeben, war er ins Wasser gestürzt und durch seine schwere Rüstung auf den Grund gezogen worden. Mit ihm war die Seele der ganzen Unternehmung untergegangen. Die Verschwornen schlichen sich in ihre Häuser, oder suchten im Dunkel der Nacht auf andre Weise unbemerkt durchzukommen. Den nächstfolgenden Morgen war in Genua Alles ruhig, und nicht ein einziger Aufrührer mehr zu sehen. Gegen Abend kam Andreas Doria in die Stadt zurück: die Einwohner nahmen ihn mit Jubel auf. Fiescos Herrschaften wurden eingezogen; sein schöner Pallast ward zerstört; seine Familie blieb ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung, bis im November 1560 auch Andreas Doria starb.

Neuntes Hauptstück.

Unglück und Rettung der Protestanten.

Nach Abschluß des Friedens von Crespy dachte Karl daran, ernstliche Maaßregeln, und im Nothfalle das Schwert gegen die protestantische Oppositionspartei zu gebrauchen; einstweilen aber ließ er durch Melanchthon,

Bucer und den Bischoff Teutleben von Hildesheim Reformationsentwürfe ausarbeiten, und berief einen Reichstag nach Worms. Indessen langte auch eine Bulle an, welche ein Concil nach Trident zusammenberief; die Protestanten aber beharrten bei der Weigerung, ein solches anzuerkennen, weil doch dabei die Katholiken Richter in ihrer eignen Sache seyn würden. Auf dem am 24. März 1545 zu Worms eröffneten Reichstage erschienen wenige Fürsten in Person; nichtsdestoweniger gab sich der Kaiser, der mit seinen Ministern erschienen war, zwei Monate lang alle Mühe, die Abgeordneten der Protestanten zur Anerkennung des Concils zu bewegen, mußte sich jedoch überzeugen, daß auf gütlichem Weg eine Religionseinigung nimmer zu erlangen sey, und wurde daher gegen die Protestanten sehr empfindlich, und immer geneigter, päbstlichen Anträgen zu ihrer gewaltsamen Unterdrückung Gehör zu leihen, veranstaltete übrigens als letzten Versuch der Ausgleichung ein Religionsgespräch in Regensburg, auf den Januar des nächsten Jahres. Das Concil wurde dessenungeachtet den 13. December 1545 eröffnet. Der Eifer zur Beschickung desselben war von katholischer Seite ziemlich gering, die Protestanten kamen aus längst erklärten Gründen gar nicht. Allein auch hier, unter den Häuptern der katholischen Kirche, fand die protestantische Ansicht ihre Verfechter. Gleich Anfangs, als von den Quellen die Rede war, woraus Kenntniß göttlicher Offenbarung zu schöpfen sey, ließen sich Stimmen dieser Art vernehmen. Bischoff Nachianti von Chiozza behauptete, in der h. Schrift stehe Alles geschrieben, was zur Seligkeit nothwendig. Die Mehrzahl jedoch stimmte dahin, daß ungeschriebne Traditionen, welche unter dem Schutze des h. Geistes bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt worden, mit gleicher Verehrung anzunehmen seyen, wie die h. Schrift. Beim Artikel von der Rechtfertigung

erklärten mehrere angesehne Bischöffe und Theologen, der Glaube allein sey Grund der Rechtfertigung, die Werke nur Beweise des Glaubens. Aber sowohl dieß, als eine vermittelnde Ansicht, welche der Augustinergeneral Seripando vortrug, wurde von der Mehrzahl verworfen. Als die Verfechter der protestantischen Ansicht sahen, daß jede Vermittlung von der Hand gewiesen werde, verließen sie unter andern Vorwänden das Concil, um nicht selbst angegriffen und verdammt zu werden. Die Protestanten hatten gleich zu Anfang des Concils eine Schrift an den Kaiser ergehen lassen, worin sie wiederholt auf das Bestimmteste die Nichtanerkennung desselben erklärten. Hiedurch wurde vollends des Kaisers Entschluß zur Kriegsrüstung bestimmt.

Schon seit einigen Jahren drückte den Doktor Luther, der, an Steinschmerzen leidend, oft ganze Nächte keinen Schlaf fand, eine unüberwindliche Verstimmung darnieder. Er vermißte in der Kirche die Einheit und beklagte die Uebergriffe weltlicher Gewalt. Voll Unmuths reiste er im Mai 1545 von Wittenberg hinweg, hielt sich eine Zeitlang in Merseburg auf, bei dem Fürsten von Anhalt, hernach in Naumburg bei dem Bischoffe Amsdorf, wurde aber von der Universität und vom Churfürsten gebeten, zurückzukehren, was er auch that. Im Februar des folgenden Jahres beriefen ihn die Grafen von Mannsfeld nach Eisleben, die, durch schlechte Wirthschaft heruntergekommen, nur noch darin übereinstimmten, daß sie die Silber- und Erzgruben ihrer Unterthanen an sich zu bringen suchten. Schon früher hatte Luther seine hiebei betheiligten Verwandten unterstützt, und den Grafen vorgestellt, sie sollten fremdes Eigenthum ungekränkt lassen. Nun baten sie ihn endlich, selbst das Amt eines Schiedsrichters zu übernehmen. Unter den Grafen stiftete er zwar Frieden, aber einen Vergleich über die Erzgruben

zu Stande zu bringen, gelang ihm nicht. Während des Aufenthalts in Eisleben fühlte er sich, ausser der Mattigkeit, die ihn oft befiel, wohl und nicht selten zum Scherze aufgelegt; aber während der Nacht auf den 18. Februar that er, vor Schlafengehen noch einmal durchs Fenster blickend, die ahnungsvolle Aeusserung: »hier bin ich geboren, hier werde ich sterben,« verfiel darauf in Beängstigungen, rang mehrere Stunden in schwerem Kampfe, und hauchte seinen Heldengeist aus, nachdem er noch durch ein letztes Gebet unauslöschlichen Haß gegen das Pabstthum und unerschütterlichen Glauben an Jesum bekräftigt hatte. Die Vorsehnng ersparte es ihm, Zeuge von Ereignissen zu werden, die nunmehr bald ihren blutigen Lauf beginnen sollten.

Auch nach der doppelten Recusationsschrift, welche die Protestanten bei Eröffnung des Concils an Karl V. gesendet hatten, veranstaltete er einen Reichstag in Regensburg, um noch einmal von der Sache zu handeln, ließ jedoch vorher den Landgrafen Philipp zu einer Unterredung nach Speier einladen und richtete an denselben, als er den 28. März erschien, freundliche Worte: »er habe das Concil befördert, damit Pabst und Bischöffe sich reformirten, sey aber nicht der Meinung, daß durch dort gefaßte Beschlüsse die Protestanten sollten übereilt werden.« Zuletzt beschränkte er seine Forderung an die protestirenden Stände dahin, daß sie nur den bevorstehenden Reichstag besuchen möchten. Allein auch hierauf gab der Landgraf für seine Person unter allerhand Ausflüchten eine verneinende Antwort, und erklärte endlich, er könne seines Gewissens halber nicht nach Regensburg gehen. Dennoch verabschiedete ihn der Kaiser ganz freundlich. Den 5. Juni, bei Eröffnung des Reichstags, waren nur wenige Fürsten und von den Mitgliedern des schmalkaldischen Bundes nur Gesandte anwesend. Diese beharrten bei ihrer Wei-

gerung und erboten sich nur etwa zu einem christlichen Concile deutscher Nation. Karl, nunmehr jeder Friedenshoffnung entsagend, schickte wenige Tage darauf den Bischoff von Trident nach Rom, um das mit dem Pabst unterhandelte Bündniß abzuschließen. Nach demselben gab Paul III. 12,000 italiänische Fußknechte, 1,500 Reiter, 200,000 Dukaten, überließ dem Kaiser die Hälfte der jährlichen Einkünfte aller spanischen Kirchen, und gab ihm die Erlaubniß, spanische Klostergüter bis zum Werthe von 500,000 Scudi zu verkaufen. In Regensburg suchte Karl die brandenburgischen Markgrafen Johann und Albrecht vom schmalkaldischen Bunde abzuhalten, und trat mit dem Herzoge von Sachsen sogar in ein engeres Verhältniß. Es war nämlich dort auf den der Reformation feindlich gesinnten Georg dessen Bruder Heinrich, ein entschiedner Anhänger der neuen Lehre, und auf diesen 1541 sein zwanzigjähriger Sohn Moritz gefolgt, der übrigens schon in der Jugend durch gewandt berechnende Klugheit und tiefe Menschenkenntniß hervorstach, und von welchem daher Melanchthon schrieb: „wenn ich an die Deutschland bedrohenden Gefahren denke, so scheint mir dieser treffliche Jüngling allein dereinst des gesammten Vaterlandes Schutzwehr seyn zu können.“ In seinem albertinischen Landestheile vollendete er mit Umsicht die Einführung der Reformation, war vornämlich darauf bedacht, die Kirchengüter für Bildungsanstalten zu verwenden, — wie er denn 1543 die mit Recht berühmte Fürstenschule zur Pforte stiftete, — trat aber dem schmalkaldischen Bündnisse keineswegs bei, theils, weil er mit seinem Vetter Johann Friedrich von der ernestinischen Linie nicht im besten Vernehmen stand, theils, weil ihm die Einrichtung des Bundes durchaus nicht gefiel. Karl V. der ihn auf dem Feldzuge nach Frankreich als tapfern Waffengenossen liebgewonnen hatte, zog ihn zu Regensburg in sein Ver-

trauen, und brachte ihm eine solche Ansicht vom Concile bei, daß Moritz glauben mußte, seine protestantischen Mitstände haben bei der beharrlichen Weigerung, dasselbe anzuerkennen, Unrecht. Da er den Protestanten durch kein besondres Bündniß verpflichtet war, dachte er mit gutem Gewissen seinen eignen Weg gehen zu können, und schloß mit dem Kaiser einen Vertrag, worin er sich gegen ihn, gegen den römischen König, und gegen das Reich in allen Stücken treu und gehorsam zu verhalten, ihnen zugethan zu bleiben, ihre Ehre und ihr Bestes zu fördern, allen Schaden abzuwenden, dem Reichskammergerichte zu Recht zu stehen, Hülfe gegen die Türken zu leisten, und dem östreichischen Hause stets Ergebenheit und Freundschaft zu bewahren versprach. Uebrigens erklärte Karl, daß der Krieg nicht der Religion halber, sondern allein zur Behauptung des kaiserlichen Ansehens gegen einige Ungehorsame geführt werden solle, klagte auch in einem Ausschreiben an die Reichsstädte über Verunglimpfungen, die ihm von etlichen Störern des Friedens und Rechtes nicht aus Liebe zur Religion, sondern um zeitlicher Güter, Hoheit und Unterdrückung andrer Stände willen zugefügt werden. Er habe solchen der kaiserlichen Hoheit und Reputation nachtheiligen Praktiken zeither Nachsehen gewährt, in Hoffnung, die Sache zu endlicher Vergleichung zu bringen. Diese Hoffnung sey von jenen Verhinderern und Zerstörern vereitelt worden, indem dieselben die christliche Religion und die Ehre Gottes zu einem Deckmantel und Beschönigung ihres Vornehmens fürgewendet, um die andern Stände des heiligen Reiches unter sich zu bringen und sie ihrer Güter zu berauben. Wenn dem länger also zugesehen und nicht ernstlich begegnet werden sollte, würde daraus nichts anders hervorgehen, als daß die deutsche Nation und all ihre Glieder und Stände in Noth und Zerrüttung kommen und vornämlich die Frei-

und Reichsstädte aus ihrer hergebrachten Freiheit in beschwerliche Tyrannei und Dienstbarkeit gezogen werden würden. In der That hätte er wohl nicht so viele Mühe auf Beilegung des Religionsstreites verwendet, wenn er in demselben nicht eine Stütze politischer Bestrebungen erblickt und für die kaiserliche Macht gefürchtet hätte. Insofern war seine Versicherung, daß er nicht der Religion halber Krieg beginne, für wahr zu achten. Doch fanden seine Worte bei den Städten keinen Glauben, und sie antworteten, die Religionsvergleichung sey ja nicht von den Fürsten, sondern vom Pabste vereitelt worden. Auf ähnliche Weise schrieb der Kaiser an Herzog Ulrich von Würtemberg. Der Pabst hingegen ließ überall bekannt machen, Karl V. habe die Waffen ergriffen, um widerspenstige Stände mit Gewalt der Kirchenversammlung in Trident zu unterwerfen und in den Schooß der wahren Kirche zurückzuführen.

Diese Erklärungen weckten aufs Neue, mehr als der Kaiser erwartet hatte, den Eifer der schmalkaldischen Bundesglieder. Die oberländischen Städte und Herzog Ulrich von Würtemberg brachten binnen 4 Wochen ein Heer zusammen, welches den Truppen, worüber der Kaiser damals verfügen konnte, bei weitem überlegen war; Führer des städtischen Kriegsvolks war der tapfre Ritter und eifrige Protestant Sebastian Schärtlin, von Burtenbach im augsburgischen Gebiete. Die Fürsten hatten eine Zusammenkunft zu Ichtershausen, wo das Nähere verabredet und Anstalt getroffen wurde, ein Heer von 16,000 Fußknechten und 9000 Reitern unverweilt ins Feld zu stellen. Zugleich schrieben sie an den Kaiser, um die Schuld des Ungehorsams von sich abzulehnen und zu beweisen, daß seine Rüstungen in der That auf Unterdrückung der evangelischen Lehre giengen, weil er den Anlaß von ihrer Verwerfung des tridentinischen Concils nehme. Obgleich Karl

den Streitkräften des Bundes im gegenwärtigen Augenblick nur eine geringe Macht entgegenstellen konnte, so erkannte er doch auf jenes Schreiben der Bundeshäupter den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen Philipp als ungehorsame, untreue, pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verächter und Verletzer der Majestät, in des Kaisers und des h. Reiches Acht und Aberacht, Pön, Strafe und Buße verfallen, entband ihre Stände und Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams, und erklärte jedes mit ihnen geschloßne Bündniß und Verständniß für null und nichtig. Da aber die eigentliche Veranlassung, welche den Kaiser zum Kriege bestimmt hatte, der Widerspruch gegen das Concil, nur im Vorbeigehen berührt war, so schien es kaum begreiflich, warum Karl, was die Schmalkaldner gethan, jetzt auf einmal als Verbrechen und Hochverrath brandmarkte, nachdem er so viele Jahre und auf so vielen Reichstagen freundlich mit ihnen gehandelt hatte. Schärtlin entwarf den sehr verständigen Kriegsplan, durch Besetzung der tyroler Päſſe die Verbindung mit Italien abzuschneiden, und die kaiserlichen Sammelplätze zu überfallen. Schon in letzterer Unternehmung aber wurde er gehemmt, durch den Befehl der Bundeshäupter, daß aus Rücksicht auf die Herzoge von Baiern das baierische Gebiet nicht verletzt werden solle. Schärtlin gab, wiewohl ungerne, das Unternehmen auf, wandte sich nach Tyrol, und besetzte die ehrenberger Klause, von wo aus er den Weg von Italien nach Deutschland beherrschen konnte. Auch war er im Begriffe, mit allem Geschütze das Concilium zu Trident heimzusuchen, und hatte, weil das Landvolk in dieser Gegend sich ihm freundlich erwies, die beste Hoffnung auf Erfolg. Aber vom Bundesrathe in Ulm erhielt er die Weisung, sich schleunig zurückzuziehen, damit der römische König nicht gereitzt werde. So vereinigte sich denn

Schärtlin bei Donauwörth mit dem gegen 50,000 Mann starken Heere der Fürsten, dem es an nichts als an zweckmäßiger Leitung fehlte. Philipp war zwar ein umsichtiger und entschloßner Krieger, mußte aber den Oberbefehl mit Johann Friedrich theilen, der wohlbeleibt, schwerfällig und zu allen Dingen langsam war, und auf den Ritter Schärtlin sahen beide Fürsten mit eifersüchtigen Augen. Lange konnten die Verbündeten nicht einig werden, ob man den Kaiser blos schrecken oder wirklich bekämpfen, sodann, wo und wie man ihn angreifen solle; um die Mitte Augusts sandten sie ihm einen Absagebrief, mit der Ueberschrift: an den durchlauchtigsten Fürsten Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt; darüber giengen bei Ingolstadt und bei Giengen die vortheilhaftesten Gelegenheiten unbenützt vorüber; die Italiäner und 20,000 Mann aus den Niederlanden waren zum Kaiser gestoßen, der vorsichtig eine Schlacht vermieden hatte; bald stellten sich Krankheiten, Mangel und Ueberdruß an dem zwecklosen Hin- und Herziehen bei den Verbündeten ein. Während man berathschlagte, ob es nicht besser wäre, bei dem herannahenden Spätjahre sich zu trennen, und nächstes Frühjahr den Krieg wieder von vorne anzufangen, kam die Nachricht, Herzog Moritz habe Chursachsen besetzt. Er hatte sich nämlich, um die wider seinen Vetter ausgesprochne Acht zu seinem Vortheile in Vollzug zu bringen, bald nach jenem mit dem Kaiser abgeschloßnen geheimen Bündnisse nach Prag begeben, und dort mit König Ferdinand Abrede getroffen: sobald Ferdinand aus Böhmen im Anzug wäre, sollte Moritz ihm zuvorkommen, und Johann Friedrichs Lande zu Gunsten des sächsischen Fürstenstammes besetzen, damit sie nicht in fremde Hände fielen. Johann Friedrich eilte sogleich mit seinem Heere und einem Theile der Bundestruppen nach Sachsen zurück; das übrige Bundes-

heer löste sich im Spätherbste auf; die oberländischen Stände sahen sich verlassen, mehrere Städte, wie Ulm und Frankfurt, eilten, die Gnade des Kaisers mit Opfern zu erkaufen, durch die der Sieg leicht geworden seyn würde. Ulrich von Würtemberg schloß im Januar 1547 zu Heilbronn einen Vertrag, demzufolge, er wie die Städte, sein Geschütz ausliefern und in drei Festungen kaiserliche Besatzungen aufnehmen mußte; alle oberländischen Stände mußten schwere Brandschatzung über sich nehmen.

In dem Augenblicke, als Karl V. die protestantische Parthei zu unterwerfen im Begriffe stand, rief der Pabst seine Truppen zurück; denn daß ganz Deutschland besiegt würde, hatte Paul III. nie gewünscht, sondern vielmehr gehofft, dem Kaiser sollte Einiges zum Vortheil der katholischen Kirche gelingen, dabei aber so manche Schwierigkeit und Verwicklung sich aufdrängen, daß er nicht im Stande seyn werde, den Pabst in Verfolgung seiner Zwecke zu stören. Der Churfürst eroberte indeß sein Land wieder binnen weniger Wochen, nahm sogar einen Theil des Herzogthums Sachsen, insonderheit die Stadt Leipzig, weg, und dachte schon daran, den römischen König in Böhmen anzugreifen. Aber Karl überraschte ihn in der Gegend von Mühlberg bei der Elbe, wo er nur eine geringe Heeresmacht stehen hatte. Während Johann Friedrich, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sehr unzeitig predigen hörte, setzte die kaiserliche Reiterei den 24. April durch eine ihr gezeigte Furth über die Elbe und begann den Kampf. Der Churfürst langte etwas zu spät, nachdem die Zeit zu einem ausweichenden Rückzuge und zu gehörigen Anordnungen bereits versäumt war, bei dem Heere an, stritt noch muthvoll an der Spitze der Seinigen, wurde aber von der allgemeinen Verwirrung und Flucht mit fortgerissen, eingeholt und verwundet, und mußte sich end-

lich dem Thilo von Trott, einem Ritter des Herzogs Moritz, gefangen geben. Der Kaiser befahl dem Herzoge Alba, den Churfürsten vorzuführen; Alba bat zweimal, daß solches nicht geschähe, weil er besorgte, Karl möchte sich in der ersten Hitze allzu ungnädig erweisen. Auf den dritten Befehl that er das Verlangte. »Allergnädigster Kaiser!« sagte Johann Friedrich beim Eintreten; Karl aber fiel ihm in die Rede, mit den Worten: »bin ich nun euer Kaiser?« »Ich bin Eurer kaiserlichen Majestät Gefangner,« fuhr Johann Friedrich fort, »und bitte um fürstliches Gefängniß.« »Wohlan,« entgegnete Karl, »das soll Euch werden, wie Ihr es verdient,« und übergab ihn dem Herzoge Alba zum Gewahrsam. Der Kaiser zog nun vor Wittenberg. Da er die Stadt wohl befestigt und mit Geschütz versehen fand, ließ er Johann Friedrich auffordern, den Seinigen die Uebergabe zu befehlen. Der Churfürst weigerte sich dessen, auch da die Aufforderung als Befehl bei Todesstrafe wiederholt ward. Dieß reitzte den Kaiser dergestalt, daß ein Kriegsgericht das Todesurtheil wirklich aussprechen mußte. Als dasselbe am 10. Mai 1547 dem Churfürsten vorgelesen wurde, erwiederte er ganz ruhig: wenn es Ernst wäre, was er aber vom Kaiser nicht erwarte, so bitte er den Tag seines Todes ihm zuvor anzuzeigen, damit er seiner Gemahlin und seinen Söhnen die erforderlichen Mittheilungen machen könne, und setzte alsdann die Schachparthie fort, die er mit seinem Unglücksgefärthen, dem Herzoge von Braunschweig, angefangen hatte. Karl, der durch diesen, mit deutschen Rechtsformen ganz unverträglichen Urtheilsspruch wohl nur hatte schrecken wollen, gab den Verwendungen des Churfürsten von Brandenburg und des Herzogs von Cleve Gehör und begnadigte den Verurtheilten. Auch rieth dazu schon die Klugheit; denn eine grausame Hinrichtung hätte den Haß gegen den Kaiser aufs Höchste getrie-

ben. Den 19. Mai kam ein Vertrag zu Stande, welcher unter dem Namen der wittenbergischen Kapitulation bekannt ist und Folgendes festsetzt: Johann Friedrich verzichtet für sich und seine Nachkommen auf die Churwürde, sowie auf alle Rechte in Magdeburg, Halberstadt und Halle, und übergibt Wittenberg und Gotha dem Kaiser; seine Lande werden als verfallne Reichslehen theils dem Könige Ferdinand, theils dem Herzoge Moritz zuerkannt; Letzterem mit der Bedingung, daß er Johann Friedrich und dessen Kindern zu einem jährlichen Einkommen von 50,000 fl. mehrere Schlösser, Städte und Aemter, darunter Weimar, Eisenach und Jena abtrete. Am 23. Mai zog Karl in Wittenberg ein. An die Stelle Johann Friedrichs ernannte er dessen Vetter Moritz zum Churfürsten.

Sofort kam die Reihe an Philipp, der auf Anrathen der Landstände durch Vermittlung seines Eidams Moritz und des Churfürsten von Brandenburg mit dem Kaiser versöhnt zu werden suchte. Man stellte ihm folgende Bedingungen: er solle sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, fußfällig um Verzeihung bitten, 150,000 fl. Kriegskosten zahlen, Geschütz und Kriegsvorräthe ausliefern, die meisten Festungen schleifen, dem schmalkaldischen Bunde entsagen, den Aussprüchen des Kammergerichts sich unterwerfen. Der Landgraf trug Bedenken, unbedingte Ergebung zu leisten; seine Vermittler aber stellten ihm mit dem Minister des Kaisers, dem Bischoffe von Arras, eine besondre Versicherung aus, daß er weder an Leib noch Gut, mit Gefängniß, Bestrickung oder Schmälerung seines Landes sollte beschwert werden. Darauf verstand sich Philipp, nach genommner Rücksprache mit den Landständen, zur Unterzeichnung aller Artikel, erschien in Halle, wo der Kaiser Hof hielt, wurde Abends bei zahlreicher Versammlung der Fürsten und Herren vor den

Thron geführt, und kniete vor demselben nieder, nebst seinem Kanzler, der die Abbitte vorlas, worin Philipp erklärte, daß er sich auf Gnade und Ungnade ergebe, übrigens um Aufhebung der Acht und Herstellung in den vorigen Stand bitte. Karl ließ durch den Vicekanzler Seld erwiedern, daß die Acht gegen ihn aufgehoben seyn und er weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Konfiskation oder Entsetzung seiner Güter mehreres oder weiteres, als die Artikel der Abrede enthielten, beschwert werden solle. Als der Landgraf sich entfernen wollte, wurde er vom brandenburger Churfürsten aufgefordert, mit ihm und Moritz bei dem Herzoge von Alba in der Moritzburg zu Abend zu speisen. Er ritt mit ihnen dorthin. Nach dem Abendessen ließ Alba dem Landgrafen erklären, er müsse in Gewahrsam bleiben. Den andern Morgen machten die beiden Churfürsten dem Kaiser Vorstellungen; dieser aber erwiederte, er habe nie versprochen, daß der Landgraf nicht mit einiger, sondern nur, daß er nicht mit ewiger Gefangenschaft belegt werden solle. Bei diesem Bescheide verblieb es. Offenbar aber ist es, daß man den Landgrafen arglistig ins Netz gelockt hatte. Auch in der Gefangenschaft ward er härter gehalten als Johann Friedrich, und endlich nach Mecheln gebracht, weil er Versuche zur Befreiung gemacht hatte.

Nach allen diesen Ereignissen veranstaltete Karl im Juli 1547 einen Reichstag zu Augsburg. Obgleich Sieger über die ihm bisher entgegenstehende Macht, blieb er doch innerhalb der gesetzlichen Formen, stellte bürgerliche und kirchliche Einigung, friedliche Unterwerfung unter die Beschlüsse des tridentiner Concils, Herstellung des Kammergerichts und kräftige Wirksamkeit gegen die Türken als das dar, was vor Allem Noth thue, erklärte, daß künftig keine einseitigen Verbindungen und Zusammenkünfte, keine Lösungen vom Reichsverbande mehr Statt finden, sondern

Kaiser und Reich ein einiges Ganze bilden sollten, und schlug zu diesem Behufe Erneuerung des früher geschloßnen kaiserlichen Bundes vor. Die Churfürsten zeigten Bereitwilligkeit, sich dem Concile zu unterwerfen, wiewohl unter der Bedingung, daß der Pabst nicht den Vorsitz führe und den evangelischen Theologen eine entscheidende Stimme zuerkannt werde. Die Städte aber machten mehr Schwierigkeiten und führten eine entschloßnere Sprache. Nun aber hatte der Pabst das Concil, unter dem Vorwande einer Pest, tiefer nach Italien in die Stadt Bologna verlegt, und zeigte seinerseits wenig Bereitwilligkeit zu Reformationsverhandlungen, auf denen der Kaiser bestand. Viele Mitglieder kamen entweder gar nicht nach Bologna, oder begaben sich von da hinweg, und endlich vertagte Paul die ganze Sache. Dieß bewog den Kaiser, durch Johann Agricola von Eisleben, Prediger Joachims von Brandenburg, durch den naumburger Bischoff Julius Pflug und den Katholiken Michael Helding, Weihbischoff zu Mainz, Titularbischoff von Sidon, einen Entwurf verfassen zu lassen, wie es einstweilen mit den streitigen Artikeln gehalten werden solle zur Beförderung der Ruhe und Einigkeit. In diesem sogenannten augsburger Interim hieß es zum Beispiele: „Bischöffe seyen der Kirche unentbehrlich und von Gott selbst eingesetzt; um Trennungen vorzubeugen, müsse man auch einen allgemeinen Bischoff anerkennen, der jedoch genau nach Vorschrift der Bibel und der Kirchengesetze regieren solle; nicht von ihm, sondern unmittelbar von Jesu hätten die Bischöffe ihre Gewalt; bei der Taufe und dem heiligen Abendmahle sollten die alten Gebräuche beobachtet werden; doch dürften, bis etwa ein allgemeines Concil anders verfügte, Layen den Kelch genießen und Geistliche sich verehlichen.“ Kurz, das Interim neigte sich mehr auf die Seite der Katholiken, fand aber bei diesen eben so wenig Beifall,

als bei den Protestanten, und erregte überall, wo es eingeführt wurde, große Unzufriedenheit. Selbst der dem Kaiser so sehr ergebne Churfürst Moritz nahm es auf ein Gutachten seiner Theologen hin nicht an, sondern ließ durch Melanchthon und Andre in Betreff der Lehre und Kirchenzucht einen neuen Entwurf, das leipziger Interim, verfertigen, zu dessen Einführung er sich anheischig machte. In den sogenannten Mitteldingen, die man ohne Verletzung der h. Schrift halten könne, meinte Melanchthon, müsse dem Kaiser Gehorsam geleistet werden, und hatte darum Vieles, was sich auf den Kultus bezog, anerkannt. Ein Theil der Fürsten gieng auf das augsburger Interim halb freiwillig ein, die Städte wurden, hie und da unter gewaltsamen Eingriffen in ihre Verfassung, dazu gezwungen. Magdeburg allein leistete hartnäckigen Widerstand: alle Verbannten fanden hier Zuflucht; heftige Schriften, Schmählieder und Schandmünzen auf das Interim wurden von hier aus durch ganz Deutschland verbreitet, und Flacius, ein eifriger Lutheraner, der die Lehre von der Verderbniß menschlicher Natur auf die Spitze trieb, fanatisirte das Volk in Magdeburg auf jede Weise. Diese ungehorsame Stadt als Anführer eines Belagerungsheeres zu züchtigen, trug der Kaiser seinem getreuen Churfürsten Moritz auf, ein Befehl, welchem dieser aufs bereitwilligste entsprach; denn er fand in Vollstreckung desselben ein Mittel, andre große Plane zu bedecken.

Ein so treuer Anhänger des Kaisers Moritz zu seyn schien, so war doch das Streben nach Landeshoheit in seinem ehr- und herrschbegierigen Geiste allzu vorherrschend, als daß er es gleichgültig mitangesehen hätte, wenn des Kaisers Macht bis zu einem Punkte wuchs, wo es ihm einfallen konnte, die vollen Kaiserrechte zurückzufordern, und die Reichsfürsten in dasselbe Verhältniß zu setzen, worin die Herzoge und Grafen von Spanien, Frankreich und

England sich befanden. Jenem Streben nach Landeshoheit hatte besonders die neue Kirchenform zur Stütze gedient, und Moritz erblickte schon darin einen genügenden Grund, die gänzliche Unterdrückung des Protestantismus nicht weiter zu befördern, sondern sich vielmehr als Beschützer desselben hervorzuthun. Indeß umlagerte er Magdeburg mit einem ansehnlichen Heere, schonte aber die Stadt, und ließ bei Unterhandlungen, die man von Zeit zu Zeit anknüpfte, Worte fallen, wodurch die Belagerten in ihrer Standhaftigkeit nur noch bestärkt wurden. Nach 10 Monaten, den 3. November 1551, kam eine Kapitulation zu Stande, welche den Worten nach der Stadt Unterwerfung auferlegte, in der That aber Frieden auf gute Bedingungen gewährte. Nicht mehr als 50,000 fl. sollten in zwei Terminen zur Buße erlegt, und Abgeordnete an den Kaiser gesendet werden, um fußfällig seine Vergebung zu erflehen; dagegen verbürgte man der Stadt ihre Privilegien, und versprach, der Gewissensfreiheit keinen Eintrag zu thun. Auch nach der Uebergabe Magdeburgs entließ der Churfürst seine Truppen noch nicht, unter dem Vorwande, es fehle an Geld, ihnen den Sold auszubezahlen. Manche schöpften zwar Verdacht, aber Moritz wußte sich zu verstellen und selbst den scharfsichtigen Kaiser zu täuschen, indem er freundlichen Verkehr mit demselben unterhielt, und großen Eifer für Ausgleichung des religiösen Zwiespalts an den Tag legte. Zu dem Ende beschickte er sogar das Concil, welches der am 8. Februar 1550 erwählte Pabst Julius III. (vormals Kardinal Johannes Maria Giocchi) im Jahre darauf wieder zu Trient eröffnete; allein die Gesandtschaft hatte insgeheim Weisung erhalten, durch hochgespannte Forderungen jede Uebereinkunft zu hintertreiben. Weil sie hiebei von des Kaisers Abgeordneten treulich unterstützt wurden, gerieth der päbstliche Legat nicht wenig ins Gedränge,

und mußte sich zu einem und dem andern Punkte bequemen, der in Rom Anstoß fand. Indeß nahm der Churfürst die Miene an, als wollte er den Kaiser zu Insprnck besuchen, damit eine wichtige Angelegenheit erledigt würde, wobei er es auch an Botschaften und schriftlichen Mahnungen nicht fehlen ließ. Er habe sich dafür verbürgt, äusserte er wiederholt und mit großem Nachdrucke, daß sein Schwiegervater Philipp von Hessen alsbald begnadigt und in Freiheit gesetzt werden sollte; wenn dieser nun gleichwohl fortwährend in Gewahrsam schmachte, so sehe er dadurch sich selbst an seinem guten Namen und an seiner Ehre angegriffen. Allein diese stürmischen Fürbitten hielt Karl V. kaum der Beachtung werth, weil er überzeugt war, Moritz habe dabei blos die Absicht, in den Augen seiner Schwäger, der Söhne Philipps, gerechtfertigt zu erscheinen; denn lasse man den Landgrafen frei, so müsse auch Johann Friedrich der Gefangenschaft enthoben werden, und dieß könne doch nicht in Moritzens Wünschen liegen, weil dieser sofort besorgen müßte, Johann Friedrich werde ihn im Besitze der sächsischen Chur anfechten.

Schon vorher und noch während der Belagerung von Magdeburg hatte Moritz unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses ein Schutz- und Trutzbündniß mit Heinrich II. von Frankreich eingeleitet. Den 5. Oktober 1551 kam der französische Gesandte Fraxineus in das einsame hessische Waldschloß Friedewald, woselbst sich der Churfürst von Sachsen mit Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, mit dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg und dem jungen Landgrafen Wilhelm eingefunden hatte. Man ward einig, die deutsche Reichs- und Kirchenfreiheit zu retten, und den Landgrafen zu befreien. Der König von Frankreich sollte zum Unterhalt der Truppen für die drei ersten Monate 240,000 und für jeden folgenden Monat

60,000 französische Thaler geben; dagegen ward ihm zugestanden, sich derjenigen Städte zu bemächtigen, die von Alters her zum deutschen Reiche gehört hatten, aber nicht deutscher Sprache sind, insonderheit der Städte Cambrai, Metz, Verdun; bei der künftigen Kaiserwahl wolle man entweder Heinrich II., oder doch einen Fürsten, der ihm gefalle, wählen. Indem dieser Verrath am deutschen Vaterlande besprochen wurde, fuhr unter starkem Donner ein Blitz durch den Saal, den der französische Gesandte, seinerseits nicht mit Unrecht, für eine gute Vorbedeutung erklärte. Am 15. Januar 1552 unterzeichnete und beschwor der König von Frankreich auf dem Schlosse Chambord bei Blois den in Friedewald entworfnen Vertrag. Seinem Versprechen gemäß trat Moritz die Reise nach Inspruck an, kehrte aber unter dem Vorwande, krank geworden zu seyn, plötzlich um und schickte Entschuldigungen seines Ausbleibens an den Kaiser. Zu Hause berief er seine Landstände und trug ihnen die Verlegenheit vor, worein die für den Landgrafen Philipp übernommne Bürgschaft ihn versetze: er müsse nun nach Hessen gehen, und seiner Verpflichtung gemäß bei dem jungen Landgrafen sich stellen. Das Gleiche schrieb er unter erneuerten Fürbitten an den Kaiser, klagte auch darüber, daß der Pabst, statt sich dem Concil zu unterwerfen, den Vorsitz bei demselben führe. Obgleich schon früher vor dem Churfürsten gewarnt, glaubte Karl immer noch, Moritzens Zurüstungen geschehen hauptsächlich aus Rücksicht auf Familienverhältnisse, um den Schein ernster Maßregeln für Befreiung des Landgrafen zu erregen. Er schickte sich daher allmählig zur Nachgiebigkeit an, und ließ durch seinen in Berlin befindlichen Hofmarschall Böcklin gute Zusage thun. Die sächsischen Landstände, denen von dem Vorhaben ihres Herrn Einiges zu Ohren gekommen war, mähnten ab: er solle doch keine gewaltsamen Versuche machen, auch

nicht auf Bündnisse mit fremden Potentaten zu viel Vertrauen setzen. Melanchthon auch schrieb an den Churfürsten und warnte ernstlich vor einem Bündnisse mit Frankreich. Moritz, ohne sich hieran zu kehren, sammelte Kriegsvolk in Thüringen, das auf 20,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter anwuchs; später stießen der junge Landgraf Wilhelm von Hessen und Markgraf Albrecht von Brandenburg sammt ansehnlicher Heeresmacht zu ihm, und rückten gegen Augsburg vor. Der Churfürst ließ an alle deutsche Reichsstände ein Manifest ausgehen: »ihre Absicht sey, in dem Streit und der Spaltung christlicher Religion eine wahre Vergleichung dem göttlichen Worte gemäß zu finden und zu treffen; der Kaiser habe unter dem Scheine der Religion und unter andern Vorwänden sie gegen einander verhetzt, um seine eigne Domination, Nutz und Gewalt zu mehren; zum Andern sey die Sache des Landgrafen durchaus unleidlich, und sie könnten eine solche Unbilligkeit länger nicht mit Geduld ansehen; endlich sey es sichtlich, wie man die alte löbliche Freiheit bei Hohen und Niedern schwäche und schmälere, der deutschen Nation Hab und Gut aussauge, und sie in eine erbliche Servitut und Dienstbarkeit zu bringen vorhabe, wie bei andern Nationen vor Augen liege.« Die Bundeshäupter, mit der größten Schnelligkeit vorwärts rückend, standen am 1. April 1552 vor Augsburg. Ein großer Theil der Bürgerschaft erklärte sich für den Churfürsten, und es kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die kaiserliche Besatzung abzog und die Verbündeten Augsburg besetzten; der evangelische Gottesdienst sollte hergestellt werden, wie er vor dem Interim gewesen. Um dieselbe Zeit setzte sich auch der König von Frankreich in Bewegung, ließ ein Manifest vorausgehen, worin er sich als uneigennützigen Beschützer der deutschen Freiheit ankündigte, und nahm die Städte Metz, Toul und Verdun weg. Der Kaiser

glaubte bis auf den letzten Augenblick nichts weniger, als daß Moritz die Waffen wider ihn kehren würde, und äusserte: »er führe ja einen Bären bei sich, den er nur loslassen dürfe, um Jenen gar leicht in die Flucht zu jagen.« Er meinte hiemit den gefangnen Churfürsten Johann Friedrich, welchen auch König Ferdinand zu einer geheimen Unterredung im insprucker Schloßgarten einlud, um zu erforschen, ob er etwa geneigt wäre, sich nöthigenfalls gegen Moritz brauchen zu lassen. Ferdinand fand den Churfürsten in erwünschter Stimmung: er werde, sobald der Kaiser es befehle, sein Churfürstenthum wieder fordern. Der Gedanke an mögliche Plane dieser Art bewog wohl auch den vorsichtigen Moritz, einer von König Ferdinand an ihn ergangnen Einladung nach Linz zum Versuch friedlicher Unterhandlung Folge zu leisten. Es kam aber dort nur zu unbestimmten Erklärungen, und auf den 26. Mai ward eine neue Zusammenkunft verabredet, die in Passau Statt finden, und wozu die übrigen Churfürsten und andre Reichsfürsten eingeladen werden sollten. Moritz eilte zu seinen Bundesgenossen und entwarf mit ihnen den Plan, Karl V. in Inspruck zu überfallen und sammt seinem Hofe gefangen zu nehmen. Am 12. Mai brachen die Verbündeten von Lauingen an der Donau auf, und nahmen am 19. die ehrenberger Klause, wo sie nur zwei Tagereisen von Inspruck entfernt waren. Da trat ein unerwartetes Ereigniß in den Weg: das reifenbergische Regiment forderte für die Einnahme der Klause eine ausserordentliche Löhnung; als Moritz dieß verweigerte, entstand eine Meuterei, wobei er selbst beinahe ums Leben gekommen wäre, und worüber ein voller Tag verloren gieng. Der Kaiser hatte indessen von dem drohenden Ueberfalle Nachricht bekommen, und war schleunig von Inspruck aufgebrochen. Da er wegen heftiger Gichtschmerzen weder fahren noch reiten konnte, mußte er sich in

einer Säufte tragen lassen. Mit dem übrigen Hofstaat folgte ihm freiwillig der seiner Haft entbundne Churfürst Johann Friedrich. Einige Tage darauf besetzte Moritz die Stadt Insprück, und begab sich, da seine Absicht, den Kaiser gefangen zu nehmen, vereitelt war, nach Passau zur verabredeten Fürstenversammlung, im Gefühle, daß die Vorwürfe der Arglist und des Undanks durch schleunigen Abschluß eines billigen und wahrhaft heilsamen Friedens beseitigt werden müssen. Als hier der Kaiser die von Moritz gemachten hohen Anforderungen nicht erfüllen wollte, begann Letzterer von Neuem die Feindseligkeiten, und verwarf die vom Kaiser vorgeschlagnen Friedensbedingungen, hauptsächlich wohl in Rücksicht auf die gegen Frankreich eingegangnen Verbindlichkeiten. Aber bald besann er sich eines Andern, und bedachte, daß er den Kampf mit dem Kaiser doch nicht weiter treiben könne, ohne sein Land und seine Freiheit aufs Spiel zu setzen. So kam denn am zweiten August der passauer Vertrag zu Stande, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist: der Churfürst und seine Verbündeten legen die Waffen nieder; der Landgraf Philipp erhält seine Freiheit, erfüllt aber die zu Halle eingegangnen Bedingungen; der Kaiser verspricht, sein Kriegsvolk gegen die in dieser Handlung begriffnen Stände nicht zu gebrauchen, und einen Reichstag zu berufen, wo über die Religionssachen verhandelt werden wird; indeß soll wegen der Religion Niemand beunruhigt oder vergewaltigt werden; bei dem Kammergericht soll alle Partheilichkeit verhütet und der augsburgische Religionstheil nicht ausgeschlossen werden; die Beschwerden über Verletzung der Freiheit deutscher Nation müssen auf dem nächsten Reichstage erledigt werden; die wegen des schmalkaldischen Kriegs Geächteten werden wieder zu Gnaden angenommen und ihrer Acht

entbunden. Die in dem jetzigen Krieg eroberten Länder werden den vorigen Besitzern zurückgegeben.

So errang Moritzens listige und umsichtige Thätigkeit in kurzer Frist bei weitem mehr, als alle seither gepflognen Reichstage, Religionsgespräche und Bündnisse gefruchtet hatten. Johann Friedrich folgte dem Kaiser noch bis Augsburg, wo ihn derselbe freundlich mit der Versicherung entließ, daß er um der Religion willen nie mehr solle beschwert werden. Eine Wiedereinsetzung fand jedoch nicht Statt, er mußte vielmehr einen Revers ausstellen, welcher die wittenberger Kapitulation aufs Neue bestätigte. Der Mahler Lukas Kranach, Luthers Gevatter, der über die ganze Zeit der Gefangenschaft bei Johann Friedrich ausgehalten, saß neben ihm in seinem Wagen. Zu Haus wurde er von Frau, Kindern und Unterthanen mit der größten Freude empfangen. Der Markgraf Albrecht, dem es bei seinem Bündnisse mit Moritz nicht sowohl um Erhaltung der deutschen Freiheit, als um Rauben und Plündern zu thun gewesen war, wollte vom passauer Frieden nichts wissen, sondern setzte den Krieg fort, bedrängte die Bischöffe von Bamberg und Würzburg hart, und richtete viel Unheil an. Karl wußte ihn durch Bestätigung einiger harten Verträge, wozu er jene Bischöffe gezwungen hatte, für sich zu gewinnen, kam aber in große Verlegenheit, als Albrecht, auf den Buchstaben jener Verträge pochend, von ihm Unterstützung gegen die Bischöffe verlangte, während das kaiserliche Kammergericht wiederholt Rechtssprüche gegen den Markgrafen ergehen ließ. Das Verhältniß Albrechts zum Kaiser fieng an Besorgnisse zu erregen, um so mehr, weil das Gerücht gieng, Karl habe mit Jenem eine geheime Unterredung gehabt, worin ausgemacht worden sey, sich an Moritz zu rächen. Dieser schrieb deßhalb an seinen ehemaligen Bundesgenossen,

wessen er sich zu ihm versehen müsse? der rohe Markgraf sendete ihm eine Antwort voll Schmähungen. Darauf hin war Moritz bemüht, ein Bündniß zum Schutze gegen die ihm drohende Gefahr zu Stande zu bringen, und wirklich wurde unter dem Vorsitze König Ferdinands den 13. April 1553 zu Eger ein solches geschlossen, dem jene beiden Bischöffe, die Stadt Nürnberg und Andre beitraten. Die Verbündeten erließen ein Manifest an den Markgrafen, worin sie ihm sein schändliches, dem deutschen Vaterlande zum großen Schaden gereichendes Treiben vorhielten. In Folge dieses Manifests kam es zwischen Moritz und Albrecht bei dem Dorfe Sievershausen im Lüneburgischen, den 9. Juli 1553, zur Schlacht. Die besonnene Tapferkeit des Churfürsten gewann den Sieg, der aber theuer erkauft ward, da Moritz selbst von einer todbringenden Kugel getroffen wurde. Zwei Tage nach der Schlacht starb er, zwei und dreißig Jahre alt. Allgemein war die Klage über den Tod eines Fürsten, durch dessen einsichtsvolle Thätigkeit die Sache der Reformation und die Verhältnisse der deutschen Reichsfürsten eine so unerwartet günstige Wendung genommen hatten, und von dem seine Unterthanen die frohe Hoffnung hegten, er werde die erlittnen Drangsale des Krieges durch geschickte Verwaltung des Staats und der Kirche vergüten. Auch der Kaiser hörte die Botschaft mit tiefem Stillschweigen; endlich brach er in die Worte aus: »o Absalon, mein Sohn, mein Sohn!«

Der in Passau verabredete Reichstag zu völliger Beilegung des Religionszwistes wurde durch die vom Markgrafen Albrecht erregten Unruhen und die Abwesenheit des Kaisers einige Jahre verzögert. Unter den Evangelischen selbst herrschten indeß mancherlei Streitigkeiten, und man fühlte sehr den Mangel einer Macht, welche im Stand gewesen wäre, die Einheit des Glaubens zu

erhalten. Um jene Uneinigkeiten auszugleichen, ward im Mai 1554 ein Konvent der Theologen nach Naumburg berufen. Die augsburgische Konfession wurde hier wiederholt als Norm aufgestellt. Sie kamen überein, zur Befestigung der neuen Kirche seyen hauptsächlich diese vier Stücke nöthig: rechte Studien, Ordination, Konsistorien mit ernstlicher Exekution und Visitation. Da nun in der neuen Kirche die Autorität der Bischöffe sich nicht mehr herstellen lasse, sey es besser, daß die Fürsten an die Stelle der Bischöffe treten und dafür sorgten, daß in ihren Kirchen die rechte Lehre gepredigt werde und Konsistorien anordneten zur Erhaltung ehrlicher Zucht und Einigkeit. Hiemit war die Aufhebung einer eigentlichen Kirchengewalt als Thatsache anerkannt. Melanchthon sah den Uebelstand wohl ein, und die Art, wie die Religionssachen an den meisten Höfen behandelt wurden, erfüllte ihn mit Wehmuth; aber das Treiben theologischer Demagogen und Anarchisten ließ ihm und allen Gemäßigten keine andre Wahl, als das Heil bei den Höfen zu suchen.

Bei Karl nahm indessen immer mehr eine düstre Stimmung überhand, die ihn auch der Religionsneuerung stets abgeneigter machte. König Ferdinand, der in seinen Erblanden ein strenges Edikt gegen kirchliche Neuerungen erlassen und seinen Unterthanen erklärt hatte, er wolle, daß sie bei der alten und wahren Religion bleiben, ausserhalb welcher Niemand selig werden könne, war gleichwohl noch der Einzige, von dem man Vermittlung eines Religionsfriedens hoffen konnte. Ihm gab Karl, der bei seinem Trübsinn den Reichstag nicht mehr besuchen wollte, volle Gewalt, mit Churfürsten, Fürsten und Ständen zu schließen, was zur Ehre und Aufnahme des Reichs, zu Abstellung verdächtiger Unruhen und zu Beförderung eines beständigen Friedens gereichen möchte.

Erst hatte man große Noth, die Fürsten nur zu versammeln. Nach mehreren vergeblichen Einladungen brachte endlich Ferdinand so viele Stände in Augsburg zusammen, daß am 5. Februar 1555 der Reichstag eröffnet werden konnte. Ferdinand, der es bei seines Bruders schon mehrfach betriebnem Plane, die Kaiserkrone an Philipp zu bringen, hier, wie in Passau, auch mit der protestantischen Parthei nicht verderben wollte, nahm zuerst die Religionssachen vor. Da er in seiner Proposition zugestanden hatte, daß eine Vereinigung wohl kaum zu hoffen sey, so kam man nach dem Antrage des Churfürsten August von Sachsen überein, daß der passauer Friede bei Kraft und Würde bleiben sollte, wenn auch die gesuchte Vereinigung nicht erzielt würde. Nachdem man über die Hauptsache einig geworden war, verursachten die zwei Fragen über Freistellung der Religion geistlicher Reichsstände und mittelbarer Stände einen langen und heftigen Streit. Die Protestanten verlangten, es solle allen geistlichen und weltlichen Reichsständen frei stehen, sammt ihren Unterthanen entweder in der alten Kirche zu verbleiben, oder in die der augsburgischen Konfessionsverwandten sich zu begeben. Die Katholiken entgegneten, wenn dieß den geistlichen Reichsständen freistünde, würden viele dem Beispiele des Herzogs von Preussen folgen, um ihre Würden erblich zu machen. Das einzige Mittel, den Bestand der katholischen Kirche gegen die Lockungen des Weltsinnes zu retten, sey daher die Bestimmung, daß jeder Geistliche, der von der alten Kirche abtrete, seines Standes und Amtes für verlustig angesehen werde. Man nannte dieß den geistlichen Vorbehalt. Ferner verlangten die Protestanten, daß man auch den mittelbaren Reichsständen, sowie den Unterthanen, Freiheit der Religion zugestehe. Hiebei wären

die Protestanten sehr im Vortheile gewesen: in ihren Ländern, war die alte Kirche völlig unterdrückt, während in den Ländern ihrer Gegner überall das Streben, zur neuen Kirche überzutreten, zahlreiche Beförderer fand. Die katholischen Fürsten aber, die bedachten, in welch nahem Zusammenhange die politische Neuerungssucht mit der kirchlichen stehe, erklärten, daß sie dieß nimmermehr eingehen würden. Es wäre ihnen nicht blos um die Religion, sondern auch um den Gehorsam ihrer Unterthanen zu thun, dessen sie sich nicht mehr zu getrösten haben würden, wenn diese Klausel zu Stande käme. Ferdinand gedachte besonders auch an Unruhen, welche in Böhmen ausbrechen könnten, wenn den Utraquisten die Thüre zur engern Verbindung mit den Protestanten aufgethan würde. Nach langem Sträuben und unter dem versöhnenden Einflusse des edeln Herzogs Christoph von Würtemberg gaben die Protestanten endlich in jenen beiden Punkten nach. Hinsichtlich der ersten Streitfrage setzte Ferdinand in den Reichsabschied, daß sich die Stände darüber nicht hätten vergleichen können; bei dem zweiten wurde den Protestanten zugestanden, daß Unterthanen, die wegen der Religion auswandern wollten, freien Ab- und Zuzug haben sollten. Ein Nebenabschied versprach, daß diejenigen Edelleute, Städte, Kommunen und Unterthanen, welche seit Jahren der augsburgischen Konfession anhängig gewesen, durch ihre Obrigkeit nicht bedrängt, sondern bis zu einer christlichen Vergleichung dabei gelassen werden sollten.

Am 26. September wurde der völlig abgeschloßne Religionsfriede bekannt gemacht. Der Hauptinhalt desselben ist folgender: „Der Kaiser und der römische König mit den katholischen Reichsständen versprechen den der Augsburger Konfession verwandten Reichsständen, keinen derselben um

der Religion willen zu vergewaltigen, von ihren Kirchengebräuchen und Ordnungen, die sie aufgerichtet oder noch aufrichten werden, sie nicht zu verdrängen, sondern sie dabei, wie bei ihren Gütern und Rechten jeder Art, ruhig zu lassen, und in dieser Beziehung die geistliche Gerichtsbarkeit in ihren Landen, bis zur Vergleichung der Religion, zu suspendiren. Die Protestanten bleiben in ruhigem Besitze der erworbnen Kirchengüter; kein Stand soll den andern oder dessen Unterthanen zu seiner Religion dringen, abpракticiren, oder sie wider ihre Obrigkeit in Schutz und Schirm nehmen, hingegen soll den Unterthanen, die der Religion wegen auswandern wollen, der Ab- und Zuzug, nach Verkauf ihrer Güter, freistehen; in den Frei- und Reichsstädten, wo beide Religionen zeither im Gang und Gebrauch gewesen, soll es auch fürderhin dabei sein Bewenden haben. Dieser Friede soll in Kraft bleiben, wenn auch eine Vereinigung durch ein Generalconcil nicht zu Stande kommt. Beide Theile verbinden sich, nicht nur denen, die hiewieder handeln möchten, keine Hülfe zu leisten, sondern auch dem andern Theile, der wider diesen Frieden überzogen würde, gegen den Vergewaltiger beizustehen." Dieß also das Schicksal der Reformation binnen der ersten vier Jahrzehnte! Vom Kaiser verschmäht, vom Adel mißdeutet, dem Volke entwunden, war sie nunmehr gesetzlich in die Hände der Fürsten gefallen; nicht mehr vom Pabste, sondern vom Landesherrn hieng es fortan ab, was in jedem Lande gelehrt und geglaubt werden sollte. Protestantische Fürsten übten bereits diese hohe Macht, katholische konnten sich leicht versucht fühlen, das römische Joch abzuschütteln, und den Bischöffen ihre Gewalt zu nehmen.

Den Kaiser erfüllte die förmliche Konstituirung zweier getrennten Kirchen mit Betrübniß. Diese Wendung der deutschen Religionshändel und der Zustand seines Gemüths

erzeugten in ihm den Entschluß, vom Schauplatze des öffentlichen Lebens sich ganz zurückzuziehen. Den 25. Oktober 1555 versammelte er seine Verwandten, sowie die Beamten und Stände der Niederlande, und übergab die Regierung in diesen Provinzen seinem Sohne Philipp. Obgleich von Gichtschmerzen heftig geplagt, richtete er nachdrückliche Worte an die Anwesenden. Nicht aus Bequemlichkeit oder Scheue vor Anstrengung trete er ab, sondern weil er sich unfähig fühle, seinen Beruf länger zu erfüllen. Die Seinen ermahnte er, fest am katholischen Glauben zu halten; denn ohne ihn fehle die Grundlage alles Guten, und Unheil jeder Art breche herein. »Oft habe ich gefehlt,« gesteht er, »in falschem Jugendeifer, aus Mangel an Erfahrung, oder aus menschlicher Schwachheit überhaupt; betheure aber, daß ich nie mit Wissen, Bedacht und Vorsatz Jemanden beleidigt, oder Unrecht gethan habe, noch von Andern habe thun lassen. Sollte jedoch Einer glauben, er könne sich mit Recht beschweren, so bitte ich ihn, mir meine Irrthümer und Alles zu verzeihen, worüber Klage zu erheben wäre.« Hierauf wandte er sich mit Thränen an seinen Sohn und ermahnte ihn, er solle seine Unterthanen lieben, gerecht herrschen, und den katholischen Glauben mit der Sorgfalt seiner Vorfahren aufrecht halten. Alle Gegenwärtigen waren aufs tiefste bewegt und weinten, und mit ihnen der Kaiser, der nur noch sagen konnte: »meine Kinder, ich übergebe euch Gott, möge er euch Betrübte in seinen Schutz nehmen.« Im Herbste des folgenden Jahres, den 7. September 1556, legte Karl auch die Kaiserkrone nieder, und überwies in einem von Seeland aus erlaßnen Schreiben die Stände des deutschen Reichs an seinen Bruder Ferdinand, als unzweifelhaften Nachfolger. Bald darauf schiffte er nach Spanien, und landete den 28. Septbr. bei Laredo in Altkastilien. Den 24. Februar 1557, an seinem

57sten Geburtstage bezog er eine einfache Wohnung bei dem Hieronymitenkloster des heiligen Justus in der Nähe von Plasencia. Schon früher hatte ihn die Schönheit dieser einsamen Gegend so sehr angesprochen, daß er den Wunsch ausdrückte, die letzten Tage seines Lebens hier zuzubringen. Reine, frische Luft wehte von den Bergen herab, ein klarer Bach begränzte den Garten, der an Karls Wohnung stieß, Cedern, Granaten und Orangen streckten ihre blühenden, fruchtbeladnen Zweige bis zu seinen Fenstern. Hier lebte er still und einfach, mit mechanischen und ländlichen Arbeiten, mit geistlichen Uebungen und der Lektüre Augustins und Bernhards beschäftigt. Daß Gott ihn die Nichtigkeit aller irdischen Größe habe einsehen lassen, erklärte er für eine größere Wohlthat, als daß er dieselben jemals besessen. »Ein Tag, wie ich ihn jetzt zubringe,« sagte er, »gewährt mir größere Freude, als alle Siege zusammen, die ich jemals erfochten habe.« Seine Heiterkeit wurde aber bald durch düstre Vorstellungen gestört: er fieng an, sich Vorwürfe zu machen, daß er zu seiner Zeit die rechten Mittel versäumt habe, den Frieden der Kirche zu erhalten, da keine Religionsspaltung erfolgt seyn würde, wenn er bei Luthers Erscheinen in Worms Strenge gegen denselben gebraucht und nicht weltliche Gerechtigkeit und Treue der Pflicht gegen die Kirche vorgesetzt hätte. Immer mehr ergab er sich harten Uebungen einer mönchischen Zucht, und wachte oft die ganze Nacht, um für den Frieden der Kirche zu beten. In dieser düstern Stimmung kam er bei dem feierlichen Todenamt, das er bei dem Tode seiner Schwester, der Königin Eleonora von Frankreich, veranstaltete, auf den Gedanken, auch sich ein solches halten zu lassen. Da brach das Fieber heftiger aus und seine Kräfte schwanden zusehends. Er äusserte Verlangen nach dem Leibe des Herrn, und nachdem er ihn empfangen, starb er,

den 21. September 1558, mit den Worten: „du bleibest in mir, auf daß ich bleibe in dir.“ Er hatte gelebt 58 Jahre, 6 Monate und 25 Tage.

Zehntes Hauptstück.

Die Reformation in den skandinavischen Reichen.

Wenn in Deutschland die Reformation auf halbem Wege stehen blieb, weil das Reichsoberhaupt sich gegen dieselbe erklärt hatte, so wurde sie in den skandinavischen Reichen unmittelbar vom Throne aus betrieben, und daher desto rascher und durchgreifender eingeführt. Als Christian II., Enkel Christians I., 1513 zur Regierung gelangte, bestand die calmarische Union fast nur noch dem Namen nach; denn in Schweden regierte seit 1512 Sten Sture der Jüngere, der gleich seinen beiden Vorgängern vom Volke auf Lebenslang zum Reichsverweser gewählt worden war, und in der Anhänglichkeit des Bauernstandes eine sichre Stütze fand. Allein Christian II., ein mit mehr Kraft als Besonnenheit hochstrebender Fürst, der auch durch die Vermählung mit Karls V. Schwester Elisabeth an Macht und Ansehen gewann, suchte aus der calmarischen Union Ernst zu machen. Auf die höhern Stände konnte er hiebei zählen; denn Adel und Geistlichkeit zogen es vor, von einem entfernten Bundeskönige abzuhängen, und überdieß war die Familie der Trolle auf die der Sture schon seit geraumer Zeit eifersüchtig. Zwar hatte Sten Sture, um den alten Zwist zu dämpfen, selbst dem Gustav Trolle zum Erzbisthum von Upsala verholfen; doch als Christian dem ehrgeizigen Kleriker Aussicht auf die Statthalterschaft über Schweden

eröffnete, vergaß dieser die frühere Wohlthat, und zog Geistliche und viele vom Adel in das königliche Interesse. Sten Sture entdeckte die Verschwörung: mehrere Theilnehmer sammt Erich, dem Vater des Erzbischoffes, wurden verhaftet, und 1517 verwiesen die Reichsstände den seiner Würde entsetzten Gustav Trolle als Vaterlandsverräther in das Kloster Westerås. Während des folgenden Jahres unternahm Christian mit den Waffen in der Hand einen Zug nach Schweden, wiewohl ohne das gewünschte Ziel vollständig zu erreichen. Er spiegelte daher Friedensunterhandlungen vor, zu deren Abschluß er selbst nach Stockholm kommen wolle, wenn man bereit sey, mehrere angesehne Personen als Geiseln auszuliefern. Er kam nicht, und befahl, die Geiseln in Dänemark gefangen zu halten. Unter ihnen befand sich der den 12. Mai 1490 auf dem upländischen Hofe Lindholm geborne Gustav Erichson, Sohn eines Senators, der sein Geschlecht auf die alten Könige von Schweden zurückführte, Verwandter des Sten Sture, genannt Wasa, weil seine Familie eine Garbe, oder vielmehr Faschiene im Wappen führte, und tapfrer Kriegsmann, als welchen er sich kurz zuvor erprobt hatte. Da nun Christian 1520 mit verstärkter Macht im Lande einfiel, und durch Ueberredungskunst seiner Anhänger die Schweden zu theilen und von Sture abwendig zu machen wußte, gewann er endlich die Oberhand. Sture erlag den Wunden, die er im Kampfe wider die Dänen erhalten hatte; seine Wittwe vertheidigte geraume Zeit noch die Stadt Stockholm; allein es fehlte an Einigkeit und an einem Haupte; Trolle wirkte wiederum angelegentlich für den Dänenkönig und die Aufrechthaltung der calmarischen Union; die Schweden wurden zur Nachgiebigkeit gestimmt: den 7. März 1520 schloß man zu Upsala Frieden mit Christian II., der als König von Schweden anerkannt wurde, und dafür vollständige

Amnestie, sowie Erhaltung aller schwedischen Gesetze, Gewohnheiten, Besitzthümer und Verleihungen mit Eid, Handschrift und Siegel gelobte. Sofort hielt er seinen prachtvollen Einzug in Stockholm, und kehrte nach Kopenhagen zurück, wo im Rathe mit Sigbritte, der Mutter seiner Geliebten, und mit Sigbrittens Anverwandtem, dem westfälischen Barbier Slagheck, nunmehr Bischoff von Lund, beschlossen wurde, durch Ausrottung aller angesehnen Männer sich den Besitz jenes Landes zu sichern. Im November 1520 erschien Christian mit glänzendem Gefolge in Stockholm; er wurde feierlich gekrönt, und auf die Krönung folgten zahlreiche Festlichkeiten. Der neue König zeigte nichts als Huld und Gnade gegen seine Unterthanen. Aber bald änderte sich die Scene: der Erzbischoff von Upsala trat auf und verlangte im Namen der Kirche Vollstreckung des Bannes, der vom Pabste über die Parthei des verstorbnen Reichsverwesers ausgesprochen worden sey. Unter diesem Vorwande ließ Christian, das den 7. März beschworne Versprechen umgehend, die vornehmsten Schweden aufs Schloß bringen und durch ein von ihm ernanntes Gericht zum Tode verurtheilen. Am Morgen des 8. Novembers, den Tag nach der Anklage, besetzte man alle Straßen der Stadt mit Wachen und Kanonen; kein Bürger durfte bei Todesstrafe sich blicken lassen; gegen Mittag aber beschied man das Publikum auf den Markt, wohin die Gefangnen zur Hinrichtung geführt worden waren. Zwei Bischöffe wurden zuerst hingerichtet, dann Reichsräthe, Bürgermeister, Rathsmänner und angesehne Bürger von Stockholm, im Ganzen 94 der edelsten Männer Schwedens. Auf ähnliche Weise verfuhr Christian in andern Theilen des Reichs, und reiste selbst umher, um seinen Blutdurst zu befriedigen. Als er glaubte, Schweden sey nun zu unbedingtem Gehorsam niedergebeugt, setzte er eine Regentschaft ein und begab sich

nach Dänemark zurück, um auch dort, wiewohl durch andre Mittel, ein unumschränktes Regiment einzuleiten. Indeß hörte Gustav Erichson, für welchen der ihm verwandte dänische Edelmann Baner eine Bürgschaft von 6000 Thalern geleistet hatte, im Hause seines Freundes viel von den wider sein Vaterland eingeleiteten Planen. Als er endlich den Tod des edeln Sten Sture vernahm, siegte der Patriotismus über jede andre Rücksicht, so daß er bei Nacht in Bauernkleidern entfloh, und mit einer Gesellschaft deutscher Viehhändler von Flensborg aus im September 1519 nach Lübeck gelangte, wo er auf dem Rathhause für sich und sein Vaterland um Hülfe bat. Da die Lübecker Gründe hatten, eine Schwächung der dänischen Macht zu wünschen, so wiesen sie den in Angst nachgeeilten Baner ab, schützten den Flüchtling sieben Monate lang in ihren Mauern, und sagten ihm, als er während des Maimonats 1520 ein Kauffartheischiff bestieg, auf den Fall, daß er etwas gegen Christian unternähme, Geld und Soldaten zu. In Calmar angelangt und von dem dänisch gesinnten Befehlshaber der Stadt frostig aufgenommen, setzte er unter steter Gefahr, und bald in Wäldern, bald im Korne übernachtend, seine Flucht nach Südermannland, zu seinem Schwager, dem Reichsrath Brahe, fort. Dieser erschrack vor Gustavs Plane, das Volk zur Abschüttlung des fremden Joches aufzurufen, und Brahes Gemahlin beschwor ihren Bruder mit Thränen im Auge, daß er solch einem verwegnen Gedanken nicht länger nachhängen möchte. Er zog sich nun auf seines Vaters Rittergut Räfnäs zurück, wo er, über mancherlei Entwürfen brütend, plötzlich durch die Nachricht vom stockholmer Blutbade und der Hinrichtung seines Vaters und Schwagers aufgestört wurde. Ueberdieß hatte Christian seinen Aufenthaltsort erfahren und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Sogar die Karthäuser des Klosters Grypsholm,

welches seine Vorfahren gestiftet hatten, schloßen vor ihm die Thüre zu. Während einer Nacht gieng sein Diener sammt allem Geräthe davon; sein durch das Nachsetzen ermüdetes Pferd blieb liegen; durch rauhe Gebirge und Wälder kam er endlich in Bauerntracht nach Fahlun, wo er sich als Arbeiter in den Kupferminen verdingte. Des Aufenthalts unter der Erde überdrüssig, trat er bei einem reichen Manne des Kirchspiels Wika in Dienste, arbeitete und drasch mit den Knechten. Da fiel einer Magd die Feinheit seines Hemdes auf: der Hausherr fieng an ihn auszuforschen; Gustav erinnerte sich, mit demselben in Upsala studiert zu haben, entdeckte ihm seine Plane, wurde nun aber zur schleunigsten Flucht aufgefordert. Nachdem er sich mit genauer Noth aus einem gefrornen See gerettet hatte, der unter ihm eingebrochen war, fand er bei dem Besitzer eines andern Edelhofs, welcher ihn sogleich erkannte, freundlichen Empfang; allein der Treulose ritt in der Stille hinweg, um ihn an den dänischen Statthalter zu verrathen. Nun wäre Gustav verloren gewesen, hätte ihn nicht die mitleidige Frau des Edelmanns auf einem Schlitten ins Dorf Isala führen lassen. Hier verbarg ihn der Pfarrer acht Tage lang in der Kirche und brachte ihn dann zu dem Bauer Nilson. Eines Tages, als Gustav mit mehreren Knechten am Feuer lag, traten dänische Soldaten, die ihm nachspähten, in die Stube und redeten mit Nilson. Zum Glück hatte dessen Frau Besonnenheit genug, um den Flüchtling unter einem derben Schlag mit der Spate als einen faulen Arbeiter aus der Stube zu scheuchen. Kaum hatten sich die Soldaten entfernt, so versteckte Nilson den Unglücklichen auf einem mit Stroh und Rüben beladnen Wagen. Dänische Späher hielten denselben unterwegs an, und durchstachen an mehr als einer Stelle das Stroh: Gustav wurde am Beine verwundet; das durchtröpfelnde Blut

hinterließ fortlaufende Spuren im Schnee; doch Nilson beugte jedem Verdachte vor, indem er seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß gab. Glücklich zu Rättwick angekommen, reizte er unerkannt in der Kirche die Bauern auf, indem er ihnen die zu Stockholm begangnen Greuel und Christians despotische Entwürfe schilderte, und zu den Bewohnern von Mora sprach der schöne, kraftvolle, volksthümlich beredte Mann während der Weihnachtsfeiertage von einem Hügel herab so ergreifende Worte, daß in tausend Herzen das Feuer des Patriotismus angefacht wurde. Da nach seiner Abreise das, was er gesagt hatte, von andern Flüchtlingen noch mit Zusätzen bestätigt ward, so eilten ihm die Dalekarlier auf Schlittschuhen nach, um ihn zurückzuholen. Zweihundert Mann machten mit ihm glückliche Unternehmungen gegen einen Vogt und einen Steuereinnehmer: die Beute lockte bald eine größere Zahl herbei: Gustavs Heer stieg auf 3000 Mann; weil die dänische Macht in Stockholm zu schwach war, als daß sie den Aufstand sogleich hätte unterdrücken können, so gewann er Zeit, strenge Zucht unter den Dalekarliern einzuführen, und sie anzuweisen, wie man Waffen schmieden und in geschloßnen Gliedern fechten müsse. Schon zu Hedemora ließ er Münzen schlagen, erklärte im Mai 1521 förmlich den Krieg, zog schwedische Offiziere an sich, nahm Westerås durch List, eroberte Upsala und schloß die Hauptstadt, wohin die Dänen zur See Truppen und Proviant schaffen konnten, von der Landseite ein. Da ließ ihm Christian sagen, wenn er nicht augenblicklich die Belagerung aufhebe, so werde er seine Mutter tödten, die nebst zweien seiner Schwestern und andern vornehmen Frauen in Kopenhagen war. Gustav opferte der Pflicht fürs Vaterland sein kindliches Gefühl, berief im August 1521 einen Reichstag nach Wadstena, wurde von 70 adeligen Schweden, indem er die Königs-

würde ablehnte, zum Reichsverweser ernannt, und empfieng von den Lübeckern mittelst zehn wohlgerüsteter Schiffe Unterstützung zur See. Den 21. Juni 1523 kapitulirte endlich die Stadt, den 23sten auf dem Reichstage zu Strengnäs wurde er nach wiederholtem Sträuben zum Könige erwählt, und hielt nun seinen feierlichen Einzug in die Residenz. Fast alle Burgen öffneten freiwillig die Thore. 1524 kam unter Lübecks Vermittlung ein ewiger Friede mit Dänemark in Malmö zu Stande. Alle, die dem Flüchtling Wohlthaten erwiesen hatten, wurden königlich belohnt, und eine vergoldete Krone auf dem Thurme zu Isala sollte den Nachkommen verkündigen, daß hier der Stifter des Königshauses Wasa, der Urheber schwedischer Größe, im Unglück Zuflucht gefunden habe.

Der rasche Erfolg des so eben berichteten Unternehmens wird nicht nur aus Gustavs Persönlichkeit und der naturkräftigen Vaterlandsliebe seiner Schweden, sondern auch daraus erklärlich, daß die dänischen Angelegenheiten zu gleicher Zeit eine ganz neue Wendung genommen hatten. Während Christian in Schweden an Durchführung der calmarischen Union arbeitete, strebte er sich in Dänemark einer drückenden Kapitulation zu entledigen, deren Beschwörung beim Antritte des Regiments ihm abgefordert worden war. Hiezu bedurfte er vor allen Dingen großer Geldmittel. Nun beuteten die Hanseaten, Lübeck an der Spitze, durch ihren monopolisirenden Handel die ohnehin nicht überreichen Hülfsquellen des Landes fast allein aus. Daher das Gesetz, kein deutscher Kaufmann solle fernerhin auf dänischem Gebiete fischen, oder Ochsen aufkaufen, oder mit Waaren umherziehen; daher die Zölle, womit nunmehr ausländische Handelsartikel belastet wurden; daher auch andere, in hohem Grade lobenswerthe Maßregeln, daß man Kolonisten aus den Niederlanden holte, um den Acker- und Gartenbau in Flor zu bringen,

daß zu Nowgorod mit Bewilligung des Czars und unter Verdrängung der deutschen Handelsgesellschaft eine dänische errichtet wurde. So faßten denn die Lübecker, theils um des Schadens willen, den sie unmittelbar erlitten, theils aus Neid über die Vortheile, welche für Dänemark zu erwachsen schienen, unversöhnlichen Haß wider Christian, und zwar um so mehr, weil dieser auch seinen Schwager Karl V. bestürmte, Lübeck für eine dänische Landstadt zu erklären. Ebenso verdarb ers mit seinem Oheime Friedrich, dem Herzoge von Holstein-Schleswig; denn die Belehnung mit diesem Herzogthume hatte bisher im Namen des Kaisers der Bischoff von Lübeck vorgenommen, Christian aber wirkte die Vollmacht hiezu für sich selbst aus, und hoffte dadurch den holsteinischen Zweig des dänischen Hauses durch eine Art von Vasallenverhältniß an seinen Thron zu fesseln. Ueberdieß zog er sich die Feindschaft der Herren von Adel zu; denn ihnen war die Uebung des Strandrechtes zu gute gekommen, welches der König dahin beschränkte, daß die Waaren gescheiterter Schiffe ein Jahr lang zum Besten des Eigenthümers aufbewahrt werden sollten, und sie hatten aus dem für das Ganze schädlichen Handel mit den Fremden als Gutsbesitzer immerhin viele Vortheile gezogen; was hinsichtlich des Viehhandels vornämlich vom jütischen Adel galt. Nun hatte Christian, scheinbar als Vollstrecker des päbstlichen Bannes, auch zwei Bischöffe hinrichten lassen, und mußte deßhalb den Zorn der Kurie fürchten. Er beschloß daher in seiner ungestümmen Weise, den vernichtenden Streich, welchen er ohnehin dem Klerus zugedacht hatte, lieber gleich zu führen, indem er verordnete, nur solchen Geistlichen, die verheirathet wären, sollte es zustehen, unbewegliche Güter zu erwerben. Hiemit betrat er die Bahn der Reformation, worüber er in Brügge wiederholt mit Erasmus gesprochen, und in welcher Absicht er auch schon den Churfürsten

von Sachsen gebeten hatte, ihm den Luther selbst zu schicken. Endlich berief er die jütischen Reichsräthe, um zu seinem Zuge gegen Gustav in Schweden die Bewilligung einer Kopfsteuer von ihnen zu verlangen. Da man hörte, wofern sie sich weigerten, seyen bereits, wie früher in Stockholm, Zwangsanstalten getroffen, so kam im Januar 1523 der allmählich heraufbeschworne Sturm plötzlich mit voller Stärke zum Ausbruch. Der jütische Adel schrieb an Christian einen Absagebrief, und rief den Herzog von Holstein zum jütischen Könige aus; Friedrich eilte, die festen Plätze der Halbinsel zu besetzen; die Lübecker schickten Geld, Geschütz und Mannschaft, und Christian hatte mit dem jütischen Adel den besten Theil seiner Reiterei verloren. Durch dieß alles ausser Fassung gebracht, unterließ ers, die ihm noch ergebnen Inseln sammt Schonen und Gothland zu vertheidigen, und floh, um die Hülfe Karls V. und Heinrichs VIII. aufzurufen, mit Frau und Kindern, mit seiner Rathgeberin Sigbritte, mit Kostbarkeiten und Geld nach den Niederlanden. Friedrich I. des verlaßnen Thrones sich bemächtigend, mußte den 26. März 1523 eine für die höhern Stände vortheilhafte Kapitulation beschwören, dem Adel alle eingezognen Pfandgüter zurückgeben, und Christians neues Gesetz öffentlich verbrennen.

Da der neue König von Dänemark durch einen Prätendenten im Schach gehalten wurde, so konnte Gustav I. desto ungestörter ans Werk schreiten, um den eben erst eroberten Thron nun auch fest zu gründen, ein Vorhaben, das Zeit und Anstrengung erforderte; denn noch waren bei weitem nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Den Hanseaten mußte Handelsfreiheit und Stapelgerechtigkeit ohne Zoll und Abgabe bewilligt, fremden Kaufleuten jede Niederlassung in Schweden untersagt, und den Inländern jeder Verkehr ausser dem mit den Hanseaten strenge verboten werden; kein Vertrag mit irgend einer Macht sollte ohne

Einwilligung der Lübecker zu Stande kommen. Um nur einen Theil der an Lübeck schuldigen 77,000 Mark abzutragen, mußte jedes Kirchspiel seine zweitgrößte Glocke einliefern, und diese Glocken wurden auf Abrechnung nach Lübeck geschickt. So sehr fehlte es an Geld. Gustav gab dem Volk nachfolgende Uebersicht des Standes der öffentlichen Finanzen: 960,000 Mark habe der Krieg gekostet, wozu er selbst sein väterliches und mütterliches Erbtheil verwendet und sich in große Schulden gestürzt habe; die Forderungen der Hanseaten belaufen sich auf 77,000 Mark für geleistete Dienste, Waaren und baare Vorschüsse; die jährlichen Ausgaben der Krone betragen 60,000, die Einnahmen blos 24,000 Mark. Womit nun die Schulden decken, und für die nächsten Bedürfnisse sorgen, die um so größer waren, da man zur Vertheidigung gegen die Dänen eine tüchtige Streitmacht beibehalten mußte? Der größre Theil des Volkes war durch den Krieg ebenfalls dergestalt herabgekommen, daß man neue Steuern nicht auflegen konnte. Im Besitze der Geistlichkeit hingegen befanden sich zwei Drittheile aller Güter, und dieser so wohlhabende und einflußreiche Stand war noch dazu den Interessen des Vaterlandes entfremdet, und hatte großentheils das Unheil herbeigeführt, woraus Gustav so eben die Schweden errettet hatte. Ein gedoppelter Grund mußte es also dem Könige wünschenswerth machen, den Einfluß der Geistlichkeit zu beschränken und einen Theil ihrer Güter sich anzueignen. Gab es hiezu ein geeigneteres Mittel, als die Reformation? Während seines Aufenthalts zu Lübeck hatte er die neue Lehre liebgewonnen und war in Briefwechsel mit Luther getreten. In Schweden selbst wirkten seit 1519 zwei Brüder, Olaus und Laurentius Petri, die in Wittenberg studiert und Luthern auf seinen Visitationsreisen begleitet hatten, der Eine als Prediger in Stockholm, der Andre als Professor der Theologie in Upsala für die Reformation, und

in mehreren Städten gab sich eine religiöse Gährung zu erkennen. Um Weihnachten 1524 veranstaltete der König zwischen Olaus Petri und dem katholischen Professor Galle zu Upsala ein Religionsgespräch, welches unter Anderm das Ansehen der Bibel und der Kirchenväter, die Gewalt des Pabstes und das Klosterleben betraf. Keine Parthei zwar gewann den Sieg, aber die Streitpunkte wurden bekannter. Des Königs Kanzler Anderson übersetzte mit Hülfe der lutherischen Uebersetzung das N. Test. ins Schwedische, und Olav Petri trat in die Ehe. Auf einigen Reichstagen im Jahre 1526 wiesen die Stände acht Neuntel der jährlichen Einkünfte von Klöstern und Kirchengütern dem Könige zur Besoldung des Heeres und zur Tilgung der Landesschulden an. Einige Bischöffe spannen daher, um die Kirchenrechte zu retten, verrätherische Plane gegen den König, und wiegelten die Dalekarlier auf; sie wurden aber ergriffen, vom stockholmer Reichsrathe als Hochverräther zum Tode verurtheilt, und im Februar 1527 hingerichtet.

Im Sommer dieses Jahres berief der König eine Reichsversammlung nach Westerås. An dem Gastmahle, das bei der Eröffnung gehalten wurde, mußten die Bischöfe die ersten Plätze nach dem Könige, welches sie dem Herkommen gemäß einnehmen wollten, dem hohen Adel einräumen, und zu den Bürgern und Bauern sitzen. Beim Beginne der Verhandlungen erklärte Kanzler Anderson: der König habe für das Reich alles gethan, was in seinen Kräften gestanden, und nur auf wiederholte Bitten die schwere Last so lange getragen; aber nun klage man über Abgaben, erhebe Aufruhr, tadle die Besteurung der Kirchen und Klöster, suche den Verdacht der Ketzerei gegen ihn zu verbreiten. So könne das Regiment nicht fortdauern: entweder müsse man der Krone ein durch Zeitumstände nöthig gewordnes höheres Einkommen sichern, oder sey Gustav bereit, der Krone zu entsagen, und sich für

die Ehre eines Regiments wie bisher zu bedanken. Hierauf antwortete der Bischoff von Linköping: er wisse zwar wohl, welche Treue er dem König schuldig sey; aber er und sein Stand seyen auch der Kirche und dem Pabste verpflichtet, und können weder zur Veränderung der Lehre, noch zur Veräusserung der Kirchengüter ihre Zustimmung geben. Als der König nun auch Adel und Reichsrath um ihre Meinung fragte, antwortete der Reichshofmeister Jönson, er wisse nichts Besseres. „Wenn es so ist," rief Gustav aus, „mögen wir nicht mehr König seyn, und fordern das zurück, was wir von unserm väterlichen Erbgute für das Land verwendet haben. Alle Lasten ladet man uns auf den Hals, und für all unser Bemühen zu eurem Wohle haben wir keinen andern Lohn zu erwarten, als daß Ihr es gerne sähet, wenn uns die Axt im Genicke säße. Wer wollte unter solchen Bedingungen König seyn?" Mit diesen Worten brach Gustav in Thränen aus und verließ die Versammlung. Man war aufs höchste bestürzt, gieng aber in der Verwirrung auseinander, ohne etwas zu beschließen. Es wurden Religionsgespräche veranstaltet und die evangelische Ansicht fand größere Beistimmung. Nach drei Tagen erklärten die ungeduldig gewordnen Bürger und Bauern, die Gustav Vieles zu verdanken hatten, da er ihre Rechte nicht nur eifrig wahrte, sondern auch erweiterte und sie als eine Macht im Reiche anerkannte, sie werden mit dem König gemeinsame Sache machen, und wollten alle todt schlagen, die es nicht mit ihnen hielten. Nun schickten die Gegner des Königs eine Deputation an ihn, mit der Bitte, die Regierung wieder anzunehmen. Er gab zuerst harte abschlägige Antworten; erst nach dreimaliger Wiederholung der Bitte unter Thränen und Fußfall willigte er ein. Sein Sieg war nun vollkommen, alle Forderungen wurden bewilligt: man leistete ihm den Huldigungseid, und übertrug ihm die An-

ordnung des Kirchenwesens nach evangelischer Lehre, sowie die Ernennung und Besoldung der Geistlichen. Die Bischöffe erklärten in einer besondern Schrift: „sie seyen es zufrieden, wie reich oder arm sie Seine Gnaden der König haben wolle;“ Gustav erhielt die Ermächtigung, der Bischöffe Schlösser wegzunehmen, über ihre und der Klöster Einkünfte frei zu verfügen; der Adel erhielt das Recht, zurückzunehmen, was von seinem Erb und Eigenthum seit dem Jahre 1454 an Kirchen und Klöster gekommen sey. Viele Kirchengüter kamen auf diese Weise an die Krone und den Adel; dennoch ist die schwedische Kirche unter den protestantischen eine der reichsten geblieben. Im Kultus wurde Vieles von den katholischen Gebräuchen beibehalten; auch blieb den Bischöffen eine größre kirchliche Gewalt als in Deutschland. In vielen Theilen des Landes aber regte sich Unzufriedenheit; an einigen Orten, wie in Westgothland, Seeland und Dalekarlien, kam es auf Anstiften der Priester sogar zum Aufstande. Doch die Theilnahme, die man dem Adel, dessen Interesse in Schweden wie in andern Ländern an das Bestehen des katholischen Kirchenthums geknüpft war, bei der Einziehung der Kirchengüter gestattete, machte diesen der Reformation geneigter. Gustav hatte um so mehr Ursache, den Adel zu begütigen, da sein Streben dahin gieng, den Bauernstand zu heben, und ihm größre Rechte zu verleihen, als derselbe früher in Schweden oder auch sonst wo besessen. „Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft,“ blieb der Wahlspruch des dankbaren Königs, und die Männer, welche ihm den Thron erkämpft hatten, sollten fortwährend einen der stärksten Hebel im Staate bilden. Ueberhaupt verstand es Gustav trefflich, durch Sorgfalt für das öffentliche Wohl die Liebe der Unterthanen zu gewinnen, sowie durch Thatkraft seinen Gegnern Achtung einzuflößen. So konnte ers durchsetzen, daß 1540 bei der Versammlung zu Orebro Reichsräthe, Adelige und mehrere Bischöffe, und auf dem

Reichstage zu Westerås, den 13. Januar 1544, auch Städte-deputirte und Abgeordnete der Bauernschaft, also sämmtliche Stände ihm und seinem Mannsstamme den Thron erblich zusprachen. Er versicherte, die Erbfolge nicht aus Rücksicht auf sich und sein Haus, sondern um der gemeinsamen Wohlfarth willen zu wünschen; denn Zwist der Bewerber und Wähler, herrenlose Zwischenzeiten und Einmischung der Fremden könnten bei einem Wahlreiche nicht ausbleiben; auch fehle dem Wahlkönige, der meistens nur die Vortheile des Augenblicks suche, fast immer ächte und dauernde Anhänglichkeit an Land und Volk. Große Verdienste erwarb sich Gustav um beßre Anordnung des Steuer- und Rechnungswesens: er ließ die Einkünfte der Krone sorgfältig aufzeichnen, und wachte streng über genauen und redlichen Einzug derselben. Für den Ackerbau hat er ebenfalls viel gethan: es sind noch eigenhändige Briefe von ihm vorhanden, worin er zum Anbau neuer Grundstücke ermahnt und in allen Theilen der Wirthschaft guten Rath gibt. Den Bergbau auch beförderte er so angelegentlich, daß derselbe mehr abwarf, als je zuvor. Endlich legte er den ersten Grund zur schwedischen Seemacht, und der Handel gewann unter ihm eine große Ausdehnung. Schon 1536 mußten sich die Lübecker zu einer Abgabe von fünf Procenten für alles nach Schweden Verkaufte bequemen. Als sodann durch fremde Handwerker und Künstler, die man ins Land zog, der Gewerbfleiß in Schwung kam, und vortheilhafte Handelstraktate mit England und Holland geschlossen waren, konnte ein Joch, das länger als hundert Jahre auf Schweden gelastet hatte, gänzlich abgeschüttelt werden, und während schwedische Schiffe vorher nie über die Nordsee hinausgekommen waren, besuchten sie jetzt die Seehäfen von Frankreich, England und den Niederlanden. Der allgemeine Wohlstand wuchs unter Gustavs Regierung ausserordentlich. Bei seinem Tode hinterließ er nicht nur keine Schulden, sondern einen wohlgefüllten Schatz, ein gut gerüstetes

Heer und eine schöne Flotte. Auf den 25. Juni 1560 berief er noch einmal eine Reichsversammlung nach Stockholm. „Vor 40 Jahren,“ sagte er, „irrte ich als ein Flüchtiger umher, und stieg dann unerwartet bis zum Königsthrone: das ist Gottes Werk, sowie die Befreiung von fremder, weltlicher und geistlicher Tyrannei. Für Liebe und Gehorsam danke ich Euch und bitte, Ihr möget mir meine Fehler und Schwachheiten vergeben. Meine letzte Stunde naht, ich fühle es, und nehme deßwegen von Euch den letzten Abschied.“ Drei Monate hernach starb er im 71sten Jahre seines Lebens und im 37sten seiner Regierung.

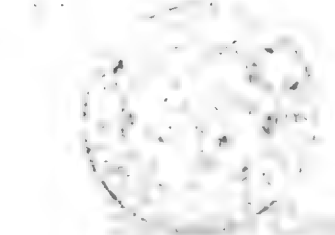
Mittlerweile hatte König Friedrich in Dänemark gleich seinem vertriebnen Vorgänger die Reformation begünstigt; nur gieng er mit größerer Vorsicht zu Werke und vermied es, sich förmlich zu erklären. Erst als die öffentliche Meinung unzweideutig für die neue Lehre entschieden war, legte er dem Reichsrath zu Odensee 1527 die Erklärung vor: es sey die höchste Pflicht, Gottes Wort rein zu lehren, und obwohl er in seinem Krönungseid versprochen habe, die Kirche zu schützen, so könne sich doch dieser Schutz nicht auf Irrthümer der Kirche erstrecken. Luthers Lehre lasse sich nimmermehr ausrotten; daher scheine es am gerathensten, den Anhängern beider Bekenntnisse, bis auf den Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung, gleiche Duldung im Reiche zu verstatten. Die Prälaten waren hiemit zwar nicht einverstanden, doch gaben sie nach; der Adel dagegen trat, durch die Aussicht auf Einziehung der Kirchengüter gelockt, auf des Königs Seite. Den Geistlichen erlaubte man zu heirathen, den Mönchen und Nonnen ihre Klöster zu verlassen; die Bischöffe sollte künftig allein der König bestätigen. Heinrich Tunsen, ein Schüler Luthers, wirkte als eifriger Verkünder der neuen Lehre und übergab auf

einem Reichstag im Jahre 1530 ein Bekenntniß, das im Wesentlichen mit dem augsburgischen zusammentraf. Indeß hatte der vertriebne König Christian mehrere Versuche gemacht, den Thron wieder zu gewinnen, jedoch ohne daß er dem Ziele näher gekommen wäre. 1531 endlich brachte er mit Hülfe der Niederländer eine Flotte zusammen, und landete in Norwegen, wo er, weil hier die neue Lehre noch nicht Wurzel gefaßt hatte, als Katholik auftrat, und durch das Versprechen, die römische Kirche zu schützen, so großen Anhang fand, daß Geistliche und Laien König Friedrich den Gehorsam aufkündigten. Im folgenden Jahre aber fehlte es schon an Sold; die Truppen wollten nicht fechten, die Bürger von Obslo ihre Stadt keiner Beschießung aussetzen; die Niederländer zogen sich zurück, weil es hieß, Lübeck, die Bundesgenossin Friedrichs, dringe darauf, daß künftig allen niederländischen Handelsschiffen der Sund geschlossen werde. Und so gieng denn Christian mit Gyldenstern, dem Befehlshaber der dänischen Flotte, einen Vergleich ein, in Folge dessen er sich zu König Friedrich nach Kopenhagen begeben sollte. Nun drangen Lübeck, Schweden, und der dänische Adel darauf, Christian nicht wieder frei zu lassen, und die unauflösliche Vereinigung Norwegens mit Dänemark ward aufs Neue ausdrücklich festgestellt. Da gab der 1533 erfolgte Tod König Friedrichs neuen Anlaß zu Streitigkeiten, welche auch den Fortgang der Reformation hemmten. Die Stände wollten ihr Wahlrecht nicht vergeben, hatten aber König Friedrich versprochen, einen seiner Söhne zu wählen. Christian, dem Erstgebornen, welcher bereits die Regierung von Schleswig und Holstein angetreten hatte, waren Adel und protestantisch Gesinnte geneigt; die Bischöffe dagegen wollten den erst zwölfjährigen Johann erheben, weil sie ihn noch für den Katholicismus zu gewinnen und während

seiner Minderjährigkeit die alte Kirche herzustellen hofften. Allein die Verfolgungen protestantischer Prediger erregten solche Volksaufstände, daß es sehr zweifelhaft erscheinen mußte, ob die eingedrungne Lehre sich je wieder werde ausrotten lassen. Da faßte der unternehmende Bürgermeister Georg Wullenwever von Lübeck mit einem andern angesehnen und gewandten Manne, mit Marcus Meier, einem Hamburger, der sich vom Hufschmidte bis zum Admiral der lübeckischen Seemacht aufgeschwungen hatte, den Plan, die Zwistigkeit in Dänemark zur Erhebung eines Königs zu benützen, der von ihnen abhängig wäre. Sie wollten zuerst Friedrichs Sohn Christian III. unterstützen; als dieser aber auf ihre Anträge nicht eingieng, sondern vielmehr den Beistand der Holländer suchte, kamen sie auf den Gedanken, den gefangnen Christian II. zu befreien und wieder einzusetzen. Sie gewannen den Grafen Christoph von Oldenburg, der die ganze Unternehmung leiten sollte, durch Muth, Kriegsübung und gründliche Bildung hervorstach, und ein eifriger Verehrer Luthers war. Ihm stellten sie daher vor, daß es, nächst der Befreiung Christians, Hauptzweck ihres Unternehmens sey, den Protestantismus in Dänemark zu schützen und zu begründen. Da das niedre Volk dem abgesetzten Könige geneigt, die Geistlichkeit verhaßt, der Adel uneinig und keine ordentliche Regierung vorhanden war, so machte Christoph mit den Lübeckern ungemein schnelle Fortschritte, gewann mehrere bedeutende Punkte, einen großen Theil Jütlands und ganz Seeland, und zog am 16. Juli 1534 feierlich in Kopenhagen ein. Indeß hatte König Gustav von Schweden seinen Schwager Christian III. nachdrücklich unterstützt und Lübeck belagert. Der jütische und finnische Adel, durch die Stimmung des Volkes für Christian II. gereitzt, und durch Christophs Fortschritte bedrängt, erwählte den 14. Juli

1534 Christian III. als König. Von ihm wurde Christoph geschlagen, und der neuerwählte König belagerte seine Hauptstadt Kopenhagen. Wullenwever, der eben erst im Begriffe gewesen war, Dänemark seiner Vaterstadt unterzuordnen, und die Holländer für immer von der Ostsee auszuschließen, verlor, als die Unternehmung ins Stocken gerieth, so sehr an Ansehen, daß seine Parthei durch die bisher im Zaume gehaltnen Aristokraten gestürzt wurde. Bei dem Frieden, den endlich Lübeck mit Dänemark und Schweden schloß, fiel er sammt dem kühnen Marx Meier wuthschnaubenden Gegnern in die Hände. Beide wurden auf unstatthafte Anklagen und Bekenntnisse hin, die ihnen durch die Folter ausgepreßt waren, zum Tode verdammt, geköpft und dann geviertheilt. Christian II. schmachtete noch 15 Jahre lang in einem finstern Thurme des Schlosses Sonderburg auf der Insel Alsen, ohne andre Gesellschaft als die eines norwegischen Zwergs zu haben. Erst dann wurde seine Gefangenschaft einigermaßen gemildert. 1559 starb er im 77sten Jahre seines Lebens, im 27sten, nachdem er die Freiheit verloren hatte.

König Christian III. nunmehr in ruhigem Besitze der Herrschaft, faßte nach Berathung mit den weltlichen Reichsräthen unter dem 12. August 1536 den Schluß, alle Bischöffe gefangen zu nehmen, und sie so lange in Haft zu halten, bis sie schriftlich erklärten, sie wollten auf ihre vorige Würde und Macht nie wieder Anspruch machen, keine Unruhen erregen, sich der Kirchenverbesserung nicht widersetzen, und dem König und Reiche Gehorsam leisten. Nachdem sie mehrere Monate in Haft gewesen, fügten sie sich endlich den 30. Oktober in die verlangten Bedingungen. Sofort berief der König einen Reichstag, auf welchem er den Antrag stellte, alle Gewalt der Geistlichen solle künftig bei den weltlichen Ständen seyn und der Kirche jedes entbehrliche Gut zur Til-



gung der Staatsschulden und zur Verminderung der Steuren abgenommen werden. Diese Vorschläge fanden allgemeinen Beifall. Ein Theil der Kirchengüter, sonderlich die Tafelgüter der Bischöffe, kamen an die Krone; mehr gewann der Adel durch Rücknahme früherer Schenkungen, sowie durch die für seine Güter erlangte Zehntfreiheit. Der König ließ sich im August 1537 durch den protestantischen Theologen Doktor Bugenhagen, einen Freund Luthers, feierlich krönen. Ihm trug er auf, eine neue Kirchenordnung auszuarbeiten, welche von Luther und Melanchthon und dem dänischen Reichsrathe gebilligt und sofort in Dänemark und Norwegen eingeführt wurde. Nach derselben wurden an die Stelle der Bischöffe tüchtige Männer als Superintendenten gesetzt. Die angesehensten Männer eines Kirchspiels sollten künftig ihren Prediger wählen, und die Prediger eines Sprengels ihren Probst. Den Bischöffen wurde ein Stiftsamtmann beigeordnet, und ihm die Mitaufsicht über Kirchengüter und Schulen anvertraut. Die Klostergüter sollten, sofern sie nicht schon eingezogen waren, zur Verbesserung der Armenanstalten und der Predigerstellen verwendet werden. In Norwegen wurde die Reformation ohne Schwierigkeit durchgeführt. In Island kam es auf Anstiften eines katholischen Bischoffs zu einem blutigen Aufstande; doch wurde derselbe bald gedämpft und der Protestantismus drang auch hier durch.

Eilftes Hauptstück.

Ferdinand I. und Maximilian II.

Die Geschichte von Preussen, Dänemark und Schweden hat uns gelehrt, auf welche Art ein ursprünglich religiöser Kampf mit der Zeit überall auf das Gebiet der

Politik herübergespielt werden mußte; denn wo man reformirte, trat früher oder später die Frage ein: wem es gebühre, die erledigte Gewalt und die herrenlos gewordnen Güter der Kirche zu übernehmen? Wenn nun aber die Reformation nicht etwa blos mit der Politik in Berührung kam, sondern auf geraume Zeit sogar der mächtigste Hebel derselben wurde, so haben wir den Grund hievon unter Anderm auch darin aufzusuchen, daß sie gerade in Deutschland entsprungen war. Die Macht unsers Volkes hat von jeher vornämlich auf der Meinung beruht, die man von ihr hegte. Nun galt das Oberhaupt der Deutschen immer noch gewissermaßen zugleich als Oberhaupt der Christenheit, und stand als solches dem Pabste gegenüber. Wenn folglich von Deutschland aus ein Angriff auf das Pabstthum erfolgte, so hatte dieß weit mehr zu bedeuten, als wenn der Kampf von irgend einer andern Seite her eröffnet worden wäre. Allerdings hat der Kaiser, sein wahres Interesse verkennend, die Reformation nicht zu seiner Sache gemacht, sondern vielmehr ihre Anhänger als eine ihm Gefahr drohende Gegenpartheì verfolgt. Doch eben hiedurch gewann die Reformation auch wieder an Bedeutung für die Politik. Der länderreiche Fürst, vor welchem Frankreichs ritterlicher König zitterte, war in Ausführung seiner weitgreifenden Entwürfe durch die Rücksicht auf ein Paar protestantisch gesinnte Vasallen gebunden, und wirklich gelang es Einem derselben zuletzt, alle jene kaiserlichen Plane rückgängig zu machen. Um so schneller gewöhnten sich die Staatsmänner daran, keinen Gegenstand der Politik ohne sein Verhältniß zur Reformation ins Auge zu fassen. Je größern Einfluß aber diese auf alle Maßregeln der Kabinette gewann, desto mehr mußte auch Deutschland, weil hier die Wiege und der Hauptsitz der Reformation war, als das wichtigste Land von Europa

erscheinen, und mit besondrer Aufmerksamkeit wurde jeder Fortschritt, den die neue Lehre hier machte, so wie das Vernehmen betrachtet, worein der jeweilige Kaiser zu den Protestanten sich setzte. Wir müssen daher, auch auf die Gefahr hin, mit den auswärtigen Ereignissen in Rückstand zu kommen, den Faden der deutschen Geschichte noch einige Jahrzehnte weiter fortführen.

Der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien hatte den Auftrag bekommen, den zu Frankfurt am Main versammelten Churfürsten die Nachricht von Karls Abdankung und die niedergelegte Kaiserkrone zu überbringen; sie wählten nun in aller Form den schon vorher zum Nachfolger bestimmten römischen König Ferdinand, der die nur wenig veränderte Kapitulation Karls V. beschwur und sofort allgemein anerkannt wurde. Nur Pabst Paul IV., den wir bald genauer kennen lernen werden, verweigerte die Anerkennung, weil Karls Krone nicht in seine Hände niedergelegt worden, also die Abdankung als gar nicht geschehen zu betrachten sey; überdieß habe sich Ferdinand, weil er den Religionsfrieden abgeschlossen, als Beschützer der Ketzerei, und somit der Kaiserkrone unwürdig gezeigt. Erst Pauls Nachfolger Pius IV. gewährte die verweigerte Anerkennung. Ferdinand I. genoß viel Zutrauen im Reiche, da er freundlicher und mittheilender als sein Bruder war, auch seinen frühern Eifer gegen die Protestanten ablegte, und ihnen mit Milde und wahrhaft versöhnlicher Gesinnung entgegenkam. Bei dem unter seiner Regierung wieder eröffneten Concil zu Trident machte er zweckmäßige und ernstliche Reformationsvorschläge. Wie durch des Pabstes und seines Legaten Morone Schlauheit die Ausführung derselben hintertrieben worden sind, soll später berichtet werden. Auch gewannen nun die Jesuiten großen Einfluß auf den Kaiser. Le Jay kam 1551 nach Wien, und bald darauf ward

ein Kollegium gestiftet, das sogar die Aufsicht über das Universitätswesen erhielt. Ferdinands Sohn dagegen, Maximilian, zeigte entschiedne Hinneigung zur Reformation. Bis ins zwölfte Jahr hatte er Melanchthons Schüler Wolfgang Stiefel zum Lehrer, sodann den evangelisch gesinnten Pfauser aus Konstanz zum Hofprediger. Durch dessen Vermittlung trat er mit Melanchthon in Briefwechsel; auch den fürstlichen Häuptern der Protestanten, Philipp von Hessen, und August von Sachsen, stand er nahe, und mit Christoph von Würtemberg war er innig befreundet. Die Jesuiten bearbeiteten auch ihn, und Ferdinand befahl die Entlassung seines Hofpredigers Pfauser; doch aller Ermahnungen ungeachtet äusserte er, für die evangelische Lehre das Aeusserste leiden zu wollen, und fragte bei Hessen und Würtemberg sogar um eine Zufluchtsstätte an, falls er von seinem Vater und dem Pabste verfolgt würde. Doch scheint er in der Folge gegen die Mahnungen seines Vaters nachgiebiger geworden zu seyn; wenigstens ließ bald nachher Ferdinand, als er sich für seinen Sohn um die römische Königskrone bewarb, den geistlichen Churfürsten schreiben: »daß sie in Absicht der Religion nichts von Maximilian zu besorgen hätten.« Wirklich wurde derselbe den 24. November 1562 zum römischen Könige erwählt. Maximilian wird allgemein als ein sehr liebenswürdiger, edler Herr gerühmt, und wenn er sich nicht entschieden für die Reformation erklärte, so geschah dieß keineswegs blos aus der Rücksicht, daß er als künftiger Kaiser über den Partheien stehen müsse, sondern weil er vermöge seiner geläuterten Ueberzeugung wirklich über den Partheien stand. Durch ihn veranlaßt, gab Ferdinand den Theologen Staphylus, Kassander und Georg Wicel, einem philosophischen, freisinnigen Denker, den Auftrag, Vorschläge wegen einer Vereinigung der Kirche zu machen. Staphylus und

Kassander waren zum Theile wegen kleinlicher Streitigkeiten, welche unter den Protestanten herrschten, zur katholischen Kirche zurückgetreten, sprachen sich aber immerhin noch freimüthig genug über die Mißbräuche des römischen Systems aus. Während solcher Friedensplane starb Ferdinand, 62 Jahre alt, den 25. Juli 1564.

Auch Maximilian II. vermochte es nicht, eine allgemeine Reform der Kirche durchzuführen, oder auch nur die Streitenden zu versöhnen. Ganz anders als beim Regierungsantritte Karls V. standen die Sachen jetzt. Das Pabstthum hatte neue Kräfte gesammelt und in dem spanischen Philipp einen mächtigen Vorkämpfer gefunden; die dem Katholicismus treu gebliebnen Reichsstände hiengen nun mit verdoppelter Hartnäckigkeit am Alten; das Volk wurde unabläßig von den Jesuiten bearbeitet; die Protestanten waren durch dogmatische Spaltungen geschwächt. Durchgreifende Maßregeln hätten den Partheihaß genährt, den Fanatismus geweckt, Spanien und Italien unter die Waffen gerufen, und nicht zum Frieden, sondern zu einer Revolution geführt. Jedenfalls war der Erfolg für Maximilian fast mehr als zweifelhaft. Auch noch andre Umstände hinderten ihn in seinem versöhnlichen Streben. Einmal wurde das deutsche Reich beständig von den Türken bedroht und angegriffen, sodann das Innere unsers Vaterlandes selbst durch die letzten Zuckungen des Fehdewesens beunruhigt. Wilhelm von Grumbach, vormals Genosse des berüchtigten Albrecht von Brandenburg, war durch Verhältnisse, die sich noch von eben diesem Albrecht herschrieben, mit dem würzburger Bischoffe in Streit gerathen, hatte, da er bei Ferdinand kein Gehör fand, zur Selbsthülfe gegriffen und bei einem Ueberfalle den Bischoff nebst einigen Begleitern ermordet, 1558. Die Thäter wurden geächtet und Grumbachs Güter eingezogen, bis er seine Unschuld bewiesen hätte. Der

neue Bischoff aber machte beim Reichstage zu Augsburg so starke Forderungen, daß Grumbach die ganze Ritterschaft zum Beistand aufforderte. Er gewann einen Theil des sächsischen Adels, und den schwachen Herzog Johann Friedrich von Sachsen Gotha (Sohn des unglücklichen Churfürsten), dem er versprach, ihm wieder zur Churwürde zu verhelfen. Mit seinen fränkischen Bundesgenossen, Ernst von Mandelslohe und Wilhelm von Stein, überfiel er Würzburg, und ertrotzte vom Domkapitel einen Vergleich, der ihn, neben einer Geldsumme für sich und seine Verbündeten, wieder in seine Güter einsetzte. Nun sprach Ferdinand über Grumbach und dessen Anhänger als Landfriedensbrecher 1563 die Acht aus, welche aber wegen mangelhafter Einrichtung des Executionswesens nicht vollzogen wurde. Indessen machte Johann Friedrich große Rüstungen, und maßte sich Titel und Wappen der Chur an; Grumbach wollte den Churfürsten August bei der Jagd aufheben oder gar vergiften lassen, und beredete den Herzog, die Königin Elisabeth von England wolle ihn heirathen. Als alle Warnungen unbeachtet blieben, und Johann Friedrich fortfuhr, auf seiner Burg Grimmenstein allerlei Abentheurer zu versammeln, die gegen Kaiser und Reich aufrührerische Plane schmiedeten, so übertrug man dem Churfürsten August die Vollziehung der Acht. Er belagerte Gotha und Grimmenstein, und die Besatzung kapitulirte sogleich, den 18. April 1567, als sie den wahren Grund der Sache erfuhr. Der Herzog nebst Grumbach und seinen Genossen gerieth in Gefangenschaft; die Letztern wurden geviertheilt, geköpft oder gehängt; Johann Friedrich starb in Neustadt bei Wien nach 28jähriger Haft; seine Gemahlin Elisabeth hatte 22 Jahre lang mit größter Treue und Aufopferung sein trauriges Loos mit ihm getheilt. Unter die Umstände, welche den Kaiser die Refor-

mation mehr zu begünstigen verhinderten, müssen auch mehrere, ohne Zweifel durch Jesuiten gestiftete Familien-Verbindungen gezählt werden: seine Gemahlin Maria, Schwester Philipps II. war wie seine Brüder, Ferdinand und Karl, streng katholisch gesinnt, seine Tochter Elisabeth an Karl IX. von Frankreich vermählt, und seine Tochter Anna ward die Gemahlin ihres Oheims Philipp von Spanien. Gleichwohl gestattete er in seinen Erblanden, auf Bitten der östreichischen Stände, den Herrn und Rittern die Freiheit, in ihren Schlössern, Städten und Dörfern die Patronatskirchen nach der augsburgischen Confession einzurichten, weßhalb der lutherische Theolog Chyträus aus Rostock berufen wurde, und besorgte in Neustadt und Wien selbst die Anordnung eines protestantischen Kirchenwesens. Als er den 12. Oktober 1576, auf dem Reichstage zu Regensburg, im 49sten Lebensjahre starb, folgte ihm sein ältester Sohn Rudolf II.

Obgleich, wie wir bisher gesehen haben, weder durch Ferdinand, noch durch Maximilian den in Augsburg gefaßten Beschlüssen eine weitere Ausdehnung gegeben worden ist, so hatte sich nichtsdestoweniger seit dem Jahre 1555 gar Manches zum Vortheile der Reformation verändert. Im Würzburgischen und Bambergischen konnten die Bischöffe den größten Theil des Adels und der Beamten, der Magistrate und Bürgerschaften keineswegs vom Uebertritte zum Protestantismus abhalten. Den Protestanten zu Gunsten wurde die Verwaltung geleitet, waren die Gerichte besetzt. Auch in Baiern hatten die Meisten vom Adel den neuen Glauben ergriffen. Die Städte neigten eben dahin; das Landvolk nur blieb dem Katholicismus treu. In Oestreich war es noch weiter gekommen: der Adel hatte, was uns die vorhin erwähnten Schritte Maximilians erklären mag, von seinen Studien in Wittenberg den protestantischen Geist mitge-

bracht; alle Landeskollegien waren mit Protestanten besetzt; man berechnete, daß kaum der dreissigste Theil der Einwohner katholisch geblieben sey. In Krain waren im Jahre 1568 bereits 24 evangelische Pfarreien; in der steirischen Hauptstadt, zu Grätz, saß nur noch ein einziger Katholik im Rathe. 1578 mußte der streng katholische Erzherzog Karl auf dem Landtage zu Bruck die freie Ausübung der augsburgischen Confession in den Gebieten des Adels und in den vier vornehmsten Städten, Grätz, Judenberg, Klagenfurth und Laibach gestatten. Auch hier wurde ein protestantisches Kirchenministerium eingerichtet; bei städtischen Magistraten und Aemtern der Landschaft ließ man keine Katholiken mehr zu. In Salzburg versagte zwar der Bischoff hartnäckig den protestantischen Gottesdienst; aber die Messen wurden nicht mehr besucht, die Landleute hielten in ihren Häusern nach protestantischen Schriften ihre Erbauungsstunden. Am Rhein hatte der Adel schon frühe die lutherische Lehre angenommen; auch in den Städten Köln, Trier, Aachen, Mainz, lauter Bischoffssitzen, hatte sich eine starke protestantische Parthei gebildet. In ganz Deutschland war der größere, wenigstens der gebildetere Theil der Einwohner dem Protestantismus zugethan. Selbst bischöffliche Kapitel waren hie und da evangelisch geworden, und wählten einen Protestanten zum Bischoffe; so Lübeck, Verden, Minden. Es zeigte sich ein großer Mangel an katholischen Geistlichen und Gelehrten, so daß man wichtige Stellen unbesetzt lassen mußte.

Minder erfreulich war die innere Entwicklung der neuen Kirche, wo alle Erscheinungen eintraten, die einen Staat verwirren, wenn die bisherige gesetzliche Macht abgeschafft worden ist. Ein Hauptheerd zelotischen Eifers für den Buchstaben des Lutherthums war die Universität Jena, welche die Söhne des Churfürsten Johann Frie-

drich zur Entschädigung für den Verlust Wittenbergs 1558 eröffnet hatten. Die daselbst angestellten Lehrer bildeten einen Gegensatz gegen Wittenberg, wo Melanchthon im höchsten Ansehen stand. Dieser war zu immer hellern Einsichten fortgeschritten, was die Anhänger des lutherischen Buchstabens als Abfall von der reinen Lehre verschrien. An der Spitze der Jenenser stand Matthias Flacius, früher Professor zu Wittenberg. Aus Veranlassung des leipziger Interims, hatte er Wittenberg verlassen, sich nach Magdeburg, dem Sammelplatze der heftigsten Eiferer, begeben und von dort aus mit rücksichtsloser Heftigkeit gegen Melanchthon geschrieben. An den Streit über das Interim knüpfte sich ein andrer. Der eifrige Lutheraner Amsdorf machte es seit 1551 dem Major, einem Gehülfen am Interim, sowie dem Melanchthon selbst zum Vorwurfe, daß sie den guten Werken einen zu hohen Werth beilegten, da doch der Glaube allein selig mache. Er gieng sogar so weit, zu behaupten, daß die guten Werke zur Seligkeit schädlich seyen; wobei er freilich die äusserlichen Werke der katholischen Kirche, und die hohe Meinung von der Verdienstlichkeit derselben im Sinne hatte. Im leipziger Interim hatte Melanchthon den Katholiken zugegeben, daß nächst der göttlichen Gnade auch der Wille des Menschen zur Besserung mitwirke. Dieß erschien als Abweichung von Luthers strenger Ansicht über die Erbsünde, wornach gar keine Kraft zum Guten im Menschen ist, sondern alles lediglich durch die göttliche Gnade gewirkt wird. Diesen strengern Begriff nahm Flacius auf, und behauptete 1558, daß der Mensch an Gottes Werk nicht mitwirken, sondern nur der Gnade widerstreben könne. Viktorin Strigel, der sich in Jena selbst hiewieder erhob, wurde auf Herzog Johann Friedrichs Befehl verhaftet; Flacius spielte nun den Inquisitor, zog Andersdenkende förmlich in Untersuchung,

denuncirte, wen er wollte, und verstieg sich zu der Behauptung, die Erbsünde sey nicht blos eine Verderbniß der menschlichen Natur, sondern eigentlich das Wesen derselben. Die Kühnheit und Heftigkeit, womit er seine Meinung vertheidigte, machten ihn endlich auch bei Hofe verhaßt, so daß er des Landes verwiesen wurde, und 1575 im Elende starb. Hinsichtlich des h. Abendmahls wurde Melanchthon der Meinung Calvins geneigt, daß dieses Sakrament in einer geistigen Erfassung des verklärten Leibes Christi bestehe, milderte in diesem Sinn allerdings etwas eigenmächtig die betreffende Stelle in der augsburgischen Konfession, und stellte überhaupt seine Erklärungen hierüber so, daß beide Partheien sich befriedigt finden könnten. Nachdem er den 19. April 1560 gestorben war, geriethen seine Anhänger um so mehr in Verlegenheit, als ihr Herr, der Churfürst August von Sachsen, streng dem Lutherthum zugethan war, oder doch seyn wollte. Sie suchten ihn daher über die lutherische Lehre zu täuschen, und brachten es wirklich dahin, daß er einige der heftigsten jenaer Eiferer, Wigand und Heßhuß, als er durch vormundschaftliche Verwaltung der weimarischen Lande ihrer mächtig wurde, 1573 aus dem Amt und Lande vertrieb. Hiedurch kühner geworden, bezeichneten Jene in einer anonymen Schrift die calvinische Ansicht vom h. Abendmahl als die allein richtige. Durch den Lärm, welchen diese Schrift erregte, aufmerksam gemacht, entdeckte der Churfürst, daß er bisher die calvinische Ansicht für die lutherische genommen habe. Sein Zorn kannte nun keine Gränzen. Im April 1574 wurden der Geheimerath Krakau, der Arzt Peucer, Tochtermann Melanchthons, der Kirchenrath Stößel und der Hofprediger Schütz verhaftet und peinlich untersucht. Krakau starb, wie man behauptete, an den Folgen der Tortur, Peucer blieb 12 Jahre lang im Gefängniß, darauf mit Schütz wieder in Freiheit gesetzt, lebte er noch lange glücklich in Dessau.

In allen sächsischen Kirchen wurden Gebete angeordnet wegen Ausrottung der calvinischen Ketzerei; August ließ eine Denkmünze schlagen auf den Sieg Christi über den Teufel und die Vernunft, und war eifrig bemüht, die verletzte Rechtgläubigkeit wieder herzustellen und der einbrechenden Ketzerei einen Riegel vorzuschieben. Ihm kamen daher die Bemühungen des würtembergischen Kanzlers Jakob Andreä sehr erwünscht. Dieser setzte seinen Ruhm darein, die auseinandergegangnen Meinungen wieder in Uebereinstimmung zu bringen. Es war dieß wirklich eine allgemeine Forderung der Zeit, und die Vorwürfe der Katholiken mehrten das Verlangen nach Einigung. August veranstaltete nun auf den Rath und unter der Leitung Andreäs ein Zusammentreten mehrerer nicht lutherischen Theologen zur Abfassung eines wissenschaftlich genau zergliederten Glaubensbekenntnisses, das künftig alle Streitigkeiten mit höchster Auctorität entscheiden sollte. So wurde nach vielfachen Vorarbeiten den 28. Mai 1577 zu Kloster Bergen die Concordienformel zu Stande gebracht. Hierin war zwar die h. Schrift als höchste Glaubensnorm anerkannt, aber im Grunde Luthers dogmatisches System noch höher gestellt, und auf alle bisherigen Streitigkeiten ausdrücklich Rücksicht genommen. Von den guten Werken wird gesagt: „sie sind nicht nöthig zur Seligkeit, aber wahrhaft gute Werke folgen nothwendig aus dem Glauben.“ Die Erbsünde ward in ihrer ganzen Strenge behauptet, und als eine solche Verderbniß des Menschen bezeichnet, daß nichts Gesundes an Leib und Seele übrig bleibe; der natürliche Wille des Menschen sey nicht blos von Gott abgewendet, sondern ihm feindlich, und wolle nur das Böse, aus Freude am Bösen; durch natürliche Kräfte könne der nicht Wiedergeborne in geistlichen und göttlichen Dingen gar Nichts verstehen, glauben, ergreifen, denken, wollen, anfangen, vollbringen,

thun, wirken oder mitwirken; ihm sey nach dem Falle auch nicht ein Fünkchen geistiger Kraft übrig geblieben, wodurch er sich zur Gnade Gottes vorbereiten könnte; vielmehr sey der Mensch ein Sklave der Sünde und des Satans, von dem er bewegt werde, eine Salzsäule, wie Lots Weib, ein Klotz oder Stein, ja wie ein todtes Bild, das weder Mund noch Augen, weder Herz noch Sinne brauchen kann. Dabei lehrte man nichtsdestoweniger die Allgemeinheit der göttlichen Gnade, und verwarf Calvins Prädestination. Was das heilige Abendmahl betrifft, so spann man, um die streng lutherische Ansicht zu begründen, die Lehre von der Allgegenwart, oder wie man sagte, von der Ubiquität des Leibes Christi, mit einer Spitzfindigkeit aus, worüber selbst die Scholastiker des Mittelalters hätten neidisch werden können. Diese Glaubensformel wurde in ganz Deutschland umhergesandt und jeder Reichsstand zur Annahme aufgefordert. Mehrere Stände, wie Hessen, Pommern, Holstein, Bremen, Magdeburg, Nürnberg, verwarfen die Formel, zum Theil aus Vorliebe für Melanchthon oder Calvin, zum Theil in der Ueberzeugung, daß die vorhandnen Bekenntnisse hinreichten, und die Subtilitäten der Schulsprache für ein öffentliches Bekenntniß nicht geeignet seyen. Doch trat der größre Theil der deutschen protestantischen Reichsstände bei, und den 25. Juni 1580 wurde die Eintrachtsformel unter großem Jubel in Dresden bekannt gemacht. Somit war auch die Trennung in zwei neue Kirchen, in eine lutherische und eine calvinische oder reformirte, unwiderruflich besiegelt. In Deutschland bekannte sich Churfürst Friedrich III. von der Pfalz, ein frommer und selbstständiger Fürst, nachdem er manche Prüfung der Glaubenslehre angestellt hatte, zum Calvinismus. Auf seinen Befehl wurde 1563 der heidelberger Katechismus abgefaßt, der bei den deutschen Reformirten als Bekenntnißschrift gilt und sich wirklich durch

erbaulichen Geist und Klarheit empfiehlt. In Hessen trat 1604 der Landgraf Moritz, nachdem er die Versöhnung beider Kirchen umsonst versucht hatte, ebenfalls zur reformirten Kirche über. Auch Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg trat 1614 derselben bei, und führte sie in seinem Lande ein. Sogar in Sachsen erhob der Calvinismus noch einmal sein Haupt, unter Augusts Nachfolger Christian I., welcher durch seinen Schwager, den Churfürsten von der Pfalz, hiefür gewonnen worden war. Vorzüglich begünstigte Kanzler Nikolaus Crell, der fast unumschränkt in Sachsen herrschte, die reformirte Kirche: das Polemisiren gegen calvinische Ansichten auf der Kanzel wurde verboten, die Verpflichtung auf die Concordienformel unterblieb bei neuen Anstellungen. Auch wurde ein Befehl erlassen, daß das Austreiben des Teufels bei den Täuflingen unterbleiben sollte. Dieß fand bei dem Volk entschiednen Widerspruch, auch viele Geistliche sträubten sich, und wurden deßwegen abgesetzt und verbannt. An vielen Orten kam es zu gewaltsamen Auftritten. Da starb Christian I. Crell, den zugleich der Haß der Theologen und des zurückgesetzten Adels traf, wurde sogleich verhaftet, und nach zehnjähriger Gefangenschaft enthauptet.

Zwölftes Hauptstück.

Verjüngung der alten Kirchenmacht.

Ein unbedingter Sieg der neuen Kirche stand nicht mehr zu erwarten, weil sie vor dem Siege in sich selbst zerfallen war, und nicht mehr von Helden, sondern von Grüblern geleitet wurde. Aber groß war dessenungeachtet immer noch die Gefahr, worin das Pabstthum schwebte:

mehr als zwanzig Millionen Unterthanen hatte der Nachfolger Petri binnen fünfzig Jahren verloren; bei weitem die Mehrzahl bekannte sich in Deutschland, dem Centralstaate Europas, zur evangelischen Lehre; die Throne von Dänemark, Schweden und England waren auf den Protestantismus gegründet; in Polen gewann die Neuerung mehr und mehr Anhänger, in Ungarn drang sie unter das Volk, in Frankreich war sie Königen gegenüber zum Partheiruse geworden, und selbst in der Nähe des Eskurials und Vatikans gährten ketzerische Meinungen. Entweder hatte das alte System den völligen Untergang wenigstens verdient, oder mußte in den Zeiten der Noth große Männer aus seinem Schooße hervorgehen, welche der wachsenden Gefahr mit Einsicht und Muth begegneten. Die Klugheit rieth, einerseits den Grund zum Angriffe durch zweckmäßige Reformen hinwegzuräumen, andrerseits von der größern Einheit, welche das katholische Kirchenthum voraus hatte, den erschöpfendsten Gebrauch zu machen. Das Letztere ist mit einem Aufwande ächt römischer Staatsweisheit durchgeführt, und auch der zuerst bezeichnete Weg ist nicht ohne Erfolg eingeschlagen worden.

Der im Leben strenge, in seinen Ansichten unbeugsame Kardinal Caraffa rieth dem Pabste Paul III. nach dem Muster von Spanien ein allgemeines höchstes Tribunal der Inquisition zu errichten. Hierauf ernannte Paul durch die Bulle vom 21. Juli 1542 6 Kardinäle, unter welchen Caraffa, zu Kommissarien des apostolischen Stuhles, und ertheilte ihnen das Recht, an alle Orte, wo es ihnen gut schiene, ähnlich bevollmächtigte Geistliche hinzusenden; Jedermann, ohne Ausnahme und Rücksicht auf Stand oder Würde, sollte ihrem Richterstuhle unterworfen seyn; Verdächtige sollten ins Gefängniß geworfen, Schuldige am Leben gestraft, ihre Güter verkauft, und durch solche Mittel Ketzereien und Irrthümer mit der Wurzel ausgerottet

werden. Caraffa vollzog den Auftrag mit schleunigem Nachdrucke. Bernard Ochino, der begeisterte Prediger, dessen wir oben erwähnt haben, ward wegen seiner augustinischen Ansicht vom Glauben unter den Ersten in Untersuchung gezogen; doch gelang es ihm noch, bei Zeiten die Flucht zu ergreifen. Gleiches Loos hatten andre Theologen, die einer Annäherung zur lutherischen Lehre verdächtig waren. Bald wurde auch der Buchhandel einer neuen Beaufsichtigung unterworfen: kein Buch, gleichviel, ob alt oder neu, sollte ohne Erlaubniß der Inquisition gedruckt oder verkauft werden dürfen. Auch in Mailand, Neapel und Venedig schlugen Inquisitionstribunale ihren Sitz auf. Indeß war Pauls III. Nachfolger Julius III. den 23. März 1555, und dessen Nachfolger Marcellus II. den 30. April desselben Jahres, nach einer Regierung von nur 22 Tagen gestorben, und Caraffa, der schon als Kardinal so viel für Wiederherstellung des strengern Katholicismus gethan hatte, bestieg als Paul IV. den päbstlichen Stuhl. Obgleich 79 Jahre alt, entwickelte er noch die rasche Thatkraft eines Jünglings, um das in der Antrittsbulle gegebne Versprechen, daß die Reform der Kirche und des römischen Hofes nunmehr zu Stand kommen solle, trotz aller politischen Unterbrechungen zu erfüllen. Er führte zunächst unter den Geistlichen und in Klöstern eine strengere Zucht ein, nöthigte sodann seinen Hof, die Fasten zu beobachten, hielt die Kardinäle zum Predigen an, gab dabei selbst mit seiner feurigen Beredtsamkeit ein Beispiel, schaffte sogar gewinnbringende Mißbräuche ab, wollte von Ehedispensationen und ihrem Ertrag nichts mehr wissen, sah bei Verleihung geistlicher Aemter auf Würdigkeit und kirchliche Gesinnung, suchte den Gottesdienst durch größre Feierlichkeit zu heben, wollte aber auch die Inquisition aufs strengste gehandhabt wissen. Nicht lange jedoch war es ihm vergönnt, diese kirchliche Wirksamkeit

zu üben, da ihn schon den 18. August 1559 der Tod abrief. Sein Nachfolger, der den 23. Oktober erwählte Kardinal Johann Angelo von Medici, ein übrigens nur entfernter Anverwandter des bekannten florentinischen Hauses, der sich als Pabst Pius IV. nannte, hegte weltlichere Gesinnungen; doch kommt ihm das Verdienst zu, das tridentiner Concil auf eine für die Kurie vortheilhafte Weise geleitet und beendigt zu haben. Dasselbe war, da ein weiteres Verzögerungsmittel sich nicht ersinnen ließ, den 15. Januar 1562 wieder eröffnet worden. Die Hauptmächte, Spanien, der Kaiser und Frankreich, brachten Reformationsvorschläge auf die Bahn, deren Ausführung den bisherigen Bestand sehr verändert haben würde. Die bischöffliche Gewalt, wurde von spanischen Bischöffen behauptet, sey kein Ausfluß der päbstlichen, wofür man sie zu Rom ausgeben wolle, sondern ihr Ursprung beruhe unmittelbar auf göttlicher Veranstaltung. Auch die kaiserlichen Gesandten traten mit unangenehmen Artikeln hervor. Es möge, hieß es darin, der Pabst sich nach Christi Beispiel erniedrigen und sich eine Reform in Hinsicht seiner Person, seines Staates und seiner Kurie gefallen lassen, wobei der Entwurf des kostnitzer Concils zu Grunde gelegt werden solle. Ueberdieß forderte der Kaiser die Gestattung des Kelchs und der Priesterehe, Reinigung der Breviere und Legenden, verständlichere Katechismen, deutsche Kirchengesänge und eine Reform der Klöster, auch darum, damit ihre großen Reichthümer nicht so ruchlos angewendet würden. Der französische Gesandte, Kardinal Guise, schloß sich an die deutschen Vorschläge an, und forderte hauptsächlich Gewährung des Laienkelches, Administration der Sakramente in der Muttersprache, Unterricht und Predigt neben der Messe. Auch stellten die Franzosen wieder die Behauptung auf, ein Concilium sey über dem Pabste. Mit Aengstlichkeit sah man in Rom

dem Erfolge entgegen; indeß fand Pius in dem gewandten Kardinal Morone, den er zum Präsidenten des Concils ernannte, einen der schwierigen Aufgabe gewachsenen Mann. Morone wußte bei einer persönlichen Zusammenkunft den Kaiser Ferdinand, der unwillig war, daß man seine Artikel nicht zum Vortrag bringe, zu begütigen: „man sey zu durchgreifenden Reformen ernstlich geneigt; nur möchte der Ausdruck einer Reform des Hauptes vermieden und die Frage wegen Superiorität des Concils nicht mehr berührt werden. Der Kaiser fieng an nachgiebiger zu werden; mit den andern Höfen verhandelte man ebenfalls durch Gesandte; mit Philipp II. dem streng katholischen, kam man leicht zum Ziele; die Politik der in Frankreich mächtigen Guisen floß mit der kirchlichen immer mehr zusammen; in Trient selbst gewann Morone die Prälaten für das päbstliche Interesse. Nun schritt das Concil rasch vorwärts; über die wichtigen Artikel von der Priesterweihe, dem Sakrament der Ehe, dem Ablasse, Fegfeuer und der Heiligenverehrung wurde mit eilfertiger Eintracht abgestimmt. Bei der Frage, ob man derselben Person mehrere Pfründen übertragen dürfe, regte sich allerdings einiger Widerspruch; denn hiebei waren vornämlich die Kardinäle betheiligt, und vielen Nicht-Kardinälen erschien eine Umgestaltung dieses Kollegiums als die Hauptsache. Allein Morone umgieng die Verhandlung, indem er die letztgenannte Reform mit den Artikeln über das Bisthum überhaupt zusammenwarf. Sofort eilte der Pabst, die Synode zum Schluß zu führen. Die spanischen Bischöffe meinten zwar, es sey doch eigentlich nicht genug reformirt, ließen sich jedoch durch die Erklärung zufrieden stellen, daß nöthigenfalls eine neue Synode berufen werden solle. Alle wünschten nach Hause zu kommen; der Pabst säumte daher nicht, die Schlüsse des Concils unter der Erklärung zu bestätigen, daß alle Reformationsdekrete, wie auch

immer die Worte lauten möchten, in der Voraussetzung abgefaßt seyen, das Ansehen des römischen Stuhles unverletzt zu erhalten. Nachdem die Väter des Concils das allgemeine Bisthum des Pabstes noch besonders anerkannt hatten, gieng die Versammlung den 4. Dezember 1563 auseinander. Wir dürfen übrigens nicht in Abrede ziehen, daß auch wirkliche Reformen beschlossen worden sind: man unterwarf die Gläubigen wieder einer unnachsichtigen Kirchenzucht, gründete Seminarien, worin die Geistlichen in strenger Zucht und Gottesfurcht auferzogen werden sollten, ordnete regelmäßige Predigten an, und schärfte den Bischöffen die Pflichten ihres Amtes aufs Neue ein; übrigens mußten sie auch die beim Concile festgesetzten Dogmen als ihr Glaubensbekenntniß beschwören, und sich zur Beobachtung der tridentinischen Dekrete und zur Unterwürfigkeit gegen den Pabst verpflichten, und dieser gieng, anstatt beschränkt, wie man die Absicht gehabt hatte, vielmehr mit erweiterter Gewalt aus dem Concile hervor, zumal da er das ausschließliche Recht erhielt, die tridentinischen Beschlüsse auszulegen, und so die Normen des Glaubens und der Kirchenzucht vorzuschreiben. Der Protestantismus war durch unzählige Anathemen verworfen, dafür aber der Widerstand gegen die Fürstenmacht aufgegeben, indem man es fortan gerathener fand, sich des Einverständnisses und der Mitwirkung weltlicher Gewalthaber zu versichern. Entscheidender jedoch als alles Erwähnte hat eine Anstalt gewirkt, die ihre Entstehung dem Zufalle und einem Abentheurer, ihre Ausbildung aber der gereiftesten Einsicht verdankt.

Don Inigo Lopez de Recalde, aus dem Hause Loyola, das zu den vornehmsten adeligen Geschlechtern Spaniens gehörte, geboren im J. 1491, erfüllt von dem Geiste eines schwärmerischen Ritterthums, wie es besonders seinen Landsleuten eigenthümlich ist, hatte 1521, bei Ver-

theidigung der Stadt Pampelona gegen die Franzosen, das Unglück, an beiden Beinen bedeutend verletzt zu werden. Da er während der langsamen Heilung, ausser den Ritterromanen, die er vorzüglich liebte, auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen bekam, wodurch sein phantastischer Sinn zum höchsten Religionseifer entzündet wurde, und da er zugleich einsah, daß er nie mehr recht zu Kriegsdienst und Rittereh re tauglich werden würde, kam er auf den Gedanken, in geistlicher Ritterschaft seinen Ruhm zu suchen, und die großen Thaten und Bußübungen der Heiligen nachzuahmen. Er gelobte eine Wallfarth nach Jerusalem, und begann, sobald er genesen, die härtesten Bußübungen, wobei er in tiefe Melancholie und ängstliche Zweifel verfiel, weil er beständig meinte, von Gott nicht angenommen zu seyn. Keine der Büßungen wollte ihm genügen, immer wieder fühlte er peinliche Anfechtungen des Satans. Endlich fand er Beruhigung, als ihm beim Genusse der Hostie Christus erschien. Er gieng wirklich nach Jerusalem, wo er viel zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen hoffte, wurde aber von den Obern daselbst entschieden abgewiesen, kehrte nach Spanien zurück, fieng an zu lehren und seine Gesichte mitzutheilen, und gerieth so in den Verdacht der Ketzerei. Da er durchaus wirken und bekehren wollte, legte man ihm auf, erst vier Jahre Theologie zu studieren, zu welchem Ende er sich nach Paris begab, und bei den Studien, die ihm viele Mühe verursachten, unerschütterliche Beharrlichkeit zeigte. Im Kollegium St. Barbara hatte er zwei Stubenburschen, Peter Faber aus Savoien und Franz Xaver aus Pampelona, der 1552 als Missionär in China gestorben ist. Diese beiden gewann er, theilte ihnen seine ascetischen Grundsätze mit, und eignete sich dafür Manches von ihren Kenntnissen an. Zu ihnen gesellten sich bald noch die Spanier Alonso Salmeron, Didaco Lainez,

Alonso Bobadilla und Simon Rodriguez. Diese sechs giengen eines Tages in die Kirche von St. Montmartre; Faber, bereits Priester, las Messe, und Jeder legte beim Empfange der Hostie den Schwur ab, nach vollendeten Studien in Keuschheit und Armuth zu Jerusalem kranke Christen pflegen, oder Saracenen bekehren, oder, falls dieser Plan unausführbar wäre, dem Pabst seine Dienste anbieten, und ohne Lohn überall wirken zu wollen, wo es dem Statthalter Christi gefiele. Sie traten hierauf ihre Wallfarth an und begaben sich nach Italien, wo Loyola zu Venedig den Konvent der Theatinermönche sah, welchen Caraffa so eben gestiftet hatte, und dessen Mitglieder verpflichtet waren, sich ganz den geistlichen Pflichten zu widmen, zu predigen, die Sakramente zu verwalten und für Kranke besorgt zu seyn. Dieses Institut weckte in Loyola den Gedanken, einen ähnlichen Orden zu gründen, den er, seinen militärischen Phantasien zufolge, die Compagnie oder Gefolgschaft Jesu nennen wollte. In Rom angelangt, gewannen sie durch ihre Lebensweise und ihren Eifer in Predigt und Unterricht zahlreiche Anhänger, so daß sie nun an förmliche Errichtung eines Ordens denken konnten. Zwei Mönchsgelübde hatten sie bereits abgelegt, das der Keuschheit und Armuth: sie legten nun auch das dritte, das des Gehorsams ab, und zwar des strengsten Gehorsams gegen den Pabst, indem sie sich verpflichteten, Alles zu thun, was ihnen dieser befehlen, und in jedes Land zu gehen, wohin er sie senden würde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich. Dieser Gesellschaft ertheilte Paul III. 1540 mit Einschränkung 1543 unbedingterweise seine Genehmigung, bestätigte Loyola als Ordensgeneral, und entband die Mitglieder von klösterlicher Tracht und zeitraubenden Andachtsübungen; denn die Jesuiten sollten in einem großen Kreise thätig seyn, sollten durch

Beredtsamkeit das Volk hinreissen, vom Beichtstuhle aus die Gewissen leiten, und als Jugendlehrer die Kirche des heranwachsenden Geschlechtes versichern. Während sie aber sich vorzüglich an das Volk zu wenden gedachten, fanden sie zunächst bei den Vornehmern Eingang; wie denn Lainez in Venedig das Evangelium Johannis ausdrücklich den Nobili erklärte.

Eben dieser Lainez, ein Mann von ausserordentlicher Menschenkenntniß und Gewandtheit, hat als Nachfolger des 1556 verstorbnen Loyola dem Orden jene bewundernswürdige Verfassung gegeben, wodurch die Kräfte vieler Tausende unverrückbar auf einen Zweck concentrirt wurden. Den ersten Grad bildeten weltliche Koadjutoren, die, ohne gerade durch Mönchsgelübde gebunden zu seyn, als eine Art von Laienbrüdern die Einkünfte der Kollegien zu verwalten und überhaupt das Aeusserliche zu besorgen hatten. In die Geheimnisse des Ordens wurden sie keineswegs eingeweiht, sondern sollten sich mit der Ueberzeugung begnügen, daß sie Gott dienen, indem sie eine Gesellschaft unterstützen, die für das Heil der Seelen wache. Den zweiten Grad bildeten geistliche Koadjutoren, Priester, welche gelehrte Kenntnisse besaßen, Mönchsgelübde ablegten, und sich zum Unterrichte der Jugend verpflichteten, und Scholastiker, welche die gleiche Obliegenheit hatten, nur keine Priester waren. Beide wurden als Lehrer in den Kollegien, die Priester zugleich als Prediger in Städten und an Höfen verwendet. Den höchsten Grad nahmen die Professen ein. Unter sie wurden nur wenige aufgenommen, deren Weltkenntniß und Treue bereits vielfach erprobt war. Sie verpflichteten sich zur Uebernahme von Missionen aller Art, giengen als Beichtväter der Fürsten an Höfe, oder lebten in Profeßhäusern beisammen, wenn es gerade keine wichtigere Stelle für sie gab. Bei der Aufnahme neuer Mitglieder

entschied Bildung und Talent, wobei auf ein würdiges und angenehmes Aeussere und auf Gewandtheit des Benehmens gesehen wurde; schwache, dumme und lasterhafte Leute, sowie bigotte Katholiken wies man ab. Zwei Jahre wurden die Novizen in getrennten Noviziathäusern durch besondre Uebungen des Gehorsams und der Selbstverläugnung geprüft. Von den Professen wurde der General oder Großmeister gewählt, und zwar auf Lebenslang. Er hatte seinen Sitz in Rom, und war mit großer Gewalt ausgerüstet, welche der des Pabstes nahe kam. Ihm standen 5 Assistenten oder Räthe zur Seite, aus den 5 Hauptprovinzen, Italien, Deutschland, Spanien, Portugall und Frankreich. Er war Mittelpunkt des ganzen Ordens, hatte Alles zu leiten, Obere zu ernennen, Geschäfte anzuweisen, erhielt von den Provinzialen, von den Obern der Profeßhäuser, von den Rektoren der Kollegien und Erziehungsanstalten regelmäßige Berichte und Nachrichten über Charakter, Fähigkeit und Verdienste der einzelnen Mitglieder. Uebrigens wurde auch der General durch den Admonitor (Ermahner), der ihn beständig beobachtete und ihm gleichsam als sein Gewissen zur Seite stand, und durch einen Ausschuß von Professen kontrolirt. Jedes Mitglied sollte sich der Gesellschaft ganz zu eigen geben, so daß Verwandtenliebe als fleischliche Neigung verdammt, das Vermögen des Eintretenden unter die Armen ausgetheilt, jedes Geheimniß, jeder Fehler und Vorzug, dessen er sich bewußt war, bei der abzulegenden Generalbeichte angezeigt werden mußte. Den Obern war er, gleichsam als einer göttlichen Vorsehung, blinden Gehorsam sogar dann schuldig, wenn sie im Namen Jesu eine Handlung befahlen, die als Sünde erschien. Alle Verhältnisse des Einzelnen standen unter der strengsten Beaufsichtigung. Damit hängt es auch zusammen, daß kein Aufgenommner eine geistliche Würde begleiten durfte;

denn er würde da Pflichten zu erfüllen gehabt haben und in Verhältnisse gerathen seyn, die nicht mehr beaufsichtigt werden konnten. Die Vorrechte, welche der Gesellschaft durch Paul III. und Julius III. verliehen wurden, sind von der größten Ausdehnung. Die Jesuiten sollten sammt ihren Gütern von jeder weltlichen oder bischöfflichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht oder Besteurung frei seyn, und das Recht haben, priesterliche Amtshandlungen ohne Rücksicht auf die Pfarrer überall zu verrichten, sogar von allen Sünden und Kirchenstrafen Ablaß zu ertheilen; auch durften sie sich nach Befund der Umstände von kirchlichen Gebräuchen, von Fasten, vom Breviere, selbst dispensiren. Ein Hauptgeschäft des Ordens bestand, wie wir schon oben bemerkt haben, im Jugendunterrichte. Dieser war bisher in den Händen der Literatoren und Philologen gewesen, die zum Theile eine fast heidnische Richtung genommen, zum Theile sich für den Protestantismus entschieden hatten. Um diese zu verdrängen, trieben die Jesuiten mit größtem Eifer die Studien der alten Sprachen, der Theologie, Mathematik, Geschichte; wiewohl sich hier die Gewöhnung, einem gegebnen Impulse blindlings zu folgen, insoferne gerächt hat, als sie auf keinem Felde der Wissenschaft durch eigentlich schöpferische Leistungen Epoche gemacht haben. Aber im Unterrichte, in Ueberlieferung und geschickter Behandlung des gegebnen Stoffes leisteten sie wirklich viel, verbanden mit Freundlichkeit unabläßige Aufsicht, und brachten ihren Zöglingen eine so gefällige Bildung bei, daß die von ihnen geleiteten Erziehungshäuser bald unter allen die besuchtesten waren. Hervorragende Talente suchten sie natürlich für den Orden zu gewinnen, welcher den raschesten Fortgang hatte. Als Loyola starb, zählte die Gesellschaft bereits tausend Mitglieder in dreizehn Provinzen. Sieben Provinzen gehörten der pyrenäischen Halbinsel und den Kolonien derselben an,

deren sie sich fast durchaus bemächtigt hatten. In Italien gab es drei Provinzen mit achtzehn Kollegien; auf deutschem Boden faßten sie zuerst in Wien und den Niederlanden, bald nachher und am wirksamsten in Baiern festen Fuß. Im Jahre 1608 zählte man über 10,000, im Jahre 1710 nahe an 20,000 Jesuiten.

Von großem Einflusse auf die Befestigung der römischen Kirche ist auch der Umstand geworden, daß Männer an die Spitze derselben gelangten, welche sich durch Strenge oder Herrscherklugheit auszeichneten. Michele Ghisleri war als vierzehnjähriger Knabe von geringer Herkunft in ein Dominikanerkloster gekommen, hatte später als Lehrer und Prior mehrerer Klöster für das Wohl seiner Untergebnen trefflich gesorgt, und eine so thätige Anhänglichkeit an den alten Glauben erprobt, daß er zum Generalkommissär des römischen Ketzergerichtes ernannt wurde, welches Amt er mit Nachdruck und Muth verwaltete. Der Graf della Trinita drohte einst, ihn in einen Brunnen werfen zu lassen; Ghisleri entgegnete: »es wird geschehen, was Gott will.« Als Pius IV. den 8. Dezember 1565 gestorben war, empfahl ihn der Kardinalerzbischoff Borromeo von Mailand seiner Frömmigkeit und Unbescholtenheit wegen dem Kollegium der Wählenden. Auch als Pius V. setzte er seine strenge Lebensweise fort, und fand das höchste Glück in brünstiger Andacht und in der Gewißheit, daß Gott sein Gebet erhört habe. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn bei den Processionen sah, mit dem Ausdrucke ungeheuchelter Frömmigkeit; man erzählte, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Mit größter Strenge drang er auf Handhabung der Kirchenzucht. Er verbot jedem Arzt, der zu einem gefährlichen Kranken gerufen werde, denselben länger als drei Tage zu besuchen, wofern er nicht alsdann einen Schein bekomme, daß der Patient seine

Sünden gebeichtet habe. Auf Entweihung des Sonntags und Gotteslästerung setzte er schwere Strafen. Die oft besprochne Reformation des päbstlichen Hofes trat unter ihm wirklich ein: die Ausgaben der päbstlichen Haushaltung wurden sehr beschränkt; Pius sagte oft, wer regieren wolle, müsse bei sich selber anfangen. Auch in Abstellung kirchlicher Mißbräuche bewies er großen Eifer: er schaffte die Dispensationen ab, beschränkte den Ablaß, und sah strenge darauf, daß die Bischöffe in ihren Diöcesen residirten. Seine Fürsorge erstreckte sich im Kirchenstaat auch auf die weltliche Obrigkeit, indem er für kräftige und unpartheiische Handhabung der Rechtspflege besorgt war, und jeden Monat eine öffentliche Sitzung mit den Kardinälen hielt, wo Jeder Beschwerden über die Gerichte vortragen konnte; auch sonst war er leicht zugänglich. „Zu Rom," sagt Tiepolo, „geht es auf eine ganz andre als die bisher übliche Weise her. Die Menschen sind um Vieles besser geworden, oder haben wenigstens diesen Anschein." Das Beispiel des Pabstes äusserte natürlich auch einen wohlthätigen Einfluß auf die Bischöffe. Der vorhin erwähnte Borromeo that es ihm in geistlicher Wirksamkeit sogar noch zuvor, indem er jeden Ort seines Sprengels wenigstens zwei- bis dreimal jährlich besuchte, und bei einer in Mailand wüthenden Pest täglich als Seelsorger sein Leben aufs Spiel setzte. Nachdem er noch im Jahre 1582 die unwegsamen Gebirge Graubündtens erstiegen und manche abgelegne Hütte seines Friedensgrußes gewürdigt hatte, starb er, von übermäßiger Anstrengung frühzeitig erschöpft, den 3. November 1584, im 47sten Jahre seines Lebens, und wurde den 1. November 1610 durch Klemens XI. heilig gesprochen. Pius aber wirkte ebenso rücksichtslos auf die Vernichtung der Ketzer hin, als er mit Sorgfalt an dem Heil seiner Kirche arbeitete. Der Eifer um Gottes Ehre, glaubte er, fordre jedes Opfer, rechtfertige

jede Maßregel. Von ihm rührt die berüchtigte Bulle her, welche, mit den Worten Coena Domini anhebend, den Fluch auf alle Ketzer schleuderte, und fortan je am grünen Donnerstage zu Rom verlesen wurde. Als Philipp II. bei den niederländischen Unruhen schwankte, rieth Pius zu bewaffneter Einschreitung, und schickte später dem blutigen Alba einen geweihten Hut und Degen. Vielleicht, daß ihm die Vorbereitungen zu den Bartholomäusscenen nicht unbekannt waren; gebilligt wenigstens hätte er sie wohl kaum minder, als Kardinal Hugo Buoncampagno, der, nachdem Pius den 1. Mai 1572 gestorben war, als Gregor XIII. den Stuhl Petri bestieg. Der Name dieses Pabstes ist für immer an eine Verbesserung geknüpft, welche im gemeinen Leben fühlbar wurde. Durch den julianischen Kalender war nämlich das Sonnenjahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen, und das Osterfest pflegte die christliche Kirche je an dem Sonntage zu feiern, welcher auf den ersten Vollmond nach der Frühlingstagundnachtgleiche folgte. Mit der Zeit aber entdeckte man, daß die Tagundnachtgleiche nicht mehr wie zur Zeit des nicänischen Concils auf den 21sten, sondern auf den 11. März falle. Astronomischer Berechnung zufolge ergab sich dieser verwirrende Uebelstand als Folge davon, daß ein Sonnenjahr eigentlich nur 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Sekünden über 365 Tage enthält, also bisher auf jedes Jahr 672 Sekunden zu viel gerechnet worden waren. Der veronesische Arzt Aloys Lili entwarf einen Plan zur Abhülfe, der, nachdem Aloys gestorben, durch seinen Bruder dem Pabste überreicht wurde. Gregor ließ die Arbeit durch eine Versammlung von Prälaten und Gelehrten prüfen, und führte, nachdem schon 1577 die katholischen Fürsten ihre Zustimmung gegeben hatten, 1582 kraft apostolischer Vollmacht den verbesserten julianischen oder gregorianischen Kalender ein.

Doch eben deßhalb widersetzten sich die Protestanten in Deutschland bis 1700, in England und Schweden noch 50 Jahre länger der Annahme, und in Griechenland und Rußland hat man bis auf den heutigen Tag eine Wahrheit verkannt, die mit dem päbstlichen Namen gestempelt ist. Die römischen Katholiken aber kamen schon 1582 mit der Zeitrechnung ins Reine, indem sie nach dem 4. Oktober gleich den 15ten schrieben. Der Rückkehr des Fehlers wird dadurch vorgebeugt, daß ein Zeitraum von 400 Jahren nunmehr um 3 Tage kleiner angenommen wird, als dieß nach dem julianischen Kalender der Fall wäre; denn dieser letztere bestimmt jedes erste Jahr eines Jahrhunderts zum Schaltjahre, der gregorianische aber behandelt die Jahre 1700, 1800 und 1900 als gemeine Jahre, und verspart die Säculareinschaltung auf das Jahr 2000. Nachfolger des am 10. April 1585 verstorbnen Gregors wurde ein Mann, der an Charakterstärke Pius V. erreichte, an Herrschertalent bei weitem übertraf. Felix Peretti, geboren 1519 bei Montalto in der Mark Ankona, hatte als Sohn eines armen Landmannes vom neunten Jahre an Schweine gehütet, als dreizehnjähriger Knabe zu Ascoli die Franziskanerkutte genommen, 1544 in Rimini, 1546 in Siena als Lehrer des geistlichen Rechtes geglänzt, später die Venetianer als Inquisitor geschreckt, als rechthaberischer Dialektiker sich mancherlei Feinde gemacht, als Kardinal Montalto aber — zu dieser Würde erhob ihn sein Freund Pius V. — unter dem Scheine von Kränklichkeit den Lebensmüden und Nachgiebigen gespielt. Eben deßhalb rief ihn 1585 das Kardinalskollegium, ohne die Stimmen schriftlich abzugeben, auf dem Wege der Adoration einstimmig zum Pabste aus. Sixtus V. warf sogleich die Krücken weg, an welchen der Kardinal Montalto einhergeschlichen war; „denn," gab er zu verstehen, „mit gebeugtem Nacken sind wir gegangen, so lange wir

die Schlüssel des Himmelreichs auf der Erde suchten: jetzt heben wir das Haupt gen Himmel, denn die Erde kann uns nichts mehr geben.« Mit unerbittlich rascher Strenge rottete er die Banditen aus, welche von dem partheisüchtigen Adel gehegt worden waren, steuerte mildthätig der Theurung, half den Arbeitern in Wolle und Seide empor, legte eine vortreffliche Wasserleitung an, erweiterte und verschönerte die Stadt, und hinterließ einen Schatz von 3 Millionen Scudi, den die Nachfolger nur im Nothfalle angreifen sollten. Statt den nutzlosen Plan einer Wiederunterwerfung der Protestanten zu verfolgen, strebte er nach dem Besitze von Neapel und dem politischen Uebergewichte in Italien, sah es daher nicht ungern, daß Philipp II. in einen kostspieligen Krieg mit England verwickelt, und Heinrich IV. auf den französischen Thron erhoben wurde. Wie sehr bei ihm das Selbstgefühl des Herrschers überwog, sehen wir aus seiner Abneigung gegen die Jesuiten: die tauglichsten Werkzeuge mißfielen ihm, sobald sie sich für unentbehrlich halten konnten. Nachdem er den 27. August 1590 gestorben war, folgte der Genueser Johannes Baptista Castagna als Urban VII. nur auf 12 Tage, der Mailänder Nikolaus Sfondrati als Gregor XIV. bis den 15. Oktober 1591, Johann Anton Facchinetti als Innocenz IX. bis zum 30. Dezember desselben Jahrs, und Hippolyt Aldobrandini als Klemens VIII. bis zum 5. März 1605.

Mit kraftvollen Päbsten und dienstbefließnen Jesuiten wetteiferte die Kunst, um den alten Glanz der Kirche aufzufrischen. In der Mahlerei machte die Schule der Caracci zu Bologna Epoche. Ludovico Caracci (1555 bis 1619) strebte das Urbild einer Christusgestalt zu erreichen; am nächsten kam er demselben in der Berufung des Matthäus, wo er den Heiland als einen milden und ernsten Mann voll Wahrheit und Wärme dargestellt

hat. Seines Neffen Agostino Caraccis Meisterstück ist der h. Hieronymus, ein ehrwürdiger Greis, welcher im Angesichte des Todes mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach der ihm dargereichten Hostie hinblickt. Den gleichen Gegenstand hat Agostinos Schüler Dominichino (1581—1641) sehr glücklich behandelt, und in verschiednen Gemälden die Freuden des Himmels gegenüber von dem mühevollen Erdenleben veranschaulicht. Guido Reni, 1575 in Bologna geboren, anfänglich ein Schüler des Niederländers Calvart und Nachahmer Albrecht Dürers, trat 20 Jahre alt zu der Schule der Caracci über, zeichnete sich durch Madonnenbilder und Darstellungen der h. Magdalena aus, und hinterließ selbst wieder eine Anzahl von Schülern, unter welchen wir einen Congiagi, Cantarini Pesarese, Franceschо Riechi, Andrea Sireni, Battista Bolognini nennen. Die Musik war um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts so sehr in weltliche Tändeleien verfallen, daß auf Anregung des Pabstes Marcellus II. darüber berathschlagt wurde, ob sie in der Kirche zu dulden sey oder nicht. Da erschien der 1529 in Palestrina, dem alten Präneste, geborne Giovanni Pietro Aloysio, ein Schüler Goudimels, um durch die berühmte sechsstimmige Messe, welche nach jenem Pabste benannt wird, die Ehre der Tonkunst zu retten. Er wurde zu ähnlichen Kompositionen für die päbstliche Kapelle aufgefordert, 1571 zum Kapellmeister von St. Peter ernannt, und als er den 2. Februar 1594 starb, im Petersdome, am Fuße des Altars der Apostel Simon und Juda bestattet. Die Inschrift: »Joannes Petrus Aloysius Palestrina, musicæ princeps,« erkannte ihm gleichsam vorahnend eine Palme zu, deren volle Bedeutung erst die Nachwelt zu würdigen vermag; denn Palestrina hat, indem er die Flamänder durch gefällige Reinheit und einfache Majestät überflügelte, und so die italiänische

Kirchenmusik schuf, das menschliche Ohr für ganz neue Schönheiten empfänglich gemacht. Um jene Zeit trugen sich manche ritterlich gesinnte Katholiken in der pyrenäischen Halbinsel und in Italien mit dem Gedanken, durch Hülfe der spanischen Macht die verlornen Eroberungen Gottfrieds von Bouillon wieder zu gewinnen. Dieser Gedanke ist nicht durchs Schwert, sondern durch die Leier verwirklicht worden. Dem aus altadeligem Geschlechte stammenden Bernardo Tasso von Bergamo, dem heitern Verfasser des Amadis und mancher lyrischen Gedichte, ward in seinem 51sten Lebensjahre, den 11. März 1544, zu Sorrent ein Sohn Torquato geboren, der weder durch tausend erträumte Qualen noch durch wirkliches Unglück abgehalten werden konnte, sein „befreites Jerusalem" bis ans Ende zu singen. Begeisterung für Religion und Kirche erscheint als Mittelpunkt und Seele seines Gedichtes, der Kampf vor der heiligen Stadt als ein Kampf zwischen Himmel und Hölle, und jeder Kämpfer als ein Werkzeug des einen oder der andern. Demgemäß sind die Charaktere geformt und die Rollen vertheilt: hier der milde Gottfried, der schwärmerische Tankred, der treuherzige Raymund; dort der ungestümme Soliman, der trotzige Argant, der tückische Ismen; auf jener Seite mehr Hingebung, auf dieser mehr Kraft; denn der Himmel bedurfte zum Sieg nur lenksame Gemüther, die Hölle aber mußte trefflich bedient seyn, um so lange zu widerstehen. Und mit welcher Leichtigkeit sind die gewaltigen Massen auseinander gehalten, wie künstlerisch die Gegensätze abgerundet, wie kühn zwischen sie hinein Charaktere wie der Klorindens oder Raynalds gezeichnet, die nach beiden Welten hinüberspielen, von beiden angezogen werden, und auf beide eine Anziehungskraft ausüben. Der Himmel Italiens lacht über dem ganzen Gemählde. Ihm aber, der alle diese Zauber hervorrief, und auf Jahrhun-

derte hinaus das Entzücken seiner Nation geworden ist, ward auf Erden keine Ruhe beschieden, und als er den Lorbeer auf dem Kapitol empfangen sollte, starb er den 25. April 1595 im Kloster von St. Onuphrio zu Rom.

Mit dem Streben der Kirche, alles noch nicht Verlorne nun doppelt fest zu halten, hieng es auch zusammen, daß man die von den Banden der Scholastik frei gewordnen Geister mit ängstlicher Strenge zu überwachen, und der Forschung, besonders auf dem Gebiete der Natur, eine unüberschreitbare Gränze zu stecken suchte. In der That sind aus Furcht vor der Inquisition und dem Scheiterhaufen manche Fortschritte unterblieben, oder doch um Vieles später eingetreten. Auf der andern Seite aber blieb das Heiligthum der Wissenschaft von unzähligen Stümpern verschont, welche in gefahrloser Zeit die Weisen zu überschreien und die Menge zu verwirren pflegen, die Wißbegierde behielt den reitzenden Antrieb der Neuheit und den belohnenden der Anstrengung, und Männer, welche von der Natur berufen waren, in unbetretne Regionen vorzudringen, errangen sich eine Glorie, die den Nachkommen als Fackel der Wahrheit voranleuchtet. So hat der florentiner Rechtsgelehrte Franz Guicciardini, geboren den 6. März 1484, eine Zeitlang Gesandter am Hofe Ferdinands des Katholischen, hierauf päbstlicher Befehlshaber in Modena und Reggio, und später in Bologna, die Zeit der Muße bis 1540, wo er in Florenz gestorben ist, zur Vollendung eines historischen Meisterwerkes angewendet, das die Geschichte Italiens von 1494 bis 1532 in zwanzig Büchern umfaßt, und wohl deßwegen erst 20 Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, weil es dem Leser den wahren Zusammenhang des Geschehnen bis ins innerste Triebwerk enthüllt. So hat der den 15. August 1552 zu Venedig geborne Peter Sarpi, der als Mönch und nachmals General

des Servitenordens den Namen Fra Paolo führte, und zugleich in der Mathematik, Naturkunde und Geschichte einen Schatz von Kenntnissen besaß, in seiner istoria def concilio tridentino, welche zuerst in London unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Pobano ans Licht trat, ein überraschend helles Licht über die Geheimnisse der Hierarchie verbreitet. Er starb zu Venedig, den 14. Januar 1623, nachdem er sich, wegen wiederholter Banditenversuche auf sein Leben, in die Stille des Klosters zurückgezogen hatte. Hier müssen wir auch eines Mannes gedenken, dessen bloßer Name hinreicht, um den aus Trägheit Unwissenden schamroth und den Strebenden auf die Menschenwürde stolz zu machen. Den 19. Februar 1473 war zu Thorn Nikolaus Kopernikus, Sohn eines Edelmanns aus Krakau und einer Schwester des Bischoffs Lukas Watzelrodt von Ermeland, geboren worden. In Krakau bildete er sich zum Arzte, wurde aber durch die Vorlesungen Brudzewskys und die Schriften Purbachs und Regiomontans (Johann Müllers) für die Mathematik gewonnen, deren Studium er zu Bologna fortsetzte, und welche er hierauf selbst mit großem Beifalle in Rom vortrug. In die Heimath zurückgekehrt, erhielt er durch den Bischoff von Ermeland, seinen Oheim, ein Kanonikat am Dome zu Frauenburg, und widmete, während er Armen unentgeldlich Arzneien verschrieb, den Bischoff häufig unterstützte oder auch ersetzte, Wasserbauten leitete, an Verbesserung des Münzwesens arbeitete, und die Rechte des Stiftes gegen Eingriffe der Deutschritter wahrte, alle von Amtsgeschäften freigelaßne Zeit der Lösung einer Aufgabe, welche ihn weit über die Schranken hinausführte, innerhalb deren die Leidenschaften irdischer Herrscher sich bekämpfen. Was einige Weise des Alterthums geahnt hatten, daß wohl nicht das Heer der Himmel um die Erde, sondern daß diese viel-

mehr sammt den Planeten um die Sonne kreise, erhob Kopernikus durch sechsunddreissigjährige Forschungen zur Gewißheit. Nicht ohne einen Schauer von Ehrfurcht können wir uns den frommen Denker vorstellen, wie er, das Auge zu den Sternen gerichtet, in einsamen Nächten dem Worte des großen Räthsels nachsann. Wie mag ihm zu Muthe geworden seyn, als er allmählig Licht werden sah, wo zuvor nur Finsterniß gewesen, als mehr und mehr die Täuschung der Sinne schwand und er endlich, frei vom Vorurtheile aller mit ihm Gebornen, den ersten Blick in die Unermeßlichkeit wagte! Im Jahre 1543 erschien als reife Frucht eines gedankenvollen Lebens seine zu Nürnberg gedruckte Schrift »revolutiones cœlestium orbium.« Den 4. Mai desselben Jahres starb er, nachdem er der Sternkunde, dieser Theologie ohne Polemik, die Bahn zur Wahrheit gebrochen, und sein Gedächtniß an die ewigen Gesetze der Natur geknüpft hatte. Freilich konnte die kopernikanische Weltansicht, zumal unter Umständen, wie sie damals obwalteten, nur langsam durchdringen, verloren gehen konnte sie aber auch nicht wieder; denn die Vorsehung hatte dem Goldburste der Spanier und dem Handelsgeiste der Holländer und Britten die Schiffarth unentbehrlich gemacht, der Schiffer aber bedarf, wenn er nicht verirren und scheitern will, des Quadranten, des Kompasses und der Sterne.

Dreizehntes Hauptstück.

Die Reformation in einem Freistaate.

Zur selben Zeit, als das alte Kirchenthum in den Jesuiten eine neue kräftige Stütze fand, erstarkte auch die, anderwärts von den Fürsten ausgebeutete Reformation

auf republikanischem Boden zum Hebel langandauernder, weitgreifender Bewegungen, wodurch in mehr als einem Lande die Fürstenmacht, wenn nicht für immer beschränkt, so doch nachdrücklich bekämpft und geraume Zeit aufgehalten worden ist.

Genf, unter Konrad dem Salier zusammt dem übrigen Burgund an Deutschland gefallen, und durch Barbarossa zur freien Reichsstadt erhoben, behauptete standhaft das Kleinod dieser Freiheit sowohl gegen die Bischöffe der Stadt, als gegen die Herzoge von Savoyen, und blieb, obschon sich jene mit der Zeit viele Grafenrechte im Innern und diese seit 1401 alle Grafenrechte in der Umgegend angeeignet hatten, gleichwohl im Besitze einer eignen Gerichtsbarkeit und Obrigkeit, welche letztere aus vier, alljährlich gewählten Syndicis und dem senatorischen Kollegium der Zweihundert bestand. Zu Anfang des Jahrhunderts der Reformation nahm die Gefahr zu: Karl III. von 1504 bis 1553 Herzog in Savoyen, hielt oft sein Hoflager zu Genf, gewann sich eine zahlreiche Parthei in der Stadt, und schloß mit dem 1513 eingesetzten Bischoffe Johann von Savoyen einen geheimen Vertrag ab, kraft dessen die bischöfflichen Rechte dem Herzog in die Hände gespielt werden sollten. Der wollüstige Bischoff Peter de la Baume fuhr im Geiste Johanns fort, durch dessen Empfehlung er zur Nachfolge gelangt war. Daher hitzige Partheiung zwischen den Servilen oder Mameluken und den Patrioten, die in einem Bündnisse mit Freiburg und Bern Schutz suchten, und daher Eignots genannt wurden. Indeß hatte die Reformation um 1528 in Bern Eingang gefunden und von hier aus kamen vier Jahre später Farel und Saunier, mit Empfehlungsbriefen versehen, als Verkündiger der neuen Lehre nach Genf. Zwar erließ der Senat Verbote gegen Predigten und Privatversammlungen; diese

wurden jedoch wenig gehandhabt, weil der Bischoff Peter meistens abwesend war. Als hierauf Karl III. von der um sich greifenden Neuerung Anlaß nahm, Genf mit dem Schwerte zu unterwerfen, hatte man nur noch die Wahl zwischen dem unzureichenden Beistande der katholisch gesinnten Freiburger und der mächtigen Hülfe Berns, welche jedoch lediglich um den Preis des alten Glaubens erlangt werden konnte, und so ordnete denn das Syndikat im Jahre 1535 die Einführung der Reformation an. Ein savoyisches Belagerungsheer aber wurde nicht sowohl durch die Berner, sondern durch König Franz I. abgewendet, welcher den dritten Krieg gegen Kaiser Karl mit einem furchtbaren Einfall in die Lande des Herzogs eröffnete. Dieser gelangte nun nicht mehr zu dem Besitze seiner besten Herrschaften, und auch sein Sohn Philibert Emanuel (1553 bis 1574) wurde erst durch den Frieden von Chateau Cambresis restituirt. Die Genfer mußten folglich an der aus Politik eingeführten Reformation um politischer Gründe willen festhalten; denn der Herzog war keineswegs mehr zu fürchten, das Bündniß mit Bern aber schien in so kriegerischen Zeitläufen unentbehrlich. Freilich bestand die einstweilen getroffne Aenderung blos darin, daß die bischöffliche Gewalt nebst Messe, Klöstern, Fasten und Heiligenverehrung abgeschafft worden war: statt das Wort vom Glauben zu ergreifen, geriethen Viele auf Abwege des Unglaubens, und die vorher schon eingerißne Ungebundenheit artete auf gefahrdrohende Weise in freche Sittenlosigkeit aus. Unter diesen Umständen kam im August 1536 Johann Chauvin oder Calvin, wie er sich latinisirend zu nennen pflegte, nach Genf. Geboren zu Noyon in der Picardie den 10. Juli 1509, der Sohn eines ernsten, strengen Vaters und einer feurig frommen Mutter, wurde er schon in dem pariser Kollegium de la Marche seiner Anlagen und seines pünktlichen Fleißes

wegen von den Lehrern ausgezeichnet, deßhalb von den Mitschülern beneidet und geneckt, und hiedurch in einer gewissen Reitzbarkeit bestärkt, deren erster Grund frühzeitige Anstrengung gewesen seyn mochte. Als ihn sein gelehrter Vetter Robert Olivetan mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht hatte, gab er, weil Zweifel am kirchlichen Systeme in ihm erwachten, die schon während seines achtzehnten Lebensjahres erlangte und mit Beifall verwaltete Pfarrstelle zu Pont l'Eveque auf, um zuerst in Orleans, später in Bourges unter dem berühmten Italiäner Andreas Alciatus die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Am letztgenannten Orte ward er durch den jungen Professor Volmar aus Rottweil in Schwaben so sehr für das Studium des neuen Testaments begeistert, daß er, die Rechtswissenschaft bei Seite setzend, theologischen Betrachtungen nachhieng, bald auf den Dörfern umher im Geist der neuen Lehre predigte, dann in Paris den Reformirten von Zwinglis Schule sich zugesellte, und so, als die Verfolgungen begannen, sein Vaterland zu verlassen genöthigt wurde; worauf er eine Zeitlang in Basel verweilte, während einer Reise durch Italien nahezu der Inquisition in die Hände fiel, und endlich, wie schon bemerkt, zu Genf anlangte. Obgleich kaum erst 27 Jahre alt, stach er nichtsdestoweniger damals schon durch mönchische Enthaltsamkeit und unbeugsame Kraft des Charakters hervor, die an Härte gränzte, und auch seinen Ansichten das Gepräge strenger Folgerichtigkeit aufdrückte. Luther hatte das Werk vom Glauben als rettenden Anker im Drang innrer Stürme erfaßt: Calvin trieb den protestantischen Grundsatz von der Verderbniß menschlicher Natur mit rücksichtsloser Dialektik auf die Spitze. Das Böse, behauptete er, sey einmal ein nothwendiges Glied im Weltplane; folglich müsse es neben den Gerechten Sünder geben, und der Allmächtige habe demnach unwider-

ruflich beschlossen, einen Theil der Menschen durch Verstocktheit endloser Verdammniß zu überlassen, die übrigen aber durch den Geist der Gnade dem ewigen Leben zuzuführen. Von Farel dringend aufgefordert, daß er sich der verwahrlosten Gemeinde annehmen möchte, trat nun Calvin mit unerbittlichem Ernste als Sittenprediger wider die Libertiner auf, denn so nannte man Alle, die zur Gesetzlosigkeit und Freigeisterei hinneigten, — stieß jedoch eben durch seine schneidende Energie auch bei einem großen Theile der Regierenden an, und wurde 1538 aus Anlaß von Streitigkeiten über Gottesdienst und Kirchenzucht durch Senatsbeschluß zugleich mit Farel aus der Stadt verwiesen. Die Straßburger gewährten ihm freundliche Aufnahme, und ernannten ihn sogar zum Prediger und Professor der Gottesgelahrtheit. Damals gab ihm ein Freund den Rath, die Wittwe Idelette von Burie zu heirathen. „Ich gehöre nicht zu der Klasse von Männern," antwortete Calvin, „die auch das Laster küssen, wenn es schön ist. Nur wenn Idelette züchtig und redlich ist, und ich hoffen darf, daß sie für meine Gesundheit besorgt seyn werde, kann ich sie zur Gefärthin wählen." Da hierüber günstige Auskunft erfolgte, that er den Schritt, und lebte mit ihr glücklich in neunjähriger kinderloser Ehe. Sein Ruf erscholl nach Deutschland, und wurde vergrößert aus der Ferne nach Genf zurückgetragen; die strengere Parthei erhielt wieder die Oberhand: Senat und Bürgerschaft bestürmten ihn mit Bitten, er möchte seine Thätigkeit aufs Neue einer Stadt widmen, die ältere Anrechte als Straßburg auf ihn habe. Doch erst, als ihm voller Spielraum für seine reformatorischen Zwecke zugesichert war, gab er nach, und ward 1541 während des Septembers im Triumphe von den Genfern eingeholt. Die Nothwendigkeit, Maßregeln zu treffen, damit die libertinische Parthei nie wieder aufleben könne, ver-

anlaßte ihn sofort zu dem Entwurfe der Kirchenordnung, mittelst welcher er so folgenreich auf den Gang der Geschichte einwirken sollte.

Die protestantischen Fürsten verwalteten das ihnen zugefallne Bisthum durch Konsistorien, welche sie nach Willkühr mit weltlichen und geistlichen Mitgliedern besetzten. Calvin war durchaus entgegengesetzter Meinung. „Wenn den Lehrern," sagte er, „keine weltliche Gewalt zusteht, so gebührt den Fürsten keine geistliche." Demzufolge verstattete er auch der republikanischen Obrigkeit in Genf keinen unmittelbaren Einfluß auf die Kirche. Ebensowenig sollte die Befugniß des Predigers über Predigt und Seelsorge hinausgehen; sondern die Kirche regiert sich selbst. Allein hiemit schien ein andrer Grundsatz in Widerspruch zu gerathen; denn von der Gesammtheit konnte er nimmermehr die beabsichtigte Strenge in der Sittencensur erwarten. Er sah sich folglich auf das Repräsentativsystem getrieben: die Gesellschaft übt das Kirchenregiment, indem sie Einzelne aus ihrer Mitte, die Aeltesten oder Presbyter, durch freie Wahl beauftragt, und den so Beauftragten muß unbedingter Gehorsam als an Gottes Statt geleistet werden. Es besteht aber das Kirchenregiment vornämlich darin, Sorge zu tragen, daß die Kirche immer mehr eine Gemeinschaft der Heiligen werde, daß also Niemand Flüche und Lästerungen ausstoße, den Gottesdienst und die kirchlichen Gesetze verachte, falsche Lehren verbreite, auf Schlägereien und Zänkereien sich einlasse, oder dem Tanze und Spiel, der Trunkenheit und Unzucht sich hingebe, und diese kirchliche Gerichtsbarkeit wird nicht durch Gefängniß, Geldbußen oder andre bürgerliche Strafen, sondern durch Ermahnung aus Gottes Wort und im Nothfalle durch den Bann, das heißt, durch Ausschließung vom h. Abendmahle geübt. Für den Ausgeschloßnen war, so lange der Bann galt, die Gemeinschaft mit der

Kirche abgebrochen; also fiel derselbe auch fortan dem Arme der weltlichen Obrigkeit anheim. Daher setzte Calvin fest, daß, wer den Bann verachte, durch den Senat auf ein Jahr aus der Stadt gewiesen, und falls keine Besserung eintrete, nach Ablauf dieser Frist noch härter bestraft werden solle. Gleichwie jeder einzelne Geistliche verpflichtet ist, Gottes Wort lauter und unverfälscht zu verkündigen, so sollen die Geistlichen auch insgesammt, wenn sie zur Synode vereinigt sind, über Erhaltung der reinen Glaubenslehre wachen. Und weil sie am gründlichsten beurtheilen können, wer zur Verkündigung des Wortes und zur Seelsorge tauglich sey, sollen sie den neuen Geistlichen vorschlagen, und in Gegenwart zweier Rathsherren predigen lassen; der Rath sodann ertheilt die Genehmigung, der Bestätigte aber darf dann erst sein Amt antreten, wenn die Gemeinde nach ergangner Aufforderung keinen Widerspruch eingelegt hat. Wir sehen hieraus, wie trotz der von vorne herein aufgestellten Grundsätze das Recht der Gemeinde ziemlich in den Hintergrund getreten ist. Denn die genfische Verfassung hatte damals schon eine aristokratische Beimischung: nichts durfte vor die Gemeinde kommen, was nicht vom kleinen und großen Rathe diskutirt worden war, und Calvin mußte, um von der Kirche aus desto ungestörter zu herrschen, einen Zusammenstoß mit der weltlichen Gewalt vermeiden. Dieß wird noch deutlicher bei dem wichtigen Institute der Presbyter, oder wie dasselbe gewöhnlich hieß, bei dem Konsistorium. Das Konsistorium nämlich sollte aus 6 Geistlichen und 12 Weltlichen bestehen, und von den letztern sollten jährlich zwei aus dem kleinen und zehn aus dem großen Rathe erwählt werden. Da nun Calvin als Prediger auf das Volk, als Präsident der Synode auf die Geistlichkeit und als Vorstand des Konsistoriums auf die Räthe einwirkte, so wurde er in der That allvermögend, und mehr als ein

Opfer hatte den römischen Ernst des Censors von Genf zu beklagen. So wurde Gruet, der in Schriften wider Geistlichkeit, Strafpredigten und Sittencensur geeifert, und in dessen Papieren man bei der Untersuchung einen Aufsatz gefunden hatte, worin er behauptete, es gebe weder Himmel noch Hölle, mit dem Körper sterbe der ganze Mensch, das Christenthum sey eine Fabel und die göttliche Gesetzgebung von menschlichem Eigensinne erfunden, darauf hin vom Senate verurtheilt und den 26. Juli 1547 enthauptet. Michael Servede, ein in der Arzneikunde, Rechtsgelehrsamkeit und Mathematik bewanderter Spanier, trieb aus Liebhaberei auch theologische Studien, und hatte als Läugner der Trinität und Verbreiter einiger wirklich irreligiösen Meinungen schon in Paris Calvins Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sogar in persönlichem Streite denselben heftig gereitzt. Da wurde er während der Flucht aus Frankreich, wo Calvin ihm Verfolgungen bereitet hatte, in Genf festgehalten, vor dem Senate angeklagt, und den 27. Oktober 1553 öffentlich verbrannt. »Es darf den Bösen,« äusserte Calvin hierüber, »nicht erlaubt seyn, jede Blasphemie gegen Gott auszusprechen, wo doch die Macht, dieß zu verhindern, vorhanden ist. Bei diesem Menschen ist dreierlei zu bedenken: erstlich, mit welch teuflischem Spott er alle Frömmigkeit umzustürzen strebt, mit welchen schändlichen Träumereien er das Christenthum verhüllt, und alle Grundsätze unsrer Religion von Grund aus zerstört; zweitens, mit welch teuflischem Hochmuth er alle Erinnerungen verachtet, mit welcher verzweifelten Hartnäckigkeit er sein Gift überall verbreitet; drittens mit welchem Stolz er seine Abscheulichkeiten behauptet.« Leider gab auch Theodor Beza, und sogar der menschenfreundliche Melanchthon mit dem gegen Servede beobachteten Verfahren seine Uebereinstimmung zu erkennen. Solch eiserne Strenge

konnte nicht geübt werden, ohne daß Calvin eine Gegenparthei gefunden hätte, an deren Spitze der gewesene Syndikus Ami Perrin 1547 einen gefährlichen Tumult selbst in der Mitte des Senats erregte. Da erschien der Reformator, forderte die Streitenden auf, bei ihm anzufangen, wenn sie Blut vergießen wollten, und bot sein Haupt den gezückten Schwertern dar. Die Wuth legte sich, die Berathung ward wieder aufgenommen, und als der Kampf noch einmal aufflammte, erschütterte Calvin durch eine lange und heftige Rede Alle so tief, daß Gegner und Freunde darin sich vereinigten, ihn hochzuachten, und jede Verletzung, die seiner Person widerführe, als einen Vatermord zu betrachten. Perrin wurde seines Amtes beraubt, jedoch im folgenden Jahre, weil er sonst ein tüchtiger Mann war, wieder eingesetzt, und 1553 noch einmal zum Syndikus gewählt. Aufs Neue trat er nunmehr an die Spitze der Gegenparthei Calvins. Berthelier, dessen Vater für die Freiheit seiner Mitbürger das Leben gelassen hatte, war um einiger Ausschweifungen willen vom Konsistorium in den Bann gethan worden, und verlangte vom Senat dieser Strafe entbunden zu werden, ein Ansinnen, welches Calvin sogleich für unstatthaft erklärte. Allein der Senat maßte sich das Recht der Freisprechung an, und stellte dem Berthelier auf Perrins Betreiben einen mit dem Siegel der Republik versehnen Absolutionsbrief aus. Da erklärte der Censor, daß er lieber den Tod leiden, als das Abendmahl entweiht und die Sittencensur aufgehoben sehen wollte. Als nun Berthelier im Vertrauen auf den Absolutionsbrief nächsten Sonntags in der Kirche erschien, um das h. Abendmahl zu empfangen, predigte Calvin aufs gewaltigste über die Verachtung des Sakraments, und rief mit erhobner Stimme und Hand: »eher werde ich mich tödten lassen, als mit meiner Hand überwiesnen Verächtern Gottes das Heilige des Herrn reichen.« Perrin,

welcher ebenfalls in der Kirche anwesend war, gerieth in Bestürzung, und befahl dem Berthelier heimlich, nicht zum Abendmahlstische zu gehen. Alle waren aufs tiefste ergriffen, die Kommunion ward mit ehrfurchtsvoller Stille begangen. Den folgenden Tag erschien Calvin an der Spitze des Konsistoriums, um Gehör bei der Bürgerschaft zu fordern, weil der Senat die vom Volk bestätigte Konsistorialordnung nicht eigenmächtig aufheben könne; der Senat suspendirte hierauf sein in der Uebereilung gegebnes Dekret, und ergriff den Ausweg, von andern Kantonen der Schweiz ein Gutachten über die Sache zu verlangen; dieß fiel zu Gunsten der Kirchenverfassung aus, die jetzt aufs neue bestätigt wurde (1555). Perrin, von seinem Haß getrieben, erregte noch einen Tumult, wobei alle Anhänger Calvins umgebracht werden sollten: er unterlag, mußte mit seinen Genossen aus der Stadt fliehen, und wurde sammt allen Theilnehmern abwesend zum Tode verurtheilt. Von nun an war Calvins Sieg entschieden, sein Ansehen unbegränzt: Genf bildete sich unter seinem Einflusse zu einer Musterstadt der Reformation, im Innern herrschte Ordnung, die Bürgerschaft hatte das Lob einfach strenger Sitten. Auch beim Gottesdienste glaubte Calvin um so mehr auf Einfachheit dringen zu müssen, weil er befürchtete, in seiner von Katholiken umgebnen Gemeinde möchte zugleich mit römischen Gebräuchen römischer Glaube einwandern; überdieß hat wohl seine, sowie Zwinglis Eigenthümlichkeit, — denn beiden gieng die Phantasie des Doktor Martin ab, — nicht wenig dazu beigetragen, daß sich dem Kultus der reformirten Gemeinde das kältere Naturell des Gedankens aufprägte. Calvin aber setzte seinem Werk die Krone auf, indem er 1559 zu Genf eine Universität stiftete, an welcher neben ihm selbst Theodor Beza glänzte, der, gebürtig aus Vezelai in Bourgogne und erzogen in Paris, ebenfalls durch Volmar zum Studium des Griechischen und

zur Vorliebe für den evangelischen Glauben bestimmt worden war. Die trefflich verwaltete, wohlgesittete, in unvergleichlich schöner Gegend, auf der Markscheide zwischen den Völkern deutscher, französischer und italiänischer Zunge gelegne Stadt Genf, zusammt dem weitverbreiteten Rufe der ihre Hochschule zierenden Männer, lud bald von allen Seiten die Wißbegierigen als Lehrerin, die um des Glaubens willen Verfolgten als Beschützerin in ihre gastfreundlichen Mauern, welche nicht so leicht Jemand verließ, ohne die Ueberzeugung im Herzen zu tragen, daß auch der letzte Rest papistischer Gebräuche verwerflich sey, und daß die Gemeinde, wenn auch nur mittelbar, doch jedenfalls Theil nehmen müsse am Regiment der Kirche; und weil man das Urbild einer solchen Verfassung in Genf gesehen und nach der Rückkehr in die Heimath unter dem Drucke andrer Gesetze und andersdenkender Regenten zu leiden hatte, so mochte sich den schönen Erinnerungen an die Universität gern eine gewisse Vorliebe für die Freistadt beigesellen. Calvin, dem die Genfer diesen Ruhm und Zufluß von Fremden verdankten, wollte bei aller Macht seine Laufbahn nicht reicher beschließen, als er sie angetreten hatte. Von seinem Gehalte, der sich, neben freier Wohnung, 12 Maß Getreide und zwei Tonnen Weins, auf 50 Thaler belief, trat er während einer Theurung 20 Thaler ab, und wies eine ihm angebotne Zulage mit den Worten zurück: »ich arbeite, damit Andre von mir Gewinn haben.« Körperschwäche und häufige Kränklichkeit schärften nur seinen herrischen, dem Widerspruch abholden Charakter; in Thätigkeit bestand sein Leben: »wenn es so fortgeht,« sagte er einmal, »so werde ich noch vergessen, wie Gottes liebe Sonne aussieht;« als er die Feder nicht mehr halten konnte, diktirte er noch, bis den 27. Mai 1564 die Auszehrung seine erschöpften Kräfte auflöste.

Vierzehntes Hauptstück.

Entstehung der Hochkirche und der Puritaner.

Wir gehen sogleich zur Geschichte des Volkes über, das unter Einwirkungen der genfer Universität in vieljährige Kämpfe verwickelt, nach schweren Leiden aber Schritt vor Schritt zum Genusse einer aufs Gesetz unerschütterlich begründeten Freiheit angeleitet werden sollte. In der Zeit allerdings, wo wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen müssen, konnte Niemand auch nur von Weitem ein solches Ziel ahnen; noch viel weniger also, daß England bestimmt war, dereinst das stolze Bollwerk europäischer Freiheit zu werden. Im Gegentheile bedurften die Britten selbst eines kräftigen Despotismus, als nach der Schlacht bei Bosworth 1485 Graf Heinrich Tudor von Richmond als Heinrich VII. den Krieg der rothen und weißen Rose beendigte. Erst, nachdem ihn das Parlament anerkannt hatte, vollzog er die Trauung mit Eduards IV. Tochter Elisabeth von York, behandelte auch fortwährend seine Gemahlin nicht eben mit Achtung, damit es auf keine Weise den Anschein gewinne, als hätte er dieser Verbindung den Thron zu danken. Da ein orforder Priester, wahrscheinlich auf geheimes Anstiften der in der Person ihrer Tochter beleidigten Königin Wittwe, den Bäckerssohn Lambert Simnel die Rolle des Prinzen Eduard, Sohnes des Herzogs von Clarence, zu spielen veranlaßte, bewies Heinrich VII. den Londonern, daß der wahre Eduard im Tower eingekerkert sey, und machte den im August 1487 bei Stoke geschlagnen Simnel, statt ihn zu tödten, zum Küchenjungen; denn um so weniger konnte man vergessen, wie unglücklich der erste Anschlag gegen den König ausgefallen sey. Als aber Perkin Warbek,

vielleicht der Sohn eines getauften Juden, vielleicht auch ein natürlicher Abkömmling Eduards IV. mit täuschender Kunst und unter dem Beistande der verwittweten Herzogin Margaretha von Burgund, sowie König Jakobs IV. von Schottland, Richard, den zweiten Sohn Eduards IV. nachahmte, wurde er durch die Zusage der Begnadigung sich auszuliefern vermocht, später aber, 1499, weil er die Flucht versuchte, in Tyburn gehängt. Um dem zerrütteten Lande wieder aufzuhelfen, ordnete der König Manches an, was den Handwerkern und Kaufleuten zum Vortheile gereichte. Noch kräftiger übrigens arbeitete er darauf hin, um den während der Partheikämpfe unbotmäßig gewordnen Adel zu schwächen. Daher ein Gesetz, welches die Zertheilung und Veräusserung der zuvor unantastbar geschloßnen Adelsgüter erlaubte, und gerade damals sehr häufig in Anwendung kam, weil viele Familien durch den Krieg verarmt waren, und folglich, um nur schnell wieder zu Mitteln zu gelangen, einen Theil ihrer Güter verkauften. Nicht wenige Adelsgüter wurden in Folge hievon durch bürgerliche Käufer erstanden und sorgfältiger als vorher bebaut. Die Burgen der größern Barone hatten, besonders solange der Krieg dauerte, ebensovielen Heerlagern geglichen; denn ausser der Vasallenschaft floß hier eine Menge von Leuten aller Art zusammen, die als Klienten des Burgbesitzers galten. Eben deßhalb bestand der König mit unnachsichtlicher Strenge auf seinem Verbot, solche Retainers zu halten. „Sind diese da sammt und sonders eure Bedienten?“ fragte er im Tone der Verwunderung den Grafen von Oxford, der zwei Reihen von Pächtern und Handwerkern in Livreien gekleidet aufmarschieren ließ. „So reich bin ich nicht,“ antwortete der Graf, „es sind nur meine Klienten.“ „Milord,“ entgegnete der König, „ich sage euch Dank für eure treffliche Bewirthung; die Gesetze aber darf Keiner ungestraft vor meinen Augen

verletzen.« Und wirklich erfolgte darauf eine Geldbuße von 15,000 Mark Silber. Während der Adel heruntergedrückt wurde, nahm das königliche Ansehen mit der Fülle des Schatzes immerfort zu; denn Heinrich versäumte keine Gelegenheit, sich neue Geldquellen zu eröffnen, und die Sparsamkeit, mit welcher er begonnen hatte, gieng allmählig in Habsucht über: drückende Taxen wurden rücksichtslos eingetrieben, Späher im Lande umhergeschickt, um jedes verfängliche Wort zu erlauschen, das der Justiz Anlaß zu Geldstrafen werden konnte, und Berührungen mit dem Auslande vermied der schlaue Fürst sorgfältig, ausser wenn auch sie eine Ausbeute an Geld zu versprechen schienen. Doch trotz aller Zurückgezogenheit bei auswärtigen Händeln flößte Heinrich, weil er sich mit Gewandtheit und Kraft auf seinem Throne zu befestigen wußte, fremden Fürsten Achtung ein: Jakob IV. von Schottland ehlichte seine Tochter Margaretha, und Katharina von Aragon, Tochter Ferdinands des Katholischen, wurde die Gemahlin des Prinzen Arthur von Wales. Als dieser frühzeitig und, wie es hieß, vor vollzogner Ehe starb, nöthigte der Vater, aus Rücksicht auf freundschaftliche Verbindung mit Spanien, seinen zwölfjährigen Prinzen Heinrich, mit des Bruders Wittwe sich zu verloben. Den 21. April 1509, im 24sten Jahre seiner Regierung, im 52sten seines Lebens, starb Heinrich VII. mit dem Bewußtseyn, dem Nachfolger ein ruhiges, wohlgeordnetes Reich und 1,800,000 Pfund baaren Geldes im Schatze zu hinterlassen.

Heinrich VIII. ein achtzehnjähriger, ritterlich gebildeter Jüngling, dabei auch Kenner der Theologie, brachte seines Vaters Werkzeuge, die Minister Empson und Dudley, nach angestellter Untersuchung dem Hasse des Volkes zum Opfer, übersah dann aber die dem Testamente beigefügte Verordnung, daß ungerechtes Gut vom Fiskus

ersetzt werden solle, gab sich dafür seiner Neigung zur Pracht und zum Vergnügen hin, und bezeigte, wie ein Britte sagt, nach Staatsgeschäften so wenig Verlangen, als ein ungezähmter Stier nach dem Joche. Thomas Wolsey, ein junger Geistlicher, welchen Bischoff Fox von Manchester, um das Ansehen des Grafen Surrey zu schwächen, bei Hofe eingeführt hatte, fand sich daher ganz an seinem Platze; denn er schmauste und zechte, sang und tanzte mit dem Könige, ohne darüber die Geschäfte hintanzusetzen, womit ihn dieser überhäufte. So stieg der Sohn eines Schlächters von Ipswich zur Würde eines Kanzlers von England, eines Erzbischoffs von Canterbury, eines päbstlichen Legaten, eines Kardinals empor, und konnte bald mit seinen Jahrgehalten und Pfründen gleich einem Fürsten Hof halten, Arme unterstützen und die Wissenschaften fördern. Heinrich aber wendete die den Regierungssorgen entzogne Zeit nebenher auch zur Abfassung einer Schrift an, worin er unter Schmähworten und Verdächtigungen gegen Luther mit einigem Aufwande scholastischer Gelehrsamkeit bewies, daß es wirklich sieben Sakramente gebe. Seine Höflinge verfehlten nicht, ein Meisterwerk darin zu erkennen; in Rom wurde behauptet, dieses Buch sey offenbar unter höherem Beistande geschrieben, und der Pabst beehrte den königlichen Schriftsteller mit dem Titel: „defensor fidei.“ Stolz auf solche Auszeichnung und ergrimmt über die Derbheit, womit ihm Luther entgegnet hatte, wehrte nun Heinrich mit aller Macht der auch in England eindringenden Reformation, und befahl, Luthers Schriften und Anhänger zu verbrennen. Indeß nahm, als er schon 12 Jahre mit Katharina von Aragon gelebt hatte, der früher durch päbstliche Dispensation niedergeschlagne Gewissensskrupel, ob es auch recht sey, des Bruders Wittwe zu ehlichen, je älter und kränklicher die Königin wurde, desto peinlicher

bei ihm überhand. Hiezu gesellte sich der Umstand, daß er einen männlichen Erben weder hatte, noch erwarten durfte. Endlich erregte Katharinas Hoffräulein, die sittsam reitzende Anna Boleyn, anfänglich seine Aufmerksamkeit, bald die volle Stärke seiner Leidenschaft, so daß er an Klemens VII. das Ansinnen richtete, die Ehe mit Katharina für ungültig zu erklären, worauf der Pabst nicht nur den Kardinal Wolsey und Erzbischoff Warham mit Untersuchung der Sache beauftragte, sondern durch den Legaten Campeggio die vorläufige geheime Erlaubniß, eine zweite Ehe zu schließen, dem König ertheilte. Der Scheidungsprozeß wurde indessen verzögert und der Pabst nahm später um so mehr Anstand, die Ehe zu trennen, da Katharina eine Tante des Kaisers war, mit dem er sich wieder ausgesöhnt hatte. Anna Boleyn und deren Verwandte deuteten nun auf den ihnen verhaßten Kardinal Wolsey als auf den geheimen und böswilligen Urheber aller Schwierigkeiten. Der launenvolle König, schnell hievon überzeugt, nahm seinem Günstlinge plötzlich die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog die Güter desselben ein, und ließ ihm nur noch die Bisthümer York und Winchester, — ein unerwarteter Schlag, den der stolze Wolsey zum Glücke nur ein Jahr überlebte; denn wäre er nicht schon 1530 gestorben, so würden ihn die Feinde auch der letzten Trümmer seines Glückes schonungslos beraubt haben. Dem Könige aber gab hierauf ein Theologe, Thomas Cranmer, den Rath, von den Universitäten sich Gutachten über die Gültigkeit seiner Ehe geben zu lassen. Die meisten lauteten gegen dieselbe. Hiedurch in seinen Ansichten bestärkt, heirathete er 1532 Anna von Boleyn, und ließ durch Cranmer, den er indeß für jenen guten Rath mit dem Erzbisthume von Canterbury belohnt hatte, den Scheidungsprozeß von Neuem einleiten. Das hiezu eingesetzte Gericht erklärte die Ehe mit Katharina für nichtig. So

war der Bruch mit dem Pabste entschieden; denn im Jahre 1534 wurde zu Rom der Bann über Heinrich ausgesprochen und die Ehe mit Katharina wiederum für gültig erklärt. Dessenungeachtet blieb der König auch jetzt noch streng katholisch gesinnt, und diese Sache würde keineswegs zur Reformation geführt haben, wenn nicht die neue Königin und mehrere hohe Staatsbeamten, wie Cranmer und der Staatssekretär Cromwell, die Reformation begünstigt und die Einführung des neuen Kirchenthums eingeleitet hätten. Alle diejenigen Gründe, die anderswo zur Reformation trieben, fanden auch in England Statt. 1529 erhoben sich im Unterhaus laute Klagen über die Sitten der Geistlichen, über Bußen und Steuern, über Häufung der Pfründen in einer Hand. Als Vorschläge zur Verbesserung dem Oberhause vorgelegt wurden, widersetzten sich die Bischöffe lebhaft, zumal Fisher von Rochester, welcher den Mitgliedern des Unterhauses Feindschaft gegen die Kirche und Unglauben vorwarf. Eben dieser Bischoff und Kanzler Thomas Morus verfuhren hart gegen die Protestanten, deren mehrere des Landes verwiesen, oder gar verbrannt wurden. Als der Scheidungsprozeß nicht von der Stelle rückte, entwarf das Parlament ein Gesetz, welches alle Berufungen an den Pabst verbot, und die Annaten und Erstlingszehnten dem Könige zuwies. Da die Geistlichkeit sah, daß ihr noch Schlimmeres drohe, suchte sie durch sklavische Unterwürfigkeit die Gunst des Königs sich zu bewahren. Die sogenannte Konvokation, eine Versammlung von Bischöffen und Abgeordneten der niedern Geistlichkeit, die zusammen eine Art von kirchlichem Parlament bildeten, fürchtete, es möchte die ihr nach dem Herkommen zustehende gesetzgebende Gewalt ebenfalls angefochten werden; das Oberhaus der Konvokation kam daher freiwillig mit der Erklärung entgegen: es wolle künftig keine Gesetze ohne königliche Zustimmung

erlassen, und das geistliche Unterhaus protestirte vergeblich hiegegen. Das Reichsparlament aber verwarf, noch ehe die Nachricht von dem über Heinrich ausgesprochnen Banne in England bekannt wurde, Ablaß und Dispensationen, beschränkte die geistliche Gerichtsbarkeit, und legte Bischoffswahlen und letzte Entscheidung kirchlicher Streitigkeiten in Heinrichs Hände: die anfänglich sich sträubende Konvokation mußte, blos mit der Klausel, soweit Christi Wort es gestatte, des Königs Oberhoheit anerkennen, und kaufte die weitere Beschränkung des Klerus einstweilen mit 180,000 Pfund Sterling ab. Allein im Febr. 35 erklärte das Parlament, von Heinrich gedrängt, vollends unumwunden ihn und seine Erben als höchste Häupter der englischen Kirche auf Erden, denen auch alle hiemit zusammenhängenden Einnahmen, Würden und Rechte gebühren. Da die Klöster den Reformationsversuchen am meisten abgeneigt sich erwiesen, so ordnete er, als sollte das Mönchswesen nur verbessert, nicht abgeschafft werden, eine allgemeine Visitation an, hörte durch die Kommissäre von großer Unordnung und Ausgelassenheit, welche vornämlich in den kleinern Klöstern herrsche, hob daher 1536 kraft Parlamentsschlusses alle diejenigen auf, deren Jahreseinnahme unter 200 Pfund betrug, legte 1537, da man in Nordengland ausgebrochne Unruhen bettelnd herumziehenden Mönchen Schuld gab, auch an die größern seine gierige Hand, und erhielt durch Parlamentsschluß vom Mai 1540 zusammen 645 Klöster, 90 Kollegienhäuser, 2374 Stifter und Kapellen und 110 Hospitäler für die Krone angewiesen. Kein sittliches oder dogmatisches Interesse, sondern die Aussicht der Bischöffe, bei der Losreissung von Rom an Spielraum zu gewinnen, die Zuversicht des Adels, daß ihm ein schöner Theil der Beute nicht entgehen werde, vor Allem aber des Königs Laune wirkte als Hebel bei

dieser ganzen Umwälzung. Daher trug sie auch durchaus den Stempel der Willkühr: die wenigsten Mönche und Nonnen erhielten ein nothdürftiges Jahrgeld; Kirchen, Kunstwerke, Handschriften und Bücher, zumal wenn das Zeichen des Kreutzes darin stand, wurden verbrannt, zerschlagen oder verschleudert, und statt daß Heinrich durch kluge Verwaltung der 161,000 Pfund, welche das eingezogne Kirchengut abwarf, der reichste Fürst Europas geworden wäre, verschenkte er so Vieles an Lieblinge, und brachte das Uebrige so planlos durch, daß er weniger Vortheil von dem Besitz des Kirchengutes, als vorher von der Besteuerung desselben hatte. Auf die dogmatischen Fragen der deutschen Reformation gieng man schon deßwegen nicht ein, weil von Heinrichs Behauptungen gegen Luther Nichts zurückgenommen werden durfte. Mit großer Mühe brachte es Cranmer dahin, daß eine verbesserte Bibelübersetzung gedruckt, im Predigtwesen Einiges geändert, dieser und jener Irrthum über Ablaß oder Erlösung aus dem Fegfeuer berichtigt wurde; allein man kam nicht weiter als zu einer bunten Mischung des Alten und Neuen. Ueber den londoner Schulmeister Lambert, der die leibliche Gegenwart Christi im h. Abendmahl läugnete, hielt Heinrich selbst, von Bischöffen, Pairs und Rechtsgelehrten umgeben, auf dem Throne Gericht und ließ ihn in langsam geschürtem Feuer verbrennen. Endlich entschloß er sich, eine bestimmte und unüberschreitbare Glaubensnorm aufzustellen, und das feige Parlament des Jahres 1539 genehmigte die sogenannten 6 Artikel, daß wer Christi leibliche Gegenwart läugne, verbrannt, wer Laien den Kelch gestatte, Keuschheitsgelübde nicht für ewig verpflichtend halte, Privatmessen, Ohrenbeichte und Cölibat anfechte, eingekerkert, seiner Güter beraubt und als Hartnäckiger oder Rückfälliger ebenfalls hingerichtet werden solle. Sogar ein Gebetbuch kam heraus, mit dem Befehle, nicht nur öffentlich, sondern auch in Stuben und Kammern keine andern als die vorgeschriebnen Gebete zu gebrauchen. Emsige

Kundschafter füllten die Gefängnisse mit vermeinten Ketzern; eine leichte Anklage konnte entscheiden, und ohne Unterschied wurden Katholiken und Protestanten geköpft, gehenkt, geviertheilt und verbrannt. Waren doch im Jahre 35 sogar der gewesne Kanzler Morus und Heinrichs Lehrer, der 70jährige Bischoff Fisher, weil sie weder den Supremat oder die Oberhoheit des Königs über die Kirche, noch die Richtigkeit seiner ersten Ehe beschwören wollten, ohne Gnade verurtheilt und enthauptet worden. Um das Maß der Willkühr voll zu machen, drang Heinrich dem Parlamente von 39 auch die Erklärung ab, daß Anordnungen des geheimen Raths, wenn sie nicht auf Erbschaften, Güter, Vorrechte und Aemter Bezug haben, Akten des Parlaments gleich gelten sollten.

Ganz auf dieselbe Weise zeigt sich Heinrich in seinem häuslichen Leben. Den 14. Nov. 32 mit ihm getraut, erfreute ihn Anna am 7. Sept. folgenden Jahrs durch die Geburt der Prinzeissin Elisabeth; allein ein Sohn wurde ihm nicht zu Theile, boshafte Zuträger, besonders die Frau des Bruders der Königin, die Gräfin von Rocheford, machten seine erkaltende Leidenschaft auf den freiern, jedoch keineswegs unwürdigen Ton der in Frankreich erzognen Frau aufmerksam, die seltnen Reitze ihrer Kammerdame Johanna Seymour fielen ihm mehr und mehr ins Auge, und ein geringer Verdacht hatte die Folge, daß Anna in den Tower geworfen, von Pairs gerichtet und, obgleich sie die rührendsten Briefe an den König schrieb und noch im Anblicke des Blutgerüstes vor Gott ihre Unschuld betheuerte, am 19. Mai 36 enthauptet wurde. Den 20. Mai feierte Heinrich Hochzeit mit Johanna, welche ein gütigeres Geschick schon den 14. Okt. 37, zwei Tage nach der Geburt des Prinzen Eduard, von der Welt nahm. Nicht lange hernach warb er, auf Cromwells Rath und angelockt durch ein schmeichelhaftes Brustbild, welches Holbein gemahlt hatte, um Herzog Wilhelms von Cleve Schwe-

ster Anna, reiste ihr voll Begierde verkleidet bis Rochester entgegen, fand aber in ihr blos eine „dicke flandrische Stutte." Dennoch gieng am 6. Jan. 40 die Vermählung vor sich. Cromwell mußte das Mißbehagen des Königs büßen, wurde auf Verläumdung hin als Hochverräther eingesperrt, von beiden Häusern für schuldig erklärt und am 28. Juli enthauptet. Um dieselbe Zeit sprach der Klerus unter nichtigen Gründen die Trennung der Ehe mit Anna aus, und am 8. August war Heinrich Gemahl der Lady Katharina Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk, vergoß aber bald die bittersten Thränen, als er hörte, daß sie vor ihrer Vermählung wenigstens gewiß unkeusch gelebt habe: den 12 Febr. 42 fielen die Häupter Katharinas, ihrer gewesnen Liebhaber und einiger andern in die Schuld verwickelten Personen, unter denen auch die Gräfin von Rocheford. Katharina Parr, die schöne Wittwe des Lords Latimer, mit welcher sich Heinrich am 12. Juli 43 vermählte, wußte den rechten Ton zu treffen: sie wartete den kränklichen, erheiterte den ingrimmigen Fürsten. Einmal aber gab sie in einem der vielen theologischen Gespräche, die er mit ihr pflog, eine nicht nach seiner Orthodoxie bemeßne Ansicht zu erkennen; Bischoff Gardiner fand die Sache bedenklich; der Kanzler meinte dieß auch, verlor aber die schon unterzeichneten Anklageartikel, welche einem Freunde der Königin in die Hand kamen. Scheinbar unbefangen machte die kluge Katharina sogleich einen Besuch bei Heinrich und wich, als das schwache Weib eines so gelehrten Mannes, der den Glauben ganzer Völker zu regeln verstehe, jedem Gespräche über Religion aus. „Nein, Käthe," rief der König, „bei S. Maria, du bist ein wahrer Doktor!" Das sey zu viel Ehre, äusserte Katharina; denn habe sie je einmal gewagt, ihm sogar zu widersprechen, so sey dieß blos geschehen, damit die Unterredung an Lebhaftigkeit gewinne. Als sie am nächsten Tage der Kanzler in den Tower führen wollte, wies ihn Heinrich mit

Vorwürfen ab. Der Graf von Surrey aber wurde bald darauf ein Opfer despotischen Mißtrauens, und der Vater desselben, der Herzog von Norfolk, Oheim Anna Boleyns und Katharina Howards, war gleichfalls verurtheilt; doch in der Nacht vor seiner Hinrichtung, den 28. Jan. 1547, starb Heinrich VIII. selbst.

Für Eduard VI. regierte an der Spitze des durch den Vater bestellten Rathes von 16 Personen als Protektor Eduard Seymour, der bald zum Herzoge von Somerset ernannte mütterliche Oheim des 9jährigen Königs. Erst seine mit Cranmer einstimmige Vorliebe für die Reformation schuf das beinahe noch ganz katholische Britannien in ein protestantisches Land um: das Gesetz der 6 Artikel wurde aufgehoben, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe erlaubt, die Liturgie geändert, ein von Cranmer verfaßtes Homilienbuch als Aushülfe für untüchtige Prediger eingeführt, durch zweckmäßige Kirchenvisitation viel Gutes gewirkt, aber auch manche Handlung der Unduldsamkeit begangen. So verbrannte man eine Frau, weil sie läugnete, daß Christus in Mutterleibe Fleisch von Maria angenommen habe. Der von Cranmer geleitete König sagte einmal, während er ein Todesurtheil unterschrieb: „thue ich Unrecht, so seyd ihr dafür verantwortlich.“ Am 10. Sept. 47 siegte der Protektor bei Pinkey über die Schotten, welchen er eine schon von Heinrich beabsichtigte Verbindung zwischen Eduard und der minderjährigen Maria Stuart aufdringen wollte; allein gefährliche Ränke seines ehrgeizigen Bruders, Thomas Seymour, der Heinrichs VIII. Wittwe geheurathet hatte, und als diese in den Wochen starb, nach der Hand Elisabeths trachtete, riefen ihn schnell aus Schottland zurück: er mußte den Bruder anklagen, und gemäß dem Urtheile des Parlaments wurde dieser am 20. März 49 hingerichtet. In Kurzem aber hatte sich der mächtige und schlaue Graf von Warwick so sehr bei dem Könige eingeschmeichelt, daß der Protektor seine Aemter verlor,

später auf den Grund ungerechter Beschuldigungen hin auch verhaftet und am 22. Jan. 52 zum Tode geführt wurde. Warwick, Sohn des nach Heinrichs VII. Tod hingerichteten Finanzministers Dudley, Vater des später so berühmt gewordnen Leicester, leitete, während er sich selbst zum Herzoge von Northumberland emporschwang, eine Heurath zwischen seinem vierten Sohne Guilford Dudley und der schönen, tugendhaften und klassisch gebildeten Johanna Gray ein, beredete den kranken König, Heinrichs Testamente zuwider die Prinzessinnen Maria und Elisabeth von der Nachfolge auszuschließen, weil Keine aus einer gültigen Ehe stamme, und wendete so, mit Umgehung der katholischen Maria Stuart von Schottland, seiner Söhnerin die Aussicht auf den Thron zu; denn Johanna, Tochter des Markgrafen Heinrich Gray von Dorset, stammte durch ihre Mutter Franziska von Herzog Karl Brandon zu Suffolk und von Ludwigs XII. Wittwe Maria, jüngerer Schwester Heinrichs VIII., ab. Da nur Wenige dieses Testament kannten, suchte Northumberland den Tod Eduards, welcher am 6. Juli 53 erfolgte, solange geheim zu halten, bis er mit Johanna in London einziehen könne. Doch ein Mitwisser verrieth den Plan an Maria, Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Aragon: schnell besonnen, floh diese nach Suffolk, gewann die eifrigen Protestanten dieser Stadt durch das Versprechen, an Eduards Gesetzen nichts zu ändern, und sammelte, vom Adel aufgesucht, eine ansehnliche Macht. Ungerne trennte sich Johanna von ihrem Landsitze, ihren Büchern und den stillen Freuden des Umgangs mit ihrem Gemahle: das Volk zu London, anhänglich an die Kinder Heinrichs, empfieng sie mit bedenklichem Schweigen, und kaum war Northumberland mit 6000 Mann der Prinzessin Maria entgegengerückt, so kehrte die verlaßne Johanna zu ihren Eltern zurück, auch Northumberland sah Alles zu Maria übergehen, gab sich knieend dem Grafen von Arundel gefangen und endete am 22. Aug. mit mehreren Gehülfen auf dem Blutgerüste.

Eine Prinzessin also gelangte auf den Thron, welche die Einführung des Protestantismus in England als Folge des Sturzes ihrer Mutter betrachten mußte, welche zurückgesetzt vom Vater, gehaßt von den Stiefmüttern, geliebt aber von Niemand, eine unerfreuliche Jugend erlebt hatte, und daher auf den Gebrauch der ihr lange vorenthaltnen königlichen Rechte die Bitterkeit einer gedrückten Lage übertrug. Umsonst ermahnte Karl V. zur Mäßigung: sogleich berief sie die Bischöffe, welche als eifrigste Verfechter des Katholicismus galten, zu neuer Thätigkeit, brachte bald das wankelmüthige, an knechtische Ergebenheit gewöhnte Parlament dahin, alle die Reformation begründenden Gesetze Eduards zu vernichten, verbot nach Auflösung des Parlaments aus eigner Macht die Priesterehe, führte die Messe wieder ein, und nöthigte 1000 verheurathete Geistliche mit Weibern und Kindern zur Flucht. Cranmer floh nicht, sondern erklärte sich mündlich und schriftlich gegen Schritte, die sein Werk zerstörten, wurde deßhalb 1553 ins Gefängniß geworfen, ließ sich zwar nach dreijähriger Haft zum Widerrufe bewegen, ermannte sich aber wieder, bekräftigte sein früheres Bekenntniß, und stieg 67 Jahre alt, den 21. März 56, mit standhaftem Muthe auf den Scheiterhaufen. Begierig, jedes zuvor versagte Recht auszuüben, sann die Königin alsbald auf eine anständige Heurath: Philipp von Spanien gefiel unter mehreren Vorgeschlagnen ihr am besten, und Kaiser Karl that aus politischen Gründen ihrem Wunsche Vorschub. Kaum verlautete dies unter dem Volke, so brach eine Empörung aus, die, von den Truppen gleich wieder gedämpft, zu vielen Hinrichtungen Anlaß gab: nicht weniger als 50 Menschen wurden am 14. und 15. Febr. 54 zu London gehenkt, und der bei dem Aufstand betheiligte Herzog von Suffolk verwickelte die schuldlose Johanna Gray und deren Gemahl in sein Schicksal. Katholische Geistliche, die im Kerker sie bekehren sollten, wies sie ab, bat ihren Mann, die Erschütterung eines letzten Abschieds ihr zu ersparen, da sie ja bald auf ewig ver-

eint seyn werden, sah vom Fenster aus den kopflosen Rumpf des Gemahls zurückbringen, freute sich über seine Standhaftigkeit und erklärte am 17. Febr. als man sie, damit ihr Tod nicht Theilnahme erwecke, im Innern des Towers zum Blutgerüst führte, ihre Schuld bestehe lediglich darin, denen, welche sie als Werkzeug des Ehrgeitzes gebrauchten, nicht beharrlich genug widerstrebt zu haben. Auch ihre wegen glänzender Eigenschaften allgemein beliebte Schwester Elisabeth hätte Maria gern aus dem Wege geräumt; aber da sich durchaus keine Schuld auffinden ließ, mußte sie davon abstehen. Zur Beschwichtigung der Unzufriedenheit setzte man im Vertrage mit Philipp fest, in den Gesetzen und Rechten der Engländer solle Nichts geneuert, kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern befördert, dem Philipp nur der königliche Titel eingeräumt, seiner Gemahlin aber die Regierung überlassen werden. Aus Sehnsucht nach dem um 11 Jahre jüngern Bräutigam, den sie nie gesehen und der ihr nicht einmal geschrieben hatte, wurde Maria krank. Am 19. Juli 54 endlich kam er in Southampton an, und am 25. hatte in Westminster die Vermählung Statt. Rücksichtsloser verfolgte nunmehr die Königin ihren Plan. Noch im selben Jahre kam der nach Italien geflüchtete Kardinal Pole als Legate zurück. Beide Häuser überreichten der Königin und ihrem Gemahle eine demüthige Bittschrift, daß unter ihrer Majestäten Vermittlung der Pabst ihnen vergeben und sie in den Schoos der Kirche wieder aufnehmen möge. Dieß geschah; mehrere Klöster wurden hergestellt, und die der alten Lehre Widerstrebenden durch Kundschafter aufgespürt und unerbittlich bestraft. Nach einer mäßigen Angabe sind unter Marias Regierung der Religion wegen verbrannt worden 4 Bischöffe, 20 Geistliche, 8 Edle, 84 Bürger, 100 Landleute, 55 Weiber und 4 Kinder. Obgleich Philipp aus Abneigung gegen den Aufenthalt in England schon im Herbste 55 nach Brüssel gereist war und der Königin nie schrieb, ausser wenn er sie veranlaßte, Geld für ihn zu erpressen,

so vermochte er sie doch durch seinen Besuch im Jahre 57, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, der, wie wir später sehen werden, dem brittischen Reiche ausser beträchtlichem Geldaufwande auch vollends den Besitz von Calais gekostet hat. Von Philipp mit Kälte behandelt, von ihrem Volke verabscheut, starb die ohnehin kränkliche, den 8. Febr. 1516 geborne Maria am 17. Nov. 1558.

Die eben versammelten Häuser riefen auf die Nachricht hievon: »Gott erhalte unsre Königin Elisabeth! lange und glücklich möge sie regieren!« und lauter Jubel begrüßte die 25jährige, schlanke, edel gebildete Prinzessin, als sie, von Hatfield nach London gelangt, vor dem Tower knieend der Vorsehung dankte, die durch so viele Gefahren sie auf den Thron geleitet habe. In der Einsamkeit nicht nur mit weiblichen Arbeiten, sondern mit Musik und ernsten Studien beschäftigt, kannte sie die griechische, redete sie die lateinische, italiänische, französische und deutsche Sprache, und brachte aus den Tagen des Unglücks nicht Groll und Rachsucht, sondern ein gereiftes Urtheil und geprüfte Grundsätze herüber. Unter allgemeiner Gährung die Verhältnisse zu ordnen und zu befestigen, bei dem Streben nach unumschränkter Herrschaft die Liebe des Volkes nie zu verscherzen und, obgleich sparsam mit dem Blute der Unterthanen und mit den Schätzen des Reichs, doch ein hohes Ansehen dem Auslande gegenüber zu behaupten, gelang ihr vornämlich auch deßwegen, weil sie Verstand und Glück bei der Auswahl hoher Staatsbeamten hatte. Auf zwei derselben machen wir sogleich aufmerksam: Walsingham zeigte neben der Kunst, Menschen zu durchdringen und zu lenken, stets eine würdevolle Haltung und die uneigennützigste Treue gegen seine Königin; Wilhelm Cecil, den Elisabeth sogleich zu ihrem Staatssekretär machte, später zum Lord Burleigh erhob, und in Anerkenntniß seiner Leistungen nicht selten »ihren Geist« nannte, verband mit der leidenschaftslosen Schärfe tiefer Einsicht

eine rastlose, gleichsam minirende Thätigkeit. Cecil war es auch, der die Königin von Anbeginn auf die Bahn der Reformation hinlenkte. Das erste von ihr berufne Parlament erneuerte mittelst des Suprematеides die unbedingte Hoheit der Krone über der Kirche, folglich auch die Trennung von Rom. Um die Kirche zu beaufsichtigen und im Zaume zu halten, errichtete Elisabeth den court of high commission, einen hohen mit inquisitorischer Vollmacht ausgerüsteten Gerichtshof. Zunächst hatte sie nur den Gegensatz zwischen Katholiken und Anhängern der cranmerschen Reformation im Auge, und schlug daher einen Mittelweg ein, welcher ihr nicht nur durch den Wunsch, die Partheien einander näher zu bringen und zu verschmelzen, sondern auch durch Liebe zur Pracht und durch das Andenken an ihren Vater empfohlen wurde: während sie nämlich in der Lehre die protestantischen Grundsätze Cranmers bestätigte, behielt sie vom Katholicismus einen Theil des äussern Gerüstes, den Glanz mancher Ceremonien, und besonders das Kirchenregiment durch Bischöffe bei, weßhalb die von ihr begründete Kirche den Namen der bischöfflichen, der Episkopal- oder Hochkirche bekam. Bald aber wurde klar, daß man nicht blos mit 2 Partheien zu thun habe: eine große Zahl seit Marias Tod heimkehrender Flüchtlinge hatte in Frankfurt, in der Schweitz, hauptsächlich aber in Genf Grundsätze eingesogen, die ebenso sehr mit denen der cranmerschen Reformation als mit dem Katholicismus im Widerspruche standen. Man müsse nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sagten sie, sondern Alles, was zum Glauben gehöre, verwirklichen, jede fremde Zuthat sorgfältig ausscheiden, also mit nichts Anderm sich begnügen als mit der vollen und reinen Reformation. Großes Aergerniß nahmen diese Puritaner am Zeichen des Kreutzes bei der Taufe, an den Bildern in den Kirchen, an der Beobachtung der Feiertage, am Absingen der Psalmen, am Gebrauche musikalischer Instrumente, der Posaunen, der Orgel beim Gottesdienste, besonders aber an

der etwas bunten Kleidung der Geistlichen, die ihnen „eine wahre Livrei des Thieres" hieß; die kirchliche Gesetzgebung, behaupteten sie, müsse ausschließlich den Gemeinden und Synoden zugewiesen, die Verwaltung von Presbyterien gehandhabt werden. Je manchfaltiger und schärfer die Gegensätze sich ausprägten, desto mehr arbeitete Elisabeth auf eine bestimmte Norm des Glaubens hin. Daher die sogenannte Uniformitätsakte, daher endlich das Symbol der 39 Artikel, welches den 31. Jan. 1563 beide Häuser der Convocation als Grundgesetz der Hochkirche annahmen. Da die Puritaner ihren Widerwillen nicht undeutlich zu erkennen gaben, so forderte die hohe Kommission Solche, die statt des vorgeschriebnen Gottesdienstes abgesonderte Konventikel besuchten, zur Verantwortung, strafte sie um Geld, warf sie ins Gefängniß, oder entsetzte sie ihrer Aemter. Allein hiedurch machte man das Uebel nur schlimmer. Die Puritaner fühlten sich ohnehin versucht, den religiösen Zwiespalt zugleich als einen politischen Streit zu betrachten; denn die ihnen verhaßten Bischöffe waren Diener der Königin, und das Ganze, nach ihrer Ansicht ketzerische Kirchenwesen wurde als Angelegenheit der Krone betrieben. Sobald nun die Regierung sie verfolgte, faßten sie einen fanatischen Groll wider dieselbe, und dehnten jene demokratischen Grundsätze, nach welchen sie die Kirche geregelt sehen wollten, auch auf das Gebiet des Staates aus. Wenn daher von 1571 an in dem sonst so unterwürfigen Parlamente ein zuerst leiser, allmählig aber sich verstärkender Widerspruch bemerklich wird, so rührte dieser von den Puritanern her. Unter einer Fürstin, die dem Parlamente bald befahl, bald strenge Verweise gab, Beschlüsse der Versammlung nicht selten ausser Wirksamkeit setzte oder gar vernichtete und Mitglieder ohne Weiteres festnehmen und einsperren ließ, hatten Parlamentsstellen nicht eben einen großen Reitz; die Puritaner aber giengen darauf aus, gewählt zu werden, weil sie zum Opponiren hier immer noch die beste Gelegenheit fanden. Elisabeth kannte den

Stand der Dinge wohl, betrachtete daher Alles, was von den Puritanern ausgieng mit unüberwindlichem Mißtrauen, und neigte sich zu größrer Strenge, als ihren vertrautesten Ministern lieb war. Den 6. Juni 1583 starben zwei Geistliche, Thacker und Copping, als Märtyrer ihrer durch Schriften verbreiteten puritanischen Ueberzeugung. Statt aber daß, eingeschüchtert durch Strafen, die Zahl der Sektirer sich gemindert hätte, kam seit 1581 eine neue Sekte von noch ausschweifendern Meinungen empor, die des Ritters Robert Brown, der, indem er jeder einzelnen Gemeinde das Recht einer unabhängigen Kirche zuschrieb, Stifter der Brownisten und Independenten wurde. Unter solchen Umständen konnte es für Elisabeth keineswegs gleichgültig seyn, wenn gerade das zunächst an ihr Reich gränzende Land der Heerd des Puritanismus wurde.

Jakob IV., seit 1488 König der Schotten, vermählt 1503 mit Margaretha, der damals 14jährigen ältern Tochter Heinrichs VII., Schwester Heinrichs VIII., Tante der Königin Elisabeth, starb den 9. Sept. 1513. Sein Sohn Jakob V., geboren am 11. April 1512, stand bis 1524 unter der Vormundschaft des Herzogs Johann von Albany, vermählte sich 1537 mit Magdalena, Tochter des französischen Königs Franz, verlor noch im selben Jahre seine junge Gattin, und heurathete 1538 Maria, Wittwe Herzog Ludwigs II. von Longueville, Tochter des Herzogs Claudius von Guise, Enkelin des 1508 verstorbnen René von Lothringen. Den 7. Sept. 1542 gebar sie ihm eine Tochter Maria, und am siebenten Tage darauf starb er selbst. Ein unterschobnes Testament ernannte den Kardinal Beatoun zum Regenten; das Parlament aber übertrug diese Würde dem protestantisch gesinnten Grafen von Arran, und da die Hälfte des Bodens dem Klerus gehörte, und alle Bischoffsstellen an Mitglieder des übermächtigen Adels kamen, so riefen die vielen kirchlichen Mißbräuche, welche deßhalb im Schwange giengen, bald eine zahlreiche protestantische

Parthei hervor. Diese setzte sich in Verbindung mit Heinrich VIII.; die Katholiken erklärten den Krieg an England, und fiengen an, ihre Gegner heftig zu verfolgen. Da wurde im Mai 1546 der verhaßte Beatoun ermordet, und Arran erhielt nun wirklich die Regentschaft. 1554 legte er sie in die Hände der verwittweten Königin Maria, die, angefeuert durch ihre Brüder, den Herzog Franz und den Kardinal Karl von Guise, der Reformation nachdrücklich entgegenwirkte. Allein die Anhänger derselben, bereits zu mächtig, als daß ein Weib sie hätte einschüchtern können, schloßen 1557 die sogenannte Kongregation „zur Ausrottung der satanischen Abgötterei," und verlangten im Jahre darauf geradezu, daß der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, den Laien der Kelch gereicht, das Lesen der Bibel gestattet und gegen unwürdige Geistliche die Absetzung verfügt werde. Eben hatte sich die Regentin zu größrer Strenge entschlossen, Jedem, den nicht ein Bischoff ermächtigt habe, das Predigen untersagt und alle protestantischen Prediger vor einen Gerichtshof zu Stirling geladen, als Johann Knox (geboren 1505) von der Flucht nach Genf, wo er sich an Calvins Grundsätzen gestählt hatte, in seine Heimath zurückkam. Am Tage, wo man zu Perth die königlichen Befehle erfuhr, hielt er eine heftige Predigt wider die Messe und den Bilderdienst: „wenn die Fürsten," meinte er, „die Kirche nicht verbessern wollen, so müssen die niedern Obrigkeiten, so müsse das Volk dieß thun, und überhaupt solle kein einzelner Mensch sich vermessen, der Kirche vorzustehen." Nach der Predigt wollte ein Priester Messe lesen: ein Stein zerschmettert das Bild am Altare, die versammelte Menge fällt über alle Verzierungen der Kirche her, in blinder Wuth werden die Klöster der Stadt zerstört, und dieses Beispiel findet unter grassen Ausschweifungen weit und breit Nachahmung. Sobald die Regentin Militär ausrücken ließ, waffnete auch die Kongregation; Jene gestand, im Gefühl ihrer Schwäche, den Neuerern freie Religionsübung in Edin-

burgh zu; allein gestützt auf den Prior Jakob Stuart von St. Andrews, nachmals Grafen von Murray, der ein natürlicher Sohn Jakobs V. war, zeigten sie sich hiemit keineswegs zufrieden, sondern entsetzten im Okt. 59 unter dem Namen »des Adels und der schottischen Kirchengemeinde« die Regentin ihrer Gewalt, und suchten, als Maria aus Frankreich Hülfstruppen erhielt, den Beistand Elisabeths nach. Man zögerte, Aufrührern die Hand zu bieten: sie führten die englische Liturgie ein, und baten wiederholt: endlich glaubte Elisabeth von dem Vortheile Gebrauch machen zu müssen, den ihr das Glück gegen eine gefährliche Nebenbuhlerin darbot. Denn die wegen ihrer Schönheit gefeierte Tochter der Regentin, die seit 48 in Frankreich erzogen, den 24 April 58 mit dem Dauphin vermählte Maria Stuart, seit einigen Monaten Königin der Franzosen, führte, nachdem die brittische Maria gestorben war, als Großnichte Heinrichs VIII. auch von England Titel und Wappen, und zog daher die Blicke der katholischen Parthei auf sich, welche Anna Boleyns Ehe nie als eine rechtmäßige billigen konnte. Im Jan. 60 erschien eine englische Flotte vor den Küsten von Schottland, während ein Landheer die französischen Truppen in Leith einschloß. So kam den 6. Juli, 26 Tage nach dem Tode der Regentin, folgender Vertrag zu Stande: »die Franzosen räumen Schottland, ein Parlament wird gleich im nächsten Monate die Angelegenheiten der Kirche ordnen, und Franz II. von Frankreich und Maria verzichten auf Titel und Wappen von England.« Das schottische Parlament versammelte sich, brach jedes Verhältniß zum Pabste ab, richtete Liturgie und Gottesdienst, Verfassung und Zucht der Kirche streng nach dem Sinne des Knox und Calvin ein, setzte Konfiskation und im zweiten Wiederholungsfall Todesstrafe auf den Besuch der Messe, sprach ein Drittheil des Kirchenvermögens, wornach ohnehin der Adel seine Hand ausstreckte, dem Staate zu und veranlaßte die Zerstörung der Abteien, Klöster und Klosterkirchen, der Büchersammlungen, Kunst-

werke und Begräbnisse; denn diese seyen ebenso viele Sitze des Lasters und Mittel des Götzendienstes gewesen. Noch hatte Maria Stuart den edinburgher Vertrag nicht anerkannt, als im Dez. 60 ihr Gemahl starb und ihre Abreise nach Schottland nothwendig wurde. Als ein Zeichen des Zutrauens äusserte sie den Wunsch, den Weg durch England einschlagen zu dürfen: Elisabeth erinnerte an den Vertrag, Maria antwortete in gereizter Stimmung, und stieg zu Schiffe. Wehmüthig hieng ihr Auge an dem schwindenden Gestade von Frankreich, ihre Erinnerung an den Freuden, die sie dort in der Mitte eines üppigen Hofes genossen hatte. Ohne von englischen, angeblich wider Seeräuber ausgerüsteten Schiffen erreicht zu werden, landete sie den 19. Aug. 61 an der traurigen Küste ihres Reiches. Da sie Protestanten zu den ersten Stellen erhob, und in den Beschlüssen über Religion Nichts zu ändern versprach, wurde sie anfänglich mit ungeheuchelter Freude begrüßt. Aber mit drohendem Lärm vernahmen die Stände ihr Gesuch, täglich im Schloß eine Messe hören zu dürfen: argwöhnisch und murrend lief der Pöbel um die Kapelle her, wo der Teufelsdienst eingerichtet werde; Knox predigte von der neuen Jesabel; jede Mode, jede Lustbarkeit des Hofes unterlag bitterm Tadel. In Hoffnung, daß ein protestantischer Gemahl dem Greuel steuern werde, drängte man die Königin, sich zu verheurathen. Von jetzt an gab sich Elisabeth einem Benehmen hin, das stets ein finstrer Fleck in ihrem sonst großartigen Bilde bleiben wird. Ihr klarer Verstand hätte sie belehren können, daß, wenn nicht ausserordentliche Umstände hinzutreten, im Verkehre mit der lebensfrohen, sorglosen Maria ein mäßiger Aufwand von Klugheit hinreichen werde: statt dessen war sie, lange bevor die Noth dazu trieb, zu einem ränkevollen Spiele geneigt, weil sie in diesem Falle nicht als Königin, sondern als Weib handelte. Zwar sagte sie einmal zu dem französischen Gesandten: »denke ich ans Heurathen, so ists, wie wenn mir das Herz aus dem Leibe gerissen würde.«

führte den Wunsch, „als Englands jungfräuliche Königin zu sterben,“ wie ihren Wahlspruch im Munde, und war in der That zu stolz, als daß sie die Herrschaft mit einem Mann hätte theilen wollen; auf der andern Seite aber quälte sie ein hoher Grad von Eitelkeit. So erschien sie vor dem weitgereisten Lord Melvil, dem Gesandten Marias, bald in spanischer, bald in französischer, bald in italiänischer Tracht: die letztere, urtheilte Melvil, stehe zu ihrem wallenden, hochblonden Haare am besten. „Wer,“ fragte sie endlich, „ist doch die Schönere, Maria oder ich?“ „Wenn Maria,“ erwiederte Melvil, „die schönste Dame in Schottland ist, so ist es Eure Majestät in England.“ „Wer aber die Schlankere?“ „Maria.“ „So ist sie zu schmal; denn ich habe gerade das rechte Maß.“ Da sie von Marias Harfenspiel gehört hatte, so mußte ein Vertrauter den Lord Morgens einmal an ihrem Kabinete vorüberführen: er verstand den Wink, riß die Thüre auf und stürzte wie entzückt zu ihren Füßen: sie stellte sich beleidigt, gab jedoch bald seinen Schmeicheleien nach, und ließ sich die geschicktere Tonkünstlerin nennen. Wie nun Maria im Begriffe stand, sich zu vermählen, empfand Elisabeth nicht etwa blos staatskluge Besorgnisse, weil in einem Vertrage vom Sept. 63 die Erbansprüche der Schottin noch keineswegs beseitigt waren, sondern es wirkten auch minder edle Triebfedern auf ihr Herz. Maria wählte den schönen, lebhaften kaum 20jährigen Lord Heinrich Darnley, dessen Vater, Graf Matthias von Lenox, einem Seitenzweige des Hauses Stuart angehörte, dessen Mutter Margaretha eine Tochter von Heinrichs VIII. Schwester Margaretha war; denn diese hatte, als Jakob IV. gestorben, den Grafen Archibald Douglas geheurathet. Da Lenox meistens auf seinen Gütern in England lebte, so nahm Elisabeth die ihm und dem Sohn bereits gegebne Erlaubniß, nach Schottland zu reisen, plötzlich zurück, warf, als Darnley nicht gehorchte, seine Verwandten in den Tower und zog jene Güter ein. Den 29. Juli 65

vollzog Heinrich das Beilager, erregte aber sogleich als Katholik den Feuereifer der Geistlichen und eine Verschwörung unter dem Adel: Elisabeth versprach heimlich ihren Beistand, läugnete dieß übrigens, als der Plan fehlschlug. Indeß sollte Marias Unglück zunächst von einer andern Seite herrühren. König Heinrich verrieth neben plumpem Hochmuth ungeschliffne, gemeine Sitten; die Königin fand daher größres Wohlgefallen an dem angenehmen italiänischen Sänger Rizio, machte ihn zu ihrem Geheimschreiber, und gab sogar zu dem Gerüchte Anlaß, daß er zur Kanzlerwürde bestimmt sey. Als sie den 9. März 66 mit ihm und einigen Damen zu Abend speiste, trat ihr Gemahl, von bewaffneten Edelleuten begleitet, aus einer Seitenthüre hinter ihren Stuhl; Rizio, die Gefahr ahnend, ergriff knieend das Kleid der Königin, wurde von dem Wüthenden gepackt und im Vorzimmer mit 56 Wunden ermordet. Heinrich wollte nun von der That nichts gewußt haben, gab die Bestrafung mehrerer Schuldigen zu, verlor somit als Feigling bei allen Partheien den Kredit, und mußte sich vor dem Zorne seiner Gemahlin schüchtern zurückziehen. Wenn Elisabeth Nachrichten dieser Art nicht ohne Schadenfreude vernahm, so war es ihr desto empfindlicher, während eines Balls zu erfahren, daß Maria am 19. Juni 66 einen Sohn (den nachmaligen Jakob VI.) geboren habe. Heinrich wohnte nicht einmal der Taufe an, und nach dem Wochenbette überhäufte die Königin den einnehmend schönen, aber rohen und lasterhaften Grafen von Bothwell, einen der mächtigsten Vasallen des Reichs, mit Zeichen ihrer Gunst. Man muthmaßte daher auf Gift, als Heinrich zu Anfang 67 in Glasgow schnell erkrankte; doch er schien sich wieder zu erholen, Maria besuchte ihn, redete ihm zu, ihr nach Edinburgh zu folgen, wies ihm ein stilles Landhaus an, blieb 8 Tage zu seiner Pflege dort, und wünschte nur die Nacht des 9. Febr., weil ein Hoffräulein Hochzeit feire, im Pallaste zuzubringen. Gerade in dieser Nacht sprengte eine Pulvermine das Land-

haus in die Luft, und Heinrichs Leichnam wurde nicht weit davon auf dem Felde gefunden. Fürchterliche Stimmen, die bei Nacht in Edinburgh gehört wurden, und nächtlich angeschlagne Zettel nannten den Bothwell Königsmörder. Doch statt eine ernstliche Untersuchung anzuordnen, leitete Maria durch ein bestelltes Gericht seine Lossprechung ein, achtete auf keine Warnung des In- und Auslandes, verzieh ihm gar zu bereitwillig, als er sie von Stirling nach seinem Schlosse Dunbar entführte, und gab ihm, der noch überdieß erst vor 6 Monaten geheurathet hatte und folglich der Scheidung bedurfte, schon am 15. Mai 67 ihre Hand. Unter finstern Zeichen wurde dieser Bund geschlossen, für den Maria schon durch das rohe Betragen Bothwells büßen mußte. Der Adel, gestachelt durch Eifersucht, durch die Prediger und den Grafen Lenox, verschwor sich; Bewaffnete wollten auf dem Schlosse Borthwick das Ehepaar überfallen; Bothwell sammelte Truppen: sie waren treulos; er floh nach den Orkneysinseln, trieb Seeräuberei, rettete sich verfolgt nach Dänemark, und starb dort 1578, nach 10jähriger Gefangenschaft, im Wahnsinne. Maria ergab sich den Verbündeten, ward unter dem Hohne des Pöbels nach Edinburgh geführt, dann in dem Seeschlosse Lochlevin eingesperrt und am 24. Juli genöthigt, dem Throne zu entsagen und ihren Halbbruder, Grafen Murray, als Regenten für den unmündigen Jakob anzuerkennen. Den 2. Mai 68 entschlüpfte sie der Haft: ein kleiner Theil des Adels, zufrieden mit Bothwells Sturz, trat unter ihre Fahne; aber Murray zerstreute ihr Heer; die Farth nach Frankreich war unmöglich: es blieb ihr Nichts übrig als ein Fischerkahn, auf dem sie nach Carlisle in England segelte, um von hier aus am 16. Mai Elisabeths schwesterliche Hülfe anzuflehen. Auch Elisabeth befand sich jetzt in nicht geringer Verlegenheit: ließ man die Flüchtige ohne Aufsicht, so war zu befürchten, daß die katholische Parthei sie auf den brittischen Thron führe; setzte man sie mit Gewalt wieder in Schottland ein, so stieß man die Puritaner vor

den Kopf. Cecil rieth daher, das Hülfegesuch nicht abzuweisen, die Bittstellerin aber mit guter Manier in Gewahrsam zu halten und in dieser Absicht zu erklären, daß Elisabeth zwischen ihr und den Schotten vermitteln wolle, wofern sich Maria von der Anklage, an Ermordung ihres Gemahls Theil genommen zu haben, vor einer brittischen Kommission durch Bevollmächtigte zu reinigen vermöge. Maria ernannte Bevollmächtigte und wurde um der Sicherheit willen von Carlisle nach Bolton in Yorkshire gebracht. Ihr Bruder Murray, dem es um die Regentschaft zu thun war, erschien als Hauptkläger vor der Lordskommission: höchst verdächtige Briefe und Sonette der Königin an Bothwell kamen zum Vorscheine, und eben jetzt weigerten die Bevollmächtigten jede Erklärung, weil es den Lords nicht zustehe, zu untersuchen, sondern blos zu verhandeln. Maria wurde aus der Nähe katholischer Ortschaften nach Tutbury in Staffordshire versetzt. Sofort kam eine unvorsichtig eingeleitete Verschwörung zu Tage: das Haupt der Kommission, der mächtige, sonst untadelhafte Herzog von Norfolk hatte sich in die Gefangne verliebt, und wollte die Erlaubniß, sie zu heurathen, mit Hülfe des englischen Adels erzwingen: Elisabeth warf ihn in den Tower, bewachte die nach Coventry versetzte Königin mit größrer Strenge, und dämpfte einen durch die Grafen Northumberland und Westmoreland im Norden angefachten Aufruhr der Katholiken. Eine so unglückselige Verwicklung war bereits eingetreten, als noch überdieß Pius V. dadurch, daß er den 25. Febr. 70 Elisabeths Unterthanen vom Eid der Treue entband, von Seiten des Parlaments schärfere Gesetze gegen die Katholiken hervorrief, als folgenden Jahrs, obgleich Murray schon den 23. Jan. 70 von Hamilton Bothwellhaugh ermordet worden war, jede Unterhandlung mit den partheiwüthigen Schotten in Nichts zerrann, als den 2. Juni 72, wegen Wiederaufnahme seines Plans, Norfolk das Schaffot besteigen mußte, und der spanische Philipp in Douay, der Kardinal von Guise in Rheims Seminarien

gründete, wo Engländer durch Jesuiten zu Priestern und Aufwieglern der brittischen Nation gebildet wurden. Ein Ausweg aus dem Labyrinthe war noch gedenkbar, wenn sich Elisabeth durch eine mit Kindern gesegnete Ehe auf dem Thron befestigte. Mit Erstaunen hörte man die Nachricht, daß den 22. Nov. 81 die jungfräuliche Königin mit dem Herzoge Franz von Anjou verlobt worden sey; allein da die 49jährige Braut kaum mehr eine Frucht dieser Verbindung hoffen durfte, da der erst 28jährige Anjou Katholik und Bruder des Anstifters der Bartholomäusnacht war, und das Volk deßhalb laut wider ihn murrte, so mußte die Sache rückgängig werden, wiewohl nicht ohne Selbstüberwindung von Seiten Elisabeths, die den Herzog noch 3 Monate von der Abreise zurückhielt und sogar öffentlich mit Liebkosungen überhäufte. Da nun auch diese Hoffnung verschwunden war; da der schwachköpfige sechste Jakob neue Vorschläge zur Befreiung seiner Mutter mehr erschwerte als förderte; da mehrere Verschwörungen fanatischer Katholiken entdeckt wurden; da endlich 1586 Babington, ein junger, durch Jesuiten aufgereitzter Edelmann, im Bunde mit dem Priester Ballard, einem Jesuitenzöglinge von Rheims, und mit mehreren katholischen Edelleuten aus England, Elisabeth ermorden und die Gefangne befreien wollten, und Marias zwei Schreiber, Nau und Curl, eingestanden, daß sie von Babington Briefe empfangen und auf Befehl der Königin beantwortet haben: so brachte man in Folge langer Berathungen Maria nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northampton, und sandte dorthin ein Gericht von 40 der angesehensten Pairs und von 5 Oberrichtern. Maria läugnete, mit Babington in Verbindung gestanden zu haben: Nau und Curl legten, ohne daß man Gewalt oder Versprechungen anwandte, einen Eid auf die Aechtheit jener Briefe ab: gegenüberstellen wollte man die Diener der Gebieterin nicht, weil dieß den Rechtsbegriffen jener Zeit zuwider gelaufen wäre, und so sprachen denn am 25. Okt. 86 sämmtliche Richter

ihr Schuldig über Maria; am 29. bat das Parlament in einer Adresse um Bekanntmachung des Urtheils; Elisabeth verlangte, man solle ein andres Mittel, welches Maria unschädlich machen, jedoch ihr Leben retten würde, in Vorschlag bringen; beide Häuser drangen im Namen der Nation auf Vollziehung des Spruches, und Elisabeth machte das Urtheil bekannt, nachdem sie in einer Rede an das Parlament die bezeichnenden Worte hatte einfliessen lassen: »ich billige eure Gründe; doch wenn ich sagen wollte, daß ich, was ihr bittet, thun werde, so würde ich vielleicht mehr sagen, als ich denke: wenn ich es zu thun verhieße, so könnte ich mich ins Verderben stürzen, was ihr, Zeit, Ort und Leidenschaften der Menschen erwägend, nach eurer Klugheit nicht wünschen könnt.« Die französische Regierung, und jetzt endlich auch König Jakob erhoben mit Ernst ihre Stimme; gleichzeitig liefen erschreckende Gerüchte von neuen Verschwörungen wider Elisabeths Leben und von Rüstungen Philipps um. Da erhielt Sir Amias Paulet, Wächter des Gefängnisses in Fotheringhay, einen Wink, daß er die Verlegenheit endigen könne; doch seine edle Gesinnung erlaubte ihm nicht, sich zum Giftmischer herzugeben. Elisabeth mußte den Staatssekretär Davison rufen: er solle, auf den Fall, daß Aufruhr entstünde, oder fremde Kriegsmacht lande, einen Vollstreckungsbefehl abfassen. Davison brachte die Schrift, Elisabeth unterzeichnete, wies den Ueberbringer, um siegeln zu lassen, an den Kanzler, nahm aber folgenden Tags, als es natürlich zu spät war, diesen Auftrag zurück, tadelte die Eilfertigkeit ihres Dieners und bedeutete ihn, das Papier bis auf Weiteres nicht aus der Hand zu geben. Davison, an der Königin irre geworden, und der Größe seiner Verantwortlichkeit erliegend, eilte zu den Staatsräthen. Elisabeth, sagten diese, habe das Ihrige gethan: das noch Fehlende nehmen sie auf ihr Gewissen: Davison solle die Schrift den Vollstreckern einhändigen, den Grafen von Schrewsbury, Kent, Derby und Cumberland. Die bei-

den Erstern setzen die Verurtheilte sogleich in Kenntniß, daß sie sich auf den nächsten Morgen um 8 Uhr gefaßt halten solle: sie nimmt einen herzerschütternden Abschied von wenigen Getreuen, schläft einige Stunden, wacht dann unter Gebeten, bis der 8. Februar 87 tagte, betritt standhaft die schwarzausgeschlagne Halle, wünscht, daß Gott ihren Feinden verzeihen und die Königin segnen möge, betheuert bei Verlust der Seligkeit, sich in keine Verbindung wider Elisabeth eingelassen zu haben, und legt ihr Haupt auf den Block. Ein Akt der großen Tragödie des Hauses Stuart gieng zu Ende; Elisabeth aber, die allerdings von der Fürstenwürde zu hoch dachte, als daß sie die Hinrichtung einer Königin hätte leicht nehmen können, zeigte Nichts als Bestürzung, brach unter Klagen über den Unbestand des Glückes in Thränen aus, blieb wieder starr und unbeweglich stehen, sank dann kraftlos zusammen, schrieb einen Beileidsbrief an König Jakob, warf den Staatssekretär ins Gefängniß und drohte den Räthen ihren Zorn. Ihnen zwar geschah Nichts, Davison aber, um 10,000 Pfund gestraft, wurde durch sie zum Bettler. Marias Fehler, entsprungen aus Jugend und Leichtsinn, gebüßt durch 19jährige Leiden im Kerker, verschönert durch einen tragischen Ausgang, finden in der Einbildungskraft des Beurtheilers eine unwillkührliche Fürsprache; Elisabeth dagegen, von Anfang erbittert über die wohlbegründeten Thronansprüche, eifrig auf die Schönheit ihrer Gegnerin und abgeneigt, die Unglückliche zu sehen, weil sie weder überglänzt noch gerührt werden wollte, vermochte über den letzten blutigen Schritt nur einen durchsichtigen Schleier zu werfen, und wie wir sehen, hat auch ihr Gewissen, dem sie eine Ausflucht offen lassen wollte, keineswegs geschwiegen. Ein Glück für ihren Ruf, daß sie unmittelbar darauf in schwerer Probe den Beweis führen konnte, die Verlängerung ihres Lebens sey für die Geschichte von höherm Werthe gewesen. Doch diesen großartigen Kampf sind wir erst dann

zu würdigen im Stande, wenn wir uns einen Blick in die Verwicklungen der französischen und spanischen Monarchie verschafft haben.

Fünfzehntes Hauptstück.

Bourbonen und Hugenotten in Frankreich.

Die durch Ludwig XI. begründete Königsmacht hat unter Franz I. noch eine weitere Ausdehnung erhalten. Das Krongut wurde beträchtlich vermehrt, gleich bei seinem Regierungsantritte durch die Grafschaft Angoulême, 1523 durch die weitläufigen Besitzungen des Konnetables Karl von Bourbon, 1525 durch das Herzogthum Alençon und die Grafschaften Perche, Armagnac und Rovergue, besonders aber durch das Herzogthum Bretagne, welches von seiner ersten Gemahlin Claudia, der Tochter Ludwigs XII. und Annas, kraft einer Schenkung unwiderruflich an die Krone übergieng. Indem er die Artillerie vervollkommnete, das stehende Heer vergrößerte, überhaupt das neue Kriegswesen durchführte; indem er die thätigen Kräfte auswärts beschäftigte, und Jeden, der durch Talente, Reichthümer oder Geburt Aufsehen erregte, von Kundschaftern beobachten ließ und, sobald es rathsam schien, mittelst einer Stelle an das Interesse des Hofes kettete, machte er es dem Adel vollends unmöglich, eine selbstständige Körperschaft zu bilden. Hiezu kam der fast unbedingte Einfluß, den er auf die Kirche übte: sein Kanzler Anton du Prat hatte dem Pabste im Dezember 1515 ein Konkordat abgelockt, laut dessen der König, so sehr auch die pariser Universität und die Parlamente dawider eifern mochten, unter Bestätigung des Pabstes Bisthümer und Abteien vergab. Zwar blieb manchen Kirchen und Klöstern das Wahlrecht vorbehalten; allein 1532 hob Franz diese Ausnahmen auf, und auch die Provence und Bretagne, obgleich nicht im Konkor-

date einbegriffen, verloren ihre Wahlfreiheit. Somit wurden die Kirchenhäupter nun Höflinge, und wer es mit dem Hofe verdarb, hatte jede Anwartschaft auf eine Pfründe verscherzt. Eine allgemeine Versammlung der Stände umgieng man fortwährend durch willkührliche Auswahl und Berufung der sogenannten Notabeln oder angesehnen Männer. Nur den Parlamenten, zumal dem von Paris, stand immer noch ein großer Einfluß zu Gebote. Als oberste Gerichtsbehörden des Reichs, die nach dem Gesetze sprechen sollten, forderten sie schon lange, daß neue Gesetze ihnen zur Eintragung und Anerkenntniß vorgelegt werden, und erlaubten sich, wenn diese lediglich von den Ministern ausgiengen, nicht selten remontrances oder Gegenvorstellungen. Da überdieß in den unruhigen Zeiten Karls VI. ganze Provinzen an das pariser Parlament appellirt, die Minister dasselbe um Rath gefragt und die Partheien gewetteifert hatten, ihre Beschlüsse durch das Urtheil des so angesehnen Tribunals zu sanctioniren, so spielte es auch in veränderter Lage gern die Rolle eines bleibenden Ausschusses der Stände. Hartnäckigem Widerspruch begegneten die Könige dadurch, daß sie in eigner Person durch ein sogenanntes lit de justice die Eintragung und Befolgung neuer Gesetze anbefahlen; wobei es denn üblich war, sich durch den Beisatz: „auf ausdrücklichen Befehl des Königs," zu verwahren. Franz aber gieng noch weiter. Als das Parlament zu dem Edikte von 1524, worin er seiner Mutter die Regentschaft übertrug, einige Bemerkungen wagte, gab er die strenge Erklärung, daß man sich solcher Glossen künftighin gänzlich zu enthalten habe, und errichtete sofort nach dem Vorschlage des Kanzlers du Prat mehrere neue Parlamentsstellen, die unter dem Titel eines Darlehens für den Staat käuflich waren; dennoch mußte bis 1597 jedes Mitglied schwören, daß es seine Stelle nicht gekauft habe. Uebrigens blieb Franz, so keck er seine Macht auszudehnen wußte, bei den Unterthanen beliebt: kein Wunder! seine glänzenden Eigen-

schaften waren ächt französisch. Zudem schützte er Wissenschaften, Künste und Gewerbe: 1536 gründeten 2 Genueser die ersten Seidemanufakturen in Lyon; italiänische Flüchtlinge, denen er Jahrgelder aussetzte, nannten ihn »père des lettres;« der große Mahler Leonardo da Vinci starb in seinen Armen; Rafael vermachte ihm den Stein, auf den 22 Figuren geschnitten sind, und der bis zur Revolution unter die Kleinodien der Krone gehörte, und in hoher Gunst bei ihm stand das Haus der gelehrten Buchdrucker Estienne oder Stephanus. 1520 hatte Heinrich Stephanus eine wohleingerichtete Werkstatt hinterlassen, die Anfangs der zweite Mann seiner Frau, Simon von Colines, übernahm; bald aber setzten die Söhne, Franz, Robert und Karl das Geschäft fort. Den Tüchtigsten, den im Jahre 1503 gebornen Robert ernannte Franz 1539 für den hebräischen und lateinischen, nicht lange hernach auch für den griechischen Druck zum königlichen Typographen. Seine Gattin Perrette, Tochter des von Lyon nach Paris gezognen Buchdruckers Jodocus Badius Ascensius, redete das Lateinische wie ihre Muttersprache; 10 Gelehrte aus verschiednen Ländern nahmen an seinen Arbeiten und Gesprächen Theil, und zuletzt verstanden sogar Diener und Mägde das fort und fort im Hause gesprochne Latein. Allein unerachtet der Herrlichkeit, womit Franz seinen Thron umgab, wucherten gerade unter ihm die Keime eines nahe bevorstehenden Zerfalls. Ludwigs XII. feine, gesellige Gattin Anna hatte sich zuerst mit Ehrendamen umgeben und viele adelige Frauen an den Hof gezogen; die Männer, von langer Weile geplagt, fanden sich ebenfalls ein, und die Regierung sah dieß gerne, weil die Edelherrn dann um so gewisser aufhörten, in ihrem Eigenthum als Sterne erster Größe zu glänzen. Nun pflegte Franz, wie der Geschichtschreiber Matthieu sagt, Liebesgeschichten aus dem Dunkel des Geheimnisses ans Tageslicht hervorzuziehen und die Unkeuschheit zu belohnen; unmittelbar vom Fürsten also

gieng ein leichtfertiger Ton auf die ganze um ihn versammelte Gesellschaft, folglich gerade auf die vornehmsten und gebildetsten Franzosen über, und die Frauen erhielten nicht nur eine viel größre Bedeutung, sondern die Staatsangelegenheiten wurden mehr und mehr von ihrem Urtheile abhängig, mit andern Worten, der Ernst des Handelns verlor sich in ein launenhaftes Spiel von Ränken. Unter diesen Konstellationen betrat die Reformation auch den Boden des französischen Reichs. Warum ihre Anhänger Hugenotten genannt wurden, ist nicht klar: nach de Thou kam dieser Name in Tours auf, weil die Reformirten bei Nacht, wo es hieß, daß König Hugo spucke, ihre Konventikel hielten; wahrscheinlich aber ist er aus dem Worte „Eidgenossen" entstanden; denn von der Schweitz und von Genf her drang die neue Lehre ein, und mußte sogleich in Widerspruch mit dem Hofe gerathen, weil der Hof die Kirchenstellen vergab, und sowohl in den demokratischen Grundsätzen als in der strengen Kirchenzucht des Calvinismus ein grelles Widerspiel seiner eignen Maximen erkannte. Obgleich daher Franzens eigne Schwester Margaretha, seit 1527 Gemahlin Heinrichs II., der von 1517 bis 1555 als Sohn Johann d'Albrets in Navarra regiert hat, der neuen Lehre anhieng und sie begünstigte, so wurden doch, solange Franz regierte, die Hugenotten und aus Anlaß dieser auch die armen Waldenser in Venaissin und der Provence verfolgt, nicht weniger als 5000 Menschen um der Religion willen getödtet und Viele derselben vorher den qualvollsten Martern unterworfen. Den 31. März 1547 starb Franz in Folge seiner Ausschweifungen.

Der ältere, gleichnamige Prinz war dem Vater schon den 10. Aug. 1536 vorangegangen; es folgte also in der Regierung Heinrich II., geb. den 31. März 1519, seit 14 Jahren vermählt mit Katharina, der Tochter Lorenzos de' Medici. Mit seltner Kunst der Entsagung schmiegte sich die ränkevolle, von Herrschsucht glühende Königin noch 12 Jahre lang einer untergeordneten Rolle, während die schöne Diana von Poitiers, Wittwe

des normannischen Marschalls Ludwig de Brézé, Herzogin von Valentinois, den um 20 Jahre jüngern König bezauberte. Unfähig, sich und Andre zu regieren, bewies Heinrich blos dadurch seine Selbstständigkeit, daß er einem weisen Rath des Vaters zuwider den alten, verbannten Konnetable Montmorency sogleich an den Hof berief, und den anmaßenden Guisen sein unbegränztes Vertrauen schenkte. Fassen wir diese Familie genauer ins Auge. Herzog Réné, der wackre Kämpfer gegen Karl den Kühnen, hatte einen Sohn Anton hinterlassen, Gemahl Renatas von Montpensier, welcher das Herzogthum Lothringen erbte, und einen jüngern, Claudius, der sich in zweiter Ehe mit Antonia de Bourbon, Tochter des Grafen Franz von Vendôme verheurathete, die französischen Herrschaften Guise und Elboeuf, Aumale, Mayenne und Joinville überkam, und 1550 starb; von den Töchtern des Claudius ist die älteste, 1515 geborne Mutter der berühmten Maria Stuart, die zweite, Aloysia, Gemahlin Karls von Croy geworden; Renata und Antonia starben im Kloster; von den Söhnen wurde der dritte, Claudius, Herzog von Aumale, der vierte, Ludwig, 1553 Kardinal, der fünfte Maltheserritter, der sechste, Réné, Marquis von Elboeuf; uns aber interessiren jetzt vornämlich die beiden ältesten, der den 17. Jan. 1519 geborne, seit 1549 mit Anna, Tochter des Herzogs Herkules von Ferrara vermählte, kriegerische und feurige Herzog Franz von Guise, und der 1524 geborne Erzbischoff Karl von Rheims, seit 1547 gewöhnlich Kardinal von Lothringen genannt. Ihr und Dianas überwiegender Einfluß hatte nicht nur strenge, sondern leidenschaftliche Maßregeln gegen die Hugenotten zur Folge, wie denn gleich 1549, in Gegenwart des Königs, auf dem Greveplatz, überführte Ketzer, deren Qualen man verlängern wollte, an Ketten bald ins Feuer niedergelassen, bald wieder hinaufgezogen wurden. Sogar der verdienstvolle, beim König beliebte d'Andelot,

Generaloberster des Fußvolks, mußte es schwer büßen, daß er zur reformirten Sekte hielt; denn kaum hatte er bekannt, daß ihm die Messe als Menschensatzung verächtlich scheine, so sprang Heinrich von der Tafel auf, warf einen Teller nach ihm, schwur, den Gotteslästerer, hätte er nicht selbst ihn erziehen helfen, zu durchbohren, beraubte ihn seiner Stelle und gab ihm die Freiheit erst dann wieder, als er die Messe in seinem Zimmer halten ließ. Kein Wunder, daß auch die Familie der Stephanus nicht länger unangefochten blieb. Robert gab sich viele Mühe, die Bibel lateinisch und im Urtexte zu verbreiten: bekanntlich hat er sie während eines seiner vielen und großen Ritte in die jetzt noch gebräuchlichen Verse eingetheilt, — wiewohl man glaubt, das Pferd müsse oft gestolpert haben, und so der Eintheilungsstrich nicht selten an die unrechte Stelle gekommen seyn. Als Ketzer angeklagt, verpflanzte er 1550 oder 51 sein ganzes Hauswesen nach Genf, enterbte seinen zweiten Sohn Robert, weil dieser als Katholik in Paris druckte, und fand, als er 1559 starb, einen desto größern Nachfolger an dem ältesten Sohne Heinrich. Denn obgleich derselbe bei seiner Reiselust und unbezwinglichen Sucht, vornehme Bekanntschaften zu machen, nicht wenig Zeit verlor, so hat er dennoch fast Unglaubliches geleistet: 1559 gab er den Diodor, 1560 den Pindar nebst Bruchstücken der übrigen Lyriker, 1561 den Xenophon, 1562 den Sextus Empiricus und Themistius, 1563 die Schrift vom Mißbrauch der griechischen Sprache, 1564 die Bruchstücke der ältern lateinischen Dichter und den Thucydides, 1566 die griechische Blumenlese, sämmtliche griechische Epiker, den Herodot und die Vertheidigung des Herodot, 1567 die griechischen Aerzte nach Hippokrates und den Polemon und Himerius, 1568 den Sophokles, 1569 die Bruchstücke der griechischen Komiker, 1570 den Diogenes von Laerte, 1572 den ganzen Plutarch heraus. Welche Arbeiten, wenn man bedenkt, daß er meistens noch die Handschriften mühselig entziffern, den verdorb-

nen Text herstellen und ein Wörterbuch der griechischen Sprache erst anlegen mußte! Zwar hatte zu einem solchen um 1497 der Karmelitermönch Johann Craston von Piacenza, dann Wilhelm Budäus, der Arzt Robert Constantinus, am meisten aber Robert Stephanus vorgearbeitet; dennoch gränzt es ans Wunderbare, daß Heinrich schon den 1. März 1572 die 5 Folianten seines Thesaurus vollendet hatte, zu welchem sich alle spätern griechischen Wörterbücher nur wie gesichtete Auszüge verhalten. Den ersten Auszug fertigte während des Drucks der die Korrektur besorgende Deutsche Johann Scapula, ohne Wissen und zum größten Schaden seines Herrn; denn die meisten Käufer zogen das 1579 in Basel erschienene kürzere Werk vor. Isaak Casaubonus, geraume Zeit zugleich Korrektor in der stephanischen Druckerei und Lehrer an der Hochschule, einer der gelehrtesten Männer, welche die Geschichte kennt, heurathete um 1580 Heinrichs Tochter Florentia: der Schwiegervater, den im Alter ein unruhiger Mißmuth plagte, wollte nie Vertrauen zu der milden Karakterfestigkeit des Eidams fassen, und oft durften die Kinder ihm nicht vors Auge kommen. Er starb 1598 auf einer Reise zu Lyon. Kommen wir von dem großen Heinrich auf den kleinen König dieses Namens zurück! Obgleich in Frankreich ein Verfolger der Protestanten, hatte er, wie wir wissen, 1552 als Bundesgenosse des Churfürsten Moritz einen Krieg gegen Karl V. eröffnet, den am 5. Febr. 56 der vortheilhafte Waffenstillstand von Vaucelles zu beendigen schien; allein Paul IV., der die Habsburger so bitter haßte als die Protestanten, reitzte Heinrich II. zur Erneuerung der Feindseligkeiten. Den 10. Aug. 1557 gewann Herzog Emanuel Philibert von Savoyen eine hitzige Schlacht bei St. Quentin: statt den Sieg seines Feldherrn zu benützen, baute Philipp II. dem Heiligen des 10. August, dem Märtyrer St. Lorenz, der auf einem Roste verbrannt worden seyn soll, in Form eines Rostes das düstre Kloster und Schloß

Escurial, zu dessen Kirche sich der Haupteingang den spanischen Königen nur zweimal, wenn sie nach der Geburt hineingetragen, und wenn sie beerdigt werden, öffnet. Indeß nahm die katholische Maria von England, ihrem Gemahle zu lieb, ebenfalls am Kriege Theil, und den 13. Juli 1558 siegte Graf Egmont bei Gravelingen. Allein Philipp II. empfand Gewissensbisse, weil er auch den Pabst unter seinen Gegnern wußte, und schloß am 3. April 59 den Frieden von Chateau Cambresis: man verzichtete gegenseitig auf Eroberungen: nur das durch Franz Guise genommne Calais, obgleich es dem Vertrage gemäß nach 8 Jahren zurückgegeben werden sollte, ist fortan bei Frankreich geblieben. Eine zweifache Heurath sollte den Frieden bekräftigen: der endlich in sein ganzes Land wieder eingesetzte Philibert Emanuel wurde mit König Heinrichs jüngster Schwester, mit der 1523 gebornen Margaretha, Philipp II. wurde mit Heinrichs ältester, 14jähriger Tochter Elisabeth vermählt. Bei einem zur Hochzeitfeier veranstalteten Turnier wollte sich der König in der einzigen Kunst, die er verstand, im Reiten, hervorthun, brach unter jubelndem Beifall eine Lanze um die andre, und forderte endlich auch den jungen Grafen von Montgommery zu einem Gange auf: der Graf sträubte sich, mußte aber gehorchen; seine Lanze ward am Harnische des Gegners geknickt; ein Splitter drang dem Könige durch das rechte Auge bis ins Gehirn, und nach entsetzlichen Schmerzen starb Heinrich, 11 Tage darauf, am 10. Juli 59.

Der älteste Sohn, Franz II., geboren den 19. Jan. 1544, ein Schwächling an Körper und Geist, fand die Kasse, der sein Vater durch 600 mit einemmal verkaufte Richterstellen umsonst hatte aufhelfen wollen, durch sinnlose und skandalöse Ausgaben erschöpft; Montmorency und Diana mußten den Hof räumen; Katharina von Medici fieng an ihre lang gepreßte, elastische Schlangennatur zu entfalten; Franz und Karl Guise, deren Nichte Maria Stuart nunmehr Königin von Frankreich war, drängten sich hoch-

fahrend und keck an die Stufen des Throns. Nicht mit Unrecht fühlte sich daher eine Seitenlinie des Herrscherhauses, die, wenn Heinrichs II. Familie ausstarb, das nächste Recht an die Krone hatte, auf eine kränkende Weise zurückgesetzt. Die Familie Bourbon geht bis auf Ludwig IX. zurück; denn dessen jüngster Sohn, Graf Robert von Clermont, hatte sich mit Beatrix, Edler von Bourbon, Tochter Johanns von Burgund, Freiherrn zu Charolois, verheurathet. Die bedeutendsten Mitglieder zur Zeit des zweiten Franz waren Kinder des 1537 verstorbnen Herzogs Karl von Vendôme: Anton, geboren 1518, vermählt 1548 mit Johanna d'Albret, die 1555 ihrem Vater Heinrich II. auf dem Throne von Navarra gefolgt war; der 5 Jahre jüngere Karl, Erzbischoff von Rouen und Kardinal, wie Anton ein Mann von geringer Thatkraft, und der 1530 geborne, heitre, einnehmende, unruhig strebende Prinz Ludwig von Condé, Stammvater der Familien Condé und Conti. Prinz Ludwig gewann den tapfern Neffen Montmorencys und Bruder Andelots, den Admiral Coligny aus dem Hause Chatillon, dessen Ernst und Wahrhaftigkeit von dem sittenlosen, trügerischen Hofe ohnehin grell abstachen. Den zu ergreifenden Plan gab die fanatische Unduldsamkeit der Guisen an die Hand: ein Edikt vom 14. Nov. 59 drohte Jedem, der den reformirten Gottesdienst besuche, mit dem Tode und befahl Zerstörung der als Versammlungsörter benützten Gebäude; eine eigne bei jedem Parlament wider die Ketzer errichtete Kammer erhielt den nur allzu bezeichnenden Namen chambre ardente; die Mouchards oder überall spähenden Kundschafter des Inquisitionsrathes Mouchi sprengten heillose Gerüchte über die Reformirten aus, und am 23. Dez. mußte sogar der verdiente, redliche Parlamentsrath Annas du Bourg, weil er zur Mäßigung gerathen hatte, das Schaffot besteigen. Nach Colignys Vorschlag wurde daher beschlossen, an die Spitze der Hugenotten zu treten, und so das Interesse einer verfolgten, zahlreichen und unternehmenden Parthei mit dem bourbonischen Fami-

lieninteresse zu verschmelzen. Die Hugenotten giengen darauf ein, wenn Nichts gegen den Staat und die königliche Familie beabsichtigt werde, und so entstand eine engere Verbindung, die äusserlich durch den kühnen Edelmann la Renaudie von Perigord geleitet wurde. Man wollte die Guisen festnehmen und stürzen, dem Prinzen Ludwig das Staatsruder übergeben, und freien Gottesdienst für die Protestanten durchsetzen. Die Sache wurde den Guisen verrathen: Herzog Franz beschloß, den Ausbruch nicht zu hemmen, weil die Verschwornen doch Nichts ausrichten würden, und man so Theilnehmer und Zusammenhang besser erfahre. Vom Könige mit fast unbeschränkter Vollmacht zum Generalstatthalter des Reichs ernannt, verlegte er die Hofhaltung rasch von Blois nach Amboise, und ließ die 15 Edeln, welche der Verabredung gemäß eine Bittschrift um freien Gottesdienst überreichten, greifen, foltern und hinrichten, die in der Nähe versammelten Bewaffneten durch königliches Militär zerstreuen, wobei den 18. März 60 la Renaudie umkam, und viele Gefangne in Gegenwart des Hofes rädern, hängen oder ertränken: über 1200 Menschen verloren dergestalt das Leben. Wenn nun die Guisen im Augenblicke des Siegs von ihrer Bereitwilligkeit, Mißbräuche abzustellen und einen billigen Vergleich herbeizuführen, redeten und deßhalb auf den August 60 eine Versammlung der Notabeln nach Fontainebleau ausschrieben, so geschah dieß in der Zuversicht, daß man gerade jetzt ihre ganze Verwaltung billigen, somit ihren ohnehin vergrößerten Einfluß auch noch legitimiren werde. Die Königin Mutter Katharina, mehr und mehr darauf ausgehend, jeden entschiednen Einfluß durch einen andern zu beschränken und das Spiel so lange zu verwickeln, bis nur sie noch es zu übersehen vermöchte, sah sich nach einem Gegengewichte gegen die Guisen um, und verhalf daher dem erfahrnen, würdevollen, unbestechlichen Michael l'Hospital zur Kanzlerwürde. Coligny übergab, während Anton und Ludwig sich in sichrer Ferne hielten, den No-

tadeln eine Schrift, worin die Hugenotten baten, man möchte sie nicht ungehört verdammen, sondern ihre Lehre prüfen, und von ihrer Unterthanentreue sich überzeugen. Mehrere, sogar Bischöffe stimmten in Klagen über Geistlichkeit und Kirche ein, Andre äusserten sich heftig über die Neuerer: zu einem eigentlichen Beschlusse kam es nicht: Alle wünschten die Berufung der Reichsstände. Indeß wurden die bisher verschleierten Pläne der Bourbons überhaupt, insbesondre ein Anschlag Condés, Lyon zu besetzen, aus aufgefangnen Briefen klar; gegen Anton und Condé also sollte, bevor die Sitzungen der nach Orleans berufnen Stände anfiengen, ein kühner Streich geführt werden, und eben die Versammlung, „welcher sie als Prinzen nicht fehlen durften,“ mußte als Vorwand dienen, sie nach Orleans zu locken. Den König von Navarra, begnügte man sich, sorgfältig zu bewachen, Condé aber ward bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige verhaftet, des Hochverraths angeklagt, und durch ein ausserordentliches Gericht zum Tode verurtheilt: nur die Unterschrift des sich beharrlich weigernden Kanzlers fehlte noch, als der kinderlose König unerwartet schnell am 5. Dez. 1560 starb.

Ihm folgte sein den 27. Juni 50 geborner Bruder als Karl IX. Hiedurch änderten sich die Verhältnisse: die Nichte der Guisen war nun nicht mehr Königin von Frankreich, die Bourbons kamen als Verwandte dem Throne näher zu stehen, und Katharina, die nur aus Furcht in Condés Verurtheilung gewilligt hatte, erhielt einen weit größern Spielraum. So erfolgte denn Condés Befreiung; das pariser Parlament erklärte feierlich seine Unschuld; Katharina versöhnte ihn mit den Guisen; auch Anton nahm an dieser Förmlichkeit Theil, jedoch erst, nachdem ihm Katharina heimlich vorgespiegelt hatte, sie wolle schon noch die Guisen entfernen und Religionsfreiheit bewilligen. Sie wurde Regentin, Anton Generalstatthalter des Reichs, und der Kardinal von Lothringen behielt die Finanzen unter sich. Finanzfragen waren es

auch vornämlich, worüber die Machthaber mit den am 13. Dez. zu Orleans eröffneten états généraux verkehrten. Innerhalb 13 Jahren hatte man 43 Millionen Livres Schulden gemacht, und gab jährlich dritthalb Millionen mehr aus, als man einnahm. Die Stände meinten, wenn die Könige ihre Unternehmungen nach den Einnahmen hätten berechnen müssen, so würden sie Herz und Hand vor Eingriffen in die Freiheit der Nachbarn und in die Geldbeutel der Unterthanen bewahrt haben. Doch fanden zuletzt noch einige Bewilligungen Statt, worauf die Stände verabschiedet wurden. Der Partheihaß wucherte im Stillen: Condé sann auf Rache; Anton mahnte an Erfüllung dessen, was ihm die Regentin insgeheim versprochen hatte; Herzog Franz zog den wieder zum Konnetable ernannten, bigotten Montmorency in das sogenannte Triumvirat, eine Verbindung dieser Beiden mit dem reichen Marschall von St. André. So kam es, daß Katharina, den Vorschlägen l'Hospitals Gehör gebend, nach gepflogner Berathung mit dem pariser Parlament, im Juli 61 die Strafe der Ketzerei auf Landesverweisung beschränkte, die Nachforschungen im Innern der Häuser einstellte und, weil Coligny hiemit noch nicht zufrieden war, auf den September ein Religionsgespräch zu Poissy anordnete, das jedoch, so gründlich Beza die Sache der Calvinisten führte, nach einer Dauer von 3 Monaten erfolglos endete. Nun vermittelte l'Hospital, soweit als möglich, durch das Edikt vom 17. Jan. 62, welches den Hugenotten ausserhalb der städtischen Mauern freien Gottesdienst einräumte, Mannschaft zu werben aber verbot, und die Pflicht auferlegte, an die Katholiken alle Kirchen und Kirchengüter zurückzugeben. Hierüber erbost, arbeiteten die Guisen desto eifriger daran, den König Anton von Katharina abzuziehen: der Kardinal von Ferrara, päbstlicher Legat, machte sein Gewissen mürb; der spanische Gesandte sprach davon, daß er Sardinien erhalten werde, als Ersatz für den durch Ferdinand den Katholischen eroberten Theil von Navarra, und Anton

war einfältig genug, sich an das Triumvirat anzuschliessen. Natürlich trat nun Katharina in ein um so näheres Verhältniß zu Condé und Coligny, welche sie jetzt als unentbehrliche Stützen des Throns betrachten mußte, und der Verdruß hierüber trieb endlich die Gegenparthei zu verzweifelten Maßregeln. Man müsse losschlagen, hieß es: Herzog Franz solle nach Paris reisen und den Prinzen Ludwig vertreiben. Unterwegs kam er an einem Sonntage, den 1. März 62, durch Bassy in Champagne, wo die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten: einige seiner Leute fiengen Händel an, und wurden aus der Versammlung geworfen; die Uebrigen sprengten das Thor; dem Herzoge flog ein Stein ins Gesicht; an 60 Reformirte, Männer, Weiber und Kinder, wurden getödtet, und dem Richter des Ortes, der sich auf das Januarsedikt berief, sagte Franz: »mein Degen wird das verfluchte Papier zerhauen.« Dann eilte er auf Paris zu, von wo Condé, um Truppen zu werben, sich entfernte; der nach Fontenaibleau entflohne Hof mußte dem Herzog in die Hauptstadt folgen; das Triumvirat verfügte, scheinbar im Namen der Regierung, was ihm gefiel; Philipp II. und die Herzoge von Mantua, Ferrara und Savoyen schickten Krieger; Condé erhielt von deutschen Fürsten Unterstützung, gieng am 20. Sept. ein Bündniß mit Elisabeth ein, und lieferte ihr, gegen Geld und 6000 Mann Hülfstruppen, auf solang, bis die Rückgabe von Calais an England erfolgen würde, Havre de Grace aus: mit Schauder erregenden Greueln, zumal von Seiten der Katholiken, begann der erste Hugenottenkrieg. König Anton, verwundet bei der Belagerung von Rheims, starb den 17. Nov., unter Phantasien von den Citronenwäldern Sardiniens. Den 19. Dez. 62 trafen sich die Hauptheere bei Dreux in der Normandie: Coligny schlug die Reiterei; der alte Montmorency wurde gefangen; Marschall St. André kam um; dennoch gewann zuletzt das schweitzerische und spanische Fußvolk der Katholiken den Sieg, und Condé selbst gerieth in Feindes Hand; indeß empfieng ihn Franz

Guise mit Achtung, zog ihn zur Tafel und schlief sogar, in Ermanglung eines andern Bettes, mit ihm zusammen. Aber auch der Herzog, welcher allein noch von den Triumvirn lebte, sollte bald seine Laufbahn beschließen: den 18. Febr. 63, Abends, vor dem durch Andelot vertheidigten Orleans, schoß ihm ein Kalvinist aus Angoumois, der schwärmerische Edelmann Johann Poltrot von Merey, 3 vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf am 24. Febr. sein Tod erfolgte. Herzog Heinrich von Guise, der Erstgeborne unter den 3 Söhnen des Franz, war kaum 13 Jahre alt; Condé und Montmorency wünschten aus der Gefangenschaft loszukommen; Katharina, ohnehin wider Willen in den Krieg verflochten, wollte die Engländer aus dem Lande gejagt wissen; l'Hospital arbeitete aus Menschlichkeit am Frieden; daher das am 19. März 63 veröffentlichte Edikt von Amboise, folgenden Inhalts: „freier Gottesdienst wird den Reformirten eingeräumt im ganzen Umfange derjenigen Güter, die im Besitze kalvinistisch gesinnter hoher Lehensträger sind; geringere Edelleute genießen diese Freiheit nur innerhalb ihrer Häuser, Bürger nur in einer einzigen, von der Regierung zu bezeichnenden Stadt jedes Landsgerichtes; Paris aber sammt Gebiet bleibt zu Gunsten der katholischen Religion hievon ausgenommen." Hierauf eroberte Montmorency Havre. Statt, wie sie treulos versprochen hatte, den Prinzen Condé in den Staatsrath aufzunehmen, ließ Katharina, damit sich nun kein Prinz mehr in die Regierung mische, ihren 14jährigen Karl durch das Parlament für mündig erklären. Der junge König sollte in der Mutter Gesellschaft das Reich sehen und kennen lernen: im April 64 trat er die Reise an, erblickte überall Verwüstungen des Bürgerkriegs und faßte, da ihm die Protestanten als Urheber genannt wurden, den bittersten Ingrimm gegen sie. Zu Bayonne hatte eine Zusammenkunft mit Karls Schwester Elisabeth von Spanien Statt: der dabei anwesende Alba sprach von übereinstimmenden Maßregeln, welche das spanische und pariser Kabinet den

Ketzern gegenüber ergreifen sollten: kein Hugenotte dürfe geschont werden, war seine Meinung; die Häupter, äusserte Katharina, verdienten doch eine Ausnahme: „nein,“ sagte Abba mit Bezug auf den Lachskopf in Colignys Wappen, „10,000 Frösche sind nicht soviel werth als ein einziger Lachskopf.“ Die Unruhen in den Niederlanden gaben Anlaß, Schweitzer zu werben und die Ordonnanzkompagnien zu verstärken; Karl IX., ein jähzorniger, blutgieriger Mensch, der seine Freude daran hatte, Schweine zu schlachten und in ihrem Eingeweide zu wühlen, drang ungestümmer, als der behutsamen Katharina damals lieb war, auf Gewaltschritte. Plötzlich vernahm Condé, man wolle ihn für immer gefangen setzen, den Admiral ermorden, Schweitzer in die festesten Städte legen und das Edikt von Amboise aufheben. Sogleich traf der Prinz insgeheim seine Maßregeln. Bei Hof verlautete hievon: man wollte den Admiral ausforschen: der abgesendete angesehne Herr fand ihn im Hauskleide, mitten unter Dienern und Arbeitern, mit der Weinlese beschäftigt; allein 2 Tage darauf, den 28. Sept. 67, brach der zweite Hugenottenkrieg aus, 50 Plätze wurden von den Aufrührern überrumpelt, und Coligny und Condé standen nur 4 Meilen von Meaux. Den 10. Nov., im Treffen von St. Denys, wo die überlegne königliche Macht das Wahlfeld behauptete, empfieng Montmorency eine tödtliche Wunde. „Es wäre schlimm,“ sagte er zu dem Priester, der ihn trösten wollte, „wenn ich, der 80 Jahre zu leben gewußt hat, nicht eine Viertelstunde zu sterben wüßte;“ Katharina aber dankte dem Himmel, „daß der Konnetable den König am Feinde gerächt, und daß der Feind den König vom Konnetable befreit habe:“ seine Stelle blieb unbesetzt, und Karls Bruder, Katharinas Liebling, der 1551 geborne Prinz Heinrich von Anjou, erhielt die Würde eines Generalstatthalters. Da es unter ihm an Einheit fehlte, so waren Condés wohlgeführte Waffen meistens glücklich; den Schrecken, welchen die Einschließung der nahgelegnen Stadt Chartres in Paris verursachte, benützte

Katharina, um den König für Unterhandlungen zu stimmen; der Feind gieng aus Mangel an Geld darauf ein, und den 27. März 68 kam der sogenannte kleine Friede von Longjumeau, im Wesentlichen eine Erneuerung des Edikts von Amboise, zu Stande. Jedoch kein Theil meinte es redlich: die Hugenotten setzten sich dem Verdachte aus, es mit Wilhelm von Oranien zu halten; die Katholiken erneuerten das Verfolgungswesen; der Hof wollte den Prinzen Ludwig sammt Coligny im Schlosse Noyers aufheben: zum Glücke fiel den Letztern ein Brief des Vicomte von Tavannes in die Hände, worin es hieß: »die Jagd ist bereit, ich habe den Hirsch im Netze:« sie flohen nach Rochelle, und zogen die gleichfalls gefährdete Johanna von Navarra und deren Kinder an sich. Der edle l'Hospital, selbst darüber verwundert, daß er es unter solchen Menschen solang ausgehalten habe, bekam, »weil er der Ruhe bedürfe,« seine Entlassung; Herr von Morvilliers, Bischoff zu Orleans, wurde Kanzler; ein Edikt vom 28. Sept. verbot bei Todesstrafe jeden nicht katholischen Gottesdienst. Beiderseits wurden immer keckere Frevel verübt: Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier, pflegte nur zu sagen: »ihr seyd ein Hugenotte, ich empfehle euch dem Pater Babelot,« der den Empfohlnen sogleich an den Henker beförderte; oder: »ihr seyd ein schönes Frauenzimmer, ich empfehle euch meinem Fahnenjunker Montoiron;« dafür trug nach de Thou der Hugenottenführer Briquemaut eine Kette von Mönchsohren um den Hals. Mit schrecklicher Wuth begann daher noch im Herbste 68 der dritte Krieg. Den 13. März 69 überraschten Herzog Heinrich von Anjou und der tapfre Tavannes die zerstreuten Reformirten bei Jarnac an der Charente: Condé, schon vor dem Treffen durch Rochefaucaults Pferd am Schenkel verletzt, konnte sich, da er stürzte, nicht wieder aufhelfen, focht eine Zeitlang auf den Knieen, und wurde endlich, gegen Zusicherung des Lebens, Gefangner des Herrn von Argence; doch auf dem Wege ins Hauptquar-

tier schoß ihn Herr von Montesquiou, Hauptmann bei Anjous Schweitzergarde, mit der Pistole durch den Kopf. Keineswegs entmuthigt, stellte Coligny in einer Versammlung zu Tonnay-Charente Antons und Johannas Sohn, den am 13. Dez. 53 gebornen Prinzen Heinrich von Béarn, seiner Parthei als künftiges Haupt vor, und kühn gesellte sich zu ihnen ein andrer Heinrich, Condés ältester Sohn, geb. den 29. Dez. 52. Allein den 27. Mai raffte ein bösartiges Fieber Colignys Bruder Andelot weg, und am 3. Okt. verlor er bei Montcontour nördlich von Poitiers, mit 18,000 gegen 25,000 Feinde kämpfend, 5500 Mann, 18 Stücke Geschütz, 200 Fahnen und 900 Wagen mit Lebensmitteln. Da indeß Coligny sich nie größer zeigte als im Unglück; da seine Parthei aus Deutschland und England Unterstützung erhielt; da die königliche Kasse fast keine Gefälle mehr beziehen konnte; da Karl auf die Siege, die im Namen seines Bruders Anjou gelangen, eifersüchtig wurde, und Katharina überhaupt die Ränke des Friedens den Schrecken des Kriegs vorzog: so wurde den 8. Aug. 70, zu St. Germain en Laye, gegen den Rath des spanischen Gesandten folgender Vertrag abgeschlossen: »die Grundsätze der Edikte von Amboise und Longjumeau sind mit der Erweiterung bestätigt, daß die Hugenotten zu Aemtern und Würden fähig und bei Rechtshändeln vor einem Parlament befugt seyn sollen, 6 Richter, sowohl Präsidenten als Räthe, ohne Angabe des Grundes zu verwerfen; überdieß dürfen sie zu ihrer Sicherheit die Plätze la Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac 2 Jahre besetzt halten.« Bald schien sich Alles einer heitern Stimmung hinzugeben: der König, den 26. Nov. mit Kaiser Maximilians Tochter Elisabeth vermählt, hoffte unter ruhigern Verhältnissen unabhängiger von Katharina sich bewegen zu können; Katharina deutete, damit das Haupt der Hugenotten an den Zauberkreis ihres Hofes gebannt werde, auf eine Heurath zwischen dem Prinzen von Béarn und ihrer 18jährigen Tochter Margaretha; Herzog

Heinrich von Guise führte eine Tochter des Herzogs Franz von Nevers heim; Heinrich Condé bewarb sich um die Hand ihrer Schwester; sogar der strenge Coligny glühte in Liebe auf zu der Wittwe Jakobine von Entremont, welche, um nur die Gattin des bewunderten Helden zu werden, gern auf ihre von der savoyischen Regierung eingezognen Güter verzichtete. Hugenotten wurden fast mit Vorliebe zu Aemtern befördert. Man bedürfe nur eines auswärtigen Kriegs, hieß es bei Hofe, so werde der bisher so schädliche Gährungsstoff in ruhmvolle Thaten ausschlagen. Die kluge Königin Johanna, nicht ohne Ueberwindung zutraulich geworden, folgte endlich, damit die Heurath ihres Sohns ins Reine komme, der Einladung an den französischen Hof, und wurde aufs freundlichste in Blois empfangen. Als auch der mißtrauische Admiral, gelockt durch Aussichten auf einen Krieg zu Gunsten der Holländer, dessen Führung ihm anvertraut werden sollte, vor Karl IX. erschien, schloß ihn dieser, unter den Worten: „dieß ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ in die Arme, ließ ihn 50 Edelleute als Leibwache auswählen, gab ihm seine Aemter, seinen Platz im Staatsrathe zurück, schenkte ihm 100,000 Livres, und wies ihm auf 3 Jahre die Pfründen seines kurz zuvor verstorbnen Bruders, des Kardinals von Chatillon, an. Den 29. April 72 kam ein Vertheidigungsbündniß zwischen Karl und der brittischen Elisabeth zu Stande; ein Bündniß mit protestantischen Fürsten Deutschlands war im Werke, und die Sympathie für Holland hatte sich bereits so merklich geäussert, daß der spanische Gesandte den Hof verließ. Unter den Vorbereitungen zur Hochzeit, den 9. Juni 72, starb Johanna von Navarra, wie man behauptete, durch ein Paar Handschuhe vergiftet, die ein berüchtigter Mailänder in Katharinas Auftrag an sie verkauft habe; doch zeigte sich bei der Leichenöffnung keine Spur von Gift. Die bourbonischen Prinzen und Coligny langten in Paris an. Vergeblich warnte Letztern der Edelmann Langoiran: „man

macht euch zu viele Schmeicheleien: lieber will ich mich mit den Thoren retten, als mit den Klugen umkommen:« der Admiral dachte an den spanischen Krieg. Prinz Condé feierte Hochzeit mit Maria, Tochter des Herzogs Franz von Nevers, und den 18. August wurde Heinrich, nunmehr König von Navarra, in Gegenwart des weit und breit herbeigeströmten hugenottischen Adels mit Margaretha, getraut. Als Coligny in der Kathedrale die bei Jarnac und Moncontour ihm abgenommnen Fahnen erblickte, rief er frohen Muthes: »bald sollen Fahnen ankommen, die den Augen der Franzosen angenehmer seyn werden.« Mit Karl IX. sah man ihn oft in vertraulicher Unterredung: er munterte ihn auf, mit in den Krieg zu ziehen; denn nur so könne er von der lästigen Aufsicht seiner Mutter endlich frei werden. Dem Könige gieng dieß zu Herzen. Hofdamen raunten der ohnedieß argwöhnischen Katharina ins Ohr, Karl sey von Coligny wie bezaubert. Auf der Jagd führte sie ihn in ein nahes Schloß, und sperrte sich unter Thränen und bittern Vorwürfen mit ihm in ein Kabinet: er bat um Verzeihung: sie eilte mißvergnügt in ein benachbartes Haus: Karl folgte und traf seinen Bruder Heinrich von Anjou, sammt den Herrn von Rets, Tavannes, Sauve. »Was sind denn,« fragte er, »die neuen Verbrechen der Reformirten?« »Die katholische Religion,« antwortet man ihm, »wollen sie abschaffen und den König gängeln, und wie frech ist die Prahlerei dieses Coligny!« »Nun, ich will besser auf meiner Hut seyn,« verspricht der König. Hiedurch nichts weniger als beruhigt, lassen Katharina und Anjou einen Kurier an den Bruder des Kardinals von Lothringen, an den Herzog Claudius von Aumale abgehen, der mit Guise, Nemours, Elboeuf, Nevers, Montpensier und vielen Edelleuten erscheint. Den 22. Aug. geht Coligny auf seinem gewöhnlichen Wege vom Louvre her an einem Hause vorbei: da knallt eine Büchse, und die Kugel reißt ihm den Zeigefinger der rechten Hand weg und verwundet den linken Arm. Ruhig deu-

tet er nach einem Fenster, das ein Vorhang bedeckt: man erbricht die Thüre; allein der Thäter, Maurevel oder Maurevert, ehemals Bedienter im guisischen Hause, ist durch die Hinterpforte entschlüpft. Als dieß der König beim Ballspiele erfuhr, warf er wüthend das Rakett zur Erde: „soll ich niemals Ruhe haben?“ Man erschöpfte sich in Muthmaßungen; Colignys Anhänger standen tiefsinnig oder drohend da; König Heinrich und Condé erhoben Klage bei Karl. „Wer kann betrübter seyn als ich?“ antwortete dieser, befahl, damit der Mörder nicht entrinne, die Thore von Paris zu schließen, ordnete eine Kommission an, gebot Durchsuchung verdächtiger Häuser, forderte die Wachsamkeit der Statthalter auf, äusserte gegen fremde Gesandte seine Betrübniß. Der Zorn des Königs und seine Maßregeln, um den Frevel ans Licht zu ziehen, versetzte Niemand in eine so peinliche Verlegenheit als seine Mutter und den Herzog von Anjou. Allein die Noth sollte noch größer werden: Coligny verlangte nach dem König, und dieser begab sich sogleich mit großem Gefolge in die Wohnung des Admirals. Katharina und Anjou wußten nichts Andres zu thun, als daß sie sich auch anschloßen, Theilnahme heuchelten und den König beobachteten. „Euch hat man verwundet,“ sagte Karl: „ich will den Schmerz und die Rache auf mich nehmen.“ Der Admiral kam sogleich auf den flandrischen Krieg und auf die Edikte zu sprechen, die besser beobachtet werden sollten. „Ihr seyd mein treuester Unterthan, mein bester General,“ entgegnete Jener: „ich will für Alles sorgen.“ Nun wünschte Coligny, allein mit dem Könige zu seyn: Katharina und Anjou mußten sich vom Bette entfernen: rings um sie her standen hugenottische Edelleute, die einander verdächtig ins Ohr flüsterten, oder sogar ein barsches Benehmen zeigten: was mußte geschehen, wenn Coligny Argwohn in Karls Seele streute, und Karl nur das mindeste Zeichen des Mißfallens gegen Katharina und Anjou zu erkennen gab? Die Folter nicht länger aushaltend, ermunterte Jene zum Gehen, weil das

lange Sprechen den Admiral angreifen werde: Karl näherte sich der Thüre, ließ sich die aus der Wunde genommne kupferne Kugel zeigen, und gieng in großer Bewegung hinaus. Der nächste Gedanke war, die Schuld auf den abzuwälzen, welcher den Mörder bestellt hatte, und wirklich machte Katharina dergestalt auf den Herzog von Guise aufmerksam, daß Karl ihn aufzusuchen befahl. Wenn nun aber Guise den wahren Zusammenhang verrieth? wenn die ganze Wuth der Hugenottenparthei auf Katharina und Anjou fiel? So hieß es denn zuletzt, man sey so weit gegangen, daß man entweder unterliegen, oder alle Häupter der Gegenparthei vernichten müsse. Sofort wurde der Marschall von Rets zum Könige gesandt, dessen volles Vertrauen er besaß: »Katharina und Anjou seyen Urheber der That, aber die große Gefahr, worin der Staat schwebe, habe sie dazu bestimmt.« Verabredetermaßen kamen Nevers, Tavannes, der Siegelbewahrer Biragua, Anjou und Katharina dazu, und Letztere bot all ihre Beredsamkeit auf, indem sie die Verzweiflung der Parthei, die Drohungen, welche Karl mit eignen Ohren gehört habe, den kläglichen Zustand der Finanzen und die schrecklichen Folgen schilderte, wenn die Katholiken irgend ein Einverständniß des Königs mit den Hugenotten vermuthen: »sie werden einen Generalkapitän wählen, ein eigenmächtiges Bündniß gegen die Reformirten errichten, und du wirst mitten inne stehen, ohne Macht und Ansehen.« »Par la mort de Dieu,« rief Karl, bis zum Wahnsinne gereitzt, »man tödte den Admiral — Alle — Jeden, der uns beunruhigen könnte, — man fertige die Befehle jetzt aus!« Die Hauptschwierigkeit bestand noch darin, daß die Hugenotten zerstreut umher in der Stadt wohnten. Coligny selbst gab ein Mittel an die Hand, indem er wegen der unter dem Volke herrschenden Gährung sich eine Leibwache ausbat: in scheinbarer Besorgniß für sein Leben beorderte man nicht nur sogleich eine Abtheilung des Garderegiments vor seine Wohnung, sondern ließ auch durch die Stadtbeamten ein Verzeich-

niß aller in Paris anwesenden hugenottischen Edelleute fertigen, und ermahnte diese, in des Admirals Nähe zu ziehen, wo die katholische Bevölkerung ihnen Platz machen mußte. Natürlich erregte die Sache Aufsehen, und vielen Hugenotten ward es unheimlich zu Muthe. Man müsse mit dem Admiral, meinten sie, Paris verlassen; der Admiral widersprach hartnäckig. „Warum aber werden so viele Waffen ins Louvre geschafft?“ „Weil nächstens ein Turnier gehalten wird,“ sagte Coligny, „wie ich vom Könige selbst weiß.“ Kaum hörte Katharina von jenen Befürchtungen, so faßte sie in den Tuilerien, im Blutrathe mit Anjou, Nevers, Tavannes, Rets, Birague und des Königs natürlichem Bruder Heinrich von Angouleme, den Entschluß, daß gleich während der nächsten Nacht, bevor der Morgen des 24. Augusts, des Bartholomäusfeiertags, graue, der vernichtende Streich geführt werden müsse. „Sollen auch Heinrich von Navarra, Condé und die beiden Söhne Montmorencys fallen?“ Tavannes und Rets entschieden für das Gegentheil. Mit Freuden nahm Heinrich von Guise den Admiral auf sich, bat den König, der jetzt die tiefste Verstellung übte, aus erheuchelter Furcht vor seinen Feinden um Urlaub, und sammelte unter dem Scheine verworrner Reiseanstalten seine Leute. In Gegenwart des Königs befahl Tavannes den Vorstehern der Bürgerkompagnien, mit diesen gegen Mitternacht vor dem Rathhause zu erscheinen. Als sie den Zweck erfuhren, schracken sie zurück: der Marschall bedräute sie, bis sie Alles versprachen. „Sobald,“ sagte er, „die Glocke auf dem Louvre ertönt, werden Fackeln vor alle Fenster gesteckt, Ketten vor die Straßen gezogen, Wachen auf Plätze und Kreuzwege gestellt: die Katholiken tragen ein weisses Tuch am linken Arme, ein weisses Kreuz auf den Hüten.“ Den König von Navarra hatte man schon früher, auf den Fall, „daß die Guisen Etwas gegen den Hof unternähmen,“ mit allen seinen Leuten ins Louvre berufen: nur seine Schweitzer blieben bei Coligny. Alles ordnete sich in grausenvoller Stille. Karl

liebte den muntern Grafen von Rochefaucault, welcher auch dem Verderben bestimmt war, und bat ihn, als der Abend schon anbrach, inständig, die Nacht im Schlosse zuzubringen: der Graf ließ sich eines wichtigen Geschäfts wegen nicht aufhalten. Verstimmt und mit klopfendem Herzen erwartet Karl die Mitternacht; Katharina spricht ihm Muth ein; man muß ihm den Befehl, daß die Glocke geläutet werde, abnöthigen; Karl geht aus seinem Kabinet in ein Zimmer beim Thore des Louvre, und sieht voll Unruhe zum Fenster hinaus; Katharina und Anjou weichen ihm nicht von der Seite; noch ist Alles still: plötzlich fällt ein Pistolenschuß: von unwillkührlichem Schauder ergriffen, schicken sie einen Edelmann an Guise, er solle Nichts gegen den Admiral unternehmen. Es ist zu spät! Mit 300 Geharnischten war der Herzog auf den ersten Klang der Glocke vor Colignys Wohnung erschienen: „öffnet in des Königs Namen!" schrie man; Colignys Haushofmeister, der es that, wurde niedergestoßen; die Schweitzer des Königs von Navarra flohen und versteckten sich; 3 Offiziere, ein gewisser Petrucci aus Siena und ein deutscher Namens Beme stürmten die Treppe hinauf und drangen unter dem Rufe: „Mord und Tod!" in das Zimmer des Kranken; er stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt und betete; „bist du Coligny?" brüllte Beme; „ja, junger Mensch! habe Achtung vor meinen grauen Haaren!" Beme rannte ihm den Degen in den Leib, und stieß und hieb auf ihn ein, bis er sich nicht mehr rührte; dann schrie er durchs Fenster: „es ist geschehen!" „der Graf Angouleme," rief Guise, „wills nicht glauben, bis er den Feind mit eignen Augen sieht;" man warf den Leichnam zum Fenster hinaus; Angouleme wischte mit dem Schweißtuch das Blut von Colignys Gesicht, und gab ihm, als er ihn erkannte, einen Fußtritt. Der Lärm, welcher auf das Läuten der Glocke entstand, hatte die Hugenotten geweckt: schlaftrunken und nur halb angekleidet rannten viele aus ihren Häusern: die auf des Admirals Wohnung zuliefen, wurden von den Gardesol-

daten niedergemacht, die ins Louvre wollten, durch Schüsse und Stöße zurückgetrieben; konnten sie noch fliehen, so fielen sie den Soldaten des Guise und den Bürgerwachen in die Hände. Von den Straßen drangen die Mörder in die Wohnungen: rings umher erscholl das Brüllen der Würgenden, das Aechzen der Sterbenden. Der Tag graute: verstümmelte Körper wurden aus den Fenstern geworfen, die Thüren von Leichnamen gesperrt, Leichname übers Pflaster in die Seine geschleppt. Bis ins Louvre erstreckten sich die Greuelthaten. Katharina hatte Abends ihre Tochter Margaretha von Navarra zeitig ans Schlafengehen erinnert; die andre, ältere Tochter Claudia, Gemahlin Herzog Karls II. von Lothringen, Enkels von dem früher erwähnten Anton, wollte die Schwester aufhalten; „sey nicht vorwitzig," sagte Katharina, „und du, Margaretha, gehe!" heftige Umarmungen Claudias versetzten die Margaretha in Furcht und Zittern: ihr Gemahl schickte nach ihr: sie fand sein Bett von 30 bis 40 Hugenotten umgeben, und wachte mit ihnen; man sprach unaufhörlich von Colignys Verwundung. Mit Tagesanbruch verließ Heinrich sammt den Edelleuten das Zimmer; Margaretha schlief bei verriegelter Thüre. Nach einer Stunde pocht Jemand mit Händen und Füßen an die Thüre: „Navarra, Navarra! auf!" Ihre Amme, meinend, es sey Heinrich, öffnet: ein bluttriefender Mensch, von 4 Schützen verfolgt, stürzt herein, wirft sich aufs Bett, schlingt in der Todesangst seine Arme um die herausspringende Königin: Beide erheben ein Geschrei: ein Hauptmann der Garde kommt, weist die Schützen hinaus, begnadigt den Flehenden, und führt Margaretha zur Herzogin von Lothringen; im Vorgemache derselben wird neben ihr ein Edelmann mit einer Hellebarde niedergestoßen; man bringt sie ohnmächtig zu ihrer Schwester; kaum zu sich gekommen, ruft sie: „wo ist mein Heinrich?" „in Sicherheit," war die Antwort. Der König hatte ihn und den Prinzen Condé mit wilder Miene und den Worten empfangen: „Coligny und die andern

Häupter sind erwürgt, auf meinen Befehl: ihr seyd jung und verführt: schwört augenblicklich ab, so werdet ihr dießmal noch geschont!" Der navarrische Heinrich war fügsam: Condé wagte es, den König an sein Wort zu erinnern, und erhielt 3 Tage Bedenkzeit. 3 Tage dauerte auch das Morden fort: alle Leidenschaften waren entfesselt, die Menschen zu Tigern geworden; „laßt Ader!" schrie Tavannes auf den Straßen, „die Aerzte sagen, es sey im August so gesund als im Mai;" Goldschmidt Crucé zeigte seinen nackten, blutbesprützten Arm: „dieser hat an einem Tage 400 Ketzer gerichtet!" Schuldner erwürgten ihre Gläubiger, Prozessirende ihre Gegner, Liebhaber ihre Nebenbuhler, Erben ihre Anverwandten; der König rief aus dem Fenster: »tue, tue!« und soll sogar mit eigner Hand unter Flüchtlinge geschossen haben, die sich über den Fluß retten wollten; Katharina mit ihren Hofdamen übte öffentlich frechen Spott an Leichnamen Bekannter; der pariser Pöbel hängte Colignys halbgebratnen Leichnam an den Galgen: mindestens 5000 Menschen kamen allein in Paris um. Am 24. August schrieb Karl, aus Furcht vor dem Urtheile der Rechtschaffnen, an die Provinzialstatthalter, daß er unschuldig, das Blutbad nur ein Ausbruch des Hasses zwischen den Guisen und Chatillons sey; aber als ihn Katharina auf die Gefahren der Schwäche aufmerksam machte, ergiengen am 25. entgegengesetzte Befehle. 3000 Menschen bluteten in Orleans, 900 in Lyon, 500 in Rouen, 274 in Bordeaux, 200 in Toulouse, gleich Viele zu Meaux, im Ganzen wohl über 30.000. Zum Beweise, daß es auch mitten unter diesen Greueln nicht an edeln Handlungen gefehlt hat, möge Folgendes dienen. Die Statthalter Graf Tende in der Provence, Gordes in der Dauphiné, Chabot-Charny in Burgund, St. Heran in Auvergne, la Guiche in Maçon weigerten sich, den Blutbefehl zu vollstrecken; Bischoff Johann Hennüyer in Lisieux rettete durch Aufschub, den er von dem Beamten erbat, die Hugenotten der Stadt und Diöcese; Vicomte von Or-

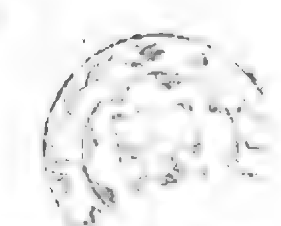
the, Oberbefehlshaber in Bayonne, schrieb an den König: „ich habe nur gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber keinen Henker gefunden; daher sie und ich Eure Majestät unterthänigst bitten, Ihr wollet unsre Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seyen sie auch noch so verwegen, anzuwenden geruhen." Tende und Orthe starben kurz nachher, wie man vermuthete, an Gift. Den 26. Aug. erklärte Karl im Parlament, Coligny habe ihn, Katharina, seinen Bruder Anjou und Alençon und den navarrischen Heinrich ermorden, den Prinzen Condé auf den Thron erheben, dann ebenfalls aus dem Wege räumen, und so durch Vertilgung der königlichen Familie sich selbst der Krone bemächtigen wollen: seufzend mußte de Thou als erster Präsident des Parlaments diese Fürstenlüge gelten lassen, er, der Vater des unsterblichen Historikers, der in 138 Büchern die Zeit von 1544 bis 1607 mit der Wahrhaftigkeit eines Thucydides, mit dem sittlichen Ernste eines Tacitus lateinisch beschrieben hat. Heinrich von Navarra und Prinz Condé waren täglich katechisirt, allein immer noch nicht bekehrt worden: am 9. Sept. befahl Karl, ihm seine Waffen zu bringen, die Leibwache um ihn herzustellen und die Prinzen vorzuführen; ein Fußfall der Königin Elisabeth hintertrieb den blutigen Entschluß, welchen Karl gefaßt hatte; aber wüthend donnerte er ihnen entgegen: „Tod, Messe oder Bastille!" der muthige Condé widersprach noch einmal, mußte aber gleichfalls gehorchen: König Heinrich verbot sogar in Navarra den reformirten Gottesdienst. Colignys Bildniß sollte zu Montfaucon am höchsten Galgen aufgehängt, sein Wappen vom Scharfrichter an einen Pferdeschweif gebunden und durch die ersten Städte des Reichs geschleift, sein Schloß Chatillon am Loing der Erde gleich gemacht, der Schutt mit Salz bestreut und auf demselben eine Säule mit der Inschrift seiner Verurtheilung errichtet, seine Güter sollten eingezogen, seine Kinder des Adels verlustig und zu jeder Ehrenstelle unfähig erklärt werden; jährlich am Bartholomäustage beschloß man einen festlichen Umzug und Gottesdienst zu veranstalten.

Solche Nachrichten entlockten dem finstern spanischen Philipp ein Lächeln; Gregor XIII. hielt eine prachtvolle Messe, die Kanonen wurden gelöst, Freudenfeuer angezündet und Münzen mit dem Bilde eines Würgengels und der Inschrift »strages Hugonottorum« geprägt; der deutsche Kaiser Maximilian II. aber schrieb an den Herrn von Schwendi: „wollte Gott, mein Eidam hätte mich um Rath gefragt! wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben; denn ich höchlich besorge, daß sie es erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben; und es in Wahrheit nicht anders ist, als ihr vernünftiglich schreibet, daß Religionssachen nicht mit dem Schwert wollen gerichtet und gehandelt werden." Colignys Wittwe und Kinder entrannen nach Genf; fast alle Wege waren von Flüchtlingen bedeckt, welche theils in die Sevennen, in die Pfalz und Schweiz und nach England, theils in die den Hugenotten eingeräumten Sicherheitsplätze eilten. Damit das Land nicht entvölkert werde, sagte der Hof in einem Edikte vom 28. Okt. den friedlich Dableibenden Schutz und Auslieferung ihrer Güter zu. In derselben Zeit aber führte Anjou vor Rochelle, von wo die Hugenotten auf englische Unterstützung hofften, den vierten Krieg wieder sie; Condé und Heinrich von Navarra hatten ihn begleiten müssen. Der Reformirte la Nouë, von Karl zur Erhaltung des Friedens nach Rochelle gesandt, von der Bürgerschaft zum Anführer erwählt, schlug unter steter Hinweisung auf das, was ihm eigentlich aufgetragen sey, 9 Stürme zurück, wobei die Feinde 12,000 Mann verloren. Uebrigens hatte Anjou sein Augenmerk auf eine ganz andre Angelegenheit gerichtet. Seiner Mutter weissagten Sterndeuter, sie werde noch jeden ihrer Söhne die Krone tragen sehen, und doch wünschte sie Karls IX. Tod nicht zu erleben; der geliebte Anjou sollte also einen auswärtigen Thron besteigen. Nun war seit dem 7. Juli 72 mit Sigismund August die Familie der Jagellonen ausgestorben, und der beredte Bischoff Montluc von Valence mit noch beredterem Gelde nach Polen abgereist. Endlich erscholl

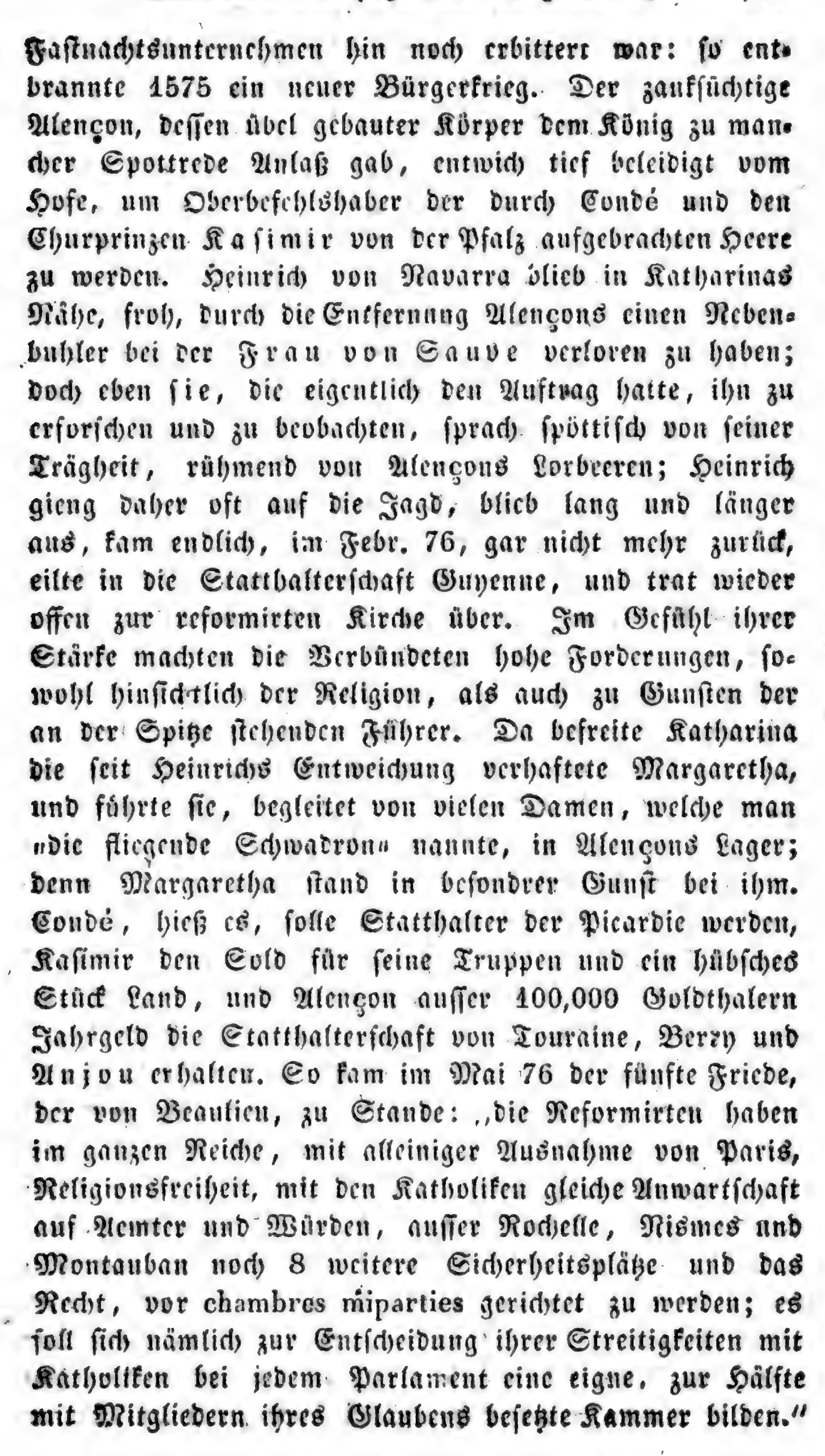
die Kunde, den 7. April 73 sey Anjou, unter der Bedingung, daß in Polen Niemand um der Religion willen verfolgt werde, zum Könige erwählt worden. In Eile schloß man daher den 6. Juli folgenden Vertrag ab: „Rochelle, Nismes, Montauban, sowie alle noch nicht bekehrten Träger größrer Lehen haben Religionsfreiheit; wer die Waffen ergriffen hat, erhält Verzeihung; doch thun die Rocheller besondre Abbitte, und die 3 Städte schicken auf 2 Jahre 4 Geiseln an den Hof." Das hartnäckig vertheidigte Sancerre wurde unter leidlichen Bedingungen den 19. Aug. in den Vertrag aufgenommen. Allein kaum hatte Anjou Frankreich verlassen, so fieng neuer Gährungsstoff an sich zu entwickeln. Sein jüngerer Bruder Franz, der 1554 geborne, leichtsinnige und eitle Herzog von Alençon, wollte wie Anjou Generalstatthalter und Befehlshaber der Truppen werden; sein unbesonnener Liebling de la Molé, der italiänische Graf Coconnas, Personen von allerlei Stand, Frauen, ein prahlerischer Sterndeuter, die Herrn aus dem Hause Montmorency und andre verkappte Hugenotten machten unter dem Namen der Politiker oder Mißvergnügten gemeinschaftliche Sache mit ihm; Heinrich von Navarra und Condé, denen der gezwungne Aufenthalt bei Hof eine wahre Sklaverei war, hielten dazu: man kam häufig zusammen und verflocht sich in Liebesabentheuer und bunte Entwürfe zu Staatsstreichen. Die flüchtige Margaretha hörte dieß eine Zeitlang mit an, dann beichtete sie ihrer Mutter, welche nun die Parthei argwöhnisch beobachten ließ. Man gieng damit um, wenn der kränkliche Karl stürbe, Katharina vom Hofe zu entfernen, Anjous Rückkehr zu verhindern, und den Herzog Franz auf den Thron zu erheben. Allein eine Schaar von 200 Reformirten schlug um die Fastenzeit 74 voreilig los (daher der Name entreprise des jours gras); Molé und Coconnas wurden hingerichtet, Andre in die Bastille geworfen; Condé entfloh; Heinrich von Navarra erhielt eine Wache. Indeß sah Karl IX. mit Schrecken seine Kraft dahinschwinden: er fand Nachts

keine Ruhe mehr; Leichenhaufen, die er zu erblicken glaubte, machten seine Träume schrecklich; die Geister der Ermordeten schienen sein Lager zu umgeben: während der letzten Wochen zitterte er unaufhörlich und war ausser Stand, in irgend einer Stellung ruhig zu verweilen; Blut drang ihm aus allen Poren, Katharina beredete ihn, bis Anjou einträfe, ihr die Regentschaft zu übertragen; im Angesichte des Todes sprach er: „ich danke dir, Gott, daß du mir keinen Sohn gegeben: er würde so unglücklich auf dem Throne seyn als ich!“ Er starb den 30. Mai 1574; sein im Jahre der Bluthochzeit gebornes Töchterchen Maria Elisabeth folgte ihm 1578 im Tode nach; eine natürliche Tochter war schon vorher gestorben; ein natürlicher Sohn Karl wurde später Graf von Auvergne, Herzog von Angouleme.

Den 18. Juni schlich sich der polnische König bei Nacht als Flüchtling aus Krakau, um als Heinrich III. den französischen Thron zu besteigen. Wohlgebildet und würdevoll im Aeussern, gewandt im Ausdruck seiner Gedanken, munter und nicht ohne Witz, flößte er, obgleich ein Haupturheber der Bartholomäusnacht, Vielen sogar günstige Erwartungen ein, während Andre wenigstens davon überzeugt waren, daß es nicht schlimmer werden könne als vorher. Allein frühzeitige Ausschweifungen hatten den König entnervt, und während seine elenden Lieblinge oder Mignons für ihn regierten, tändelte er mit Hunden, Affen und Papageyen, brachte Stunden und Tage mit Anlegung von Diamanten zu, ließ sich von halbnackten Dirnen bei Tafel bedienen, lief in Weiberkleidern an öffentlichen Plätzen umher, sang und tanzte bei Hochzeiten der Bürgersleute, und suchte plötzlich wieder sein zerrüttetes Gewissen mit Buß- und Andachtsübungen zu beschwichtigen. Immer tiefer drang das Verderben in die Gesellschaft ein. Man konnte ohne Ränke, Liebeleien und Abentheuer gar nicht mehr leben; die Spiellust stieg bis zur Raserei; in den untern Sälen des Louvres übte sich der Adel beständig in den Waffen; wer ficht, wer schießt am besten? hieß es den ganzen Tag; Kriegsge-



fahren erdichtete man, um sich darüber zu erhitzen; die Jugend schwur Eide, immer derselben Parthei zu folgen; um einen entfernten Freund legte man in der Ueberspanntheit Trauerkleider an und ließ den Bart wachsen; Heinrich III. schrieb an eine Prinzessin mit Blut, das er sich aus den Fingern geritzt hatte. Wie toll es zugieng, mag ein Beispiel aus Karls IX. Zeit veranschaulichen. Als Anton du Prat, Herr von Nantouillet, eine berüchtigte, aber vom Hof unterstützte Dame zu heurathen sich weigerte, brachen die Könige von Frankreich, Polen und Navarra, der Graf von Angouleme, der Herzog von Guise und Andre bei Nacht in sein Haus, öffneten die Schränke, wühlten in den Geräthschaften und warfen Alles durcheinander; aber ein Bruder des Herrn von Nantouillet hatte in einer abgelegnen Kammer 4 Banditen versteckt, die zu irgend einem Morde gedungen waren: bei dem entsetzlichen Lärm glaubten die Bösewichter aufgesucht zu werden, und standen mehr als einmal im Begriffe, mit Pistolen hervorzustürzen und, wen sie fänden, niederzumachen; sie begiengen nachher das ihnen aufgetragne Verbrechen, wurden entdeckt und blieben unbestraft. Man war grausam bei kaltem Blut; selbst Damen zeigten eine gewisse Wildheit. Dabei wurde nach Katharinas Beispiel, deren berühmter Astrolog Cosimo Ruggieri aus Florenz zugleich ein abgefeimter Giftmischer war, ungemein viel auf Sterndeuterei und Zauberwesen gehalten. Bei Molé fand sich ein kleines, halbgeschmolznes Wachsbild, und ein andres, dem eine Nadel im Herzen stack. Man drang in ihn, ob er hiemit dem König habe schaden wollen; er läugnete dieß, behauptete aber eine Dame in der Provence dadurch zur Liebe zu zwingen. Da nun unter Heinrich III. das Königthum vollends verächtlich wurde; da der Kardinal von Lothringen noch kurz vor seinem Tode (er starb den 23. Dez. 74) zu gewaltsamer Unterdrückung der Hugenotten rieth; da diese, wie ein Staat im Staate, ihre eignen Gesetze befolgten, ihre eigne Steuer erhoben, und da die dritte Parthei, die der Politiker, durch die Strafen auf das



Fastnachtsunternehmen hin noch erbittert war: so entbrannte 1575 ein neuer Bürgerkrieg. Der zanksüchtige Alençon, dessen übel gebauter Körper dem König zu mancher Spottrede Anlaß gab, entwich tief beleidigt vom Hofe, um Oberbefehlshaber der durch Condé und den Churprinzen Kasimir von der Pfalz aufgebrachten Heere zu werden. Heinrich von Navarra blieb in Katharinas Nähe, froh, durch die Entfernung Alençons einen Nebenbuhler bei der Frau von Sauve verloren zu haben; doch eben sie, die eigentlich den Auftrag hatte, ihn zu erforschen und zu beobachten, sprach spöttisch von seiner Trägheit, rühmend von Alençons Lorbeeren; Heinrich gieng daher oft auf die Jagd, blieb lang und länger aus, kam endlich, im Febr. 76, gar nicht mehr zurück, eilte in die Statthalterschaft Guyenne, und trat wieder offen zur reformirten Kirche über. Im Gefühl ihrer Stärke machten die Verbündeten hohe Forderungen, sowohl hinsichtlich der Religion, als auch zu Gunsten der an der Spitze stehenden Führer. Da befreite Katharina die seit Heinrichs Entweichung verhaftete Margaretha, und führte sie, begleitet von vielen Damen, welche man »die fliegende Schwadron« nannte, in Alençons Lager; denn Margaretha stand in besondrer Gunst bei ihm. Condé, hieß es, solle Statthalter der Picardie werden, Kasimir den Sold für seine Truppen und ein hübsches Stück Land, und Alençon ausser 100,000 Goldthalern Jahrgeld die Statthalterschaft von Touraine, Berry und Anjou erhalten. So kam im Mai 76 der fünfte Friede, der von Beaulieu, zu Stande: „die Reformirten haben im ganzen Reiche, mit alleiniger Ausnahme von Paris, Religionsfreiheit, mit den Katholiken gleiche Anwartschaft auf Aemter und Würden, ausser Rochelle, Nismes und Montauban noch 8 weitere Sicherheitsplätze und das Recht, vor chambres miparties gerichtet zu werden; es soll sich nämlich zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit Katholiken bei jedem Parlament eine eigne, zur Hälfte mit Mitgliedern ihres Glaubens besetzte Kammer bilden."

Ueberdieß wurde die Ehre Colignys, Moles und des Grafen Coconnas wieder hergestellt, hinsichtlich der Bluthochzeit erklärt, daß jene Frevel zu großem Verdruß und Mißfallen des Königs Statt gefunden haben, den Nachkommen der Ermordeten auf 6 Jahre Abgabenfreiheit zugestanden und die Einziehung ihrer Güter zurückgenommen. „Was sonst noch einer Erledigung bedürfe, werde auf der in Blois zu haltenden Reichsversammlung zur Sprache kommen.“ Offenbar hatte der Hof nie so ernstlich nach Frieden verlangt als jetzt, nicht blos, weil durch Alençons, oder wie er nunmehr heißt, durch des Herzogs von Anjou Uebertritt zu den Feinden die Verlegenheit aufs höchste gestiegen, sondern auch weil der schlaffe König überhaupt aller Unruhen müde war. Eben deßhalb erregte der Friede von Beaulieu sowohl den Aerger der eifrigen Katholiken, als die Besorgnisse derjenigen, welche ohne Unruhen nicht mehr leben konnten, und von Solchen wimmelte vornämlich die Hauptstadt. Diese Stimmung wollte der ehrgeizige Herzog von Guise für seine Zwecke benützen, indem er als Haupt der katholischen Parthei, angeblich für Religion, König und Freiheit, die sogenannte heilige Ligue stiftete. „Jeder Theilnehmer des Bundes soll zu unbedingtem Gehorsam gegen den Anführer verpflichtet werden; er entscheidet auch Streitsachen der Verbundeten, die sich nicht ohne besondre Erlaubniß an die gewöhnliche Obrigkeit wenden dürfen; man wird heimlich sämmtliche Katholiken für diesen Bund zu gewinnen suchen, und die sich Weigernden durch alle Arten von Beschwerden und Beleidigungen ängstigen. Jeder schwört, bis zum Tod im Bunde zu bleiben; kein Vorwand berechtigt zum Austritt; wer dieß Gebot übertritt, wird auf jede Weise an Leib und Gut geschädigt, ohne daß ein Ligist deßhalb öffentlich oder insgeheim dürfte in Anspruch genommen werden.“ Philipp II. trat dem Bunde bei; denn er wünschte die Fortdauer der Religionskriege, damit Frankreich gehindert würde, den Aufrührern in Holland beizustehen; der Pabst aber lehnte

die verlangte Bestätigung ab. Guise hatte dabei die geheime Absicht, den König in ein Kloster zu sperren, den Herzog von Anjou als Ketzerfreund, den König von Navarra als entschiednen Hugenotten auszuschließen, und dann als ächter Nachkomme Karls des Großen sich selbst des Throns zu bemächtigen. In die den 6. Dez. 76 zu Blois eröffnete Ständeversammlung hatten die Ligisten größtentheils Leute ihrer Parthei zu bringen gewußt. Der König sah also im Voraus alles das vereitelt, was er mittelst Berufung der Stände bezweckt hatte, nämlich daß man ihm Geld verwillige, und die Schwierigkeiten der Ausführung des Friedens seinen Schultern abnehme. In dieser kritischen Lage erhob er sich nach langem Schwanken endlich noch zu einem unerwarteten Entschlusse: er trat, indem er ein von den Ständen gebilligtes, aber vorsichtig und unverfänglich abgefaßtes Formular beschwor, das in ganz Frankreich bekannt gemacht wurde, in eigner Person an die Spitze des wider ihn gerichteten Bundes. Einen Augenblick betroffen und verwirrt, entdeckten die Ligisten doch bald genug das rechte Mittel, um den König entweder zu entlarven, oder mit seiner Hülfe wenigstens einen Theil ihrer Absicht zu erreichen: Adel und Geistlichkeit verlangten, daß der König als Haupt des katholischen Bundes ungesäumt an die Ketzer den Krieg erkläre. Auf dem bezeichneten Weg hoffte auch die Regierung dem dringendsten Bedürfnisse abhelfen zu können; denn die Mehrausgaben betrugen fast 11 Millionen Livres, und es fehlte dem Hofe sogar an Lebensmitteln, an Holz, an Lichtern; es hieß also, man sey zum Kriege vollkommen bereit, sobald hiezu Geld geschafft werde. Allein Geld bewilligten die Stände keines, sondern giengen ohne festen Schluß auseinander, nachdem sie durch ihr Verfahren die Hugenotten und Politiker bereits unter die Waffen gebracht hatten. Der Hof war in der äussersten Noth: befehlen konnte er, aber die Statthalter thaten, was ihnen gefiel, und jeder Ungehorsame, den man mit Ernst an seine Pflicht erinnerte, drohte zur Gegenparthei

überzugehen. Der König half sich daher, so gut er konnte, zog die Politiker durch Unterhandlungen auf seine Seite, und erließ im Sept. 77 das sechste Friedensedikt, das von Poitiers: „die Reformirten bleiben zu Aemtern und Würden befähigt, haben eigne Richter in den Parlamenten, dürfen Truppen unterhalten, bekommen neue Sicherheitsplätze, entrichten aber den Zehnten und feiern die katholischen Feste äusserlich mit; ihre Verbindungen mit dem Auslande hören auf, sowie keine Ligue bestehen darf, welchen diesem Edikte zum Nachtheil gereichen würde;“ die Bartholomäusgreuel werden wieder mit Abscheu erwähnt. Unverkennbar leuchtet aus den 64 Artikeln des Vertrags einerseits Widerwille gegen die Ligue, andrerseits das Bestreben, es mit keiner Parthei zu verderben, überhaupt der peinliche Zwang hervor, in welchem der König sich befand. Für Heinrich von Navarra wurden den 17. Sept. in Bergérac noch 48 geheime Artikel beigefügt, und hierüber zu Nerac weitre Unterhandlungen gepflogen: Katharina führte ihm auf sein Verlangen die Königin Margaretha wieder zu, machte übrigens ihren Eidam, dessen Gesinnung sie ergründen wollte, in ihre Hofdame, das Fräulein von Ayelle, verliebt; dafür gewann Margaretha durch ein Liebesverständniß den Rath ihrer Mutter, Herrn von Pibrac, und so erhielten die Hugenotten in Guyenne und Languedoc statt neun 14 Sicherheitsplätze, sammt der Erlaubniß, Kirchen zu bauen und Abgaben zur Besoldung ihrer Prediger zu erheben. Als jene Plätze wirklich verlangt wurden, spotteten die Hofdamen von Paris ihrer Anbeter, daß sie so feig seyen, dieß alles abzutreten, und veranlaßten dergestalt den Krieg des Jahres 1580, „den Krieg der Verliebten,“ wie man ihn gewöhnlich nennt, eine Privatfehde mit Heinrich von Navarra, der während desselben einen höhern Muth als bisher bewährte, und zum erstenmal Petarden anwandte, um die Thore von Cahors in Quercy zu sprengen. Indeß bedurfte Herzog Franz von Anjou, wenn er sein Glück in den Niederlanden machen wollte, des Ver

trauens und der Hülfe der Reformirten; daher den 26. Nov. der Friede von Fleix in Perigord, welcher die Artikel von Nerac bestätigte. Kaum 4 Jahre hatte die noch dazu durch Räuberbanden verkümmerte Ruhe angedauert, als Anjous den 10. Juni 84 erfolgter Tod die Ligisten plötzlich zu neuer und verdoppelter Thätigkeit antrieb. Nun lebte kein Sohn Heinrichs II. mehr, ausser dem regierenden Könige, und dieser war kinderlos, obgleich seit 1575 mit der tugendhaften Louise von Lothringen vermählt, einer Tochter des Herzogs Nikolaus von Mercoeur, Grafen von Vaudemont. Dem Throne zunächst stand also ein Ketzer, der navarrische Heinrich: ihn auszuschließen, wurde das Losungswort, und recht scheinbar stellte man als Haupt der Ligue und künftigen Thronfolger den rechtgläubigen Oheim dieses Ketzers, den gutmüthigen, 62jährigen Kardinal Karl von Bourbon voran: Philipp II. hatte den 31. Dez. 84 einen förmlichen Vertrag mit der Ligue geschlossen: sie griff zu den Waffen, bemächtigte sich einer Reihe von Städten, und ein Manifest des Kardinals setzte alle Welt in Kenntniß, daß man entschlossen sey, die katholische Religion zu verfechten, die Rechte des Adels und der Parlamente zu behaupten und die Lasten des Volks zu erleichtern. Der König, theils durch das Gefühl der Schwäche, theils durch Katharina bestimmt, welche sich schmeichelte, der junge Sohn ihrer Tochter Claudia von Lothringen werde auf den Thron gelangen, bot den Ligisten die Hand und gieng am 7. Juli 85 den Vertrag von Nemours ein, kraft dessen alle Urkunden zu Gunsten der Hugenotten vernichtet, alle Aemter ihnen genommen, ihre Güter eingezogen, der Ligue Sicherheitsplätze eingeräumt, die Beamten, und Söldner der letztern vom Könige bezahlt und die Ketzer auf Tod und Leben bekämpft werden sollten. Sixtus V. sprach in einer heftigen Bulle über Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé den Bann aus. Ersterer aber, der durch Geist und angenehme Persönlichkeit viele Anhänger gewonnen hatte, ließ eine kühne

Widerlegung der Bannbulle geradezu in Rom anschlagen; worauf Sixtus äusserte: „nur ein Mann und eine Frau sind fähig und würdig zu regieren, der navarrische Heinrich und Elisabeth in England." Heinrich III. begann nun 1585 in Verbindung mit der Ligue den achten Krieg gegen die Protestanten; er wußte aber nicht recht, was er thun und wünschen sollte: er wünschte die Niederlage der Hugenotten, fürchtete aber ebenso sehr die Uebermacht der Guisen; er fürchtete die Niederlage der Katholiken, wünschte sie aber auch: die Katholiken sahen ihn immer mit einem gewissen Verdachte an, als ob er insgeheim wider sie sey. Der Krieg wurde beiderseits mit wechselndem Glücke geführt. Den 20. Okt. 87 traf Heinrich von Navarra, mit 4500 Mann zu Fuß und mit 1200 Reitern, die schlecht bekleidet waren und keine Pferdedecken hatten, auf 5000 Fußgänger und 3000 Reiter unter dem Herzoge von Joyeuse, einem Günstling des Königs und neubekehrten Jesuiten. „Erinnert euch," sagte Heinrich zu den Prinzen von Condé und Soissons, „daß ihr von bourbonischem Geblüte seyd: ich meines Ortes will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der Aelteste unter euch bin!" „und wir, daß ihr gute jüngere Brüder habt," fielen die Prinzen ein. Die Hugenotten knieten nieder und sangen nach dem Schlachtgebete den 68. Psalm. „Seht, wie sich die Ketzer fürchten," sagte Joyeuse; „nein, mein Herr," sagte Lavardie, „wenn sie diese Miene machen, sind sie gewiß entschlossen, zu siegen oder zu sterben." Unter den Ligisten waren viele unerfahrne, hitzig dareinstürmende, oder auch zierlich geputzte Edelleute; ihre Kugeln fuhren meistens in die Erde, während die der Hugenotten durch Clermont von Amboise trefflich geleitet wurden. In Zeit einer Stunde lagen 3000 ligistische Fußgänger und 400 Edelleute sammt dem Führer Joyeuse zu Boden gestreckt. Nützlicher sogar noch als der Sieg wurde für den navarrischen König die Sorgfalt, mit welcher er die Verwundeten behandelte, die Freundlichkeit, mit welcher er alle Gefangne entließ, viele

sogar beschenkte, und die Aufrichtigkeit, mit welcher er vor und nach der Schlacht die unseligen Wirkungen des Bürgerkriegs beklagte. Dagegen gelang es dem Herzoge von Guise, durch mehrmalige Ueberfälle ein deutsches Hülfsheer fast zu vernichten, und den 5. März 88 starb, wie man vermuthete, an Gift, Prinz Heinrich von Condé, mit Hinterlassung einer Tochter und eines Sohnes Heinrich, der erst den 1. Sept. zur Welt kam. Indessen entwickelte sich die Ligue zu einer für den König stets drohendern Gestaltung: dem Bunde der Fürsten zur Seite entstand eine Union der Bürger im katholischen Sinne: 3 Prediger und 1 Bürger faßten in Paris den Gedanken dazu: die Mitglieder schwuren den letzten Blutstropfen für den katholischen Glauben aufzuopfern. Jeder zog ein Paar sichre Freunde in den Verein. Bald konnten sie die ganze Stadt mit ihrem geheimen Netze umfassen. Es ward ein engerer Ausschuß ernannt, welcher beobachten, die Bewegung leiten und im Nothfalle Geld einfordern sollte; und zwar führte in jedem der 16 Quartiere der Stadt Einer die Aufsicht; daher wurde dieser Bund la ligue ou la faction des seize genannt. Diese 16 und die meisten Theilnehmer waren, nach dem Zeugnisse le Grains, Bankerottierer, Leute vom Sack und Strick, Verzweifelte, übrigens gute Katholiken. Ueber mehrere andre Städte, Orleans, Lyon, Toulouse, breitete sich die Verbindung aus. Als sie gehörig erstarkt war, gab man den Guisen Nachricht, und bald traten diese bei. Der König erhielt Kunde von der Verschwörung der Sechszehn, ergriff Maßregeln, aber nur halbe, zog Mannschaft herbei, blieb von kirchlichen Feierlichkeiten weg. Die Verschwornen schloßen, dem König sey Alles verrathen und forderten Heinrich Guise dringend auf, nach Paris zu kommen. Der König ließ ihn bitten, nicht zu kommen: Guise kam dennoch, und wurde mit großem Beifall und unter jubelnden Freudenbezeugungen in Paris empfangen. Seine Ankunft war das Zeichen zu öffner Empörung. Der König ließ 4000 Mann Schweitzer in

die Stadt rücken; aber die Maßregeln waren aufs schlechteste genommen. Besser hatten die Verschwornen ihre Sachen angeordnet: in Kurzem hatten sie die ganze Stadt barrikadirt, und alle Abtheilungen der königlichen Mannschaft voneinander getrennt: Guise war Herr von Paris, die Bastille, das Arsenal in seiner Gewalt; die Schweizerschaar wurde zurückgedrängt, das Louvre bedroht. Der König mußte sich zur Flucht entschließen. Der Thron stand dem kühnen Partheihaupte offen, als Heinrich III. nach Chartres entwich; doch Guise begnügte sich, wie Davila in seinem italiänischen Werke über die Hugenottenkriege von 1559 bis 1598 sagt, einstweilen die Rolle eines Majordomus zu spielen. Die in Paris zurückgeblieb-ne Katharina unterhandelte mit ihm das sogenannte Unionsedikt, welches den 21. Juli 88 vom Parlament bestätigt wurde, und worin der König steten Kampf gegen die Ketzer bis zu ihrer Ausrottung, Besetzung aller Militär-, Finanz- und Richterstellen mit Katholiken, und Ausschließung jedes Ketzers von der Thronfolge versprach; 32 geheime Artikel ordneten, „unbeschadet der gallicanischen Freiheiten," die Annahme der tridentiner Beschlüsse, den Verkauf aller hugenottischen Güter und die Einräumung von Sicherheitsplätzen für die Ligue an. Der Kardinal von Bourbon wurde zum Nachfolger, Guise zum Generalstatthalter ernannt. Ein nach Blois ausgeschrieb-ner, den 16. Okt. eröffneter Reichstag, dessen Glieder von der Ligue beherrscht waren, sollte das Werk krönen. Gleich am Tage nach der Eröffnung beschwur Heinrich III., sowie die Stände selbst, das Unionsedikt. Man unterhandelte nicht mit dem Staatsoberhaupte, sondern mit Guise, drängte den König mit den überspanntesten Forderungen, und setzte, je mehr er nachgab, desto frecher alle Achtung bei Seite; es gieng sogar das Gerücht, daß man ihn nach Paris bringen und einsperren wolle, und Guisens Schwester Katharina, Gemahlin Herzog Ludwigs von Montpensier, äusserte, ihre Scheere nicht besser gebrauchen zu können, als wenn sie dem unwürdi-

gen Heinrich die Tonsur gäbe. In dieser verzweifelten Lage faßte der König mit den getreusten seiner Räthe den Plan, die Häupter der ihn bedrängenden Faktion, die Gebrüder Guise, zu ermorden. Durch einen Hauptmann der adeligen Leibwache wurde der Herzog den 23. Dez. ins Kabinet berufen. Als er das Vorzimmer betrat, und eben nach der zum Zimmer des Königs führenden Thüre greifen wollte, überfielen ihn acht Verschworne mit Dolchen und Schwertern; vermöge seiner ungewöhnlichen Stärke schleppte er die Mörder mit sich fort, bis er in einem Winkel beim Bette des Königs von Wunden bedeckt zusammenstürzte. Zu gleicher Zeit wurde sein 1555 geborner Bruder Ludwig, Kardinal seit dem Jahre 78, verhaftet, vor den König geführt, und als er diesen mit Vorwürfen und Drohungen bestürmte, im Gefängnisse ermordet. Katharina von Medici lag krank unter den Zimmern, wo man den Herzog tödtete. Heinrich kam zu ihr, fragte, wie sie sich befinde? und fügte auf die Antwort: „besser!“ hinzu: „auch ich befinde mich weit besser, denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden, und habe den König von Paris tödten lassen.“ Da erschrack Katharina und sagte: „gebe Gott, daß Du nicht zu dieser Stunde König über Nichts geworden bist!“ Von da an wuchs ihre Krankheit und Unruhe, und wenige Tage nachher, den 5. Jan. 89 starb sie im 70sten Jahre ihres Alters. Ihre Befürchtungen zeigten sich nicht als grundlos; denn mit Guise war keineswegs seine Parthei vernichtet: im Gegentheile nahm sie jetzt erst eine unumwunden feindselige Stellung an; Spanien trat ganz auf ihre Seite; Sixtus that den König in Bann; die Geistlichkeit donnerte von den Kanzeln; eine furchtbare Gährung tobte in Paris, und die Sorbonne erklärte, Heinrich III. sey ein Ketzer, der ihm geleistete Eid der Treue gelöst und Jeder zu Widerstand und Krieg berechtigt. Um den wachsenden Aufstand zu leiten, begab sich Guisens Bruder, der 1554 geborne, kluge und wachsame Herzog Karl von Mayenne nach Paris, und die Kammern

des Parlaments ernannten ihn, bis der Reichstag Weitres beschließen würde, zum Generalstatthalter des Reichs. Der König gerieth in große Noth; denn überall riß Verwirrung ein, die Obrigkeiten wurden verjagt, die Gesetze nirgends geachtet. Da erließ Heinrich von Navarra ein Schreiben an die Stände, worin er das aus dem Aufruhr entstandne gränzenlose Elend auf ergreifende Weise schildert und ihnen zu Gemüthe führt, daß auf diesem Wege nur Verderben über Frankreich gebracht werde: er für seinen Theil wolle gehorsamer gegen den König seyn; denn schon seit lange habe er erfahren, daß das wahre und einzige Mittel, um Völker zum Dienste Gottes zu vereinen, und die Frömmigkeit in einem Staate zu gründen, Milde, Friede und ein gutes Beispiel, nicht aber Krieg und Unordnung sey. Diese Erklärung und die Noth bestimmten den König, zu Heinrich von Navarra seine Zuflucht zu nehmen. Nach einigen Bedenklichkeiten des Letztern kamen sie im Garten von Plessis de Tours zusammen, verabredeten ernstlichen Krieg, zogen bedeutende Hülfsmannschaft aus der Schweitz, belagerten Paris und brachten die Ligisten in großes Gedränge. Da kam der junge Dominikaner Jakob Clement, gesteigert durch Erscheinungen, die ihm sein Prior Bourgoing vorgespiegelt, gelockt durch schnöde Gunstbezeigungen, welche ihm die Herzogin von Montpensier erwiesen haben soll, mit falschen Empfehlungsbriefen ins Hauptquartier nach St. Cloud, begegnete dem Herrn de la Guesle, Generalprokurator des Königs, sprach von wichtigen Eröffnungen, die er zu machen habe, aß und schlief ganz ruhig bei la Guesles Leuten, und überreichte am nächsten Morgen, den 1. Aug. 1589, dem König im Schlafgemache 2 Schreiben. Auf die Aeusserung, daß er mündlich etwas ganz Geheimes mitzutheilen habe, traten la Guesle und der erste Kammerjunker, Bellegarde, zurück. Plötzlich hören sie den König rufen: „ach mein Gott! Bösewicht, du hast mich getödtet! was hab' ich dir gethan?" Sie wenden sich um und sehen, wie Heinrich ein blutiges

Messer aus seinem Leibe zieht und damit dem unbeweglich dastehenden Mönche 2 Streiche ins Gesicht versetzt; la Guesle stößt den Mörder zwischen zwei Betten mit dem Degengefässe zu Boden; Edelleute springen aus dem Vorzimmer, tödten ihn und werfen den Leichnam durch's Fenster: der König ernennt noch den von Meudon herbeigeeilten navarrischen Heinrich zum Nachfolger und stirbt den 2. Aug. als der letzte des Hauses Valois. Zu Paris verkündigt die Herzogin von Montpensier von den Stufen des Altars der Franziskanerkirche herab den gelungnen Königsmord; man zündet Freudenfeuer an; die Asche Clements wird im Flusse aufgefangen, seine Mutter vom Unionsrathe beschenkt, und eine von Sixtus im Konsistorium gehaltne Rede, worin er den Mörder mit Christus, das Bubenstück mit der Erlösung verglich, durch die Hauptstadt verbreitet.

So sehen wir das eben noch um den ersten Rang europäischer Größe buhlende Frankreich von wüthenden Partheien zerfleischt, das durch Franz I. auf den Gipfel gehobne Königthum bis in den Staub heruntergewürdigt, und einen Zustand frecher Gewalt überhandnehmen, der nur mit Auflösung endigen zu können scheint. Blicken wir nun auf das kolossale Bollwerk des Fanatismus, dessen Beherrscher mit der einen Hand den Bürgerkrieg in Frankreich anschürte, mit der andern, um hochfliegende Entwürfe ins Werk zu setzen, jenseits des Oceans die Metallreichthümer Amerikas ausbeutete.

Sechszehntes Hauptstück.

Philipp im Bunde mit Inquisition und Jesuiten.

Wir werden die Fortschritte des monarchischen Systems besser im Zusammenhange erkennen, wenn wir hier die innere Geschichte Spaniens unter dem Vater des zweiten Philipp, unter Karl I. (wie er als Inhaber dieser Krone

hieß) nachtragen. Gleich das Nächste, was wir zu berichten haben, erinnert uns an die fortdauernde Thätigkeit jenes merkwürdigen Beamten, welcher durch das Ständegericht der Siebzehn abgesetzt und sogar zum Tode verurtheilt werden konnte, sonst aber unantastbar und unumschränkt, als das lebendige Gesetz, auf den Ruf »avi fuerzo« jedem Bedrängten zu Hülfe kam, und Verurtheilten auch dann, wenn sie schon den Strick um den Hals hatten, noch Gehör gab. Der Justitia oder Justiza verweigerte dem Erzbischoffe von Saragossa, den Ferdinand bis zu Karls Ankunft zum Regenten in Aragon ernannt hatte, ein- für allemal die Anerkennung. In Kastilien aber führte, obwohl der von Karl gesandte Adrian von Utrecht (nachmals der sechste Pabst dieses Namens) den Titel hatte, Kardinal Ximenez de Cisneros mit großer Kraft die Regierung. Es ist dieß jener rechtliche, eiserne Mann, den wir als Beichtvater Isabellas kennen gelernt haben, und auf dessen Betrieb an der Nordküste Afrikas um 1510 Oran, Bugia und Tripoli erobert, Algier, Tunis und Tlemsen zinsbar geworden war. Gestützt auf ein Bürgerkorps von 30,000 Mann, entzog er den Adeligen theils Gehalte, theils Landgüter, die sie unter der vorigen Regierung bekommen hatten, füllte mit dem hiedurch erübrigten Gelde die Vorraths- und Zeughäuser, und sagte zu den Granden, welche ihn um seine Vollmacht befragten, indem er ihnen vom Fenster aus Kanonen und Mannschaft zeigte, die bekannten Worte: „seht hier die Vollmacht, die ich vom König erhalten habe: mit dieser regiere ich Kastilien und werde es regieren, bis euer und mein Herr von seinem Reiche selbst Besitz nehmen wird.“ Im Sept. 1517 endlich langte Karl aus Genf in Asturien an. Ximenez reiste ihm entgegen, erkrankte aber in los Equillos, und konnte ihn nur schriftlich ermahnen, daß er die Niederländer entfernen und ganz als Spanier auftreten möge. Die von einem Gegner entworfne Antwort lautete dahin, Ximenez, dessen große Verdienste nur Gott zu belohnen im Stande sey, habe Erlaubniß, sich in

seinen Sprengel zurückzuziehen, und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen. Wenige Stunden nach Empfang des Schreibens, den 18. Nov. 1517, war der 81jährige Kardinal eine Leiche. Zum Nachfolger in dem Erzbisthume Toledo ernannte Karl einen jungen Ausländer, Neffen seines Erziehers und Rathgebers Wilhem von Croy; Belgier nahmen die Plätze um den Thron her ein; andre Stellen wurden durch Günstlinge zu ihrer Bereicherung verhandelt, der Fürst konnte das Spanische nur gebrochen reden, und wies Jeden, der Etwas von ihm wollte, an die verhaßten ausländischen Minister. Indeß beschwor er 1518 den zu Valladolid versammelten kastilischen Cortes ihre Rechte und Freiheiten, verpflichtete sich, sobald seine wahnsinnige Mutter genese, die Herrschaft an diese abzutreten, und erhielt dann die ausserordentliche Verwilligung von 600,000 spanischen Dukaten. In Aragon und Catalonien wurde nur wenig verwilligt, und bis zum Tode Johannas, also bis 1555, ihr Name dem Namen Karls vorangestellt. Die Nachricht, daß er zum deutschen Kaiser erwählt sey, erregte überall Verdruß; denn man setzte sogleich voraus, daß er Spanien als Nebenland betrachten und spanisches Geld in auswärtigen Unternehmungen verschleudern werde. Hiezu kam, daß er die Huldigung der Stände von Valencia nicht in eigner Person, sondern durch den Kardinal Adrian entgegennahm, und daß er die astilischen Cortes wegen neuer Geldhülfe ungewohnterweise nach Compostella in Galicien beschied. Die Abgeordneten Toledos wollten auf Nichts eingehen, solang ihre Aufträge nicht berücksichtigt seyen. Da faßten die flandrischen Räthe den Beschluß, sie mit Verbannung zu bestrafen, und der Kaiser selbst ermahnte Toledo zur Wahl beßrer Abgeordneten. Avalo und der jugendlich kühne Don Juan Padilla entflammten den Unwillen der Bürgerschaft; Karl beschied die beiden Männer an den Hof: ein absichtlich veranstalteter Volksauflauf verhinderte ihre Abreise; das empörte Volk jagte den Corregidor aus der Stadt und wählte neue

Obrigkeiten. Von den Vorfällen in Toledo unterrichtet, verzichtete Karl auf ein strenges Verfahren, damit er nur Geld von den Cortes erhalte: sie entsprachen endlich seinem Ansinnen, jedoch unter Vorlegung vieler Beschwerden, denen abzuhelfen sey. Wegen ihrer Nachgiebigkeit empfieng man die Abgeordneten zu Hause mit den bittersten Vorwürfen; in Segovia wurde der vom Reichstag zurückgekehrte Corregidor Tordesillas sammt zwei Andern vom Pöbel grausam ermordet. Kaum hörte man, daß der Hof den gewesnen Alcalden Ronquillo zu Strafmaßregeln abgesendet habe, so trieben die Segovianer alle Andersgesinnten hinaus, befestigten die Stadt, übten sich in den Waffen, und ermahnten die Bürgerschaft von Toledo zu gemeinschaftlichem Widerstande. Abgeordnete mehrerer unzufriednen Städte kamen in Avila zusammen, stifteten unter dem Vorsitze des Abgeordneten von Toledo eine Verbindung, und schwuren im Dienste des Königs, aber auch für das Beste der Gemeinden zu sterben. Unterdeß hatte Fonseca, Feldhauptmann von Kastilien, den Befehl erhalten, Geschütz zur Belagerung Segovias in Medina abzuholen: mit den Waffen in der Hand widersetzte man sich der Herausgabe des Geschützes: Fonseca ließ einige Granaten nach Medina werfen, und da die Bürgerschaft in ihrem Eifer nicht darauf achtete, griff das Feuer dergestalt um sich, daß die Stadt in kurzer Zeit größtentheils niederbrannte. Dieses Unglück rief überall Theilnahme hervor; Viele legten, was das Werk des Zufalls war, als einen boshaften Racheplan aus; Ronquillo, geschlagen durch das toledanische Heer unter Padilla, mußte die Belagerung von Segovia aufheben, und die Empörung verbreitete sich fast über alle Städte Kastiliens. Nun kam gerade damals auch in Valencia eine Bewegung zum Ausbruche, die sich auf folgende Art schon 1519 vorbereitet hatte. Wegen wiederholter Räubereien der in Valencia wohnhaften Mauren wollte man eine Volksbewaffnung einführen, und zwar sollten, wie man gelegentlich vorschlug, Edelleute und Bürger in einer

Schaar dienen, die Führer aber aus Jenen gewählt werden: der Adel wies den Vorschlag zurück, die Bürgerlichen nahmen dieß als Beleidigung auf. Die Unzufriedenheit mehrte sich, als der Adel beim Eindringen der Pest auf seine Landsitze oder in fremde Städte verreiste, während die Bürger unter Krankheit und Hungersnoth ausdauern mußten. Angefeuert durch den beredten Sorolla, errichteten die Häupter der Gewerke im August 1519 ohne Zuthun des Adels sogenannte Hermandaden, die ihre Anführer selbst wählten: Karl gab seine Genehmigung, aus Aerger darüber, daß Klerus und Adel Schwierigkeit machten, ihn anzuerkennen und Geld zu verwilligen. Darauf schienen die Großen geschmeidiger zu werden, und Karl widerrief die gegebne Erlaubniß; allein neue Unfügsamkeit der Großen hatte bald die Erneuerung der Hermandad zur Folge, und Kardinal Adrian überzeugte sich bei einer Heerschau von ihrer Brauchbarkeit. Zum Zeichen versöhnlicher Gesinnung baten die Bürger, man möchte Männer von Adel an ihre Spitze stellen. Doch eben jetzt hatte der Adel eine Beschwerdeschrift gegen die Hermandad bei Karl eingereicht, und dieser, im Begriffe, nach Deutschland abzureisen, ernannte den Grafen von Melito, Don Diego Mendoza, zum Vicekönig von Valencia, mit dem Auftrage, anzuordnen, was Recht und Billigkeit verlange. Je hartnäckiger nun der Adel jeder Erweiterung der Rechte des Bürgerstandes entgegenarbeitete, desto begieriger hörte man auf die wilden Reden Sorollas, und plötzlich stand die Menge unter den Waffen, Mendoza mußte fliehen, der Pöbel plünderte die Häuser der Großen, und alle Städte des Königreichs Valencia ahmten dem Beispiele ihrer Hauptstadt nach. Vergeblich ernannte Karl von den Niederlanden aus, unter Bewilligung von Steuernachläßen, den hochangesehnen Herzog zu Medina-Sidonia und den ehrwürdigen Greis Don Velasco, Konnetable in Kastilien, zu Gehülfen seines Stellvertreters Adrian: die heilige oder kastilische Junta, forderte, daß der König von Spanien

ans seine übrigen Länder regiere, daß die Fremden von Hof und aus dem Reiche entfernt werden, daß jede außerordentliche Steuer in Zukunft unterbleibe, daß die Cortes alle 3 Jahre auch ohne königliche Berufung sollten zusammentreten dürfen, daß man die Bevollmächtigten zwar nach der in jeder Ortschaft herkömmlichen Form auch fernerhin wählen möge, daß hingegen jeder Stand nur Männer aus seiner Mitte zu ernennen habe. Padilla hatte sich der Person Johannas bemächtigt; des Königs Anhänger ließen bereits den Muth sinken; selbst Medina und Velasco trugen Bedenken, den ihnen gewordnen Auftrag zu übernehmen. Größre Entschlossenheit zeigten die Frauen: die Gemahlin des Konnetables erinnerte an den Beistand Gottes und an die gebieterische Pflicht, dem König zu gehorchen; Medinas Mutter und Gattin rettete an der Spitze Bewaffneter das schon verloren gegebne Sevilla, und bald begannen Umstände zu wirken, welche die Kraft der revolutionären Parthei schwächten. Indem die Junta keine Steuerimmunität mehr anerkannte und sämmtliche Domänen zurückforderte, welche der Adel an sich gebracht hatte, veranlaßte sie denselben, auf die Seite der Regierung überzutreten; und indem mehrere Städte, zumal Burgos, erklärten, die aus städtischen Abgeordneten gebildete Junta sey zu weit gegangen, entspann sich Zwietracht unter den Aufrührern selbst. In Aragon verhütete der kluge Vicekönig la Nuza jede unruhige Bewegung. Don Pedro Giron leitete Velascos Sohne gegenüber mit ungeschickter Hand den Kampf; den 3. Dez. 20 fiel das wichtige Tordesillas sammt der Königin Johanna und vielen Junta-Deputirten in die Gewalt der Royalisten; als Padilla den Oberbefehl erhielt, war es schon zu spät: Pedro Lasso und Ortiz riethen nachgiebig zu Unterhandlungen; im Frühjahr 1521 erneuerte sich der Krieg, die Vereinigung mit den in Navarra einbrechenden Franzosen mißlang, und am 23. April verlor Padilla die entscheidende Schlacht bei Villalar; er selbst wurde nach tapferm Kampfe gefangen und mit dem Anführer Juan

Bravo zum Tode verurtheilt, den er folgenden Tags mit der Fassung eines Helden erduldete. Den 27. April zogen die Sieger in Valladolid ein; die Junta löste sich auf; die meisten Städte ergaben sich: nur Toledo leistete Widerstand unter Padillas Wittwe Donna Maria, aus dem Hause Pacheco: 6 Monate hatte sie den Platz behauptet, als zuerst der Klerus, endlich auch das Volk sie im Stiche ließ: als Bäuerin verkleidet floh sie nach Portugall, wo sie bald nachher in Kummer und Elend ihren großen Geist aushauchte. Auch in Valencia erlag jetzt die Volkspartheі, in Majorca aber erst 1523. Schon während des Julis 22 war Karl nach Spanien zurückgekehrt, um sogleich auf dem Marktplatze zu Valladolid eine allgemeine Amnestie zu verkündigen. Allein bei aller Milde war es sein Plan, die Freiheiten der kastilischen Verfassung zu untergraben. Gleich, als er auf das nächste Jahr die Cortes berief, schrieb er den Städten vor, sie sollen ihren Abgeordneten Vollmacht ertheilen, die Steuer zu bewilligen, was S. Majestät vorlege, zu verhandeln, und das Befohlne zu thun, wofern es zum Dienste Gottes und Sr. Majestät gereiche. Da er es unbequem fand, daß die Steuerverwilligung von Erledigung der Beschwerden abhängig sey, verordnete er geradezu, man solle zuerst bewilligen, dann Beschwerden einbringen. Um die Abgeordneten persönlich in Furcht und Ergebenheit zu halten, traf er die Einrichtung, daß nur in seines Präsidenten Gegenwart berathen werden dürfe, und alle diese Maßregeln giengen durch, weil er die Deputirten mittelst wirklicher oder in Aussicht gestellter Gnadenbezeigungen immer für sein Interesse zu gewinnen verstand. Der Bürgerstand konnte sein Recht um so weniger behaupten, weil der Adel, gewitzigt durch den Aufstand, nunmehr entschieden königlich gesinnt war. Aber auch an ihn sollte die Reihe kommen. 1538 beantragte Karl eine Generalaccise, deren Ertrag er zum afrikanischen Zug verwenden wollte: dießmal schlug sich der Adel zum dritten Stande; der König, hieß es, möge daheim bleiben, und den Aufwand

des Hofes einschränken; auch seine Entwürfe hinsichtlich des Salzmonopols und der Veränderung des Münzfußes mußte er aufgeben. „Ich habe wohl gemerkt,“ sagte er, „wie wenig ich als König von Kastilien vermag.“ Das Ergebniß war, daß er den Konsens einzelner Städte einholte, und so durch ausserordentliche Verwilligung das Bedürfniß deckte. Auf dieselbe Art half er sich 1541. Wenn nun schon einige Zeit die Reichstage seltner gewesen waren, weil man ausser der laufenden Alcavala noch auf die drei nächsten Jahre eine jährliche Summe von 800,000 Dukaten verwilligte, so kam fortan oft gar kein eigentlicher Reichstag zusammen, indem der König mit den einzelnen Ständen verhandelte, und den Adel, weil er doch nicht mitzahle, in Steuersachen auch nicht fragte. Dadurch verloren die Cortes überhaupt fast ihr ganzes Gewicht, besonders aber der Adel sein überwiegendes Ansehen. Auch hielt ihn Karl von Staatsämtern und vom Hofe fern; die Granden zogen sich also auf ihre Landsitze zurück, machten dort einen fürstlichen Aufwand, und geriethen, trotzdem, daß Männer wie die Medinas und Guzmans ihre 130,000 Dukaten jährlicher Einkünfte hatten, und daß Mancher über 30,000 Familien Unterthanen gebot, unvermerkt in Schulden. Noch weniger übte der Klerus, so reich die Kirche war, einen selbstständigen Einfluß auf die Regierung, seitdem der König zufolge des Concordats von 1524 Bisthümer und Erzbisthümer vergab: die Geistlichen führten großentheils ein vergnügliches Leben, waren gehorsame Unterthanen und steuerten freiwillige Geschenke zu den Lasten des Staates bei. Endlich war das Glaubensgericht ein Mittel, wodurch der König einen Stand wie den andern zügeln, selbst die Geister im Banne halten und sein Einkommen unberechenbar steigern konnte. Von 1516 bis 22 trugen die Güter blos derjenigen, welche sich ohne Zwang der Ketzerei schuldig bekannten, der königlichen Kasse mehr als eine Million Dukaten ein. Mit Recht sagt Segni, ein Schriftsteller jener Zeit: „die Inquisition ist dazu er-

funden, den Mächtigen ihr Ansehen, den Reichen ihren Besitz zu rauben.“ Daraus, daß sie mehr für politische Zwecke gehändhabt wurde, läßt es sich erklären, daß ungeachtet dieses Instituts die Reformation eine ziemlich starke Verbreitung in Spanien gewann. Schon 1519 kamen viele lateinische Schriften Luthers in Umlauf; sein Kommentar zum Galaterbrief ward ins Spanische übersetzt; Alfonso Valdez, der Karl V. als Sekretär nach Deutschland begleitet hatte, schickte seinen Landsleuten einen ziemlich günstigen Bericht über den Reformator und sein Werk; Virves, der als Geistlicher in Deutschland gewesen war, befreundete sich dort ebenfalls mit den neuen Ideen, wurde nach seiner Rückkehr von der Inquisition in Untersuchung gezogen und erst auf besondre Verwendung des Kaisers wieder befreit: später trat er in Deutschland offen zum Lutherthum über; Rodrigo Valer machte sichs zum Geschäfte, den durch Studium und innre Erfahrung gewonnenen Glauben auch Andern, zumal in Sevilla, mitzutheilen, bis er, schon mehrfach von der Inquisition bestraft, in ein Kloster verwiesen wurde; sein Freund, der gelehrte Doktor Egidius, hatte als Prediger an der Kathedralkirche zu Sevilla durch begeisterte Vorträge, in welchen er beständig auf die Schrift hinwies, eine große Wirksamkeit; dessen Nachfolger Constantine Ponce de la Fuente, als Kaplan Begleiter Karls V. nach Deutschland und mit einigen Reformatoren persönlich bekannt geworden, trug nach seiner Rückkehr die neue Lehre in Schriften und auf der Kanzel vor. In Sevilla bildete sich eine zahlreiche Gemeinde von Protestanten; in Burgos und Vallodolid wurden protestantische Versammlungen gehalten; sogar in die Klöster drang der Reformationsgeist. Aehnliches geschah in Aragon. Ueberhaupt griff die neue Lehre desto rascher um sich, je größer die Anzahl durch Rang und Bildung ausgezeichneter Spanier war, welche ihr beipflichteten. Erst unter Karls Nachfolger, der die Inquisition schärfte, wurde der Pro-

testantismus bis auf die letzte Spur jenseits der Pyrenäen ausgerottet.

Einen bedeutenden Zuwachs an Ländern erhielt die spanische Monarchie unter Karl durch Eroberungen in Amerika. 1519 wurde von dem Statthalter Velasquez auf Cuba der ebenso kühne als talentvolle Edelmann Ferdinand Cortez mit 14 Schiffen, 16 Feldstücken und 617 schlecht bewaffneten, aber gut disciplinirten Spaniern gegen Mexico ausgesandt. Das dort herrschende Volk, das der Azteken, war seit 1160 aus Gegenden nordwärts vom kalifornischen Meerbusen langsam gen Süden vorgerückt, wo sie 1325 auf der weiten Hochebne Anahuac, im Anblicke der über 14,000 Fuß hohen Vulkane Popocatepetl und Iztaccihuatl, auf einer Insel des Sees Tezcuco die Stadt Tenochtitlan oder Mexico, wie sie später genannt wird, gründeten. Damals noch von adeligen Häuptlingen regiert, ordneten sie sich, um ihren Nachbarn kräftiger widerstehen zu können, 1352 einem kaiserlichen Oberhaupte unter. Ein Ausschuß des hohen Adels wählte fortan aus derselben Familie dasjenige Mitglied, welches durch kriegerische Tapferkeit hervorstach. In Kurzem wurden die Azteken Herrn eines großen Reichs; das Kaiserhaus, der Adel und die Priester kamen in den Besitz der fruchtbarsten Landstriche; die Priester, unkundig der Buchstabenschrift, bewahrten in hieroglyphischen Gemählden, deren größter Theil leider von den Spaniern zertrümmert worden ist, die Geschichte ihres Volkes auf, und machten Mexico zum Wohnsitze des Götzen Hochtlipochtli, welchem jährlich wenigstens 20,000 Menschen, vornämlich Kriegsgefangne, bluteten; ohne Zugvieh und Werkzeuge von Eisen wurden gewaltige Bauten vollendet; in den Provinzen übten die Statthalter harte Erpressungen; das Volk lebte in drückender Armuth; die zuletzt unterworfnen Stämme harrten auf eine Gelegenheit, das noch ungewohnte Joch abzuschütteln; Montezuma II., neunter Kaiser aus der aztekischen Familie, saß auf dem Throne. Gleich bei der Landung in Tabasco

gerieth Cortez mit den Einwohnern in Fehde, setzte sich aber durch Anwendung der Feuerwaffe in solche Achtung, daß er einen vortheilhaften Frieden schließen konnte. Unter den Friedensgeschenken war ein junges Mädchen von vorzüglicher Schönheit, aus vornehmem Geschlechte: er nannte die Getaufte Donna Maria, erhob sie zu seiner Gattin, und wurde durch ihre Kenntniß der schwierigen Landessprache und durch ihren klugen Rath von Anfang bis zu Ende unterstützt. Indem er Verbindungen mit den Unzufriednen, Freundschaft mit der wider Mexico erbitterten, fast nur aus Kriegern bestehenden Republik Tlascala schloß, zog er, obgleich Montezuma durch Gesandte zur Umkehr aufforderte, angelockt durch den Städtereichthum des wohlbebauten Landes, von Cholula aus gegen Nordwest, bis den 8. Nov. 1519 die prachtvolle, durch 3 Dämme mit dem Festland zusammenhängende Hauptstadt und der See mit seinen schwimmenden Gärten am Horizonte erschien. Der Kaiser selbst, auf künstlichem Tragsessel, von Großen und üppig gekleideten Dienern umringt, empfieng ihn ehrerbietig und wies ihm einen durch die Spanier sogleich sorgfältig befestigten Steinpallast in Mexico an. Allein die Tlascalaner warnten: Cortez wünschte ein unantastbares Pfand in seiner Gewalt zu haben, und vermochte durch höfliche Drohungen den Kaiser, gleichfalls in jenem Pallast seine Wohnung zu nehmen. Sein Feldherr Quauhpopoca wurde, wegen eines Angriffs auf Verbündete der Spanier, nebst Sohn und mehreren Hauptleuten auf einem Scheiterhaufen mexicanischer Waffen verbrannt. Bald huldigte Montezuma, zum Staunen seines Volks, öffentlich dem spanischen Könige als Vasall. Seine Nachgiebigkeit entsprang zum Theile aus Aberglauben: ein Fürst des Volkes war vor unbestimmt langer Zeit gen Sonnenaufgang gewandert: man weissagte, ein Sprößling desselben werde dereinst Land und Volk als rechtmäßiges Erbe ansprechen, und dieser Sprößling schien jetzt der spanische König zu seyn. Der Annahme des Christenthums aber widersetzte

sich Montezuma beharrlich. Als Zerstörungsversuche auf den Haupttempel die Wuth des Volkes reitzten, faßte er sich sogar das Herz, den Abzug der Spanier zu verlangen. Gerade jetzt lief die Nachricht ein, daß, statt gehoffter Verstärkung aus der Heimath, Narvaez mit 18 Schiffen, 12 Kanonen, 800 Mann zu Fuß und 80 Reitern gelandet habe, um im Namen des eifersüchtigen Befehlshabers von Cuba den Cortez als Rebellen zu fesseln. Der bedrohte Held ließ 140 Mann in Mexico zurück, zog die Besatzung von Veracruz an sich, gewann durch geheime Boten einen Theil der Truppen des Gegners, überfiel ihn bei Nacht in Cempoalla, nahm ihn den 27. Mai 1520 gefangen, und gebot nun auch über die besiegte Heerschaar. Aber in Mexico hatte der spanische Befehlshaber, um einer Verschwörung zuvorzukommen, bei einem festlichen Tanz viele Vornehme ermordet: das Volk stand auf; Cortez mußte den Steinpallast wider die Rasenden vertheidigen; Montezuma wurde, als er, in fürstlichem Schmuck besänftigend auf der Zinne erschien, schwer am Kopfe verwundet und starb, wahrscheinlich den 13. Juni. Nach langen blutigen Kämpfen rückte Cortez, den 1. Juli um Mitternacht, während der See von Nachen wimmelte und Steine und Pfeile um ihn sausten, über einen der Dämme. Folgenden Tags bei der Musterung ergab es sich, daß er 2000 Tlascalaner, mehrere der besten Offiziere, fast alle Schätze und Pferde und sämmtliches Geschütz nebst dem Pulver verloren habe. Am 6. Tage des Rückmarsches sah er von einer Anhöhe das unermeßliche Feld unter sich vom Feinde bedeckt: ein glücklicher Gedanke erinnerte ihn an den Aberglauben, daß das Schicksal der Schlacht vom Reichsbanner abhänge: von Wenigen begleitet, streckte er den Träger desselben mit der Lanze zu Boden: die Mexicaner flohen, und den 8. Juli war Tlascala glücklich erreicht. Abgesendete Truppen der Befehlshaber von Cuba und Jamaica wurden unter seine Fahne gelockt, die Unzufriednen aus dem Heere des Narvaez nach Veracruz geschickt; 10,000 Tlascalaner und andre Bundesgenossen

strömten herbei; man hatte wieder 9 Kanonen, 550 Spanier zu Fuß, 40 zu Pferde: so brach Cortez den 28. Dez. aufs Neue gegen Mexico auf, wo Montezumas Bruder und Nachfolger Cuitlahuatzin nach trefflichen Vorbereitungen zum Kriege an den Kinderblattern gestorben war, und dessen ebenso thätiger, allein nicht gleich einsichtsvoller Neffe Quauhtimotzin den Thron bestiegen hatte. Während die Tlascalaner in ihren Wäldern Holz fällten, und 8000 tlascalanische Sklaven die Balken herbeischleppten, gewann Cortez durch Gewalt und Uebereinkunft mehrere Gebiete am See; 200 Spanier langten aus Domingo an; die Zahl eingeborner Bundesgenossen wuchs nach Clavigeros Geschichte von Mexico bis auf 240,000. Die Brigantinen waren gezimmert: man schiffte hinüber, und 4 Wochen lang drangen die Spanier täglich in die Stadt, zündeten Häuser an, zogen aber bei Nacht, weil sie noch nicht stark genug waren, sich gegen die ganze Einwohnerschaft zu behaupten, jedesmal in ihr Lager zurück. Den 3. Juli 1521 forderten sie einen Hauptsturm: Cortez befahl, eine Lücke im Damm auszufüllen; man unterließ es in der Hitze, wurde geworfen, und verlor eine Anzahl Gefangner. Da sahen und hörten nun die Geretteten, wie ihre Brüder Nachts unter gräßlichem Fackelscheine dem Gotte des Feindes bluteten. Fortan zerstörte Cortez jeden eroberten Theil der Stadt; nur der festeste, vierte hielt sich noch; 40,000 Eingeschloßne fielen an einem Tage, und den 13. August endlich erfolgte der letzte Sturm. „Ich habe gethan," sprach Quauhtimotzin, „was einem Könige geziemt: nimm diesen Dolch und stoße mir ihn ins Herz!" Nun begann der Wiederaufbau Mexicos, die Unterwerfung der Provinzen; Empörer wurden grausam bestraft, Quauhtimotzin und sogar die verbündeten Fürsten von Tezeuco und Tacuba gehenkt, weil sie geäussert hatten, der Spanier sich wieder entledigen zu wollen. Zwar mit Auszeichnung von Karl V. empfangen, aber nur als militärisches Haupt von Mexico oder Neuspanien bestätigt,

entdeckte Cortez 1536 die Halbinsel Californien, war, als er 1540, um sich Recht zu verschaffen, wieder in die Heimath reiste, dort beinahe schon vergessen, und starb 62 Jahre alt, den 2. Dez. 1547, mit Undank belohnt, wie Gonsalvo di Cordova, Columbus und Ximenez. Dennoch eiferten ihm Andre unverdrossen auf der Bahn zum Ruhme nach. Franz Pizarro, Bastard eines Hauptmanns und, wie man sagte, in seiner Jugend Schweinhüter, der ebenfalls rohe Findling Diego de Almagro und der Priester Hernando de Luque, welcher in Amerika erworbnes Geld vorschoß, hatten sich um 1524 zur Entdeckung der Küste Perus verbündet; 2 Jahre später war Pizarro nach großen Mühseligkeiten wirklich dorthin gelangt; 1528 ernannte ihn Karl im Voraus zum Statthalter des Landes, und zwar mit Vollmacht, sich Offiziere und Beamte zu wählen; die Kosten übernahm der Erobrer; Cortez, damals gerade in Spanien, steuerte seinem alten Kriegsgefährthen bei, und 1531 stach dieser mit 3 kleinen Schiffen und nur 180 Mann, unter denen 36 Reiter, wohlgemuth in die See. Peru war ein zweites, großes amerikanisches Reich, mit der einzigen Stadt Cuzco, aber mit blühenden Fruchtfeldern, mit künstlicher Bewässerung, mit mächtig befestigten Tempeln und Burgen, und mit Kunststraßen, deren eine auf 500 Stunden Entfernung von Quito nach Cuzco über die Bergrücken und Hochflächen der Cordilleren fortlief. Die Einwohner, in Adel, Freie und Knechte getheilt, unkriegerisch wie der Geist ihrer Religion, sanft wie ihre wohltönende Sprache, das Quichua, leisteten dem Inka unbedingten Gehorsam, als einem Abkömmlinge Manco Capacs, des Sohnes der Sonne, welcher vor Jahrhunderten mit seiner Gemahlin die damals noch rohen Peruaner in Religion und Künsten unterrichtet und zu einem Reich vereinigt hatte. Der zwölfte Inka, Huana Capac, Erobrer des Königreichs Quito, heurathete den Gesetzen zuwider als zweite Frau eine Tochter des Königs von Quito, und starb gegen 1530. Von der ersten Frau stammte

Huascar, von der zweiten Atahualpa: Jener wollte diesen nicht als Erben von Quito anerkennen, und eben hatte Atahualpa mit des Vaters Heer den Stiefbruder gefangen nehmen und alle übrigen Mitglieder des Hauses der Inca ermorden lassen, als Pizarro keck ins Innre vordrang. Beide sandten ihm unter Bitten um Beistand Geschenke: im Flecken Caxamalca empfieng er den von 30,000 Mann begleiteten Fürsten Atahualpa. Der Geistliche Vincenz Valverde eröffnete das Gespräch mit einem Bekehrungsversuche und einer toll genug verdollmetschten Rede über Sündenfall, Erlösung und Pabstthum. „Woher weiß denn der Priester dieß alles?" fragte der Inca; „in dem Buche hier steht das Wort Gottes," erwiederte Bruder Vincenz, und überreichte sein Brevier; der Inca hielt das Buch ans Ohr: „es schweigt, es sagt mir Nichts," und warf es gleichgültig zur Erde. Da schrie Vincenz: „das Evangelium ist entweiht! züchtigt die Hunde!" Zwei Kanonen blitzten und donnerten gegen die Peruaner; die Reiterei hieb ein; man metzelte die Fliehenden nieder, solang es Tag blieb, und nahm verabredetermaßen den Inca gefangen. Er versprach als Lösegeld Goldgefässe genug, um das 22 Fuß hohe, 16 Fuß breite Zimmer, worin er sich befand, damit anzufüllen; noch mehr versprach der von Atahualpas Leuten immer noch festgehaltne Huascar; allein kaum äusserte Jener den Wunsch, daß sein Stiefbruder getödtet werde, so wurde von bereitwilligen Unterthanen sein Wort vollzogen; zudem schleppten sie aus Tempeln und Pallästen soviel Gold herbei, daß ein Fußgänger über 6,300, ein Reiter über 12,600, ein Hauptmann 30,000 Gulden bekam. Dessen ungeachtet saß Pizarro mit Almagro, der beträchtliche Verstärkung gebracht hatte, über den Inca nach spanischer Form zu Gericht, verurtheilte ihn als Thronräuber, Brudermörder, Polygamisten, Götzendiener und Empörer gegen Karl V. zum Feuertode, und milderte, als Atahualpa in der Angst sich taufen ließ, die Strafe nur dahin, ihn am Pfahle erdrosseln zu lassen.

Golddurst lockte immer mehr Soldaten und Abentheurer nach Peru: Pizarro eroberte Cuzco, und gründete jenseits der Anden, 4 Stunden von dem großen Ocean, die Stadt Lima; Almagro bezwang die unter Huascars Bruder Manco Capac aufgestandnen Peruaner, wurde aber, weil er Cuzco als zu seiner Statthalterschaft gehörig ansprach, von Pizarros Brüdern Ferdinand und Gonzalo am 26. Aug. 38 geschlagen und als 75jähriger Greis im Gefängnisse erdrosselt, dann öffentlich enthauptet. Zu gleicher Zeit kletterte man an schroffen Abhängen nach Chile hinunter, stieg in die goldreichen Hochthäler von Potosi und la Paz hinauf, wo der Madeira und Beni entspringen, und über dem letztern der Nevado de Sorata bis zu der Höhe von 23,600 Fuß emporragt; Statthalter Gonzalo Pizarro von Quito schiffte durch den Napo in den Marannon, durch den Marannon in den Ocean hinab, und streute Mährchen von einem Lande der Amazonen und von Eldorado aus, wo die Dächer mit Gold gedeckt seyen. Franz Pizarro wurde zu Lima, den 26. Juni 41, durch die Parthei des jungen Almagro ermordet. Erst Pedro de la Gasca, Priester und Inquisitionsrath, der am 9. Aug. 48 den übermüthigen Gonzalo bezwang, dämpfte die innern Unruhen und verließ dann Peru so arm, als er es betreten hatte, um als Bischoff von Palencia zu sterben. Seit 1532 begann die Eroberung von Tierra fierma, seit 1536 die von Neugranada. Ueber 65 Breitengrade des Festlandes, hier rasch bis in die fernsten Thaladern des Gebirgs, dort langsam durch unabsehbare Ebnen und Wälder vordringend, dehnte sich das Kolonialreich der Spanier aus. Der Gebrauch des Cacaos, des Tabaks und der Chinarinde, der Cochenille und des Indigos war in Europa noch wenig bekannt; man legte daher in Westindien Zuckerpflanzungen, auf dem Festlande Bergwerke an, theilte unter die Kolonisten Lehen (encomiendas oder repartimientos) und zur Bearbeitung des Bodens die im Bezirk jedes Einzelnen wohnenden Indianer aus. Die von Europa herüber-

gebrachten Kinderblattern, der Druck schwerer Arbeiten und die Unmenschlichkeit der Behandlung hatten unter den ohnehin schwächern Stämmen Amerikas wahrhaft gräßliche Verheerungen zur Folge. Missionäre, zumal vom Dominikanerorden, erhoben ihre Stimme für das Recht der Unterdrückten; am lautesten that dieß der 1474 geborne, 1566 als Bischoff von Chiapa gestorbne Bartholomäus de las Casas. „Alle diese Dinge," sagt er in seiner mit Recht berühmten relacion de la destruycion de las Indas, „welche die Menschheit empören, sah ich mit eignen Augen, und nun fürchte ich fast, sie zu wiederholen, weil ich mir kaum selber traue und zweifelhaft bin, ob mir nicht blos davon geträumt hat." Das Hauptgesetz für Amerika, welches Karl 1542 erlassen hat, verordnete, daß die Indianer persönlich frei, daß ihre Tribute und Mitas oder Lehendienste genau bestimmt seyn, daß sie in eignen Ortschaften wohnen und aus ihrer Mitte sich eigne Kaziken erwählen sollten. Ein wohlmeinender, bald auch von las Casas unterstützter Vorschlag gieng dahin, zur Schonung der Indianer kraftvolle Neger aus Afrika einzuführen. So kam seit 1517 der Sklavenhandel in Schwung, den die Portugiesen schon in der zweiten Hälfte des vorhergehenden Jahrhunderts getrieben hatten. Die spanische Regierung schloß immer mit Fremden zur Einführung einer bestimmten Anzahl einen sogenannten Assiento oder Pachtvertrag. Karl V. schenkte seinem Günstling la Bresa das Monopol zu jährlich 4000; la Bresa verkaufte dasselbe an die Genueser, und die Genueser bezogen die Sklaven von den Portugiesen. Bald zerfiel die Einwohnerschaft der Kolonien in mehrere kastenartig gesonderte Klassen, deren jede um so tiefer stand, je weiter sie sich von der herrschenden weissen Farbe entfernte. Chapetons nannte man die zu wichtigen Stellen fast ausschließlich berechtigten neuen Einwanderer aus Spanien; denn Nicht-Spanier wurden auf keine Weise, und auch Spanier nicht ohne Aufsicht einer strengen Polizei zugelassen; Creolen hießen in

Amerika geborne Spanier, und bildeten den Chapetons gegenüber gleichsam den niedern Adel; Mestizen sind Abkömmlinge von Europäern und Indianern, Mulatten von Europäern und Negern, Sambos von Negern und Mulatten, und auch noch in weitern Gliedern und Kreuzungen unterschied man die Raçen nach Farbe und Eigenthümlichkeit. Gewinnung edler Metalle war Hauptzweck der Kolonien, zumal nachdem man 1532 die reichen Gruben von Zacatecas in Mexico, 1545 die von Potosi in Peru entdeckt hatte. Das Auffinden und Ausbeuten der Erze blieb gegen eine Abgabe an die Krone Privaten anheimgestellt; daher die vielen Ansiedeleien im Innern. Zuerst erhielt der König ein Fünftel des Ertrags; allein der Bergbau war überaus mühselig und beschwerlich, weil die Minen gewöhnlich in kalten Wildnissen des Gebirgs, zum Theile 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegen; die Abgabe mußte daher auf ein Zwanzigstel ermäßigt werden, und warf neuern Berechnungen zufolge jährlich etwa 400,000 Dukaten ab. Die in Amerika gewonnenen Metalle sollten nirgendshin als nach Spanien kommen; daher ein drückender Handelszwang, den die Regierung ausübte: kein fremdes Volk durfte mit den Kolonien in Verbindung treten; sogar zwischen den nördlichen und südlichen Kolonien selbst sollte kein Verkehr Statt finden, und den Gewerbfleiß derselben hielt man geflissentlich darnieder; Spanien schickte, was sie von Europa bedurften, und sie gaben dagegen ihre baaren Schätze her. Nur von Sevilla aus durfte Handel mit Amerika getrieben werden; nur zweimal jährlich gieng ein Geschwader von Sevilla ab, das der etwa 12 für Südamerika bestimmten Galeonen nach Portobello, das der etwa 15 für Mexico bestimmten großen Schiffe nach Veracruz; durch die Messen von Portobello und Veracruz wurden die aus Europa gebrachten Waaren in die betreffenden Landschaften verbreitet. Jedem Spanier stand die Theilnahme an diesem Handel frei; allein da es Großhandel war im vollen Sinne des Wortes, so konn-

ten nur die reichsten Häuser von dem Rechte Gebrauch machen. Daß unverrückt einem klaren Plane gemäß gehandelt wurde, hatte seinen Grund in dem hohen Kollegium, welches die Gesammtverwaltung der Kolonien überwachte. Der Rath von Indien, consejo real y supremo de Indias, eingesetzt 1511, ausgebildet 1542, hieng nur vom Könige ab und stand auch über dem für Handelssachen errichteten besondern Gerichtshofe, über der audienzia real de la contradacion. In Amerika herrschten Vicekönige, virreyes, seit 1540 einer in Mexico, seit 1542 ein zweiter in Peru, bekleidet mit bürgerlicher und mit Militärgewalt: ihnen wurden allmählig Gobernadores und Capitanes untergeordnet. Gerichtshöfe, von welchen jedoch Appellation an den Rath von Indien gestattet war, bestanden seit 1542 zwei, in Mexico und Lima: später erhöhte man ihre Zahl auf 10, wie die der Vicekönige auf 4. Auch in kirchlicher Hinsicht behielt sich die Regierung vollkommen freie Hand vor: der Pabst hatte laut der von Alexander VI. und von Julius II. ertheilten Privilegien königliche Ernennungen zu geistlichen Stellen blos zu bestätigen. Zu den Erzbisthümern von Mexico und Lima kamen nachmals die von Caraccas, Sante Fé de Bogota und Guatemala; jedes Erzbisthum begriff eine Anzahl von Bisthümern und Kapiteln unter sich; die niedre Geistlichkeit bestand aus den Curas der spanischen, aus den Doctrineras der indischen Orte und aus den unter Wilden gegründeten Missioneras; in den Klöstern wohnten Bettelmönche, erst später auch Jesuiten, und die 1570 eingeführte Inquisition sperrte Amerika mit eisernen Schranken gegen Ideen und Kultur ab. Doch so unermeßlich das Reich der Kolonien, und so fest geordnet die Verwaltung derselben war, so sollte gleichwohl kein Segen für das Mutterland daraus hervorgehen. Zahllose Auswanderungen entvölkerten das letztere; von den Ausgewanderten giengen viele zu Grunde, weil der Bergbau ein mißliches Glücksspiel blieb; von den Zurückbleibenden wurden Einzelne überreich und eben da-

durch für Erfindungen und nützliche Unternehmungen gelähmt; das in Massen als ein todtes Kapital aufgehäufte Metall verwandelte sich erst unter den Händen fremder Kaufleute und Gewerbsmänner in eine Quelle des Wohlstandes: in Spanien empfand man nur den mit den Kroneinkünften zunehmenden Despotismus der Könige und die unheilvollen Folgen auswärtiger Unternehmungen, zu denen das amerikanische Gold verführerisch antrieb. So rächte die Vorsehung den qualvollen Untergang der Urbewohner Amerikas unmittelbar an den Unterdrückern! Vergleichen wir hiemit das Kolonialwesen der Portugiesen, so stellt sich bei großer Verschiedenheit der Sache nichtsdestoweniger das gleiche Ergebniß heraus. Die Spanier gründeten hauptsächlich Bergwerkskolonien, die Portugiesen Handelskolonien; jene drangen daher bis ins Herz der entdeckten Länder ein, während diese vornämlich auf feste Punkte an den Küsten ausgiengen. Uebrigens legten auch sie Pflanzungs- und sogar Ackerbaukolonien an, nämlich in Brasilien, wo man damals noch kein Gold und keine Diamanten gefunden hatte, und wohin jährlich während des Monats März eine Flotte aus Portugall kam, und aus den afrikanischen Niederlassungen in Guinea und Congo Sklaven eingeführt wurden. Was Ostindien anbetrifft, so war der von den Befehlshabern theils geleitete, theils als Monopol betriebne Zwischenhandel von nicht kleinem Belang. Malacca galt als Marktplatz für Hinterindien, Aden für Arabien und Aegypten, Ormus für das asiatische Festland, und zwischen den Goldländern Afrikas und den Produktenländern Indiens fand ein naturgemäßer, vortheilhafter Austausch Statt. Gleichwie aber die spanische Regierung alles gewonnene Metall, so wollte die portugiesische den gesammelten Vorrath von Gewürzen, von baumwollnen und Seidenzeugen, von Perlen und andern leichten und verarbeiteten Waaren in das Mutterland ziehen. Jeder Portugiese durfte an diesem Handel Theil nehmen, aber nur mit Erlaubniß der Regierung; denn sie war es, welche

die Schiffarth sowohl leitete als schützte. Bereichert wurde sie theils durch die allgemein erhobnen Zölle, theils durch den Alleinhandel, welchen sie in gewissen Zweigen des Handels sich vorbehielt; den größten Gewinn aber hatte sie davon, daß der überwiegende Handelsgeist den ohnehin schon geschwächten Einfluß des Adels vollends verdrängte. Dennoch ergaben sich auch in Portugall keine bleibend wohlthätigen Folgen für die Nation, weil man die eingelaufnen Waaren weder roh noch verarbeitet in andre Länder Europas ausführte, sondern wartete, bis fremde Kaufleute sie holten. Sobald also das durch die Entdeckungen herbeigeführte Heldenalter zu Ende gieng, konnte der Handel nur noch bereichern, beleben aber nicht mehr.

Unter solchen Umständen mußte für die gewerbfleissigen Bewohner der Niederlande, welche vorher schon den Westen und Osten Europas vermittelt hatten, ein um so günstigerer Zeitpunkt beginnen, als sie damals gerade spanische Unterthanen waren. Fassen wir sie demnach hier näher ins Auge, und zwar zuvörderst ihren Zustand unter Karl V. Da er nicht immer selbst zugegen seyn konnte, so setzte er seine Tante, die verständige und gebildete Herzogin Margaretha von Savoyen, Tochter Kaiser Maximilians I., als Statthalterin ein: sie war allgemein beliebt, und die Niederlande befanden sich wohl unter ihrer Verwaltung. Würdige Nachfolger in der 1530 verstorbnen Margaretha war Karls Schwester Maria, verwittwete Königin von Ungarn. Karl selbst, der in den Niederlanden geboren und aufgewachsen war, behielt immer eine Vorliebe für jene Gegenden, erkannte, daß ihre Reichthümer die Hauptquelle seiner Macht seyen, begünstigte daher den niederländischen Handel, und wagte nicht leicht einen Eingriff in die Freiheiten und Rechte der Einwohner, weil er wohl wußte, daß darauf großentheils ihre Blüthe beruhe. Obgleich sie keine regelmäßigen Steuern, sondern nur ausserordentliche Abgaben bezahlten, die Karl auf seine Bitten von den

Ständen verwilligt erhielt, so waren doch die Einkünfte, welche er von dort bezog, sehr bedeutend; die Zuflüsse an baarem Gelde machten, so lange er noch regierte, vierundzwanzig bis fünfzig Millionen Dukaten aus. Das Geld wurde in der Regel ohne Schwierigkeit erhoben; doch kam es einmal darüber zum Aufstand. Nach dem dritten Frieden mit Frankreich bedurfte Karl zur Bestreitung der Kriegskosten großer Summen. Auf die in dieser Angelegenheit von Maria gemachten Forderungen hin bewilligten die Stände 1,200,000 Gulden; davon sollten Brabant und Flandern, die reichsten Provinzen, je ein Drittheil übernehmen: Brabant machte keine Schwierigkeiten, auch die bedeutendern Städte Flanderns nicht: nur Gent weigerte sich, weil die Bewilligung der Stände blos dann gültig sey, wenn alle Haupttheile der Landschaft beigestimmt hätten. Die Statthalterin griff zu einem damals nicht ungewöhnlichen Mittel: sie ließ Bürger aus Gent verhaften, welche Geschäfte halber in andern Städten der Niederlande sich aufhielten. Die Genter appellirten an den Kaiser; dieser verwies sie an den hohen Gerichtshof zu Mecheln, dessen Urtheile sie sich aber nicht unterwerfen wollten. Im Juli 1539 brach die Unzufriedenheit in offnen Tumult aus: die Magistrate, welche für Bezahlung gestimmt hatten, wurden abgesetzt und eingezogen; es kam zu einer Herrschaft des Pöbels, welcher die ausschweifendsten Forderungen an die Regierung machte. Die Statthalterin fieng vergeblich an nachzugeben. Unerwartet erschien, wie wir früher schon berichtet haben, zu Anfang 1540, an der Spitze von zwei deutschen Regimentern, der Kaiser selbst in Flandern. Die Genter unterwarfen sich zwar alsbald, Karl aber ließ ihnen wegen ihrer Widersetzlichkeit den Prozeß machen und eine strenge Untersuchung über sie verhängen. Nach dem Ergebnisse derselben sprach er das Urtheil: Gent wurde des Hochverraths schuldig erkannt, aller Privilegien verlustig erklärt; ausser dem Antheile an jenen 400,000

Gulden sollte die Stadt noch weitere 150,000 und 6000 fl. jährlich bezahlen; die alte Regierungsform, welche viel demokratische Elemente enthielt, ward zum Theile abgeschafft, und dem städtischen Gerichtshofe die Jurisdiktion über das übrige Flandern, welche er bisher ausgeübt hatte, abgesprochen; überdieß sollte der ganze Magistrat nebst 6 Personen aus jeder der 52 Zünfte und 50 der Schuldigsten, mit dem Stricke um den Hals, baarfuß und mit entblößtem Haupte die Verzeihung des Kaisers anflehen. Von den Gefangnen wurden 26 enthauptet, mehrere Andre zur Verbannung und zu schweren Geldbußen verurtheilt. So strenge Bestrafung schreckte die über Erhaltung ihrer Rechte und Freiheiten eifersüchtig wachenden Niederländer, und es kam, so lange Karl lebte, zu keinem Aufstande mehr. Jene Rechte und Freiheiten waren in den westlichen, an der See gelegnen, durch Handel blühenden Provinzen bedeutender als in den östlichen. Die Städte hatten während der burgundischen Herrschaft meistens eine aristokratische Regierungsform bekommen. In Holland führte ein Rathskollegium unter einem Bürgermeister die Verwaltung; über ihnen standen die Vrödschappen oder klugen Schöppen, denen die Aufsicht über allgemeinere Interessen der Stadt anvertraut war; das Ganze leitete der Schuldheiß (Schout) oder Amtmann, als Stellvertreter des Fürsten. Der Schuldheiß hatte früher die Magistratspersonen angestellt; nachmals aber ernannte der Fürst eine Anzahl Regierungsmitglieder, und ertheilte ihnen die Befugniß, unter Vorbehalt seiner Bestätigung sich selbst zu erneuern. Mitglieder dieser privilegirten städtischen Rathskollegien kamen zu der Versammlung der Stände oder Staaten, welche je und je, wenn es sich um Geldverwilligungen handelte, als Repräsentanten des Volks vom Fürsten berufen wurden. Ausser den Abgeordneten der Städte erschienen dabei auch Glieder des Adels und des Klerus; der Adel hatte nicht nur seine eignen Rechte, sondern

auch die der kleinern Städte und des platten Landes zu vertreten. Holland hielt dabei einen gemeinschaftlichen Advokaten, Syndikus oder Rathspensionär, welcher die Stimmen der Mitglieder sammelte und die Anträge an den Fürsten verfaßte. In Seeland hatten ein Geistlicher, ein Edler und 6 Städte Sitz auf dem Landtage. In Oberyssel herrschte der Adel vor. Von Friesland erschienen, ausser 11 Städteabgeordneten, durchs Volk erwählte Deputirte von 30 Distrikten. In Brabant hatte sich am frühesten eine regelmäßige Form der Staaten ausgebildet: es erschienen Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und der Städte; auch die beiden erstern trugen zu den Staatsbedürfnissen bei, was anderswo nicht der Fall war. Brabant genoß der größten Freiheiten, unter andern, daß die Einwohner nie aus ihrer Provinz vor Gericht gerufen werden, und wenn der Fürst die Rechte verletze und auf Vorstellungen nicht höre, des ihm geleisteten Eides entledigt seyn sollten. In Antwerpen bestand eine fast republikanische Verfassung. Die höchste Macht lag in den Händen zweier Rathskollegien, deren Mitglieder zwar der Fürst wählte, aber nur aus einer von der abtretenden Regierung bezeichneten Doppelzahl. Das Volk wurde vertreten durch 26 Hauptleute und durch die 54 Dekane der Gilden oder Zünfte. Die Regierung von Flandern bestand aus 4 Gliedern, aus den 3 Städten Genf, Brügge und Ypern und aus den sogenannten Freien von Brügge, einer aus den adeligen und freien Gutsbesitzern des nördlichen Flanderns zusammengesetzten Korporation; indeß überwog das demokratische Element jener 3 Städte. Am wenigsten Freiheit war in Luxemburg, wo das Feudalsystem herrschte, und das Volk von einem zahlreichen und kriegerischen Adel darniedergehalten wurde. Als Karl die Regierung der Niederlande antrat, standen einige Landschaften noch unter fremder Herrschaft, nämlich Geldern und Utrecht. Mit Herzog Karl von Geldern, der sich als beharrlichen Feind erwies, führte er viele Fehden, die zum Theile aus des Kaisers Ansprüchen auf

das Land hervorgiengen. Da der Herzog kinderlos starb, fiel dasselbe, dem Wunsch der Stände gemäß, an Herzog Wilhelm von Cleve, der, feindselig wie sein Vorgänger, Verbindungen mit Frankreich anknüpfte, und hiedurch den Kaiser veranlaßte, 1541 sein Recht auf Geldern mit Waffengewalt geltend zu machen. Utrecht hatte Karl schon 1527 durch Unterhandlungen mit dem Bischoffe an sich gebracht. Gleich frühern Herzogen von Burgund trachtete Karl darnach, die Niederlande in einen Staatskörper umzuformen; allein immer stand die Verschiedenheit der Sprache, Gesetze und Sitten im Wege. Schon Karl der Kühne hatte zu Mecheln einen hohen Gerichtshof für sämmtliche Niederlande errichtet; Kaiser Karl setzte demselben einen königlichen Geheimenrath zur Seite, und brachte es 1548 dahin, daß die Niederlande unter dem Namen des burgundischen Kreises dem deutschen Reiche einverleibt wurden: das Haus Oestreich erhielt für dieselben Sitz und Stimme auf dem Reichstag; sie sollten soviel als 2 Churfürsten steuern, übrigens völlig unabhängig seyn, und nur wegen Nichtbezahlung der Beisteuer bei dem Reichskammergerichte belangt werden können. Der burgundische Kreis vereinigte einen Reichthum von Quellen des Wohlstandes und politischer Macht in sich. Landbau wurde vorzüglich in Flandern und Brabant getrieben; überhaupt waren die südlichen Theile reich an Getreide; Holland und Friesland warfen durch Viehzucht viel ab; ersteres gewann an Milch und Butter jährlich für eine Million Dukaten; auch der Fischfang in den Flüssen und dem Meere ernährte einen großen Theil der Einwohner; der Häringsfang allein beschäftigte schon damals 700 Fahrzeuge. In Flandern und Brabant standen die Fabriken in großer Blüthe, und erzeugten eine Menge der trefflichsten wollnen und linnenen Tücher; in der einzigen Stadt Amsterdam wurden jährlich 12,000 Stück fabrizirt. Der Handel, welcher seit Ende des 14. Jahrhunderts seinen Hauptsitz in Antwerpen hatte, war von großer Ausdehnung und durch Entdeckung Ame-

rikas und des Seewegs nach Ostindien, sowie durch den mächtigen Schutz Karls V. und den weiten Umfang seiner Herrschaft sehr empor gekommen. Zu Antwerpen machte man damals während eines Monats mehr Wechsel- und Waarengeschäfte als zu Venedig in zwei Jahren. Von Portugall kamen in einem Jahre für 300,000 Dukaten Edelsteine, Gewürz und Zucker; von Italien im Jahr 1550 für 1 Million Dukaten Seide und Goldstoff; aus Frankreich und Deutschland für 800,000 Dukaten Weine. Aber auch andre Städte blühten durch bedeutenden Handel und zogen daraus ungeheuern Gewinn. Amsterdam war Stapelplatz für den Ostseehandel: 2mal des Jahrs liefen 2 bis 300 Schiffe aus dem baltischen Meere ein; der ganze Norden wurde von hier aus mit Tüchern, Wein und andern Waaren versehen. Daß auch die geistigen Interessen nicht leer ausgiengen, ergibt sich aus dem, was wir von Erasmus dem Rotterdammer, sowie von der niederländischen Mahlerei und Musik seines Ortes bemerkt haben. Bei dem lebhaften geistigen und materiellen Verkehre, der die Niederlande auszeichnet, mußte auch die Reformation frühzeitig hier eindringen. Gleich nach ihrem Erscheinen wurde Luthers Bibelübersetzung in Amsterdam holländisch gedruckt. Karl erließ Edikte über das Bibellesen und gegen religiöse Versammlungen, mochten sie geheim oder öffentlich seyn; hartnäckige Ketzer sollten mit dem Tode bestraft werden; 3 Inquisitoren spürten ihrem Treiben nach, und auch gemäßigte Anhänger der deutschen Reformation wurden mit Strenge verfolgt, weil leider zugleich das Unwesen der Wiedertäufer einriß, welche frech genug waren, das Rathhaus in Amsterdam zu stürmen. Allmählig rückte Karl deutlicher mit dem Plane hervor, ohne Rücksicht auf dawider streitende Privilegien, die spanische Inquisition einzuführen. Großen Schrecken verbreitete die Nachricht hievon überall, den größten in Antwerpen, wo sich fremde Kaufleute sogleich zur Abreise anschickten. Maria eilte zu ihrem Bruder nach Augsburg: er genehmigte nur eine

Milderung der Maßregel, und zwar ausschließlich für Antwerpen. Dennoch behielt er im Ganzen die Zuneigung des niederländischen Volkes. Ganz anders verhielt es sich mit seinem Sohne. Philipp, geb. den 21. Mai 1527, sorgfältig in Spanien erzogen und unterrichtet, vermählt 1543 mit der 16jährigen Maria, Tochter Johanns III. von Portugall, die schon den 12. Juli 45 starb, glich zwar, obwohl etwas kleiner und schwächer und ohne jenen merkwürdigen Ausdruck des Scharfsinns, in Wuchs und Gesichtsbildung seinem Vater, stach aber durch wortkargen Ernst, trockne Kälte, Mangel an Leutseligkeit und Widerwillen gegen das Reisen auffallend von ihm ab. Dagegen war Karls Thätigkeit im Kabinet vollkommen auf den Sohn übergegangen: an Philipps Tisch sammelten sich alle Geschäfte; es war sein Vergnügen, Briefe und Berichte zu lesen und zu beantworten; auch mit seinen vertrautesten Räthen stand er fast nur in schriftlichem Verkehre; bis tief in die Nacht dauerte häufig die Arbeit, und Personen wie Verhältnisse, Vorfälle im Ausland wie im Inlande, wichtige Ereignisse und Einzelnheiten schwebten unabläßig seiner gespannten Aufmerksamkeit vor. Doch was ihn beseelte, war nicht die strebende Kraft eines Herrschers, sondern der brütende Wahn eines Mönchs, daß er berufen sey, über Scheiterhaufen der Ketzer den Triumph des alten Kirchenthums zu vollenden. 1549 zeigte Karl den Niederlanden ihren künftigen Beherrscher: Philipp kam mit dem Herzoge von Alba; die Städte wetteiferten, ihn festlich zu empfangen; Antwerpen machte einen Aufwand von 130,000 Dukaten; aber der Gefeierte blieb kalt, und die Unterthanen sahen, daß »in diesen Zügen kein Herz wohne.« 1554 schiffte er nach England, um seine zweite Gemahlin Maria in den Strudel der Ketzerverfolgung zu stürzen. Folgenden Jahrs trat er die Regierung der Niederlande, 1556 die der spanischen Königreiche an. Der Friede von Chateau-Cambresis wurde geschlossen, und Elisabeth von Frankreich seine dritte Gemahlin.

Unter unheilvollen Zeichen verließ er, um sie nie wieder zu sehen, die Niederlande, wo ein dreifacher Rath den Geschäften vorstand: der von dem streng königlich gesinnten Baron Barlaimont geleitete Finanzrath wachte über allen Domainen und Geldmitteln; der aus Rechtsgelehrten zusammengesetzte Geheimerath, an dessen Spitze der gelehrte, wohlmeinende, aber eifrig katholische Viglius von Aytta, entschied in Justizsachen, und der Staatsrath, dessen hoher Vollmacht und dessen Mitgliedern, Oranien und Egmont, der König mißtraute, hatte über Bündnisse, Krieg, Landesvertheidigung und Frieden Beschlüsse zu fassen. Zur Statthalterin hatte er nach langem Besinnen seine Halbschwester Margaretha ernannt, natürliche Tochter Karls V. und des niederländischen Fräuleins van der Geest: sie war 1522 zu Oudenarde in Flandern geboren, durch die Statthalterinnen Margaretha und Maria erzogen, sehr jung mit Alexander Medici, dem Nepoten des Pabstes Klemens, und nach dessen Ermordung mit Herzog Ottavio Farnese von Parma vermählt worden, lebte getrennt von ihrem Gatten und schien sich durch männliche Sinnesart und Gewandtheit zur Verwaltung jenes wichtigen Postens zu eignen.

In Spanien angelangt, steigerte Philipp die Thätigkeit der Inquisition: zwei Autodafes wurden 1559 zu Valladolid gehalten, und jedesmal 14 Personen, worunter mehrere aus den angesehensten Familien, lebendig verbrannt; 21 Personen bestiegen um dieselbe Zeit in Sevilla den Scheiterhaufen, und selbst der Erzbischoff Bartholomäus Carranza von Toledo wurde wegen Verdachts der Ketzerei 18 Jahre in den Kerkern der Inquisition festgehalten. Indeß hatte das Glaubensgericht noch mehr mit den Moriskos als mit den Protestanten zu kämpfen. Schon Karl V. hatte im Okt. 25, zum Dank, wie er sagte, für den über Franz gewonnenen Sieg, Befehle ertheilt, daß man ihre Moscheen schließen, ihnen den Koran nehmen und Nichts mehr abkaufen,

und alle aus dem Land vertreiben solle, die sich bis zum 8. Dez. nicht zur Taufe entschlößen. Auf die Vorstellung der spanischen Stände, daß dem Reiche durch Vertreibung so vieler fleissigen und nützlichen Einwohner großer Schaden erwachse, und auf die Bitten der Mauren um 5 Jahre Frist verfügte er, wer bis zum 15. Jan. 26 nicht getauft sey, verliere seine Güter und werde zum Sklaven gemacht. Da ergriffen Viele die Waffen und vertheidigten sich hartnäckig, zumal in den Gebirgen von Valencia. Sofort wurden spanische und deutsche Söldner gegen sie ausgesandt. In dieser Bedrängniß nahm ein großer Theil zum Schein die Taufe; Karl aber fieng an, die Unzweckmäßigkeit seiner Maßregeln einzusehen, und es blieben nunmehr viele muhamedanische Mauren ungestört im Lande. Welchen Weg Philipp werde eingeschlagen haben, läßt sich errathen. 1568 ergieng ein Gebot: »nach Ablauf von 3 Jahren darf bei Todesstrafe kein Maure mehr öffentlich oder insgeheim arabisch reden, lesen, schreiben; alle arabischen Bücher werden binnen 30 Tagen abgeliefert, die arabischen Namen abgelegt und statt derselben spanische gewählt; alles Baden in und ausser den Häusern, der Gebrauch maurischer Musikinstrumente, maurische Feste und Hochzeitgebräuche hören auf.« Um den Befehl zu vollstrecken, legte man ihnen Soldaten in die Häuser, und bald entspann sich in Granada ein Kampf, wobei von beiden Seiten schreckliche Greuel verübt wurden. Uneinigkeit und plumpe Raubsucht der Führer zog die Sache ohne Entscheidung hinaus, bis ein Prinz an die Spitze der Truppen kam, von dessen merkwürdigem Schicksale wir einige Worte vorausschicken. Karl, so erzählt man, befand sich in trüber Stimmung zu Regensburg. Um ihn aufzuheitern, ließ man ein schönes Mädchen, Barbara Blumenberger, vor seinem Zimmer singen. Den 24. Febr. 1547 gebar sie einen Sohn, der, noch kein Jahr alt, der Mutter entführt und zu Villagarcia, im Hause des Hofmarschalls Aloys Quiscada erzogen wurde. Kurz vor seinem Tod entdeckte

Karl dem Könige Philipp das Geheimniß, mit der Bitte, sobald er gestorben, den Knaben an den Hof zu nehmen. Zwei Jahre nach des Kaisers Tode kam Philipp auf der Jagd mit vielen Großen in das Kloster Spina: dorthin brachte Quiscada den Knaben, und hieß ihn, als sie dem König nahe waren, von seinem Klepper steigen und ein schönes Roß beschreiten: jubelnd wurde er als Don Juan d'Austria begrüßt; sogar Philipp sagte, fast in scherzhaftem Ton, „daß er ein angenehmeres Wild noch nie nach Hause gebracht habe.“ Dieser Prinz dämpfte endlich 1570 den Aufruhr, und verpflanzte nach vielen Hinrichtungen die noch übrigen Moriskos von Granada ins Innre des kastilischen Reichs. In die Zeit des Anfangs der Empörung fällt eine vielbesprochne Begebenheit, welche das Herrscherhaus selbst in Trauer versetzt hat. Von Elisabeth hatte Philipp 2 Töchter: Isabella Klara Eugenia, geb. den 12. Aug. 66, und Katharina, geb. den 10. Okt. 67, von der portugiesischen Maria aber einen Sohn, welcher den 8. Juli 45 zur Welt gekommen war. Unbändig als Kind, zeigte Don Karlos in der Jugend ein leidenschaftliches Gemüth. Im 17. Jahre bezog er mit seinem Oheim Don Juan die Universität Alkala. Hier hatte er das Unglück, als er einst einem Mädchen nachstellte, eine Treppe hinab zu fallen und sich so zu verletzen, daß er drepanirt werden mußte. Seitdem zeigte er sich körperlich schwächer, geistig wilder. Da er in seinen Ansichten über Religion und Politik in geradem Gegensatze zu Philipp, daher auf schlechtem Fuße mit demselben stand, so trug er sich bald mit mancherlei Entwürfen, und suchte mit des Königs Feinden in Spanien und Flandern Einverständnisse anzuknüpfen. Kaum hievon unterrichtet, kam Philipp in der Nacht vom 18. auf den 19. Febr. 68 mit mehreren Großen in das Schlafzimmer des Infanten und übergab ihn an Ruy Gomez und Feria, die mit ihrem Leben für ihn haften sollten; aus weggenommnen Papieren ergaben sich um so mehr tolle Anschläge, als Karlos die Ge-

wohnheit hatte, Alles, was er dachte, niederzuschreiben. Der deutsche Kaiser, auch der Pabst verwendeten sich für ihn; dem Pabste schrieb Philipp hierauf: „sehr ungern und erst nach reifer Ueberlegung habe er gegen seinen einzigen Sohn so strenge Maßregeln ergriffen; aber Religion und Sicherheit des Reichs haben es so erfordert." Der französische Gesandte in Madrid, Fourquerault, sagt hiemit übereinstimmend: „es ist keine Hoffnung vorhanden, daß Karlos jemals verständig und zur Thronfolge fähig seyn wird; denn sein Verstand nimmt täglich ab; die wahren Gründe der Haft des Infanten sind seine entschiedne Unfähigkeit und sein Mangel an Sinnen." Eine Untersuchung, die Philipp über seinen Sohn verhängte, scheint wirklich an den Tag gebracht zu haben, daß er gefährliche Plane hegte. Indeß wurde er in Folge früherer Ausschweifungen und der Anfälle übermäßigen Zorns, denen er sich jetzt überließ, gefährlich krank, und starb, bevor ein förmliches Urtheil gefällt wurde. In der letzten Nacht kam Philipp noch ins Zimmer, gab ihm unbemerkt den Segen und entfernte sich weinend. Den 24. Juli 1568, um 4 Uhr Morgens, gab er den Geist auf. Daß er natürlichen Tods gestorben, scheint nach neuern Untersuchungen ausgemacht. Nicht volle 3 Monate nachher, den 13. Okt. 68, verlor Elisabeth im Wochenbette das Leben: daß ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Prinzen Statt gefunden, ist nach neuern Untersuchungen ebenfalls sehr unwahrscheinlich. 1570 vermählte sich Philipp zum vierten Male, und zwar mit der den 2. Nov. 49 gebornen Anna, Tochter Maximilians II., Mutter Philipps III., welche den 26. Okt. 1580 starb.

Auch in Neapel wurde die Verfolgung der Ketzer geschärft. Als aber Vicekönig Pietro de Toledo Anstalten zur Einführung der Inquisition machte, griff ein Theil des Adels und Volks, die bisher immer in erbittertem Kampfe gelegen hatten, vereint zu den Waffen. Hiedurch erschreckt, gab Pietro den Vertretern der Bürgerschaft schriftlich die — solang sie in Feindschaft mit dem

Adel gelebt hatten — stets verweigerte Zusicherung, daß nie wieder von der Inquisition die Rede seyn solle. Ueberhaupt war es in Neapel Politik der Regierung, die Spannung zwischen Bürger und Adel auf Kosten des letztern zu erhalten. Einerseits wurde dem Ehrgeize des Adels geschmeichelt, indem man den Baronen Herzogs-, Grafen- und Fürsten-Titel gab: sofort suchten sie sich gegenseitig in standesgemäßem Glanze zu überbieten, und die Stütze ihrer Macht, ihr Reichthum, ward untergraben. Auf der andern Seite vergab man erledigte Lehen an reiche Kaufleute und Andre von bürgerlicher Herkunft, berief sie in hohe Tribunale, machte sie zu Richtern des Adels, hielt sie zu strenger Handhabung der Gesetze an, und erlebte so in Kurzem die Freude, manchen stolzen Herzog und Fürsten Schulden halber ins Gefängniß wandern zu sehen. Bei Kriminaluntersuchungen strafte man sie ebenfalls wie Andre am Leben. Aehnliche Künste wurden gegen die Geistlichkeit angewendet. Sie hatte hier mehr als in den übrigen Ländern einen Rückhalt am Pabste, der oft noch mit Erfolg seine Lehensherrlichkeit über Neapel geltend zu machen wußte. Sogleich setzte daher der Klerus von den tridentinischen Beschlüssen diejenigen in Wirksamkeit, welche als dem königlichen Interesse zuwiderlaufend sogar von Philipp nicht anerkannt wurden. Es kam darauf an, theils den Klerus von der Kurie abzuziehen, theils unmittelbares Eingreifen der Kurie zu verhüten. In dieser Absicht schützte man den erstern gegen die römische Kontrole, so oft es sich von geistlichen Einkünften handelte, wobei dem Pabste Etwas entgieng, und ließ keine päbstliche Verordnung bekannt machen, wenn sie nicht vom Könige bestätigt war. Hiebei gieng die Bürgerschaft treulich der Regierung zur Hand, damit man den Klerus zwinge, Theil an den öffentlichen Lasten zu nehmen; ebenso der Adel, weil er, wenn die Kurie Eigenthum der Kirche von ihnen zurückforderte, in zahllosen Prozessen des königlichen Schutzes bedurfte. Viele hochgestellte Spanier handelten ohnehin

in Philipps Interesse; den Vicekönig unterstützte eine Kernschaar von etwa 6000 Spaniern, und um sie und die Beamten gut zu besolden, wurden die Auflagen gesteigert.

Das Herzogthum Mailand regierte seit 1536, seit dem Tode des letzten Sforza, ein spanischer Statthalter, der zugleich Befehlshaber der Truppen war, aber durch den Senat, den Erzbischoff und die Rechte der Bürgerschaft sich vielfach beengt fühlte. Den Senat hatte Ludwig XII. aus 2 frühern Rathskollegien des Herzogs gebildet und mit der Vollmacht ausgerüstet, königliche Befehle und Beamte anzuerkennen oder zu verwerfen, und sogar den Gobernador konnte er nach geendigter Amtsführung zur Rechenschaft ziehen. Daher beständige Reibungen zwischen jenem Kollegium und dem Gobernador: Karl pflegte mehr auf Seite des Senats zu stehen, Philipp suchte die Rechte desselben einzuschränken. Der Erzbischoff übte seit alter Zeit auf Stadt und Umgebung auch in bürgerlichen Dingen großen Einfluß. Als Gegengewicht wollte Philipp 1563 die Inquisition einführen. Der Versuch scheiterte an einer Empörung des Volks, das hierin den Senat, Erzbischoff und Pabst für sich hatte. Einige Jahre darauf kam der früher geschilderte, würdige Karl Borromeo als Erzbischoff nach Mailand: er wollte Alles reformiren, nicht nur Kirchen und Geistliche, sondern auch Gerichte und Gesetze: da klagten die Beamten, daß ihre Befehle verachtet werden: der Statthalter ließ den erzbischöfflichen Pallast mit Soldaten umzingeln: Borromeo schleuderte den Bannstrahl und siegte durch seinen Ehrfurcht gebietenden Karakter. Später aufs Neue angefacht, hielt dieser Kampf die weltliche Gewalt wenigstens von der Unumschränktheit zurück. Auch die Stadtgemeinden behaupteten, obwohl das demokratische Element dem aristokratischen hatte weichen müssen, immer noch einen schönen Rest früherer Selbstständigkeit, und ihre Magistrate hatten großen Antheil an Rechtspflege und Verwaltung. Der Adel zählte nicht viele

überreiche Familien, aber desto mehr solche, die 2 bis 4000 Dukaten Einkünfte hatten: diese verzehrte man zu Mailand in einem heitern, vergnüglichen Leben; besonders hielten die Edelleute auf glänzende Waffen, treffliche Pferde, ritterliche Uebungen, kunstvollen Waffentanz, auf Fechten und Tanzen, häufige Feste und prachtvolle Carnevals. So wurde Mailand nicht nur die Schule des europäischen Adels, sondern auch gewerbfleißige Bürger machten als Waffenschmidte, Seidenarbeiter und Färber, zumal in Scharlach, großen Gewinn, und durch alle Klassen der Einwohnerschaft verbreitete sich ein gedeihlicher Wohlstand.

Nicht blos innerhalb der spanischen Lande bekämpfte Philipp die Ungläubigen, sondern er sann auch auf eine größre Unternehmung gegen die Türken, welche 1570 die den Venetianern gehörige Insel Cypern bis auf Nikosia und Famagosta erobert hatten. Venedig, seiner eignen Macht nicht ganz vertrauend, wendete Alles an, um andre christliche Staaten in Bewegung zu setzen: Kaiser Maximilian II. hatte weder Muße noch Lust; Pius V. aber, jener eifrige Kirchenfürst, gieng ein Bündniß mit der Republik und mit Spanien ein: eine ansehnliche Flotte wurde ausgerüstet, und Don Juan, unterstützt von der Klugheit des mailändischen Statthalters Don Luis de Requesens y Zuniga, übernahm den Oberbefehl. Seit langer Zeit hatten sich die Türken einen furchtbaren Namen gemacht, und bereits wies man in gründlichen Abhandlungen nach, daß sie unüberwindlich seyen. Doch als Soliman, der Erobrer von Rhodus, welcher den Bogdan der Moltau zinsbar gemacht und über die heiligen Städte Yemens seine Herrschaft ausgedehnt hatte, im Lager vor Szigeth 1566 starb, begann mit dem Nachfolger eine von den frühern Zeiten der Nation sehr verschiedne Epoche. Nicht durch das Recht der Geburt, sondern durch die List seiner Mutter gelangte Selim II. auf den osmanischen Thron: Roxelane, eine Russin von Geburt, als

Sklavin in den Harem gebracht, vermochte durch Schönheit und Ueberlegenheit des Geistes so viel über Soliman, daß er sie nicht nur zu seiner Gemählin erhob, sondern ihr zu Gefallen seinen ältesten Sohn Mustapha, den Liebling des Volks, ermorden ließ. Aufgewachsen im Serail, im Umgange mit Eunuchen und Frauen, hatte Selim nur für Genüsse Sinn, und ein von Wein geröthetes Antlitz, eine kleine, durch Müßiggang aufgedunsne Gestalt gaben beim ersten Anblick zu erkennen, daß er kein Kriegsheld sey. Seine Persönlichkeit übte bald auf das Ganze eine erschlaffende Wirkung: die Formen blieben zwar, und Eroberungszüge wurden noch immer gemacht; aber ein tüchtiges Oberhaupt fehlte fortan dem kriegerischen Staate. Nur zum Kampfe gegen Venedig gab Selim in eigner Person den Anstoß, allein keineswegs in einer Anwandlung von Heroismus, sondern weil es ihm darum zu thun war, den köstlichen Cyperwein aus der ersten Hand zu beziehen. Der Eifer des Sultans feuerte das Heer an, und noch hatte Don Juan die Anker nicht gelichtet, als auch Nikosia und Famagosta in die Gewalt der Türken fiel. Während des Septembers 71 sammelte sich, im Hafen von Messina, die Flotte der Verbündeten. Bei Lepanto traf sie, 250 Segel stark, auf die 300 Segel des Feindes. Den 7. Okt. Nachmittags begann das Treffen, mit einem Angriffe, den der Kapudanpascha auf das Admiralsschiff machte: nach einer Stunde fiel der Osmane, und spanische Soldaten bemächtigten sich seines Schiffes: bald wurde der Sieg der Christen allgemein; ein großer Theil der osmanischen Flotte gieng zu Grund, ein noch größrer fiel den Siegern als Beute zu, die sogleich 15000 Christensklaven in Freiheit setzten. Den Verlust der Türken schätzte man auf 30,000, den der Verbündeten auf 8000 Mann; Volks- und Kirchenfeste wurden zur Feier des Sieges angestellt, in Rom und Venedig Denkmale errichtet; der Pabst empfieng den Herzog Don Juan mit den Worten des Evangeliums: „es war ein Mensch von

Gott gesandt, Namens Johannes.« Schade, daß im folgenden Jahre, weil die Verbündeten über keinen Plan einig wurden, nichts Weiteres gegen die Türken geschah: diese ersetzten mit großer Thätigkeit ihren Verlust; und schickten bald wieder 250 Segel auf die hohe See; durch den Tod des Pabstes verlor die Allianz ihre Seele; Venedig schloß den 7. März 73 unerwartet einen Frieden ab, als wäre die Schlacht von Lepanto verloren gegangen: Cypern blieb den Türken überlassen, und sogar Entschädigung für die Kriegskosten ward ihnen bezahlt; Don Juan hatte indeß Tunis wieder erobert, und wollte hier König werden: sein Bruder Philipp, von Eifersucht und Neid beherrscht, entzog ihm jede Unterstützung, und in Kurzem gieng die Stadt aufs Neue verloren. Uebrigens rufen uns die vergänglichen Trophäen von Lepanto einen andern Triumph ins Gedächtniß, welcher heute noch den spanischen Namen mit frischem Glanze ziert. Miguel Cervantes de Saavedra, getauft den 9. Okt. 1547 zu Alcala de Henares, lag auf dem Schiffe la Marquesa am 3tägigen Fieber krank, als die Sonne des 7. Oktobers 71 aufgieng: umsonst ermahnte ihn sein Hauptmann, während der Schlacht im Zwischendecke zu bleiben: er forderte den gefährlichsten Platz; die Marquesa enterte das ägyptische Admiralsschiff, nahm 500 Türken gefangen, und eroberte die Fahne von Aegypten; zwei Flintenschüsse verwundeten den tapfern Cervantes an der Brust, ein dritter verstümmelte ihm die linke Hand. Gleich sehr zeichnete er sich im Feldzuge gegen Tunis und Goletta aus. Durch Don Juan und den sizilianischen Vicekönig, Don Carlos von Aragon, Herzog zu Sesa, kräftig an König Philipp empfohlen, wollte er im Herbste 75 nach Spanien zurücksegeln, als den 26. Sept. ein Raubgeschwader unter Dalmami sein Schiff, genannt »die Sonne,« wegnahm und nach Algier führte. 4 Jahre, 8 Monate hat er dort im Sklavenzwinger geschmachtet, und mehr als einmal, wenn seine kühnen Versuche zur Flucht mißglückten, um nur Andre zu retten, Schuld und Todesge-

fahr edelmüthig auf sich genommen; und doch hat gerade er nie einen Stockstreich bekommen, weil sein Heldenmuth auch dem Dey von Algier, dem Ungeheuer Hassan Aga, ein Gefühl von Ehrfurcht abnöthigte. In der Heimath erwartete ihn ein dürftiges Loos: die Familie hatte für seine Loskaufung das Letzte in die Schanze geschlagen. Neben der Verwaltung kleiner Aemter suchte er sich als Schriftsteller Etwas zu erwerben, vornämlich als Bühnendichter, da der wandernde Lope de Rueda seit 1561 in Madrid sich gesetzt hatte, und hier mit dem Jahre 1580 die Theater de la cruz und del principe entstanden; allein auf diesem Feld überholte ihn der 1562 zu Madrid geborne Lope Felix de Vega Carpio, der nachmals bei der Armada Dienste nahm und, als er 1635 starb, gegen 2000 größre und kleine Stücke hinterließ. Da zeugte Cervantes, eingesperrt wegen eines unbekannten Anlasses in Argamasilla, einem Dorfe der Mancha, an dessen Namen er sich nachmals nicht erinnern mochte, „den wunderlichen Sohn seines Gehirns," den unvergleichlichen Ritter Don Quixote. Der erste Theil dieses Romans aller Romane wurde 1605 viermal in Spanien aufgelegt, und durch vervielfältigte Nachdrücke schnell nach Portugall, Frankreich, Flandern und Italien verbreitet. 10 Jahre später erschien der zweite Theil, welcher an Gehalt und Rundung jenen sogar übertrifft. 68 Jahre alt, dichtete Cervantes noch, wie der ausschweifend phantastische Ritterroman Persiles und Sigismunda beweist, voll des überschwänglichen Feuers der Jugend. Es war im April 1616, als er mit 2 Bürgern von Esquivivias auf einem Ritte nach der Hauptstadt begriffen war. Ein Student, der auf seinem Esel hinter ihnen hertrabte, bat sie, stille zu halten, und beklagte sich, daß er nicht schon früher an ihrer Unterhaltung habe Theil nehmen können. „Hieran ist," sagte einer der Bürger, „blos das Pferd des Miguel Cervantes Schuld, weil es so stark ausgreift." Kaum berührte der Name Cervantes das Ohr des Studenten, so sprang die-

ser von seinem Thiere, ergriff die Hand des längst verehrten Dichters und überschüttete ihn mit Huldigungen. Wenige Tage nachher, am 23. April, starb Cervantes, 10 Tage vor seinem Geistesverwandten William Shakespeare. Nach ihm verdienen genannt zu werden: Alonso de Ercilla, welcher den Kampf gegen die amerikanischen Araucaner als Augenzeuge besang und nach 1590 starb, und Don Pedro Calderon de la Barca, geboren 1601, gestorben 1687, der erste Dramatiker Spaniens. Als Historiker behauptet den ersten Platz der 1624 gestorbne Jesuite Mariana, dessen 30 Bücher, herabreichend bis zum Tode Ferdinands des Katholischen, lateinisch geschrieben sind. Doch blos, solange Spanien das mächtigste Reich, Spanier die gefürchtetsten Krieger waren, so lange der Schwung auswärtiger Entdeckungen fortwirkte und der Kampf gegen Ungläubige die Zeit der Kreuzzüge zu erneuern schien, konnte die zarte Pflanze der Literatur in einem Lande gedeihen, welches, versengt von dem Gluthauche der Inquisition, gleichsam nur, um ein unmeßbares Talent zu erproben, in Don Quixote die heiterste Schöpfung des Menschengeistes hervorgebracht hat.

Nach dieser angenehmen Abschweifung erwartet uns ein Ereigniß finstrer Art, bezeichnet mit dem Stempel des spanischen Philipp. Aus Mißtrauen hatte er seinem Bruder Don Juan einen Spion als Sekretär beigegeben, und dieser — er hieß Escovedo — stattete wirklich an den feinen und schlauen Geheimsekretär des Königs, Antonio Perez, die verlangten Berichte ab, spielte aber desto ungestörter mit seinem Herrn unter einer Decke. Plötzlich kam es an Tag, daß Escovedo im Namen des Prinzen Kastiliens sich bemächtigen wollte, und bereits in dieser Absicht, pochend auf sein Geheimniß, am königlichen Hofe erschienen sey. Perez ließ ihn daher, nach mehreren fehlgeschlagnen Versuchen mit Gift, den 31. März 78 auf offner Straße ermorden, und wurde hiefür mit dem Protonotariat von Sizilien belohnt, das gegen

12,000 Dukaten eintrug. Dieß erregte den Neid seiner Feinde, zumal des Mattheo Vasquez, Sekretärs im Kabinet, der bedeutenden Einfluß gewonnen hatte. Escovedos Wittwe und Söhne erhoben Klage; eine Untersuchung wurde eingeleitet, und in Folge derselben Perez am 28. Juli 79 verhaftet. Philipp bedeutete ihn, er möge sich nicht durch königliche Papiere rechtfertigen, sondern im Vertrauen auf höhern Schutz die Sache ohne Vertheidigung gehen lassen. Perez gehorchte, und ward 1585 zu 2jähriger Haft, 8jähriger Verbannung und großer Geldstrafe verurtheilt, die jedoch Philipp für ihn zahlte. Da schrieb Vasquez an den König, es heisse, auf seinen Befehl sey der Mord geschehen; er möge doch den Perez anweisen, die Gründe der That zu bekennen. Perez erhielt neben der offnen Weisung auch eine geheime, welche ihm gebot, Nichts zu sagen. Als er aber auf Andringen des Vasquez schrecklich gefoltert wurde, bekannte er den ganzen Hergang, wiewohl auch jetzt mit vieler Schonung für den König. Endlich gelang es ihm, zu entfliehen: er begab sich nach Aragon, woher er gebürtig war, und brachte, gestützt auf die Freiheiten dieser Provinz, die ganze Sache mit Vorlegung aller Urkunden bei den Gerichten daselbst an. Vergeblich bemüht, die Auslieferung des Perez zu erwirken, wandte sich Philipp an die Inquisition, welche den lästigen Menschen als Ketzer verhaftete. Das Volk befreite ihn in offnem Aufruhr. Nun sandte Philipp ein Heer, das wegen Uneinigkeit und Feigheit der Aragonesen nur geringen Widerstand fand. Perez entfloh nach Frankreich, später nach England, und Elisabeth beschenkte ihn mit einem kleinen Landgut. Das ganze Königreich Aragon mußte für ihn büßen: der Justiza selbst wurde hingerichtet; 400 zum Theil angesehne Männer bluteten, oder kamen im Gefängnisse um; der König sprach sich und seinen Nachfolgern das Recht zu, Vicekönige zu ernennen; die Cortes sollten ihre Beschwerden nur innerhalb einer festgesetzten, sehr kurzen Zeit anbringen dürfen; statt Einstimmigkeit

bei den Beschlüssen sollte künftig Stimmenmehrheit hinreichend seyn, — ein Punkt von hoher Wichtigkeit, da der König einen großen Theil der Cortes, insonderheit die Vertreter des niedern Adels und gewisser Städte, nach eigner Wahl einzuberufen hatte, und was die Erneuerung der Lugartenienten oder gelehrten Räthe des Justiza betrifft, so wurde Alles so angeordnet, daß der König auf einen bisher durchaus unabhängigen höchsten Gerichtshof den größten Einfluß bekam. So schnöde ist Aragon eines nicht kleinen Theils seiner Freiheiten beraubt worden!

Auch in Aragon auf dem Wege zur Unumschränktheit begriffen, vergrößerte Philipp gleich nachher seine ohnehin schon kolossale Macht mit einem Königreiche in Europa und mit einer Masse von Kolonien in Amerika, Afrika und Asien. Dieß führt uns zur portugiesischen Geschichte. Den 13. Dez. 1525 war auf Emanuel dessen am 6. Juni 2 geborner Sohn Johann III., Gemahl von Karls V. Schwester Katharina, in der Regierung gefolgt. Unter ihm wurde 1529 ein wichtiger Streit mit dem madrider Kabinette ausgeglichen. Alle neuentdeckten Länder und Inseln, welche über 375 Meilen westlich von den Azoren lägen, sollten kraft päbstlicher Entscheidung spanisch, alle von diesem Punkte an ostwärts gelegnen portugiesisch seyn. Nun fragte sichs, wohin die Molukken oder Gewürzinseln zu rechnen seyen? Johann behielt sie, zahlte aber 350,000 Dukaten an Spanien. Die Staatsausgaben konnte er fast durchaus mit Handelssteuern bestreiten; alle Dinge hingegen stiegen ungeheuer im Preise, und der Versuch, sie abzuschätzen und nach einer bestimmten Taxe zu verkaufen, zeigte sich unausführbar. Eine neue Quelle von Einkünften wurde die Vereinigung des Großmeisterthums sämmtlicher Ritterorden mit der Krone, und wahrhaft heilsam wirkte die durch Johann zu Stand gebrachte Einführung ordentlicher höchster Reichskollegien und Gerichtshöfe. Die seit einiger Zeit wieder mit der Hauptstadt verbundne Uni-

versität verlegte er 1537 für immer nach Coimbra. Allein er nahm 1540 auch die Jesuiten in Portugall auf, zunächst wegen der Missionen in Indien, und führte noch etwas früher die Inquisition ein, welche besonders in Goa mit großer Strenge geübt wurde. Johann starb den 1. Juni 57, nachdem er 9 eheliche Kinder und einen natürlichen Sohn überlebt hatte. Ein Enkel erbte den Thron, Sebastian, geboren den 20. Jan. 1554, 18 Tage nach dem Tode seines Vaters, des Infanten Johann, welcher mit Karls V. Tochter Johanna vermählt war. Eine Zeitlang regierte für Sebastian seine Großmutter Katharina; vom Alter beschwert, übergab sie 1562 die Geschäfte an Kardinal Heinrich, Bruder des verstorbnen Königs, welcher den Jesuiten großen Einfluß gestattete, und auch die Erziehung Sebastians ganz anvertraute. Dieser war von Natur kräftig, beherzt und ein Freund von Abentheuern, und seine Erzieher stellten ihm Gehorsam gegen den Pabst und Kampf wider die Ungläubigen als höchste Grundsätze vor. Im 14ten Jahre zur Regierung gelangt, wollte er daher sogleich einen Zug nach Indien unternehmen. Man erinnerte an die zahllosen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens: so setzte er denn seinen Kopf darauf, wenigstens einen Zug nach Afrika auszuführen. Auch hievon rieth ihm Philipp dringend ab, konnte jedoch nur einen Aufschub zuwege bringen. Sein Eifer wuchs, als Sultan Mahmud von Fez und Marokko, den sein Oheim Muley verdrängt hatte, Portugall um Hülfe ansprach. So gewiß war Sebastian des Siegs, daß er mancherlei Kleinodien fertigen ließ zu seiner Krönung als König von Fez und Marokko. Im Frühjahr 78 hatte er ein Heer von etwa 15,000 Mann versammelt, schiffte sich den 17. Juni im Hafen von Lissabon ein, und landete glücklich in Afrika. Am 4. August kam es bei Alkassar zu einer Schlacht, in welcher die Portugiesen nach tapferm Widerstande besiegt wurden, und König Sebastian

selbst das Leben verlor. Sofort bestieg der den 31. Jan. 1512 geborne Kardinal Heinrich den Thron, und zeigte sich den Geschäften so wenig als früher gewachsen. Kein Wunder, daß es ihm bei dem besten Willen nicht gelang, den wegen der Thronfolge obwaltenden Streit einer Entscheidung entgegenzuführen. Ansprüche erhoben: Antonio de Prato, nicht erwiesen legitimer Sohn von Johanns III. Bruder Ludwig, Emmanuel Philibert, als Sohn von Johanns Schwester Beatrix, die an den savoyischen Herzog Karl verheurathet war, Katharina, Gemahlin Herzog Johanns von Braganza, Tochter von Johanns jüngstem Bruder Eduard, vor Allen aber Philipp II., weil seine Mutter, die den 4. Okt. 1503 geborne Isabella, das älteste Geschwister, und seine erste Gemahlin Maria das älteste Kind Johanns III. gewesen war. Während man aber jene Frage eifrig verhandelte, starb König Heinrich den 31. Jan. 1580. Philipp forderte das Volk zu freiwilliger Unterwerfung auf, und versprach, daß in Portugall ein besondrer Unterkönig regieren und kein fremder Beamter und keine Söldner ins Land kommen sollten; die ständischen Freiheiten wolle er aufrecht erhalten. Man war getheilter Ansicht; die Stände kamen zu keinem Entschlusse; Philipp sandte daher ein Heer ab, an dessen Spitze der erprobte Alba stand. Den 20. Juni 1580, als die Spanier bereits an der Gränze waren, wurde Antonio de Prato als König ausgerufen, der jedoch weder seine Würde zu behaupten, noch die Gunst des Volks zu gewinnen wußte, und mit 10,000 ungeübten Streitern, bei Alcantara, den 24. August völlig geschlagen wurde. 18 Tage nachher proklamirte man Philipp II. als König in Lissabon; bald darauf erschien er selbst, berief die Stände nach Tomar, bewilligte ungefähr Alles, was er früher angeboten hatte, und war in Kurzem allgemein anerkannt. Nachmals traten falsche Sebastiane auf: 3 wurden als Betrüger überwiesen, bei dem Vier=

ten blieb es nach genauen Untersuchungen zweifelhaft. 1598 ließ sich in Venedig ein Mann sehen, den mehrere Portugiesen sogleich für den König erkennen wollten, und der nicht blos Gestalt, Gang und Stimme, sondern selbst eine Narbe an der rechten Augbraune und eine Warze am Fuß mit Sebastian gemein hatte. Auf Andringen des spanischen Gesandten von der venetianischen Regierung verhört, sagte er aus, daß er schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, der Gefangenschaft wunderbar entronnen, nach kümmerlicher Wallfarth, um nicht als Flüchtling vor seinem Volke zu erscheinen, mehrere Jahre in Georgien Klausner gewesen, und jetzt aus Sehnsucht, noch einmal Freunde und Landsleute zu sehen, nach Venedig gekommen sey; zugleich erinnerte er den Rath an Einzelnheiten, die er früher mit demselben verhandelt habe. 3 Jahre behielt man ihn in Verwahrung, ohne ihn für einen Betrüger zu erklären, aber auch ohne dem Wunsche der Portugiesen zu entsprechen; „denn,“ meinte der Doge, „damit sie vom spanischen Joche frei würden, fänden sie auch an einem Neger die Züge Sebastians.“ Erst als der französische König den Rath ersuchte, ein Volk nicht länger über seinen König in Ungewißheit zu halten, mußte er die Republik verlassen, wurde durch den Großherzog von Toscana an Neapel ausgeliefert, von dort durch den Vicekönig nach Spanien geschickt, und weil bei der Annäherung des Schiffes ganz Portugall in Aufregung gerieth, auf das spanische Schloß San Lucar gesetzt, von wo aus er nicht wieder zum Vorscheine kam. Madrid und Lissabon gehorchten nun demselben Herrscher; Rio Janeiro, Guinea, Congo, Mozambique und Melinde, das Vicekönigthum von Goa und die Molukken schloßen sich den unermeßlichen Reichen von Mexico und Lima an, und in den nämlichen Schatz ergoßen sich die Reichthümer Ostindiens und Amerikas. Allein schon hatte der Fanatismus den Kampf auf Leben und Tod angeschürt, welcher alle diese Reich=

thümer verschlingen und den Welthandel sammt dem Dreizack einem Volk in die Hände spielen sollte, das unter dem Namen der Bettler eben erst aus den Wassern hervorgestiegen war.

Siebenzehntes Hauptstück.

Abfall der Niederlande.

In den Niederlanden war der Statthalterin Margaretha als Rathgeber zur Seite gestellt der 1516 geborne Anton Perenot von Granvella, Bischoff zu Arras, Enkel eines Eisenschmidts, Sohn des durch die ältere Margaretha empfohlnen Geheimenraths und Siegelbewahrers Nikolaus Granvella, ein beredter Mann, von Karl bei schwierigen Gesandtschaften gebraucht, treu und unbestechlich, weil frei von alltäglichen Leidenschaften, gleich genau im Großen und Kleinen, geschmeidig nur gegen Philipp, sonst ein hochfahrender Kleriker, daher bald in einem Lande verhaßt, wo seit 40 Jahren Weiber regiert hatten, und der durch spanische Herausforderung in Schulden getriebne Adel sich mißvergnügt nach etwas Neuem umsah, und nicht ungern die Calvinisten anhörte, die gegen hohe Summen Nichts als Protektion verlangten. Beim Volke angesehen und beliebt waren vornämlich zwei Männer: Graf Lamoral von Egmont, Prinz von Gaure, Nachkömmling der geldrischen Herzoge, allbekannt als Sieger bei Gravelingen, nunmehr Statthalter in Flandern, schön und lebenslustig, aber ohne Ausdauer und Scharfblick in Staatsgeschäften, und glücklicher im Umgange mit seinen vielen Kindern und mit seiner Gattin, durch welche er dem bairischen Hause verwandt war, und Prinz Wilhelm, geb. den 16. April 1533 zu Dillenburg*, als nassauischer Graf Reichsstand in Deutschland, seit 1544 Erbe des in Frank-

reich gelegnen Fürstenthums Orange oder **Oranien** und andrer Besitzungen des hochburgundischen Hauses Chalons, überdieß wegen beträchtlicher Güter in Flandern spanischer Vasall, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, und wie Egmont Träger des goldnen Vliesses und Mitglied des niederländischen Staatsrathes. Vermählt war Oranien von 50 bis 58 mit **Anna** von Egmont, Erbtochter des Grafen Maximilian von Büren, von 61 bis 75 mit des sächsischen Churfürsten Moritz übelgewachsner, ungebildeter, daher vernachläßigter und zuletzt verstoßner Tochter **Anna**, von 75 bis 82 mit **Charlotte von Bourbon**, Tochter Herzog Ludwigs von Montpensier, und seit 83 mit Admiral Colignys Tochter **Louise**; aus der ersten Ehe stammten **Philipp Wilhelm** und **eine** Tochter, aus der zweiten der berühmte **Moritz** (geb. den 13. Nov. 67) und 2 Töchter, aus der dritten 6 Töchter, aus der vierten der ebenfalls berühmte **Heinrich Friedrich** (geb. den 18. Febr. 84). Elf Jahre alt kam Prinz Wilhelm an den Hof Karls V., der den frühentwickelten reichbegabten Jüngling in hohem Grade liebgewann. Scharfsinn, Ernst und Besonnenheit bildeten hervorstechende Eigenschaften seines Karakters; tiefe Menschenkenntniß machte ihn zurückhaltend, weßhalb er den Beinamen **des Verschwiegnen** bekam; übrigens zeigte er nach Umständen auch einen anmuthigen Frohsinn, und wendete gern seinen Reichthum auf Freuden der Geselligkeit. Aber auch Triebfedern des Ehrgeitzes und der Herrschsucht haben bei dem mitgewirkt, was er fürs Vaterland that, obgleich sein Patriotismus weit weniger einem Zweifel unterliegt als die Reinheit seines Eifers für die Sache der Protestanten: bis ins 12. Jahr protestantisch erzogen, hielt er sich in der Nähe des Kaisers an die katholische Kirche, wurde später Lutheraner und, als es politische Verhältnisse zu erfordern schienen, Calvinist. Nach Oranien und Egmont ist der mit fürstlichen Häusern in Deutschland und Frankreich verwandte **Reichsgraf Hoorn**, Mitglied des

Staatsrathes, Admiral der niederländischen Flotte, zu nennen.

Noch waren die Niederlande in einem erfreulichen Zustand der Blüthe. 1550 hatte die Einfuhr von Edelsteinen, Gewürzen und Zucker 300,000 Dukaten betragen; 1566 betrugen Gewürze und Zucker allein 1,600,000 Dukaten. Die Gesammteinfuhr von der Ostsee machte in jenem Jahre 250,000, 16 Jahre später blos die Einfuhr an Getreide 1,500,000 Dukaten; der Weinhandel belief sich früher auf 800,000, jetzt auf dritthalb Millionen Dukaten. Von fremden Kaufleuten waren zu Antwerpen mehr als 1000 Häuser; für Hausmiethe wurden oft 1000 Reichsthaler bezahlt, besonders für damalige Zeiten ein ungeheurer Preis; 124 Goldschmidte zählte die Stadt; 2500 Fahrzeuge erschienen oft zugleich auf der Schelde, und wöchentlich kamen 2000 Frachtwagen; die Börse wurde täglich von mehr als 5000 Menschen besucht. Aehnlichen Verkehrs hatten sich Städte wie Gent, Brüssel, Amsterdam, und eines verhältnißmäßigen Wohlstandes alle Theile der Provinzen zu erfreuen. Bald aber verlautete Klage über Klage: Philipp zog durchaus die Spanier vor, während Karl nicht nur hier die bedeutendsten Aemter mit Niederländern besetzt, sondern auch in den obersten kaiserlichen Rath Männer aus allen Theilen der Monarchie aufgenommen hatte; zudem ließ Philipp, gegen die Privilegien der Niederländer, ein fremdes Heer, 3000 übermüthige spanische Soldaten zurück. In der Versammlung der Generalstaaten, welche er noch vor seiner Abreise zu Gent hielt, erwiederte er deßhalb gemachte Vorstellungen mit der entrüsteten Frage: »ob man auch ihn als Fremdling vertreiben wolle?« Doch gab er sein Wort, die Truppen sollen binnen 4 Monaten abziehen. Aus 4 Monaten wurden 18, und die Verzweiflung der Seeländer stieg so hoch, daß sie die Arbeit an den Deichen einstellten und erklärten, lieber in den Wellen des Oceans unterzugehen, als länger die Plackereien dieser Fremdlinge zu leiden. Jetzt mußte man, damit nicht

eine Empörung ausbreche, die Truppen zurückschicken. Ein dritter Grund vielfacher Klagen betraf die Bisthümer und die daran geknüpfte Schärfung der Inquisition. Bisher gab es in den Niederlanden 4, den Erzbischöffen von Köln und Rheims unterworfne Bisthümer: jetzt sollten, nach einer durch Philipp ausgewirkten päbstlichen Bulle, 3 Erzbisthümer errichtet werden, Mecheln mit 6, Cambrai mit 4, Utrecht mit 5 Bischöffen; Kardinal Granvella sollte das Erzbisthum Mecheln erhalten mit doppelt so großer Einnahme als die Andern, und die neuen Hochstifte wollte man mit Einkünften bestehender Bisthümer, Abteien und Pfründen dotiren. Da regte sich die ganze Geistlichkeit für Hab' und Gut; wer der Kirchenverbesserung geneigt war, zitterte vor der verstärkten Glaubensaufsicht; der Adel zürnte, die monarchische Gewalt durch neugeschaffne, vom König abhängige Bischöffe vergrößert zu sehen. Allgemein erhob sich lauter Tadel gegen die Neuerung; die Stände von Brabant thaten ernstliche Gegenschritte; Gesandte wurden nach Rom und Madrid geschickt; Antwerpen, das den Scharfblick eines mächtigen Oberhirten seines Handels wegen fürchtete, erzielte wenigstens Aufschub; nach diesem Beispiele hintertrieben auch andre Städte die Einsetzung der ihnen zugedachten Bischöffe; anderswo wurden dieselben mit Hohn empfangen; in Mecheln, wo Granvella einen glänzenden Einzug hielt, gaben Alle, zumal die Edelleute, ihr Mißvergnügen deutlich zu erkennen. Dennoch setzte Granvella der Hauptsache nach eine schärfere Inquisition in Vollzug; da und dort wurden Scheiterhaufen errichtet, und in Holland, wo der Protestantismus am meisten Eingang gefunden hatte, ließ man Niemand als Einwohner zu, ohne ein Zeugniß der Geistlichen und Justizbeamten seines frühern Wohnorts, daß er gut katholisch und der Ketzerei abhold sey. Indeß reiste Baron Montigny nach Spanien, um den König zu einer Milderung der angeordneten Maßregeln zu bewegen, welche der Haß des hochfahrend und unklug zurückgesetzten Adels lediglich

dem Kardinal Granvella zuschrieb. Man erschöpfte sich in Karrikaturen, deren Zielscheibe er war: ein Kupferstich stellte ihn über einem Haufen Eier sitzend vor, woraus Bischöffe hervorkrochen; über ihm schwebte der Teufel mit der Randschrift: »dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe;« mehrere Edelleute ließen ihren Bedienten auf die Livree eine Narrenkappe sticken, die einem Kardinalshute ähnlich sah. Da Montigny unverrichteter Dinge zurückkehrte, schilderten Oranien, Egmont und Hoorn dem König in einer Schrift die Lage der Dinge, und baten dringend um Abberufung Granvellas, wegen dessen Gewaltthätigkeit sie selbst sich vom Staatsrathe zurückgezogen hatten. Margaretha, theils für ihren Ruf besorgt, theils überdrüssig, länger bevormundet zu werden, stimmte endlich selbst in den allgemeinen Wunsch ein: der Kardinal fügte sich, forderte, im Frühjahr 64 seine Entlassung, und wurde später Vicekönig von Neapel, von wo aus er insgeheim fortfuhr, den König auch über niederländische Angelegenheiten zu berathen.

Sein Abgang erregte Jubel; Oranien und Egmont kehrten in den Staatsrath zurück, und entwickelten absichtlich die größte Thätigkeit. Aber die Sachen giengen nicht so gut, als Oranien und seine Freunde wünschten: der Adel übte Willkühr; unfähige Glieder desselben drängten sich zur Verwaltung; die Rechtspflege gerieth ins Stocken; nicht nur die Sekten, sondern wirkliche Uebelthäter und Unruhestifter gewannen freien Raum, und es drohte statt der Gewaltherrschaft Zügellosigkeit einzureissen. Oranien wälzte die Schuld auf das ungeschickte Nebeneinanderbestehen dreier Rathskollegien; denn hiedurch gehe Einheit und Ordnung der Geschäfte verloren: Viglius behauptete, die Uebelstände rühren daher, daß man von der alten, strengen Handhabung königlicher Anordnungen abgewichen sey. Indeß kam von Philipp die Weisung, einen der bedeutendern Männer, Oranien oder Egmont, nach Spanien zu schicken, damit man ausführlichen Bericht

hören und die weiter zu ergreifenden Maßregeln besprechen könne. Im Januar 65 reiste Egmont ab, mit dem Auftrag, den König zu bitten, daß Jedem wenigstens in seinem Hause Religionsfreiheit gestattet, und somit die Wurzel alles Uebels, die das Vertrauen untergrabende Verfolgung Andersdenkender abgeschnitten werde. Philipp empfieng den Grafen mit Auszeichnung, beschenkte ihn, wie man sagt, mit 50,000 fl., versprach, seine Töchter auszustatten, und gab die Versicherung, daß er väterlich gegen die Niederlande gesinnt sey. Wirklich erklärten sogar spanische Theologen, deren Meinung der König einholte, daß es in jenen Provinzen bedenklich stehe, und schonend zu Werk gegangen werden müsse. Allein Philipp sagte, vor einem Kruzifix knieend: »o Gott, erhalte mir stets den Willen, kein Herr zu seyn derjenigen, die dich, Herr, verwerfen!« Fröhlich, als ob Alles gelungen wäre, kam Egmont zurück: seine Freude schwand, als die Briefe geöffnet wurden: er merkte, daß man ihn nicht nur getäuscht habe, sondern auch um das Vertrauen der Niederländer bringen wolle. In den Briefen stand das Gegentheil von dem, was er erwartet hatte: weit entfernt die Verfolgung zu mäßigen, rieth Philipp nur von öffentlichen Todesstrafen ab, damit Hingerichtete nicht den Ruhm des Märtyrerthums erlangen und Andre zur Nacheiferung verleiten; doch äusserte er, solle man gelinde Mittel nicht unversucht lassen, und ordnete deßhalb die Niedersetzung einer Kommission an, welche über Reform der Geistlichkeit und des Volksunterrichts berathschlagen möge, da, wie er von Egmont erfahren, eine Hauptursache der Glaubensirrungen im Sittenverderbniß der Geistlichkeit und in dem schlechten Unterricht der Jugend zu suchen sey. Bald trafen neue, geschärfte Befehle hinsichtlich der Ketzer ein; auch wurde verlangt, daß man die tridentiner Beschlüsse ankündige und durchführe. Dieß rief lebhafte Bewegungen im Staatsrathe hervor: es lag am Tage, daß die spanische Inquisition auch den Niederlanden zugedacht sey; Viglius schlug vor, die neuen Anordnungen des

Königs vorerst geheim zu halten; Oranien stimmte dagegen, ohne Zweifel, weil er gewaltsamen Widerstand der Nation beabsichtigte, und Margaretha trat, aus Gehorsam gegen den König, seiner Ansicht bei. Als die Räthe auseinandergiengen, sagte Wilhelm: »nun wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben.« In der That waren die Verordnungen kaum publizirt, so weigerten sich die Statthalter, zu ihrer Vollstreckung mitzuwirken, so erinnerte man in Brabant an die Fälle, wo Aufkündigung des Gehorsams erlaubt sey, so reitzten Flugschriften unter Hinweisung auf die Kräfte des Landes zu Gewaltschritten. Am unruhigsten war der niedre Adel, welcher zum Theile während Philipps Aufenthalt, um durch glanzvolles Auftreten zu imponiren, seine Güter verschwendet hatte, und nun Schulden halber einen Umschwung wünschte. Bald fanden sich ausgezeichnete Männer des hohen Adels, die der Gährung eine bestimmte Richtung gaben, Graf Ludwig von Nassau und Heinrich Brederode: Letzterer ein Sprößling des alten holländischen Grafenstamms, unternehmend und partheisüchtig ohne geistige Ueberlegenheit; Jener, Oraniens Bruder, in Genf bei Calvin gebildet, und für religiöse und bürgerliche Freiheit begeistert. Zu ihnen gesellte sich Marcix von St. Aldegonde, vertrauter Freund Oraniens, überzeugter Schüler Calvins; er hatte früher eine Satyre gegen die römische Kirche verfaßt, unter dem Titel »Bienenkorb des heil. römischen Reichs;« von ihm ist auch das Lied: »Wilhelmus von Naussauen,« das bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes fortlebt. Aldegonde hauptsächlich war es, der eine engere Verbindung zu Stande brachte, und die Bundesurkunde verfaßte, den sogenannten Compromiß, den zu Breda in seinem Hause, am 16. Febr. 66, mehrere Edelleute unterschrieben. Der Inhalt des Compromisses war eine gegenseitige Verpflichtung, einander beizustehen, damit das Glaubensgericht abgeschafft werde, welches der König seinem Eide zuwider eingeführt habe, und wodurch der

Unterthan zu ewiger, elender Sklaverei erniedrigt, der Handel weggewendet, das Volk zur Meuterei gebracht werde; die Unterzeichneten bekräftigten übrigens, daß sie nichts gegen den König und die gesellschaftliche Ordnung unternehmen wollen. Allmählich wuchs der Bund auf 400 Edle, und wendete sich an Kaiser Maximilian und an protestantische Reichsfürsten um Hülfe. Durch Egmont benachrichtigt, empfand die Statthalterin keine geringe Verlegenheit. Die Verbündeten aber thaten vor der Hand keinen weitern Schritt, als daß sie, 300 an der Zahl, zu Pferde und bewaffnet nach Brüssel kamen, am 5. April 66 vor dem Pallaste der Statthalterin aufzogen und ihr eine Bittschrift überreichten, worin sie Aufschub der Verfolgung und Abstellung der strengen Ketzergesetze verlangten, übrigens nach erhaltner ausweichender Antwort Margarethas still und geordnet wieder abzogen. Bald darauf übergaben sie eine zweite noch gemäßigtere Schrift, worin sie nur um Milderung baten. Bei ihrem ersten Erscheinen hatten die Ritter der Statthalterin große Furcht eingejagt: Barlaimont, der dieß bemerkte, wollte ihr Muth machen und sagte: »es ist nur eine Bettlerbande« (ce n'est qu'une troupe de gueux), womit er die Geldverlegenheit der Bittsteller andeutete. Diese Worte kamen alsbald in Umlauf, und was ein Schimpf hatte seyn sollen, wurde von den Verbündeten selbst als Ehrenname angenommen: bei einem Gastmahle, das sie vor ihrer Abreise in der Wohnung des Grafen Kuilenburg hielten, tranken sie aufs Wohl der »Geusen.« Der Lärm so vieler begeisterten Zecher veranlaßte den Prinzen Wilhelm und die Grafen Egmont und Hoorn, welche zufällig vorbeikamen, auch einzusprechen und ein Glas mitzutrinken. Die Statthalterin fand sich, vielleicht nach eingeholter Erlaubniß Philipps, bewogen, mit einer provisorischen Milderung der Ketzergesetze hervorzutreten; zugleich sandte sie den Baron Montigny und den Markgrafen von Berg, ächte Freunde des Volks und der protestantischen Sache, nach Spanien: Philipp möchte un-

verzüglich selbst nach den Niederlanden kommen, allgemeine Amnestie bewilligen, die Vorschriften über Inquisition mildern und die Stände berufen. Das Volk, entzückt über die Herzhaftigkeit des Adels, gieng noch einen Schritt weiter, und benahm sich, als wären die Ketzergesetze bereits abgeschafft: man hielt öffentlich protestantische Versammlungen, wobei eine Menge Bewaffneter; aus Frankreich strömten Calvinisten herüber, unter ihnen beredte und begeisterte Prediger; man reitzte und steigerte sich gegenseitig; die Haufen schwollen da und dort bis auf 7000, 10,000 und 15,000 an. Da begann den 14. Aug. in Flandern ein allgemeiner Bildersturm: Gemählde, Zierrathen, Altäre wurden zertrümmert, ganze Kirchen, wie die herrliche Kathedrale zu Antwerpen, binnen weniger Stunden in einen Schauplatz der Verwüstung umgewandelt, und auch in Holland griff dieses Wüthen um sich. Margaretha, von Noth und Gefahr gedrängt, schloß unter Vermittlung Oraniens und Egmonts den 23. Aug. 66 einen Vertrag mit dem Bunde der Edeln: „die Inquisition wird ausgesetzt, das Verfahren gegen die Ketzer gemildert, und eine Amnestie bewilligt; Predigten können, wo sie bisher gehalten wurden, fortdauern: nur soll Niemand bewaffnet erscheinen, Aergerniß geben, oder den katholischen Gottesdienst stören; dagegen versprechen die Edeln gegen Unruhstifter und Bilderstürmer Beistand zu leisten, und Nichts gegen König, Staat und Kirche zu unternehmen.“ Zur selben Zeit schrieb Margaretha ihrem Bruder: die Noth habe ihr Zugeständnisse abgedrungen: es stehe bei ihm, ohne Treubruch wieder Alles aufzuheben. Indeß waren Montigny und Berg nach Madrid gekommen, und Philipps hierauf gefaßte Entschließungen zu Brüssel eingetroffen: „die Inquisition solle nicht abgeschafft, jedoch statt der päbstlichen blos die frühere bischöffliche bleiben; den Verbündeten könne Amnestie bewilligt werden, auch andern Protestanten, jedoch mit Ausnahme der Prediger; von Berufung der Generalstaaten wollte er nichts wissen, versprach aber im nächsten Frühjahre selbst zu erscheinen,

und alsdann Jegliches zu ordnen; die Statthalterin wies er an, insgeheim Truppen zu werben," und versah sie hiezu mit dem nöthigen Gelde. Egmont, Oranien und andre Große beeiferten sich, die im Vertrage vom 23. Aug. gegebnen Zusagen zu erfüllen: Oranien eilte nach Antwerpen, veranstaltete die Ausbesserung der Kirchen und gab sie den Katholiken zurück; von den Bilderstürmern ließ er Etliche hängen, Andre bestrafte er mit Landesverweisung, räumte aber auch den Protestanten mehrere freie Plätze ein, wo sie Gottesdienst halten und Kirchen bauen konnten. Ebenso gieng Egmont zu Werke. Indeß kamen dem Prinzen, mit Hülfe überall aufgestellter Spione, Nachrichten zu, die nicht geeignet waren, seinen Eifer für die Wiederherstellung der Ruhe und des Gehorsams zu beleben. Er hatte, wie er wenigstens behauptete, Abschriften von Briefen des spanischen Gesandten Avila in Paris erhalten, worin Philipps ganzer Plan ausgesprochen seyn sollte: Oranien, Egmont und Hoorn würden darin als Häupter des Aufstandes bezeichnet; Margaretha möge sie durch verstellte Freundlichkeit sicher machen; der Aufstand sey eine erwünschte Gelegenheit, die Freiheit der Niederlande zu vernichten, und eine unumschränkte Gewalt zu gründen; zugleich schrieb Montigny, daß man die strengsten Maßregeln einleite. Diese Briefe legte Oranien bei einer Zusammenkunft in Dendermonde seinem Bruder Ludwig von Nassau und den Grafen Egmont und Hoorn vor. Während Ludwig meinte, man solle sogleich zu den Waffen greifen, hatte es Oranien wohl nur auf eine geheime und gründliche Vorbereitung gegen Philipp abgesehen. Aber sein Plan scheiterte an Egmont, der theils die Aechtheit jener Briefe bezweifelte, theils auf eine so bedenkliche Sache nicht eingehen wollte; auch fehlte ihm durchaus das Interesse für den Protestantismus: er war noch guter Katholik. Egmont kehrte zu Margaretha zurück, zeigte ihr die Briefe, die sie natürlich abläugnete, und ließ sich in seiner Gutmüthigkeit so ganz beschwichtigen, daß er 1500 Mann für die Her-

zogin warb und zu diesem Behufe 40,000 Dukaten von der Geistlichkeit aufnahm. Als sich die Gährung des Volks gelegt hatte, faßte die Statthalterin wieder den Muth, strenger einzuschreiten, und die Reformirten mit Waffengewalt zu bekämpfen. Die Stadt Valenciennes im Hennegau, ein Brennpunkt der Opposition, ward nach 36stündigem Sturme und nach langer Beschießung den 24. Jan. 67 vom königlichen Heere eingenommen; die im Vertrage zugestandne Religionsfreiheit fieng Margaretha an durch willkührliche Auslegung zu beschränken, und wollte blos die Freiheit des Predigens, nicht aber den ganzen protestantischen Kultus gestatten; neue Bittschriften wies sie entschieden ab; endlich forderte sie, um ihre treuen Anhänger kennen zu lernen und ihre Feinde zu schrecken, einen neuen Eid, daß die Beamten den römischen Glauben aufrecht erhalten, Ketzer und Bilderstürmer ausrotten, und dem Könige wider jeden Feind ohne Ausnahme dienen wollen. Die meisten Großen, auch Egmont leisteten den Eid: Hoorn, Oranien und Hoogstraten weigerten sich, weil die frühere Verpflichtung genüge, die neue Fassung des Eides aber mit ihren ständischen Rechten und Pflichten nicht vereinbar sey; allein die Meisten wurden eingeschüchtert; der Bund zerfiel; der Eifer des Volks für bürgerliche und religiöse Freiheit erlahmte; die Statthalterin fand wieder überall Unterwürfigkeit, und die Protestanten schienen verloren zu seyn. Zu den Verfolgungen, welche sie von oben herab leiden mußten, kam, daß es unter ihnen selbst an Einigkeit mangelte, indem Calvinisten und Lutheraner durch kein Bemühen Oraniens ausgesöhnt werden konnten. Ueberzeugt, daß er für jetzt Nichts vermöge, sondern nur mit seiner Parthei unterliegen und der Rache Philipps verfallen würde, beschloß er, sich nach Deutschland zu begeben, und von dort aus mit Hülfe Verbündeter seinem Vaterlande zu dienen. Zuvor aber wollte er noch einen ernstlichen Versuch mit Egmont machen; denn dieser Liebling des Volks und Heeres konnte viel-

leicht die alten Soldaten gewinnen und den Adel aufs Neue einigen. Am 3. April 67 kamen Egmont und Oranien im Dorfe Willebroek bei Antwerpen zusammen. Wilhelm erklärte, man müsse entweder mit vereinigter Kraft den Spaniern widerstehen, oder sich durch Entfernung für beßre Zeiten erhalten; der Graf hingegen scheute einerseits, im Gedanken an sich und die Seinigen, die Entbehrungen der Flucht, andrerseits erblickte er die Sachen noch in einem freundlichern Lichte und gab das Vertrauen zu Philipp nicht auf. Als Oranien sah, daß keine Warnung fruchte, brach er in die Worte aus: »wohlan, halte dem Treue, der dich treulos betrügt! ich habe das Meine gethan, aber Gottes verborgner Rathschluß oder deine Thorheit hält Dich ab, mir zu folgen; du stürzest aber nicht allein Dich, sondern Alle ins Verderben und wirst die Brücke seyn, über welche die Spanier ins Land ziehen und die sie nachher abbrechen werden.« Mit Thränen nahmen beide Männer Abschied: sie sahen sich zum letztenmale. Oranien sprach sich nicht weiter aus, was er zu thun gedenke; aber er legte seine Würden nieder, und zog nach seinen nassauischen Besitzungen: sein Bruder Ludwig, Graf Kuilenburg und viele Andre folgten ihm. Egmont kehrte nach Brüssel zurück, bemühte sich, den treuesten Diensteifer zu zeigen, und stellte Gastmähler und prächtige Feste an, denen die Statthalterin gnädigst beiwohnte, um jede Spur des Mißtrauens in seiner Seele zu tilgen.

In Spanien war indeß auf die Nachricht von dem Bildersturme und den damit verbundnen Ereignissen über die Niederlande Gericht gehalten und schreckliche Rache beschlossen worden. Lange hatte man geschwankt: dem ganzen Staatsrathe schien persönliche Gegenwart des Königs in den Niederlanden höchst nöthig; aber Furcht vor Unruhen, Abneigung vor Reisen lenkten Philipp von dem schon gefaßten Entschlusse wieder ab, und obgleich neuere Berichte Margarethas einliefen, daß der Katholicismus wiederhergestellt, Alles zur Ruhe und Ordnung

zurückgekehrt sey, sollte dennoch Alba an der Spitze eines Heeres Strafe an den Rebellen üben. In einer entscheidenden Sitzung riethen noch einmal die Meisten, wie Eboli, Feria, Perez, selbst des Königs Beichtvater Fresnada zu milden Maßregeln; Alba dagegen drang auf bewaffnete Dazwischenkunft, bisherige Nachgiebigkeit habe die Meuterer so weit kommen lassen, und wenn der Aufstand auch für den Augenblick ruhe, so werde er bald wieder hervorbrechen, wenn man ihn ungestraft lasse. Dieser Meinung trat nach einigem Schwanken der König bei. Indessen suchte er noch die Niederlande und die europäischen Höfe in der Täuschung zu erhalten, als ob er selbst an Ort und Stelle sich zu begeben dächte. Alba aber zog mit einem auserlesnen Heere von 10,000 Mann durch Italien über den Mont Cenis. Dieser ehernen Kernschaar von Veteranen ließ man, so scharf sie im Dienst gehalten wurde, sonst Alles hingehen; unter eignen Fähnlein folgten ihr Dirnen für Adelige, für Befehlshaber, für Hauptleute, für reiche und arme Soldaten; Feldmarschall Chiappino Vitelli, Markgraf von Cetona, stand im Rufe eines Gotteslängners, und als er 1576 starb, dichtete man, mit Anspielung auf seinen Namen, der Kälblein bedeutet, folgende Grabschrift auf ihn:

»O miserere, Deus, crassi miserere Vitelli!
Quem mors praeveniens non sinit esse bovem.
Corpus in Italia est, tenet intestina Brabantus;
Ast animam nemo: cur? Scis? quia non habuit.«

Gabriel Serbellon leitete das Geschützwesen; Franz Paciotto aus Urbino galt für einen geschickten Kriegsbaumeister, und das furchtbarste Werkzeug in Philipps Händen, der Schrecken seiner Zeit, war das Oberhaupt dieser nie besiegten Krieger, der lange, hagre, starre Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba. Sein Anmarsch versetzte nicht nur das Volk, sondern auch Margaretha in schwere Besorgnisse. Viele Große eilten ihm nach Luxemburg entgegen, unter ihnen

Egmont. Als Alba ihn erblickte, rief er: »da kommt der Erzketzer.« Der Graf, dieß als Scherz nehmend, redete den Herzog freundlich an, und wurde von demselben umarmt. Am 28. Aug. 67 zog Alba in Brüssel ein, und vertheilte das Heer im Lande. In den ersten Tagen des Septembers lud sein Sohn Ferdinand die Grafen Egmont und Hoorn mit mehreren Andern zu Tische; während der Mahlzeit besetzten Spanier die Eingänge des Hauses, und als jene Beiden sich entfernen wollten, ward ihnen als Gefangnen der Degen abgefordert. Dasselbe Schicksal traf unter Andern den protestantisch gesinnten Bürgermeister von Antwerpen. Oraniens in Löwen studierender Sohn Philipp Wilhelm wurde nach Spanien abgeführt, wo er 28 Jahre in Gefangenschaft blieb. Die über Nichts befragte Statthalterin forderte empfindlich ihren Abschied, den sie ohne Bedenken vom König erhielt; 20,000 fl. Jahrgeld zahlte man ihr so schlecht aus, daß sie, wie es heißt, dürftig in Namur lebte, während ihr Sohn Alexander von Parma sich wenig um sie kümmerte. Zur Bestrafung der Aufrührer, Ketzer und Bilderstürmer errichtete Alba den sogenannten Rath der Unruhen: obenan stand der Spanier Vargas, vormals Richter in seiner Heimath, und wegen Härte und Grausamkeit abgesetzt. »Non curamus vestros privilegios,« rief er in barbarischem Latein, als Jemand die Rechte der Hochschule zu Löwen geltend machte. »Ad patibulum,« schrie der Beisitzer Jakob Hesselts, wenn er eben noch beim Abstimmen aus tiefem Schlaf erwachte. Der Gerichtshof riß Alles an sich; Untersuchungen wurden auf bloße Worte und Gesinnungen hin verhängt, Strafen wegen unbegründeter Vermuthungen, wie es der Habgier und dem Ketzerhaß beliebte, verfügt, überall Galgen und Rad errichtet, und an den Landstraßen, an Pfählen und Bäumen die Verurtheilten aufgeknüpft. Umsonst machten Viglius, Kaiser Maximilian und sogar der Pabst dem Könige Vorstellungen: er bestätigte das Urtheil der spanischen Inqui-

sition, welches alle Einwohner der Niederlande für todeswürdige Ketzer und Verräther erklärte. Tausende waren geflohen, bevor der Herzog kam; mehr als 100,000 entwichen nach seiner Ankunft; mehr als die Hälfte der Häuser stand in Gent verlassen. Trotz der Fürsprache Maximilians, der Ritter des goldnen Vließes und der Staaten von Brabant verurtheilten die Männer des Bluthrathes Egmont und Hoorn als Hochverräther zum Tode. Vergeblich flehte Egmonts Gemahlin Sabina, geborne Pfalzgräfin am Rhein, Mutter von 11 Kindern, bei Alba fußfällig um Gnade: am 5. Juni 68 fielen die Häupter der beiden Grafen. Selbst Spanier vergoßen bei diesem Anblicke Thränen: unbeschreiblich groß war die Trauer der Bürger: Tücher wurden ins Blut der Hingerichteten getaucht, und als theure Reliquien aufbewahrt. Die Herrn Montigny und Berg führte man nach Spanien, wo sie im Kerker an Gift starben. Alle Güter der Verurtheilten, im Ganzen an 20 Millionen französischer Thaler, verschlang des Königs Schatz. Als Granvella dieß erfuhr, fragte er: »haben sie den Schweigenden auch?« »Nein,« war die Antwort. »Ist der nicht im Netze,« sprach der Kardinal, »so hat Alba Nichts gefangen.« Oranien, abwesend zum Tode verurtheilt, verpfändete indeß sein Silbergeräth und andre Kostbarkeiten, um mit Hülfe mehrerer Städte und Staaten des südwestlichen Deutschlands ein Heer aufzubringen. Kaum waren 700 Mann beisammen, so führte sie Ludwig von Nassau ins Feld, brach nach Gröningen ein, schlug beim Kloster Heiligerlen, am 24. Mai 68, den Statthalter von Friesland, Grafen Arenberg, erlitt aber den 22. Juli mit verstärktem, wegen Geldmangels unbotmäßigem Heere bei Gemmingen eine Niederlage, verlor alles Feldgeräth und Geschütz, und rettete kaum sich selber, indem er verkleidet durch die Ems schwamm. Doch jetzt hatte Wilhelm ein Heer von 20,000 Mann gesammelt, mit welchem er sehr geschickt, im Angesicht der Feinde, über die Maas drang: Alba vermied eine Schlacht, und suchte,

da er des Prinzen Geldnoth kannte, den Krieg in die Länge zu ziehen. Wirklich lösten sich jene Truppen bald auf: Wilhelm eilte zu den Hugenotten nach Frankreich. Der Herzog aber baute, an gut gewähltem Platz, wie die neueste Geschichte bewiesen hat, zu Antwerpen eine Citadelle, und beschloß anstatt der sogenannten „Bitten“ oder ausserordentlichen Geldbeiträge eine regelmäßige Besteuerung einzuführen: der hundertste Pfenning sollte von allem Vermögen, der zwanzigste beim Verkauf unbeweglicher Habe, der zehnte beim Verkaufe beweglicher Güter entrichtet werden; die letztere Abgabe bezog er selbst von seiner Stadt Alba, und schätzte den Jahresertrag auf 40 bis 50,000 Dukaten. Da diese Besteuerung alle Stände und Katholiken wie Protestanten traf, so waren allgemeine Klagen die Folge: „der 100. Pfenning sey gehässig, weil Niemand sich gern in die Truhe sehen lasse; der 20. und noch mehr der 10. Pfenning werde den Handel lähmen, die Preise hinauftreiben, die Fremden aus dem Lande scheuchen; wie hoch nur die Wolle zu stehen kommen müßte, da sie bis zum Verkaufe als Kunstprodukt vier- oder fünfmal besteuert würde!“ Viglius, an der Spitze der 3 Kollegien, that Einsprache; die Stände aller Provinzen erhoben lebhaften Widerspruch. Gleichwohl brachte es Alba dahin, daß der 100. Pfenning angenommen wurde: für den 20. und 10. erklärte er sich mit 2 Millionen zufrieden. Utrecht, auf seine Privilegien gestützt, bot dem Befehle Trotz: dafür verlor die Provinz ihre Rechte, und mußte sie im Original ausliefern. Zu den Schrecken der Gewaltherrschaft kam im November 70 eine beispiellose Ueberschwemmung, die längs der ganzen Küste, vorzüglich aber in Gröningen und Friesland ungeheuern Schaden anrichtete, und bei 100,000 Menschen weggerafft haben soll. In Friesland ordnete Alba die Erbauung von Deichen so zweckmäßig an, daß die Bewohner jener Provinz noch heute den Genuß davon haben. Allein theils wegen jener Verheerungen, theils weil Viele sich weigerten, gieng die Steuer sehr mangel-

haft ein. Alba befahl aufs Neue die Erhebung des 10. und 20. Pfennings, und wollte damit in Brüssel die Probe machen. Kaufleute und Handwerker schloßen ihre Läden: »sie haben Nichts zu verkaufen, seyen daher keine Abgaben schuldig.« Schon hatte der Herzog Befehl gegeben, die Widerspenstigen an ihren Hausthüren aufzuknüpfen, als Nachricht einlief, die Wassergeusen seyen des Städtchens Briel Meister geworden.

Oranien nämlich hatte seit seinem verunglückten Feldzuge die Rüstungen keineswegs aufgegeben, sondern einen vortheilhaften Vertrag mit Frankreich eingeleitet, und Admiral Colignys Rath, sein Glück auf der See zu versuchen, wohl beherzigt. Seit 69 theilte er Kaperbriefe aus; holländische Flüchtlinge rüsteten sogenannte Fliehboote von 6 bis 10 Kanonen und 40 bis 140 Bootsleuten, deren jeder sein Feuerrohr hatte; reiche niederländische Schiffe wurden im Texel oder auf der Ems erbeutet, die Waaren in England, sonderlich zu Dover, verkauft, und die Prisen durch ein Admiralitätsgericht vertheilt. Endlich, auf heftiges Andringen Philipps, schloß Elisabeth die Wassergeusen von England aus: da steuerten sie nach der seeländischen Küste, und nahmen den 1. April 72 Briel; Vließingen fiel ihnen ein Paar Tage nachher zu; auf der andern Seite eroberte Ludwig von Nassau die Festung Mons im Hennegau, und überdieß mußte Alba hören, daß Philipp, vielfältigem Rathe endlich nachgebend, den Herzog Medina Celi zu seinem Nachfolger ernannt habe. Medina kam; aber die Geusen fiengen das für seine Flotte bestimmte Geschütz auf, und als Alba die Flotte wieder armirt hatte, zündete sie Evout Peters, genannt Kapitän Worst, im Juli, unter dem Kastell Rammekens an. Der kränkliche Medina dankte nun für die Statthalterschaft. Alba verzichtete auf seine Steuerpläne, fand aber nirgends Zutrauen. Dagegen schlug sich Leyden, Haarlem, Dortrecht, bald auch Rotterdam, Delft zu den Geusen; Abgeordnete der Nordprovinzen versammelten sich in Dortrecht: Oranien

wurde zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht gewählt; eine Steuer sollte sogleich für ihn aufgebracht werden. Weislich verlangte er Duldung der Katholiken: nur hielt man die Zusage schlecht; denn Protestanten rissen Kirchen und Kirchengüter an sich. Inzwischen langte auch französisches Geld an; man brachte ein ansehnliches Heer auf die Beine; ein großer Theil von Brabant wurde unterworfen. Allein die Hoffnung auf weitere Unterstützung von Seiten Frankreichs schwand plötzlich wieder: in Mons erhielt Oranien Kunde von der Bluthochzeit: er mußte sein Heer aus Mangel an Geld abdanken, und zog nach Holland zurück. Der Sohn Albas rückte in die Nordprovinzen; die streng katholische Regierung der Stadt Amsterdam rief die Spanier dorthin; Zütphen und Naarden wurden von Alba erobert, geplündert, und viele Einwohner grausam ermordet. Die Stadt Haarlem ergab sich nach 7monatlicher Belagerung, da die Noth den äussersten Grad erreicht hatte, auf das feierliche Versprechen der Spanier, Stadt und Besatzung zu schonen; aber statt dessen begann bei ihrem Einzug ein allgemeines Plündern und Morden, und 300 Menschen ließ Friedrich Alba am Rücken zusammenbinden und ins Meer werfen. Auch zur See fieng man an die Holländer zu bekriegen: Graf de Bossu, spanischer Statthalter von Holland, erschien mit 30 Schiffen: mit 24 kleinern griffen ihn die Holländer an, und eroberten das Admiralsschiff „die Inquisition,“ was als gute Vorbedeutung ausgelegt wurde.

Endlich sah Philipp ein, daß Alba nicht der Mann sey, die Niederlande wieder zu gewinnen; er sandte daher den milder gesinnten Requesens, welcher am 29. Nov. 73 die Regierung übernahm: Alba reiste bald darauf hinweg, sich rühmend, binnen 6 Jahren 18,000 Menschen durch Henkershand getödtet zu haben. Gleich Anfangs hatte Requesens mit drückendem Geldmangel zu kämpfen: Philipps Finanzen waren durch Kriege und den kostbaren Bau des Escurials um so mehr erschöpft, als er schon

von Karl V. eine bedeutende Schuldenlast übernommen hatte; die 20 Millionen in den Niederlanden eingezogner Güter hatte eine schlechte Verwaltung großentheils verschleudert und bereits aufgezehrt; der König stand auf dem Punkte, Bankerott zu machen. Dennoch mußte Requesens sogleich bedeutende Rüstungen veranstalten, da Ludwig von Nassau, den die gegen Spanien immer feindselige französische Politik insgeheim mit Geld und Mannschaft unterstützt hatte, in Geldern eingerückt war. Requesens stellte ihm ein ansehnliches Heer unter Sancho von Avila entgegen, und den 14. April 74, auf der Heide bei Mook, an der Gränze Gelderns, kam es zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher Ludwig von Nassau gänzlich geschlagen wurde und nebst seinem Bruder Heinrich das Leben verlor. Sogleich zog das spanische Heer vor die dem Prinzen von Oranien ergebne Stadt Leyden. Die Spanier setzten sich in der Umgegend, schnitten alle Zufuhr ab und konnten die Zeit fast berechnen, wo sich der Feind aus Mangel werde unterwerfen müssen; die tapfern Bürger aber gaben zur Antwort: „solang ihr Hunde bellen und Kühe brüllen hört, steht es gut um uns Leydener, und dann haben wir noch einen linken Arm, den wir verzehren, um mit dem rechten zu streiten.“ Oranien gebot nur über eine Flotte: wie mit dieser aus der Nordsee der Stadt zu Hülfe kommen? Vergeblich flatterten seine nach ostindischer Art abgerichteten Tauben mit Botschaft hinüber und herüber. Indeß schlug er einen Durchstich der Dämme vor; die Holländer stimmten freudig zu; „denn,“ sagten sie, „lieber verdorbnes als verlornes Land!“ Allein die Umgegend Leydens ist höher gelegen als die Strecke an der Maas, wurde also von der Ueberschwemmung nicht erreicht. Doch harrten die Belagerten, deren Hälfte schon an Hunger und Pest gestorben war, standhaft aus, und der Himmel krönte ihren Heldenmuth mit Erfolg. Plötzlich wehte ein Sturm aus Nordwest, der die Wellen landeinwärts jagte; hierauf schlug er um gen Südwest, und wälzte sie auf Ley-

den zu. Nah' und näher schwamm die Flotte heran; 800 seeländische Bootsleute, „wildes, rauhes, zerhacktes Volk," wie Meteren sagt, deren Manche silberne Halbmonde auf den Hüten und den Wahlspruch im Munde führten: „lieber türkisch als päbstisch!" schleppten, wo es seicht war, die Kähne auf dem Rücken fort: die Spanier, zugleich einen Angriff aus der Stadt befürchtend, verließen ihre Schanzen, warfen ihr Geschütz ins Wasser und flohen: den 4. Okt. 74 zog Oranien in die gerettete Stadt; die Bewohner eilten zur Kirche; tiefe Rührung hatte die ganze Gemeinde ergriffen; noch jetzt wird das Andenken an dieses Ereigniß jährlich durch ein Dankfest gefeiert, und sogleich erhielt Leyden zum Lohn für seine heldenmüthige Ausdauer kraft Beschlusses des Prinzen und der Generalstaaten eine Universität, welche im Febr. 75 eröffnet wurde, und überdieß hatte der schöne Sieg, verbunden mit der spanischen Geldnoth, ernstlichere Friedensunterhandlungen zur Folge. Denn angeknüpft hatte man solche schon vorher, zu Breda, auf Zureden des menschenfreundlichen Kaisers Maximilian: das spanische Interesse vertrat Professor und Staatsmann Leonini aus Löwen, das holländische ein Graf Schwarzburg und Graf Philipp von Hohenlohe-Langenburg, der später, im Jahre 1595, nach langem Werben Gemahl von Oraniens ältester Tochter Maria geworden ist. Die Verbündeten forderten Entfernung der Spanier, Abschaffung der neuen Bischöffe, der Ketzergesetze und der Inquisition, Freiheit des protestantischen Gottesdienstes, Zulassung der Protestanten zu öffentlichen Aemtern, Bestätigung alter Rechte und allgemeine Amnestie; von Seiten des Königs erwiederte man: er werde die Spanier nicht länger im Lande lassen, die Rechte und Freiheiten bestätigen, die Generalstaaten berufen; dagegen solle man ihm Städte, Schlösser, Schiffe und alles Geschütz übergeben, den Geistlichen ihre Güter und die katholische Religion wiederherstellen; die Protestanten könnten dann noch eine Zeitlang bleiben und nach dem Ver-

kauf ihrer Güter ungehindert aus dem Lande wandern. Hierauf wollten und konnten die Insurgenten nicht eingehen, suchten daher vorläufig nur einen Waffenstillstand für etliche Jahre. Allein auch hierüber konnte man sich nicht vereinigen, und Requesens brach die Unterhandlungen ab, wahrscheinlich auf Philipps Befehl; denn er selbst war der Meinung, man solle die Spanier entfernen und den Holländern Gewissensfreiheit zugestehen. Holland und Seeland schloßen nun eine genauere Verbindung, und hatten schon früher im Okt. 74, nach der glücklichen Befreiung Leydens, dem Prinzen von Oranien für die Zeit des Kriegs die höchste Gewalt unter dem Titel eines Regenten übertragen. Doch in so hoher Achtung Oranien stand, so hatte er gleichwohl wegen Unduldsamkeit holländischer Reformirter und Lutheraner gegen einander und Beider gegen die Katholiken viel zu kämpfen: Katholiken wurden verfolgt und gefoltert; Lumey, der Erobrer Briels, mordete zu Gorkum einen katholischen Priester, einen edeln Greis auf eine höchst grausame Weise. Beide Provinzen hatten bisher sehr große Anstrengungen zur Führung des Kriegs gemacht; ihre Kräfte fiengen an erschöpft zu werden: Oranien suchte in England und Deutschland Hülfe, erlangte aber für den Augenblick Nichts, und er und viele seiner Freunde blickten fast hoffnungslos in die Zukunft.

Da starb am 5. März 76 Requesens an der Pest, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. Der Staatsrath in Brüssel übernahm die Regierung, jedoch ohne daß er im Stande war, der um sich greifenden Verwirrung Einhalt zu thun, und ohne daß er bei dem schlecht bezahlten aufrührerischen Kriegsvolk der Spanier sich hätte Gehorsam verschaffen können. Dieß führte die Umwälzung um einen Schritt weiter. Als den Spaniern nach der Eroberung von Zierikzee die oft geforderte, schon seit 22 Monaten ausstehende Zahlung verweigert wurde, brachen sie von Seeland auf und zogen plündernd und brandschatzend in die reichen Provinzen Flandern und Brabant. Der

Staatsrath erklärte auf stürmisches Verlangen des Volks den 26. Juli 76 die Meuterer für Feinde des Königs und Landes, und erlaubte den Bürgern, gegen sie die Waffen zu ergreifen. Nun aber traten die bisher noch ruhigen Krieger ebenfalls zu den Empörern. Dagegen schloßen sich den Bürgern von Brabant und Flandern die von Artois und Hennegau an: man schickte Gesandte nach Frankreich, England, Deutschland und nach Holland zu Oranien, der sogleich Mannschaft nach Gent beorderte, wo die Spanier das Schloß besetzt hatten. Mastricht wurde von diesen schrecklich verheert; am ärgsten aber hausten sie in Antwerpen. Der junge Egmont sollte ihnen hier die Citadelle entreissen; allein der Feind bekam Verstärkung aus den Niederlanden, überwältigte den Grafen und brach am 4. Nov. 76. wüthend in die Stadt. Greise, Weiber, Jungfrauen, Kinder, sogar Geistliche wurden gemordet. Besonders schauderhaft war das Schicksal eines Mädchens, das in der Brautnacht alle die Ihrigen zu ihren Füßen erwürgen sah, dann nach dem Schlosse geschleppt, und als sie hier ihr trauriges Leben mit einer goldnen Halskette enden wollte, beraubt, ausgekleidet, durch die brennenden Straßen gepeitscht und endlich erstochen wurde. Die Zahl der Umgekommnen wird auf 5000 angegeben, die der verbrannten Häuser auf 500. Der Raub und die Zerstörung der in Antwerpen niedergelegten Güter hatte auf viele Handlungshäuser in ganz Europa empfindliche Rückwirkung, und nie wieder hat die mißhandelte Stadt ihren frühern Reichthum erlangt. Auf solche Nachrichten hin beeilten sich in Gent versammelte Abgeordnete der Provinzen folgenden Vertrag abzuschließen: »die fremde Macht wird mit gemeinschaftlicher Hülfe vertrieben; die Versammlung der Generalstaaten in Zukunft durch die Provinzen, nicht durch den König berufen, der Katholicismus überall, nur Holland und Seeland ausgenommen, aufrecht erhalten, der Prinz von Oranien als Statthalter in Holland und Seeland anerkannt, die Schuldenlast, welche er in

den Feldzügen von 68 bis 72 sich aufgeladen hat, von den Niederländern übernommen, Amnestie ohne Ausnahme ertheilt, den Ausgewanderten freie Rückkehr gestattet, und Alles wegen Aufruhrs und Ketzerei konfiscirte Eigenthum zurückgegeben.« Sämmtliche Punkte setzte man zum Scheine im Namen des Königs fest. Dieser genter Friede vom 8. Nov. 76, geschlossen zwischen 5 batavischen und 6 belgischen Provinzen, schien das Werk der Befreiung wirksam zu fördern: nur war die Bestimmung hinderlich, daß die katholische Religion aufrecht erhalten werden solle; denn hiemit konnten viele der Religion wegen Ausgewanderte unmöglich einverstanden seyn; überdieß bildete der Trotz des reichen katholischen Adels und Klerus im Süden und der dirigirende Einfluß Oraniens im Norden einen störenden Gegensatz, und die Verschiedenheit des belgischen und batavischen Karakters überhaupt brachte gleich Anfangs ein Element der Trennung in den Verein.

Philipp hatte indeß den Herzog Don Juan zum Statthalter der Niederlande ernannt, hatte, als ihm zu Ohren kam, daß der ritterlich hochstrebende Mann sein Augenmerk auf das schöne Weib im Gefängniß, auf Maria Stuart, richte, die Ernennung zurücknehmen wollen, endlich aber doch auch jenes Unternehmen gut geheissen; allein mit Späheraugen folgte er jedem Schritte des Herzogs, und dieser wiederum brütete ungeduldig über Plänen, sich in England, oder in Frankreich, oder, wie bereits erzählt wurde, durch Escovedo in Kastilien einen unabhängigen Thron zu gründen. Am Tage der Verheerung Antwerpens traf er in Luxemburg ein. Auf Oraniens Rath forderten die Generalstaaten Entfernung der fremden Truppen und Bestätigung des genter Friedens: dann seyen sie bereit, ihn als Statthalter anzuerkennen. Wider Erwarten gab er sich dazu her, weil er die niederländischen Angelegenheiten schnell beilegen wollte. »Die Spanier,« sagte er, »sollen fort, aber des Winters wegen auf dem Seewege; gebt mir also nur eine Frist,

damit ich Schiffe ausrüsten kann.« Flotte und Truppen gedachte er sodann gegen Elisabeth zu verwenden, Maria Stuart zu befreien, und mit der Geretteten den englischen Thron zu besteigen. Oranien spähte auch dieses Geheimniß aus, benachrichtigte die Königin Elisabeth, welche den Niederländern zum Danke hiefür 20,000 Pfd. sandte, und veranlaßte die Staaten, unter dem Vorwande des Geldmangels die Seereise zu verweigern. So wurde der Friede hinausgeschoben, und es entstand ein neuer Bund, die sogenannte brüßler Union, daß man die Spanier vertreiben, alle Freiheiten des Volks aufrecht zu erhalten, zugleich aber die katholische Religion vertheidigen wolle. Nur bedingterweise traten daher die Holländer, Seeländer, Gröninger und Friesen bei. Uebrigens hatte der Bund die Wirkung, daß Don Juan unter dem 17. Febr. 77 den genter Frieden durch das sogenannte ewige Edikt anerkannte, welches vollkommen mit der brüßler Union übereinstimmte, und sogleich wurden die Spanier zu großer Freude der Niederländer fortgeschickt, und nur die deutschen Söldner noch beibehalten. Nun zog Don Juan mit fürstlicher Pracht und unter lärmendem Jubel in Brüssel ein. Alsbald aber ordnete er neue Ketzerverfolgungen an und besetzte das wichtige Bergschloß bei Namur. Die Niederländer klagten, daß man sie betrogen habe, neue Gährung gab sich zu erkennen, und Alles fiel dem Prinzen von Oranien zu. Unter seiner Leitung bemächtigte sich das Volk durch List, Geld und Gewalt mehrerer festen Plätze, in denen deutsche Söldner lagen; einige Citadellen, wie die von Antwerpen, wurden als Zwingburgen zerstört. Die Brabanter beriefen den Prinzen zu sich; die bedeutendsten Städte wollten den Retter des Vaterlands in ihrer Mitte haben: er kam nach Brüssel, wo er wie im Triumph eingeholt wurde, und den 22. Okt. 77 ernannte man ihn zum Ruwaard von Brabant. Hiemit war aber ein großer Theil des brabantischen Adels, zumal Herzog Aerschot aus der Familie Croy, einer beständigen Neben-

buhlerin des Hauses Nassau, nichts weniger als zufrieden; auch fürchtete die katholische Parthei ein Uebergewicht der Protestanten. Katholiken und Aerschot kamen daher auf den Einfall, einen Sohn Maximilians II., Bruder Rudolfs II. in die Niederlande zu berufen, den am 24. Febr. 1557 gebornen Erzherzog Matthias, der von seiner Mutter Maria her, ältester Tochter Karls V., ein Neffe des spanischen Königs war, und wenn er die Infantin Isabella Klara Eugenia heurathete, die belgisch-batavischen Provinzen als Brautschatz erhalten konnte. Den 2. Okt. 77 schlich sich Matthias aus Wien und reiste nach Antwerpen; die von Oranien geleiteten Generalstaaten erklärten den Herzog Don Juan für einen Feind des Vaterlandes, und schloßen am 18. Dezember eine neue Union: Matthias sollte Statthalter seyn, ein aus Niederländern zusammengesetzter Rath ihm zur Seite stehen, Wichtiges von den Generalstaaten abgemacht werden, welche nach Belieben zusammentreten und, solange sie wollten, versammelt bleiben könnten, und Katholiken und Protestanten sollten sich gegenseitig dulden. Prinz Wilhelm würde zum Stellvertreter des Erzherzogs und noch insbesondre zum Statthalter von Brabant ernannt, und der Erzherzog spielte neben ihm eine so klägliche Rolle, daß man ihn den Greffier Oraniens hieß. So hatte der talentvolle, undurchdringliche Staatsmann den feindlichen Plan der katholischen Parthei während der Ausführung zu seinem Vortheile zu kehren gewußt. Der Krieg begann aufs Neue: die Staaten brachten ein Heer von 20,000 Mann auf die Beine; Don Juan rief seine alten spanischen Banden von Genua zurück: der feurige und staatskluge Prinz Alexander von Parma kam an ihrer Spitze, und erfocht bei Gemblours einen entschiednen Sieg, worauf die Staaten mehrere Städte Brabants verloren. Dagegen trat jetzt endlich Amsterdam unter Oraniens Statthalterschaft. Große Verlegenheit aber bereitete Diesem das unduldsame Wesen der Protestanten: in Gent, wo

man eine flandrische Republik errichten wollte, wurden Kirchen und Klöster verheert, die Priester verjagt, die Katholiken durch Auflagen bedrückt. Mit Freuden glaubte daher die katholische Parthei das, was sie vergeblich von Matthias erwartet hatte, bei dem französischen Herzoge Franz von Anjou zu finden, welcher der niederländischen Sache seine Dienste anbot: man gab ihm den stattlichen Titel eines Beschützers der Freiheit, und machte ihm Aussicht, daß, sobald es rathsam sey, einen neuen Landesherrn zu wählen, die Wahl auf keinen Andern als auf ihn fallen werde. Bald mußte er jedoch, zum Theil aus Geldmangel, unverrichteter Dinge nach Frankreich zurückkehren. Auch Don Juan sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht, von Philipp schlecht unterstützt, beargwöhnt und gehaßt: Gram und Schmerz zehrten an ihm; er sehnte sich nach dem Frieden eines Klosters, und starb, 31 Jahre alt, gebrochnen Muthes, den 1. Okt. 78. Viele vermutheten, er habe Gift bekommen: man fand sein Herz ausgedörrt, seine Haut wie vom Brande geröstet.

Nachfolger Don Juans wurde Alexander von Parma. Sein Plan war, die politischen, aber auch die kirchlichen Verhältnisse auf den alten Fuß zu setzen. Dadurch gewann er die katholischen Provinzen. Desto eifriger arbeitete Oranien daran, die protestantischen Provinzen durch ein besondres Band zu vereinigen. So kam den 23. Jan. 1579 zwischen Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und den sogenannten gröningischen Ommelanden die utrechter Union zu Stande: »man wolle auf ewige Zeiten zusammenhalten und gegenseitig sich Schutz gewähren; in Religionssachen möge jede Provinz beliebig verfahren; doch dürfe nirgends die Gewissensfreiheit durch inquisitorische Maßregeln gestört werden.« Gleichzeitig mit Kriegsentwürfen betrieb Parma den Frieden: am 5. April 79 wurden unter kaiserlicher und englischer Vermittlung zu Köln Unterhandlungen eröffnet. Der spanische Gesandte bot Entfernung der Spanier und

Besetzung aller Aemter mit Eingebornen an, und verlangte Erhaltung der katholischen Religion und Entfernung des Prinzen Wilhelm; dafür werde man Oraniens Sohn freilassen, Oraniens Güter zurückgeben, und dem Prinzen 100,000 Piaster bezahlen. Noch wurde unterhandelt, als Parma den 29. Juni nach neunmaliger Bestürmung Mastricht eroberte: von einer Bevölkerung die allein 10,000 Tuchweber zählte, sollen nicht mehr als 300 Bürger übrig geblieben seyn; die Beute betrug über eine Million Dukaten. Die Nachricht hievon und das toll revolutionäre Treiben der protestantischen Partheihäupter Imbizi und Ryhove in Gent bewog Wallonen und Anhänger Aerschots, sich förmlich dem Könige zu unterwerfen. Matthias, seiner Lage überdrüssig, dankte zu Anfang 1580 ab. Oranien, dessen Politik immer zu Frankreich hinneigte, rieth nun, man solle mit dem Herzog von Anjou ein näheres Verhältniß eingehen, um so mehr, da von einer Heurath zwischen Franz und der Königin Elisabeth die Rede war. Der Herzog nahm Bedingungen an, wornach er bloßes Scheinoberhaupt einer Republik gewesen wäre, verzichtete auf den Titel Souverain, räumte den Staaten die Befugniß ein, einen beliebigen Nachfolger zu ernennen und, wann es ihnen gefiele, sich zu versammeln, ließ in der brabanter Verfassung das Insurektionsrecht bestehen, genehmigte den kirchlichen Zustand in Holland und Seeland, verbürgte dem Prinzen Wilhelm die Statthalterschaft in diesen Provinzen, und versprach, daß die Niederlande nie der französischen Krone sollten einverleibt werden. Auf diese Bedingungen wurde den 16. Sept. 80 ein Vertrag mit Anjou abgeschlossen. Obgleich nun Parma den Feldzug des nächsten Jahrs mit 60,000 Mann eröffnete, so wagten es dennoch die Staaten der utrechter Union, laut Manifestes vom 26. Juli 1581, sich geradezu von dem spanischen Könige loszusagen und ihm förmlich den Gehorsam aufzukündigen. Sie erklärten in dieser Urkunde: »ein Fürst ist von Gott über die Unterthanen gesetzt, um sie zu beschützen;

aber die Unterthanen sind keineswegs um seinetwillen, sondern er ist um ihretwillen da; vergißt er, daß es sich so verhält, so muß er nicht als Regent, sondern als Tyrann betrachtet werden, und alsdann haben die Unterthanen und deren Stellvertreter, die Stände, das Recht, an seiner Statt einen Andern als Beschützer zu wählen, insonderheit wenn gütliche Versuche gescheitert sind, und ihnen kein andres Mittel bleibt, ihre angeborne Freiheit zu wahren, für die sie nach Gesetzen der Natur Blut und Leben opfern sollen, zumal in Ländern, welche von undenklicher Zeit her beschwornem Rechte gemäß regiert worden sind.« Nach Aufzählung aller geschichtlichen Thatsachen erklärten die Stände den König für abgesetzt und die ihm geleisteten Eide für aufgelöst: überall mußten die Beamten dem König entsagen und den Staaten einen Eid ablegen. Nicht lange vorher hatte Philipp den Prinzen Wilhelm als Urheber des Aufstandes und Verderber seines Vaterlandes bezeichnet, ihn für vogelfrei erklärt, und dem, welcher ihn umbringen würde, den Adel und 25,000 Dukaten zugesagt. Oranien ließ dagegen eine sehr treffende Vertheidigungsschrift ausgehen, worin er sein Verfahren auseinandersetzte, und Philipp als Tyrannen, Ehebrecher und Mörder des eignen Sohnes brandmarkte. Dadurch reizte er den Haß des Königs noch mehr; es fanden sich Mehrere, welche der Blutpreis lockte, und die Jesuiten thaten auch das Ihrige, um Mörder gegen Wilhelm aufzustiften. Bei einer Feierlichkeit, die dem Herzoge von Anjou in Antwerpen gegeben wurde, traf ein Schuß den Prinzen an den Kopf: der Thäter, ein Franzose Namens Jauregui, wurde sogleich vom Volke ergriffen und getödtet. Papiere, welche man bei ihm entdeckte, zeigten die Anstifter des Frevels. Das allgemeine Wehklagen, als die Wunde gefährlich schien, der unbeschreibliche Jubel, als sie geheilt wurde, war für den Prinzen die schönste Genugthuung und die sicherste Bürgschaft seiner Macht. Mit der Herrschaft Anjous aber hatte es kein rechtes Gedeihen. Von England be-

kam er die gehoffte Unterstützung nicht; denn der Heurathsplan mit Elisabeth zerschlug sich; sein Bruder Heinrich III., der sich selbst nicht recht helfen konnte, half noch weniger ihm; in Paris hieß es, ein französischer Königssohn solle sich eben nicht mit Ketzern einlassen, noch zu einem so demüthigenden Vertrage hergeben; auch fühlte Anjou wohl, daß er den Namen, Oranien die Gewalt habe. Ein Versuch, freie Hand zu bekommen, fiel schlecht genug aus. Der Herzog führte Truppen nach Antwerpen hin; die Franzosen wurden durch einen Handstreich Meister eines Thors, und schon hallte der Ruf durch die Straßen: „es lebe die Messe! tödtet, tödtet!“ Da stand die Bürgerschaft auf, feuerte von den Dächern, schloß die Thore, schwellte den Stadtgraben, tödtete 2000 Franzosen und nahm 1500, meistens Adelige, gefangen. An mehreren andern Orten lief es ebenso, nur minder blutig ab: Anjou begab sich zuerst in das von Parma belagerte Dünkirchen, dann nach Frankreich zurück, wo er kurz darauf allgemein verachtet starb. Parmas Waffen machten indeß bedeutende Fortschritte, und er gewann einen großen Theil Flanderns. Die übrigen Staaten hatten auf den Vorschlag von Holland den Plan gefaßt, Oranien unter republikanischen Formen als Regenten an die Spitze der Niederlande zu stellen; doch wurde die Ausführung durch Uneinigkeit verhindert: nun sollte er wenigstens Graf von Holland und Seeland werden, und eben stand man im Begriffe, ihm zu huldigen, als er, nah' dem mühsam erstrebten Ziele, den 10. Juli 1584, einer verbrecherischen Hand erlag. Ein gewisser Franz Guion hatte sich ihm durch verstellte Ergebenheit und scheinbaren Eifer für die reformirte Kirche zu geheimen Dienstleistungen empfohlen, kaufte mit Geld, welches Oranien ihm schenkte, ein Paar Pistolen, lud jede mit 3 Kugeln, trat vor die Thüre des fürstlichen Speisesaals zu Delft, und schoß den von der Tafel kommenden Prinzen so geschickt mitten durch den Leib, daß derselbe an der Treppe niedersank, und unter den Worten: „mein

Gott, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!« den Geist aufgab. Im peinlichen Verhöre gestand der Mörder, daß er aus der Franche Comté stamme, eigentlich Balthasar Gerhard heisse, und den Mordanschlag lange mit sich herumgetragen habe, worin er durch einen Franziskaner zu Tournay und einen Jesuiten zu Trier bestärkt, und welcher auch durch den Herzog von Parma gebilligt worden sey. Die Strafe des Mörders war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich.

Mit dem Tode Oraniens, konnte man glauben, sey der Aufstand seiner Seele beraubt: so hoffte Philipp und Parma; aber sie hatten sich verrechnet: das Feuer der Begeisterung für Freiheit, welches er angefacht hatte, loderte fort; die Staaten der utrechter Union erklärten, die gute Sache mit Gottes Hülfe bis aufs Aeusserste vertheidigen und weder Gut noch Blut sparen zu wollen. Sie vereinigten sich den 18. Aug. zu Delft, und ernannten zur Regierung des Landes einen gemeinschaftlichen Staatsrath von 18 Personen aus den Provinzen Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland; an die Spitze des Rathes wurde Oraniens 17jähriger Sohn Moritz gestellt, welcher gerade auf der Universität Leyden studierte. Parma machte indeß immer größre Fortschritte. Gent ergab sich aus Mangel: er gewährte milde Bedingungen, damit andre Städte dem Beispiele folgen möchten. Von da zog er vor Antwerpen, und unternahm es, was die Bewohner für unmöglich gehalten hatten, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, wodurch er sich den Zugang zu Antwerpen sicherte, der Stadt aber den Verkehr mit Holland abschnitt. In dieser Noth suchte die Union Hülfe im Ausland. Man setzte auf die französische Regierung um so mehr Vertrauen, da der voraussichtliche Thronerbe, Heinrich von Navarra, ein Protestant war. Wenn der König von Frankreich die bürgerliche und kirchliche Freiheit zu schützen verspreche, wolle man ihm sich unterwerfen. Heinrich III. war nicht abgeneigt; aber die am 10. März 85 erfolgte

Uebergabe Brüssels benahm ihm die Lust; denn mit Brüssel waren die Niederlande ihres Mittelpunktes beraubt, und man scheute sich, ein fast verlornes Land anzunehmen; überdieß eiferte die Ligue gegen seine Verbindung mit Ketzern. So wurden denn die niederländischen Gesandten mit großem Bedauern, daß der Zustand des Reichs es nicht erlaube, auf ihr Anerbieten einzugehen, mit Höflichkeit und schönen Versprechungen für die Zukunft entlassen. Bald darauf fiel auch Antwerpen. Zwar hatten es die Bürger versucht, durch eine Höllenmaschiene, welche sie in einem Schiff anbrachten, Parmas Brücke zu zerstören; die Maschiene hatte ihre Wirkung gethan, weit und breit eine fürchterliche Erschütterung hervorgebracht, und einen großen Theil des Werkes in die Luft gesprengt; aber die Unthätigkeit der Stadtregierung versäumte den günstigen Augenblick nach der Schreckensscene, die holländischen und seeländischen Schiffe, welche ihnen zu Hülfe gekommen waren, sogleich hereinfahren zu lassen, und den Einwohnern fehlte es an Ausdauer zu neuen Unternehmungen. Den 17. Aug. 85, nach 14monatlicher Belagerung, kapitulirte der Befehlshaber Aldegonde: Parma bestätigte der Stadt alle bisherigen Freiheiten; die Nichtkatholiken sollten 4 Jahre unbelästigt in der Stadt bleiben, und dann, nach Verkauf ihrer Habseligkeiten, abziehen dürfen. Aber Antwerpens Handel erlitt einen neuen Stoß: die reichen protestantischen Kaufleute zogen weg, und begaben sich meistens nach Amsterdam, das von nun an zu großer Blüthe sich erhob. Noch während der Unterhandlungen mit Frankreich waren ähnliche mit England angeknüpft, und um so ernstlicher betrieben worden, als Heinrich III. eine abschlägige Antwort gab. Die vorsichtige Elisabeth gieng seit dem Falle Antwerpens etwas mehr darauf ein; denn es konnte ihr nicht gleichgültig scheinen, wenn die niederländischen Seehäfen in die Hände der ihr feindlichen Spanier kamen. Man bot ihr durch feierliche Gesandtschaft die Souverainität an, welche sie jedoch ablehnte; dagegen schloß sie ein immerwährendes Schutzbündniß, und versprach, ein

Heer zu senden, wofür sie einige feste, von Engländern zu besetzende Städte als Pfand verlangte. Dem Vertrage gemäß erschien ein Heer von 6000 Mann unter den Befehlen Robert Dudleys, Grafen von Leicester, der damals nicht mehr so sehr in Elisabeths Gunst stand, und welchen sie daher nicht ungern entfernte. Leicester ward mit Jubel empfangen, und man übertrug ihm die allgemeine Statthalterschaft in der Art, wie dieselbe unter Karl V. geführt worden war. Dem Grafen Moritz blieb jedoch die Statthalterschaft über Holland und Seeland vorbehalten, und ihm zur Seite stand der Rathspensionär Oldenbarneveldt, ein Republikaner in alt römischem Sinne, ein umsichtiger, weiser Staatsmann. Man bedurfte seiner um so mehr, da sich nach Oraniens Tode der Gegensatz zwischen aristokratischen Städtemagistraten und Freunden der Volksfreiheit schärfer ausbildete; denn Reformirte aus Flandern und Brabant forderten ihrem Karakter gemäß und als Calvinisten eine größre Theilnahme an der Staatsregierung, während die Holländer dem Staate ein Principat über die Kirche, und den Predigern keine Macht zugestehen wollten; das Volk aber fieng an sich zu den Calvinisten zu neigen, und die Calvinisten gewannen mehr Einfluß bei Leicester als die Optimaten und städtischen Magistrate, gegen deren Macht er eifersüchtig war. Die letztere, mehr aristokratische Parthei, welche Hollands Selbstständigkeit, Toleranz des Handels wegen und Unterwerfung der Kirche unter den Staat verlangte, fand in Oldenbarneveldt ihren Haltpunkt und errang endlich die Oberhand. Elisabeth war mit der Erhebung ihres Günstlings nicht zufrieden, und gab dieß sowohl ihm als den Generalstaaten zu erkennen, welchen letztern es eine erwünschte Gelegenheit war, die im Taumel der Freude ihm übertragne Gewalt zu schmälern. Ueberhaupt wurden bald vielfältige Klagen über Leicesters Verwaltung und Benehmen laut: er betrug sich eigenmächtig und anmaaßend, hörte auf den Rath unwürdiger Günstlinge, gab sich wenig Mühe, die Geschäfte

und Verhältnisse kennen zu lernen, und beschränkte den Handel auf unzweckmäßige Weise; im Kriege gegen Parma richtete er wenig aus, und brachte so die Selbstständigkeit der vereinigten Niederlande um keinen Schritt vorwärts. Selbst sich unbehaglich fühlend, reiste Leicester in aller Stille nach England, unter dem Vorwande, Maria Stuarts Prozeß mache dort seine Gegenwart nöthig. Jetzt kam die Regierung ganz in die Hände Oldenbarneveldts und Moritzens, welchem man insonderheit das Kriegswesen übertrug. Doch wurde das Band mit England noch keineswegs aufgelöst; auch Leicester kehrte zurück, und suchte durch Willkühr und Nährung der Zwietracht seine Gewalt zu befestigen. Der Kampf, den das Volk, von englischen Rathgebern geleitet, mit Hollands Regierung um die Souverainetät führte, brachte viele Verwirrung hervor; die holländischen Staaten unter Oldenbarneveldt bewiesen jedoch große Standhaftigkeit, und arbeiteten unablässig an dem Aufbau eines Freistaates, zu dessen Grundlage sie nicht die Menge, sondern den solidesten Theil der Bürgerschaft bestimmten. Leicester verließ Holland noch einmal, und legte in den letzten Tagen des Jahres 1587 förmlich seine Statthalterschaft nieder. Die Holländer schienen, da jetzt die Verbindung mit England sehr lose geworden, von Frankreich aber im gegenwärtigen Augenblicke Nichts zu hoffen war, wieder blos auf ihre eigne Kraft angewiesen, welche in Kurzem erschöpft zu werden drohte; denn die einzige Hülfsquelle bei so unermeßlichen Anstrengungen, der Verkehr mit dem Auslande, war ihnen großentheils abgeschnitten, seitdem Philipp ihren Schiffen den Zutritt zum Weltmarkte in Lissabon verboten hatte. Doch eben jetzt, da sie nach menschlicher Berechnung am Rande des Untergangs standen, sollte der Verzweiflungskampf heldenmüthiger Wassergeusen in einen andern größern Kampf verschlungen werden, bei dem es sich um das Schicksal der neuen Ideen überhaupt und um die Machtverhältnisse des gesammten Europas handelte.

Achtzehntes Hauptstück.

Elisabeth tritt gegen den Vorkämpfer des Pabstthums in die Schranken.

Nirgends war der Protestantismus fester gegründet und inniger mit dem Throne verflochten als auf der brittischen Insel, welche damals schon weit stärker auf die Waage der Staaten drückte als Schweden und Dänemark zusammen. Ein natürliches Gefühl also drängte in allen Ländern die Anhänger der neuen Lehre, ihr Auge hülfesuchend und hoffend auf Elisabeth zu richten. Schon deßwegen mußte sie, die auch einen Heurathsantrag des spanischen Philipp abgelehnt hatte, der Gegenstand des heftigsten Widerwillens für ihn seyn. Ueberdieß begann die Engländer ein romantischer Geist zum Wetteifer mit den Seefarthen der Spanier anzufeuern. Seit 1567 suchte Forbisher durch das Eismeer im Norden Amerikas einen Weg zu den Gestaden von China zu finden. 1579 machten Walther Raleigh und Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreise in Nordamerika, wo Jener 3 Jahre später auf Neufoundland die erste englische Kolonie gründete. 1580 kam Franz Drake, glücklicher als Magellhan, mit Beute beladen von seiner Reise um die Welt zurück, und die Königin selbst wohnte dem Gastmahl bei, das er in der Themse auf seinem Admiralsschiffe gab. Gleich darauf stach er von Neuem in die See, um die Besitzungen der Spanier an den Küsten Amerikas zu überfallen. 1584 entdeckte Raleigh die große Küste oder das Reich Wigandacoa, welches später der jungfräulichen Königin zu Ehren Virginien genannt wurde; von dort brachte er die ersten Kartoffeln, wie früher den ersten Taback nach England. 1587 streifte Cavendish an den afrikanischen Besitzungen Philipps bis zum Kap der guten Hoffnung, und im gleichen Jahr zerstörte Drake viele spanische Schiffe in der Bai von Cadiz. Zwar

wollte Elisabeth dieß Alles nur als Privatunternehmungen betrachtet wissen; nichtsdestoweniger fühlte sich Philipp durch die Königin an den zwei empfindlichsten Seiten, am Fanatismus und an den Kolonien zugleich angegriffen. Auch bei der Hülfe, die sie den Hugenotten und Holländern gewährte, suchte sie theils den Anstand des Völkerrechtes zu beobachten, theils die Unterstützten durch spärliche Mittel in steter Bedürftigkeit zu erhalten. Allein endlich erfolgte die Absendung des Grafen Leicester, und im Frühling 1587, gleichsam um auf alle diese Unbilden das Siegel zu drücken, die Hinrichtung der Maria Stuart. Ein verhängnißvoller, schwüler Augenblick war gekommen: in Frankreich triumphirte die Ligue, in Holland siegte Alexander von Parma, in England gährte die katholische Parthei. Philipp wollte daher alle seine Entwürfe und Streitkräfte in einen vernichtenden Schlag gegen England zusammendrängen. Pabst Sixtus V., heimlich froh, daß die Aufmerksamkeit des madrider Kabinets von Neapel abgelenkt werde, sprach das Königreich der vom Bannstrahl getroffnen Elisabeth als römisches Lehen der Krone Spanien zu. In den Forsten Mailands, Neapels und der pyrenäischen Habinsel hörte man unzählige Aexte arbeiten: 90, für jene Zeit beispiellos große, hohe und prachtvolle Kriegsschiffe und 40 kleinere Fahrzeuge wurden mit 10,000 Seeleuten versehen, mit 20,000 Kriegern bemannt, mit 2,600 Kanonen armirt; an Kriegsbedarf und Lebensmitteln herrschte Ueberfluß; Priester und Mönche, Inquisitoren und Folterwerkzeuge wurden eingeschifft: der Herzog von Medina Sidonia übernahm den Oberbefehl; Parma traf große Rüstungen in Nieuport und Dünkirchen, um mit Flotte und Heer zur Armada zu stoßen, welche im Voraus die unüberwindliche hieß. Zum Schein knüpfte man Friedensunterhandlungen mit England an, und sprengte aus, die Flotte solle nach Indien und Holland bestimmte Geschwader geleiten; allein Heinrich III. gab der bedrohten Fürstin heimlich einen Wink vom Gegentheile. Den 29. Mai 1588 lief die Armada

von Lissabon aus, mußte jedoch heftiger Stürme wegen, nicht ohne Verlust und schon der Ausbesserung bedürftig, in Corunna wieder vor Anker gehen. Den 21. Juli stach sie wieder in See. Elisabeth, die Größe der Gefahr begreifend, kündigte in Heldenliedern den Vorsatz an, lieber mit dem Schwerte in der Hand zu sterben, als Schmach zu erleiden; eine Schrift belehrte das Volk, daß Philipp Katholiken wie Protestanten zu Sklaven machen wolle; gegen Jene wurden sorgfältige, übrigens schonende Vorsichtsmaßregeln angeordnet; das Nationalgefühl brauste auf: London erklärte, das Doppelte von dem, was man verlangt hatte, leisten zu wollen, und bald waren 200 Schnellsegler mit 15,000 trefflichen Matrosen besetzt, und Admiral Charles Howard, Viceadmiral Drake, und die Kapitäne Forbisher und Hawkins, ebenso erfahrne als kühne Männer, übernahmen die Führung. Die utrechter Union sandte 20 Schiffe, während Graf Justinus von Nassau, natürlicher Sohn des ermordeten Wilhelm, die Flotte unter Parma beobachtete. Ueberall an den englischen Küsten wurde Anstalt zur Abwehr oder zum Empfange des Feinds getroffen. Ein Heer von 76,000 Mann stand gerüstet im Lager von Tilbury: Elisabeth zeigte sich auf prächtigem Streitroß, in glänzendem Harnisch und äusserte unerschütterliches Vertrauen auf Gott und den guten Willen der Unterthanen. Am 29. Juli erschien die Armada im Kanal, um geradezu auf die Hauptstadt loszusegeln. Da eilten aus jeder Bucht leichte Schiffe der Engländer herbei; unaufhörlich donnerten die Kanonen: die Schüsse der Spanier flogen über dem niedrig segelnden Feinde meistens hinweg, ihre schwerfälligen Fahrzeuge aber wurden an Rumpf und Masten schwer und tausendfach getroffen. Nach 7 schrecklichen Tagen suchten sie Schutz auf der Rhede von Calais; aber auch hier wurden sie von den Engländern verfolgt, welche durch Brander noch größre Zerstörung anrichteten. Vergeblich harrte Parma am Gestade von Dünkirchen auf die Ankunft der Flotte: Masten und Segel waren zerschossen, das Tauwerk zerrissen: Sidonia eilte mit dem Reste nordwärts über Schott-

land, und zwar unverfolgt von den Engländern, welchen der Schießbedarf ausgegangen war; allein bei den Orkaden erhob sich ein furchtbarer Sturm, der viele Schiffe nach Irland und Norwegen verschlug, während andre versanken. Nur 53 Segel kamen wieder heim. Mit Mühe behauptete Philipp, als er Kunde hievon bekam, seine eiserne Fassung: »ich habe sie wider Menschen ausgesendet,« sprach er, »nicht wider Stürme und Wellen.« Elisabeth zog triumphirend in die St. Paulskirche; die Staaten von Holland verewigten ihre fromme Dankbarkeit durch eine Münze mit der Inschrift: »afflavit Deus et dissipati sunt.«

Oft windet sich die Geschichte Jahre und Jahrzehnte hindurch wie auf sandigem Wege langsam vorwärts; nunmehr aber sind wir zu einem Momente gekommen, welcher die stockend verwickelten Ereignisse auf einmal in erfreulichen Fluß bringt. Behalten wir zunächst noch England im Auge. Welch ein Schwung auf jene wunderbare Rettung hin die ganze Nation ergriff, mag uns der Genius eines Dichters bezeugen, der, gehoben durch so mächtige Eindrücke, 4 Jahre darauf die londoner Bühne mit Romeo und Julia und Richard dem zweiten überrascht hat. William Shakespeare, geboren 1564 zu Stratford am Avon, durch das Herunterkommen seines Vaters, eines Wollhändlers, um höhere Bildung verkürzt, und 18 Jahre alt, wahrscheinlich in Folge einer unbewachten Stunde, mit der 26jährigen Anna Hathaway, Tochter eines wohlhabenden Meyers bei Stratford, verheurathet, gerieth durch Mißbehagen in schlechte Gesellschaft, durch diese, so heißt es, in Wilddieberei; die Verfolgungen eines Jagdeigenthümers zwangen ihn, seine Heimath und Familie zu verlassen: er wurde Schauspieler und Schauspieldichter zu London, Freund des liebenswürdigen Grafen Southampton, durch ihn ohne Zweifel dem hochstehenden Grafen Essex nahe gebracht, und unmittelbar durch die Königin veranlaßt, seinen Falstaff in den lustigen Weibern von Windsor auch verliebt darzustellen; die Dramatiker Ben Jon=

son und Fletcher fochten mit dem Eifer des Neides seinen Ruhm an; indeß brachte er die letzten Jahre als ziemlich bemittelter Mann ruhig in Stratford zu, wo er 1616 starb, scheinbar am gleichen Tage mit Cervantes, eigentlich aber — denn in England war man nach julianischem Kalender um 10 Tage zurück, — erst den 3. Mai. Dem geschraubten Tone an Elisabeths Hof, dem sogenannten Euphuismus, hat auch er reichlichen Tribut bezahlt; doch ehe der Leser tadeln kann, entwaffnet und blendet ihn ein Wetterleuchten des Genies, das mit befremdenden Schlaglichtern in die Schachte der Natur und in die Tiefen des Herzens hereinzuckt. Schakespeares Hamlet ist in Wahrheit ein unergründliches Gedicht; sein Macbeth bezeichnet den Gipfel germanischer und nordischer Romantik, und seine Reihenfolge historischer Dramen darf ein Juwel im Ruhme Englands genannt werden. Kommen wir auf die politischen Ereignisse zurück. Der Krieg mit Philipp dauerte fort: brittische Kaper fiengen spanische Gallionen weg, so einmal 2 Schiffe mit 1400 Kisten Quecksilber und mehr als 2 Millionen Ablaßbullen, welche, zu Rom um 300,000 Gulden gekauft, in Indien über 5 Millionen eingebracht hätten; 1596 im Sept. schleifte Howard die Festungswerke von Cadiz; 5 Jahre zuvor waren zum erstenmale Engländer nach Ostindien gesegelt, und schon im Jahre 1600 entstand die englisch ostindische Handelskompagnie. Durch Patente des Alleinhandels, welche die Regierung an Einzelne und Gesellschaften austheilte, wurde nicht blos das Kroneinkommen vermehrt, sondern auch der Verkehr in Schwung gesetzt; denn erst hierin fanden viele der Reichsten eine Bürgschaft, um ihre Kapitalien in weitaussehende Unternehmungen zu werfen. Ein großer Wechsel bereitete sich vor: das bisher durch Privilegien der deutschen Hansa darniedergehaltne England fieng an, einen selbstständigen Handel zu entfalten, und auch Rußland und die Levante besuchten mehr und mehr brittische Kauffahrer. Dennoch ist Elisabeths Abend durch traurige Erfahrungen getrübt

worden. Die Irländer, seitdem der Protestantismus in England herrschte, noch härter bedrückt, erregten unter Leitung des Grafen Tyrone einen Aufstand, den der Statthalter nicht dämpfen konnte: Elisabeth machte ihren Günstling, den Grafen Essex, 1599 zum Oberbefehlshaber: er verlor in schlecht geleiteten Unternehmungen den größten Theil seiner 20,000 Mann, und stand im Begriffe, einen nachtheiligen Vertrag zu schließen. Vom Zorne der Königin unterrichtet, eilte er ausdrücklichem Befehle zuwider nach London, in den Pallast, stürzte ungemeldet zu ihren Füßen, küßte ihre Hände und kam mit Verlust seiner Stelle und des Monopols süßer Weine nach kurzer Haft davon. Aber er sollte den Hof meiden, lästerte in gereizter Stimmung über seine Wohlthäterin, verschaffte sich einen Anhang unter den Puritanern, schrieb an Jakob, daß er ihm zur Nachfolge verhelfen werde, und leitete eine Verschwörung ein, das Schloß zu überrumpeln und der Königin eine Parlamentsberufung abzutrotzen. Den 8. Febr. 1601 kam der Lord Oberrichter mit mehreren Staatsbeamten in sein Landhaus: Essex nahm sie gefangen, zog mit 200 bis 300 Begleitern nach London und rief das Volk zum Beistand auf: man sah ihn verwundert an: er mußte sich ergeben und wurde von 20 Pairs und den Oberrichtern verurtheilt. Mit schwerem Herzen bestätigte Elisabeth das Urtheil: den 25. Febr. fiel sein Haupt. Bis in ein hohes Alter immer gesund, litt jetzt die Königin an Magenschwäche; auch ihr Gemüth war leidend, und soviel scheint gewiß zu seyn, daß sie sich in des Grafen Sache der Uebereilung anklagte; zudem bemerkte sie, daß ihre Popularität abnehme, und daß sie Manchen zu lang lebe. „Wenn dieser Schnee schmilzt," sagte der Prediger Hall, auf ihre Haare anspielend, „so wird es eine Fluth geben." Ganze Tage saß sie in düstern Betrachtungen versenkt: „ich bin des Lebens satt, Nichts genügt mir mehr, Nichts gewährt mir Vergnügen," sagte sie zu dem französischen Gesandten. Der im Januar 1603 erfolgte Tod ihrer innigsten Freundin, der Gräfin Nottingham, machte

das Maß ihrer Traurigkeit voll. In den letzten Tagen fragte sie Robert Cecil wegen des Nachfolgers: sie nannte Jakob, den Sohn Maria Stuarts. Am 3. April 1603 starb sie, gefaßt, eines sanften Todes.

Konnte sie an den Zustand des Reichs und an die Lösung ihrer Aufgabe im Ganzen mit Ruhe, sogar mit Stolz denken, so verhielt sich dieß gerade umgekehrt bei Philipp. Schon längst hatte er an peinlicher Geldnoth gelitten, und um dieser abzuhelfen, selbst unwürdige Mittel keineswegs zurückgewiesen. Kaum hatte in Mecheln ein deutscher Quacksalber so etwas wie Silber zu Stande gebracht, so war in allem Ernst die Rede davon, eine größre Quantität derartigen Metalls zum Solde für die Truppen fertigen zu lassen; allein die Stände hintertriebens. Desto härter wurden die Niederländer und später vornämlich die Kastilier besteuert; denn Valencia, Catalonien, Aragon, Majorca, Navarra, Biscaya und Mailand fanden immer noch in ihren Verfassungen Schutz, in Kastilien aber legte man auf die ersten Bedürfnisse des Lebens stets drückendere Taxen. Ums Jahr 1575 schienen Steuern und Ausgaben alle Kräfte zu übersteigen, und ein Edikt an die Staatsgläubiger suspendirte die Zinsen. Da es im Süden und Westen Europas vielleicht keinen bedeutenden Platz gab, wo nicht irgend ein großes Haus den König von Spanien mit einer guten Summe im Buch gehabt hätte, so mußte die Maßregel sämmtliche Geldgeschäfte verwirren. Endlich giengen die Kaufleute auf eine Herabsetzung der Zinse ein. Ausrüstung und Untergang der Armada trieben diese Noth vollends auf den höchsten Punkt. Es war, als ob die amerikanischen Metalle nur eine Reise durch Spanien machten: so schnell wurden sie durch wachsende Zinse verschlungen. 35 Millionen in Gold und Silber kamen binnen 8 Monaten des Jahrs 95 herüber, und 1596 konnte man auch nicht eine Spur davon in Kastilien entdecken. Ein Edikt vom 29. Nov. 96 verkündete wieder Suspension aller Zahlungen. Auf diesen Staatsbankerott hin fallirten in Spanien und Ita-

lien viele Handlungshäuser; in Pisa und Florenz war kein Kaufmann, der nicht Verlust erlitten hätte. Erst 1598, als der König sein Verfahren öffentlich mißbilligte, verstanden sich die Kaufleute zu einer neuen Anleihe von 8 Millionen Dukaten, wovon sie jedoch nur 7,200,000 zahlten, während die ganze Summe innerhalb 4 Jahren zurückerstattet werden sollte, zum Theil aus dem Ertrage verkaufter Aemter und andrer noch zu erdenkender Einkünfte; überdieß giengen Geistliche von Haus zu Hause, um für den mächtigsten Monarchen der Erde Beisteuern einzusammeln. Die Ausgaben, welche Philipp während seiner Regierung gemacht hat, gab er selbst zu 600 Millionen Dukaten an. Das Meiste verzehrte der Bau des Eskurials, die Armada und der niederländische Krieg. Seit mehreren Jahren war Philipp von heftigem Podagra geplagt: nun entstanden an mehreren Theilen des Körpers Geschwüre und offne Wunden, aus denen zahlloses Ungeziefer hervorkroch. 53 Tage mußte er, da ihm jede Berührung Schmerzen verursachte, unbeweglich auf dem Rücken liegen. Doch sagte er: „alle Schmerzen sind nicht so groß, als die, welche ich über meine Sünden empfinde.“ Dazu kam, daß er seine ganze Thätigkeit als eine verfehlte, sein Daseyn als ein verlornes betrachten mußte; denn er sah das Reich erschöpft, Feinde und Rebellen mächtig, und den Thronfolger beinahe unfähig zur Regierung. Unter solchen Empfindungen starb er den 13. Sept. 1598. Sein den 13. April 1578 geborner Sohn Philipp III. hatte von einer ungesunden Amme ein Uebelbefinden geerbt, dessen er nie recht los werden konnte. Bis ins 12. Jahr brachte er damit zu, das Abc zu lernen; später zeigte er keine üble Fassungskraft, erhielt aber blos in der Grammatik und in scholastischer Theologie pedantischen Unterricht. Seinem Vater mußte er so blindlings gehorchen, daß er nie zu einer Selbstständigkeit gelangte. Als ihm Jener einst drei Bildnisse junger Fürstinnen zeigte, unter denen er sich eine Gemahlin wählen möchte, war er zu keiner Erklärung zu bewegen; denn

„des Vaters Wille sey sein Geschmack.“ Er versicherte, und ihm konnte man es glauben, daß ihn der Anblick einer schönen Frau nur zum Danke gegen Gott stimme, der eine so vollkommne Kreatur geschaffen habe. Etwas jedoch hatte er, woran er mit der ganzen Seele festhielt, nämlich eine streng katholische Religiosität. Wenn das Sakrament ihm begegnete, pflegte er es bis unter das ärmlichste Dach zu begleiten. Eine wichtige Angelegenheit war es ihm, das „Mysterium der unbefleckten Empfängniß der heil. Maria“ zu allgemeiner Anerkenntniß zu bringen: hiefür unterhandelte er mit seinen Gelehrten, ließ seine Bischöffe nach Rom schreiben, und wollte selbst deßhalb nöthigenfalls zu Fuß nach Rom wallfarthen. Als er König geworden war, vermählte er sich 1599 mit der 15jährigen Maria Margaretha, Tochter Erzherzog Karls von Oestreich, und übergab alle Staatsgeschäfte an Don Franz Gomez de Sandoval, Markgrafen von Denia, welchen er zum Herzoge von Lerma erhob. Sein Vater hatte ihm Sandoval als einen unbescholtnen, glänzenden Hofmann beigegeben, aber sehr geirrt, wenn er demselben nicht Kraft genug zutraute, um den Prinzen zu beherrschen. Philipps III. erster Befehl war, daß Lermas Unterschrift so viel gelten solle wie seine eigne. Lerma war beschränkten Geistes, hatte wenig Kenntnisse und Erfahrung, wußte aber zu sprechen, als hätte er Alles gründlich inne; auf Haar und Bart wendete er die größte Sorgfalt; über den König wachte er mit Eifersucht. Weil Maria Margaretha ihren Gemahl zur Selbstregierung aufgefordert hatte, ward sie strenge beobachtet: Lerma gebot ihr ernstlich, niemals, selbst nicht im Bette, mit ihrem Gemahl von Geschäften zu reden, und Philipp war so schwach, sich regelmäßig abfragen zu lassen, was er im Bett gesprochen habe. Hauptsächlich durch Lerma bildete sich das künstliche Ceremoniell aus, welches von Madrid auf andre europäische Höfe übergieng. Wenn zum Beispiel König und Königin öffentlich speisten, standen an der Tafel der Königin 3 Damen, jede mit einer

zierlich über die Schulter geschlagnen Serviette; wollte die Königin trinken, so winkte sie der ersten Dame, diese der zweiten, die zweite der dritten, die dritte einem Mayordomo, dieser einem Pagen, der Page einem Diener im Zimmer, zu dem er halblaut sagte: „draussen;“ dann giengen sie beide hinaus zum Schenken; vom Schenken kam der Page zurück mit einem bedeckten vollen Becher in der Rechten, einem vergoldeten Kredenzteller in der Linken; unter Begleitung des Mayordomo brachte ers der Dame, diese der Königin, vor der sie niederkniete und das Getränk kostete; dann trank die Königin, die Dame stand auf und gab dem Pagen Kredenzteller und Becher zurück. Dennoch erübrigte man einige Zeit, um der Literatur Aufmerksamkeit zu schenken; das Theater liebte Philipp sogar leidenschaftlich: er hatte 2 Gesellschaften, denen er für jede Vorstellung 300 Realen gab. 20 Jahre lang herrschte Lerma, oder vielmehr Don Roderigo de Calderona, welcher der Sohn eines armen Soldaten von Valladolid war, vom Bedienten des Herzogs zum Grafen Oliva und zum Markgrafen Siete Iglesias emporstieg und sich ein Jahreseinkommen von 100,000 Kronen erwarb. Die Politik hatte bei der Schlaffheit des ersten Ministers keinen Nachdruck, und mußte schon wegen der Geldnoth, die den Werth der Kupfermünze zu erhöhen zwang, und somit das Silber um so rascher aus dem Land führte, eine friedliche seyn. Gerade zur unrechten Zeit aber schritt der sonst friedliche Hof einmal auch zu kriegerischen Anstalten. Die Mauren lebten äusserlich als Christen, aus Furcht vor der Inquisition. Allein durch eine Steuer, die man, um bei ihnen Schulen gründen und Geistliche besolden zu können, dem Klerus auferlegt hatte, war bei diesem der Haß und Verfolgungseifer aufs Neue angeschürt worden: der Erzbischoff von Valencia forderte zur Vertreibung der Moriskos auf; denn das Taufen von Kindern, welche nachher doch insgeheim Muhamedaner werden, beschwere das Gewissen der Geistlichen. Vergeblich stellte der Adel von Valencia

vor, jene Leute seyen die geschicktesten und fleissigsten Unterthanen: Soldaten wurden versammelt, Schiffe ausgerüstet, und am 22. Sept. 1609 ergieng ein Befehl folgenden Inhalts: »die Mauren sind Ketzer, des Verbrechens der beleidigten Majestät Gottes und des Königs schuldig, und haben sich daher binnen 3 Tagen bei Todesstrafe zur Einschiffung vorzubereiten; wer von seinem Wohnorte weggeht, oder nach dieser Zeit noch gefunden wird, den darf man greifen, plündern und im Widersetzungsfalle tödten; dieselbe Strafe trifft den, der seine Güter verbirgt, zerstört, oder mehr mitnimmt, als er tragen kann.« Von spanischen Soldaten aufgestört und getrieben, ohne Waffen und Kriegsmittel, stellten sich fast sämmtliche Mauren zur Einschiffung, und Widerspenstige brachte man um. Auf der Ueberfarth nach Afrika litt ein großer Theil Schiffbruch; Andre wurden unterwegs von der Mannschaft beraubt und ins Meer geworfen. Die, welche wirklich in Afrika ankamen, fielen zum Theil in die Hände der Beduinen, oder fanden in der Wüste durch Hunger und Durst den Tod. Am 9. Dez. 1609 ergieng ein gleicher Befehl wegen der Moriskos in Granada, Murcia und Sevilla, am 29. Mai 1610 in Betreff Aragons und Cataloniens, am 10. Juli für Alt- und Neukastilien, für Estremadura und die Mancha. Spanien verlor auf diese Weise gegen 800,000 seiner nützlichsten Einwohner. Die Regsamkeit des katalonischen Seehandels war dahin; Fremde hatten fünf Sechstel des gesammten innern, neun Zehntel des indischen Verkehrs an sich gerissen, im Bisthume Salamanca schmolz von 1600 bis 1609 die Zahl der Bauern auf die Hälfte, die ihres Rindviehs auf ein Drittel; dagegen zählte man in Spanien 988 wohlbesetzte Nonnenklöster, 32,000 Dominikaner und Franziskaner, und 1618 erklärte der hohe Rath von Kastilien dem Könige: »so sey Spanien nie entvölkert gewesen; wenn Gott nicht helfe, gehe das Reich zu Grunde: überall sehe man Ruinen von Häusern, und Niemand baue sie, Städte und Dörfer liegen verödet.«

Anders wurde es auch nicht, als in dem letztgenannten Jahre der Herzog und nunmehr auch Kardinal Lerma durch seinen eignen Sohn, den Herzog von Uzeda, und durch dessen Freund, den Pater Alliaga verdrängt wurde. Maria Margaretha, Mutter von 4 Söhnen und von 3 Töchtern, starb den 3. Okt. 1611, Philipp III. den 31. März 1621.

Je tiefer die spanische Macht von ihrer Höhe herabsank, eine desto vortheilhaftere Wendung für die Holländer nahm der Kampf um die Freiheit. Zwar hatte Parma, trotzdem, daß er zu Gunsten der französischen Ligue sein Heer theilen mußte, festen Fuß auf deutschem Boden gefaßt, hatte Bonn, Neuß und Rheinberg besetzt, durch ein freundliches Vernehmen mit Lüttich und Köln sich der Obermaas, des Niederrheins und des zwischen beiden gelegnen Landes bemächtigt; in Flandern besaß er Dünkirchen und Nieuport; dazu war ein großer Theil Brabants, und sogar in den Nordprovinzen ein und der andre Punkt in seiner Gewalt. Allein nicht genug, daß unter den Spaniern wieder eine Meuterei ausbrach, und zwischen dem verdächtigten Parma und dem Könige Irrungen entstanden: auch ein tüchtiger Feldherr, an der Spitze eines kleinen, aber erprobten und wohlgeordneten Heers, trat nunmehr dem Herzoge entgegen, Moritz von Oranien, gründlicher Kenner der römischen Kriegskunst und der Mathematik, nicht sowohl glücklich in Schlachten, die er daher sorgfältig vermied, als Meister in der Belagerung und Vertheidigung fester Plätze. 1590, gleich in seinem ersten Feldzuge, gewann er Breda durch eine merkwürdige List. Er versteckte 70 Mann mit dem Obersten Heraugière in einer Ladung Torf, welche Schiffer Adrian von Berg der spanischen Garnison zuführen sollte. Der Ostwind verzögerte die Farth und brachte Frost: die Spanier schleppten selbst das Schiff durch den schon gefrornen und mit Mühe geöffneten Stadtgraben bis ans Schloß, wo sie auszuladen anfiengen. Als zur Hälfte ausgeladen war, schützte Adrian Ermüdung der Mann-

schaft vor und verschob die übrige Arbeit auf den folgenden Tag. In der Nacht nun erstiegen die 70 Tapfern das Schloß, die Wache wurde niedergestoßen, und am Morgen sah die Stadt den Feind über ihrem Haupte. 1591 eroberte Moritz Zütphen und Nymwegen, 1592 Steenwyck, von wo er nach Koevorden, der äussersten Gränzfestung Drenthes, eilte. Der Statthalter von Gröningen, Verdugo, rückte mit 6000 auserlesnen Kriegern zum Entsatze herbei, wurde aber von Moritz geschlagen. Es war dieß seit dem genter Frieden die erste Niederlage, welche Spanier auf offnem Felde erlitten. In Parmas Heer löste sich die Mannszucht fast gänzlich auf; in der Verwaltung waren ungeheure Mißbräuche eingerissen, so daß große Summen theils verschleudert wurden, theils in die Taschen der Verwalter fielen; unter den Anführern herrschte Zwietracht: sie stimmten nur in Klagen über Parma zusammen, der, obwohl ein trefflicher Feldherr, durch Nachsicht viele Unordnungen verschuldet hatte. Er starb den 3. Dez. 1592, wie Einige sagen, an langsamem Gift, das ihm von Spanien aus beigebracht worden. Sein unmittelbarer Nachfolger wurde der alte Graf Mannsfeld, der bei aller Tapferkeit und Erfahrung weder die meuterischen Soldaten im Zaume halten, noch Moritzens Fortschritte hemmen konnte. Moritz eroberte 1593 die Feste Gertruidenburg nach 3monatlicher meisterhafter Belagerung, sodann den 22. Juli 94 nach 2 Monaten die Stadt Gröningen, wodurch die ganze Provinz dieses Namens wieder zu einem Theile des Bundes gemacht, und somit die Union vollständig hergestellt wurde. Als spanischer Statthalter erschien jetzt Erzherzog Ernst, zweiter Sohn Kaiser Maximilians. Schwäche und Mangel an Talent machten ihn verächtlich. Als er den 20. Febr. 95 starb, trat sein Bruder, Kardinal Albrecht, vormals Statthalter in Portugall, ein rechtlicher, gemäßigter, mit ernsten Studien beschäftigter Mann, an seine Stelle. An ihn verheurathete der spanische König 1599 die Infantin Isabella Clara Eugenia, und gab

ihr die Niederlande als unabhängiges Gebiet zum Brautschatze. Isabella wußte durch Milde, Freigebigkeit und liebenswürdiges Wesen die Herzen aller Unterthanen zu gewinnen, und ihre Ehe mit Albrecht gehört zu den glücklichsten, deren die Geschichte der Höfe erwähnt. Allein die Republik war keineswegs zur Unterwerfung zu bewegen; der Krieg fieng daher aufs Neue an. Bei der Festung Nieuport kam es den 2. Juli 99 zwischen Moritz und Albrecht zur Schlacht: nach hartnäckigem Kampfe gewann Ersterer den Sieg, mit einem Verluste von 1000 Mann: spanischerseits sollen 3000 geblieben seyn: auch fiel Geschütz und Gepäck in die Hände der Sieger. Dennoch hatte diese bedeutendste Schlacht nur vorübergehende Folgen. Auch die Holländer sehnten sich nach Frieden; denn der Kriegskosten halber entstand eine so heftige Spannung, daß man Friesland und Gröningen hie und da mit Gewalt und durch Veränderung des Regierungspersonals zur Theilnahme anhalten mußte. Im Januar 1602 eröffnete der Feind die Belagerung von Ostende, um sich von hier aus den Weg in das fruchtbare Flandern zu bahnen. Die Stadt liegt gegen Nordwesten dem Meere offen; gegen Südwesten hatte man das Flüßchen Yperle zu einem Hafen eingerichtet, gegen Nordosten die Dünen in eine Fläche verwandelt; auf der südöstlichen Seite, woher der Feind kam, war die Stadt durch künstliche Ueberschwemmung vertheidigt. Moritz vertraute dem Engländer Sir Francis Vere die Vertheidigung an. Erzherzog Albrecht wurde durch eine Meuterei in Belgien vom Belagerungsheere abgerufen. Erst gegen Ende des Jahres 1603 übernahm an seiner Statt der ausgezeichnete Krieger Ambrosio Spinola aus Genua den Oberbefehl. Da er sah, daß alle Versuche, den Belagerten die Zufuhr vom Hafen her abzuschneiden, erfolglos seyen, veranstaltete er nachdrückliche Angriffe auf der Seite des Festlandes; allein bis die Spanier mit größter Mühe ein Bollwerk erobert hatten, sahen sie schon wieder ein andres dahinter aufgeworfen. Der Kampf

vor Ostende ward zu einer Kriegsschule, aus allen Gegenden Europas strömten junge Männer herbei, um hier die Belagerungskunst zu lernen. Den 2. Sept. 1604 endlich ergab sich gegen freien Abzug die von 7000 Mann auf 3000 herabgeschmolzne Besatzung: die Spanier hatten 72,000 Mann geopfert, und innerhalb 20 Monaten 250,000 eiserne Kugeln in die mit Schutt und Trümmern erfüllte Stadt geschossen. Indeß hatte Moritz Sluis, das den nämlichen Werth hatte wie Ostende, und noch dazu den ganzen westlichen Theil Flanderns erobert. Spinola entwarf den Plan, ins Herz der Republik zu dringen: mit dem einen Theile des Heers wollte er Moritz beschäftigen, mit dem andern über die Ströme nordostwärts vorrücken; allein der Uebergang über den Rhein, die Waal und Yssel mißlang, weil Moritz die Flüsse tüchtig verschanzt hatte, und der Wasserstand zu hoch war. Ueberhaupt wurden weitre Unternehmungen der Spanier, obgleich Spinola große Summen von seinem eignen Vermögen zugesetzt hatte, durch Geldmangel und Meutereien gelähmt; dagegen gelang dem kühnen Jakob Heemskerk am 25. April 1607 ein Angriff auf das spanische Geschwader vor Gibraltar, wobei die gegenseitigen Befehlshaber, Heemskerk und Juan Alvarez Avila den Tod fanden. In Spanien war man der Fortsetzung des Kriegs um so mehr abgeneigt, als Lerma den wachsenden Ruhm Spinolas mit eifersüchtigen Blicken wahrnahm. Erzherzog Albrecht und Isabella wünschten um ihrer Ruhe willen und aus Liebe zu den Unterthanen ebenfalls ernstlich den Frieden. In einer andern Lage allerdings befanden sich die Holländer: der Krieg spielte nie mehr im Gebiete der Republik, sondern in Flandern und Brabant; dazu wirthschafteten sie vortrefflich, akkordirten knapp mit den Soldaten, bezahlten aber pünktlich, lockten Kapitalisten, Handwerker, Künstler aus den spanischen Niederlanden herüber, setzten Licentgelder auf Ein- und Ausfuhr, richteten es übrigens so ein, daß man bei ihnen den besten Markt fand, versorgten den Feind selbst

auf eine für sie einträgliche Weise mit allen Bedürfnissen, und handelten als Leute, denen man nacherzählt, sie haben eine Belagerung aufheben müssen, weil sie die Belagerten mit theuerm Getreide allzu reichlich versorgt hatten. Auf der andern Seite aber führte die Steuerumlage in den Provinzen, wie vorhin bemerkt, viele Schwierigkeiten mit sich, Assignaten und Papiergeld gab es noch nicht, große Anleihen konnte man im Auslande nicht machen, und die Schuldenlast war bereits auf 26 Millionen Gulden angewachsen; Oldenbarneveldt, Lenker der innern Angelegenheiten Hollands, hatte es auf dauernden Frieden abgesehen, weil nur so der Handel, das Geldwesen und die Staatsverfassung sicher gestellt werden könne, und Moritz, obwohl nur durch Kriegsthaten groß geworden, arbeitete wenigstens nicht geradezu entgegen. Nach vorläufigen Anfragen bei Moritz und Oldenbarneveldt und einer Erklärung der Generalstaaten vom Febr. 1607, daß sie nur dann Frieden schließen, wenn die Republik als unabhängig anerkannt werde, kam der Franziskanermönch Johann Neyen, um auf diese Grundlage hin Unterhandlungen anzubieten. Von England und Frankreich trafen vermittelnde Gesandte ein, und zwar von letzterem Staate der einsichtsvolle Jeannin, Parlamentspräsident zu Bourgogne. Während des Frühjahrs 1608 versammelte sich der Friedenskongreß im Haag. Eine halbe Stunde vor dem Haag holte Moritz das Haupt der spanischen Gesellschaft, den General Spinola, in seiner Kutsche ab, und die beiden größten Helden jener Zeit umarmten sich freundlich. Aber das spanische Kabinet verlangte, daß die Republik den indischen Handel aufgebe und den Katholiken freie Religionsübung zugestehe: hiewider sträubten sich die Staaten, murrte das Volk, eiferte Moritz, der insgeheim Erneuerung des Kampfes wünschte, und im August brach man die Verhandlungen ab. Doch Oldenbarneveldt und der unermüdliche Jeannin knüpften sie wieder an, und den 9. April 1609 wurde zu Antwerpen ein 12jähriger Waffenstillstand zum Abschlusse

gebracht, wobei Oldenbarneveldt die Worte sorgfältig abwog, je nachdem er irgendwo eine Schlinge verborgen glaubte, oder entfernte Vortheile für sein Vaterland wahrnahm. Die vereinigten Provinzen erkannte Spanien als freie Staaten; jeder Theil solle im Besitze dessen bleiben, was er am Tage des Abschlusses inne habe; wer über die Stadt gebiete, dem gehöre auch die Markung; im Handel werde man sich gegenseitig keine Beschränkung auferlegen, welcher sich nicht die eignen Bürger und die am meisten begünstigten Fremden gleichfalls unterziehen müßten; alle Gefangnen sollten unentgeldlich ausgeliefert, alle eingezognen Güter erstattet werden. Insgeheim und mit Hülfe französischer Verwendung setzte das spanische Kabinet die Forderung durch, daß die Katholiken in dem an Holland abgetretnen Theile von Brabant ungestört ihren Gottesdienst sollten halten dürfen; dagegen wurde den holländischen Gesandten eine Urkunde zugefertigt, worin es hieß, in die Stipulationen des Vertrags über den Handel solle Indien als mit einbegriffen gelten. Groß war die Verwunderung im Ausland, als der Ruf die beispiellose Thatsache verbreitete, daß sich der spanische Monarch einen Freiheitsbrief habe abtrotzen lassen, und Fürsten und Völker dachten sofort an eine Verbindung mit Holland.

Zu einer Republik hatte der junge Staat sich entwickelt, nicht, als ob dieß ursprünglicher Zweck gewesen wäre, sondern weil jede Bemühung, ein fürstliches Oberhaupt zu bekommen, fehlgeschlagen hatte. Hiebei müssen wir liberale Begriffe unsrer Zeit so ferne als möglich halten; denn wie gegenwärtig Vernichtung von Vorrechten, so galt damals Behauptung alter Privilegien als höchste Stufe der Freiheit. Nach wie vor bilden Magistrate der einzelnen Städte gleichsam die Lebenspulse des Ganzen, und diese Magistrate ergänzen fortwährend sich selbst aus einer Anzahl Vorgeschlagner, unter denen der Provinzialstatthalter zu wählen hat. Aus verantwortlichen Delegirten der Magistrate und des Adels

sind die Stände jeder einzelnen Provinz, ist der den Provinzialstatthalter als Ausschuß der Stände umgebende Rath, ist der hieraus hervorgegangne, das Ganze überwachende Staatsrath und der Kongreß der Generalstaaten zusammengesetzt. Einem Staatsrathe lag seit Leicesters Entfernung die Sorge für Eintracht der Provinzen, für Krieg und Finanzen ob: Statthalter und städtische Magistrate sollte er beaufsichtigen, Bündnisse schließen und in Fällen der Noth die allgemeinen Stände berufen. Moritz war bloßes Mitglied des Staatsrathes, übte aber als Statthalter von Seeland, Holland, Geldern, Utrecht und Oberyssel und als erster Admiral überwiegenden Einfluß, bezog auch für seine Feldherrn- und Admiralswürde 80,000 fl. Jahresgehalt, und sollte, falls er sich verheurathete, 25,000 fl. Zuschuß bekommen. Oldenbarneveldt kann als erster Minister betrachtet werden. Nach Abschluß des Waffenstillstandes machte Jeannin den Vorschlag, dem Staatsrathe die gesammte ausübende Gewalt zu übertragen, den Prinzen Moritz auf Lebenslang an die Spitze desselben zu stellen, und einem französischen Gesandten Sitz und Stimme darin zu geben. Oldenbarneveldt hintertrieb die ganze Sache, indem er vornämlich den letztern Punkt bekämpfte. Von da an faßte Moritz einen tiefen Groll wider den Mann, welcher anfänglich sein väterlicher Freund und Rathgeber gewesen war. Nicht wenig verengert wurde der Wirkungskreis des Staatsrathes allmählig durch den seit 1592 bleibend im Haag versammelten Ausschuß der allgemeinen Stände, worin jede Provinz ihre Vertreter hatte, und der Präsident wöchentlich nach den Provinzen wechselte; denn dieser Kongreß der Generalstaaten war es, welcher Gesandte an alle großen Höfe gehen ließ, und überhaupt die auswärtigen Angelegenheiten mit fast souverainer Vollmacht sich unterordnete. Hinsichtlich der innern Angelegenheiten behaupteten die Provinzialstaaten, sonderlich die von Holland, große Gewalt, eigneten sich ausser der Ge-

setzgebung auch die Verwaltung an, hielten den Klerus in Unterwürfigkeit, und verfaßten in dieser Absicht schon 1591 eine Kirchenordnung, der zufolge die Wahl der Prediger von den Ortsmagistraten und von den Kirchenräthen des Orts oder Distriktes abhieng. Im Fache der Justiz zogen sie ausserordentliche Verbrechen, wie Verrath, Aufruhr, Falschmünzerei, vor ihr Forum; den Stadtschöffen gaben sie Freiheit, in Steuersachen ohne Berufung auf den Gerichtshof das Urtheil zu sprechen, bestimmten auch, daß, wenn sich ein Bürger oder eine Korporation über Stadtmagistrate beim Gerichtshof beklage, dieser keinen Schritt zu Gunsten des Klägers thun dürfe, ohne vorher den Magistrat darüber gehört zu haben. Indeß wurde die Gerechtigkeitsliebe der Regierenden und die Freiheit, welche jeder ruhige Bürger genießen durfte, überall rühmend anerkannt. Statt des 1589 angeordneten allgemeinen Admiralitätskollegiums finden wir seit 1597 die Marineverwaltung fünffach getheilt: ein Kollegium zu Rotterdam, ein zweites zu Amsterdam, ein drittes abwechselnd zu Hoorn und zu Enkhuysen, ein viertes zu Middelburg, ein fünftes zu Dokkum in Friesland, alle zusammen abhängig von den Generalstaaten. Was das Militär betrifft, so zahlte jeder Staat für eine bestimmte Abtheilung; das Regiment hatte 10 Fähnlein, das Fähnlein 100 Mann; untergeordnete Stellen vergaben die Generale, höhere besetzte der Staatsrath. Seemacht und Handel waren noch während des Kriegs zu ungemeiner Blüthe gediehen. Im April 1587 liefen 590 Schiffe von der Zuidersee, 200 von der Maas und von Seeland aus, blos nach der Ostsee, von wo man Wachs, Honig, Holz, Eisen und Taue holte, sowie auch viel Korn: nach der Berechnung des Engländers Walter Raleigh hatte Amsterdam nie unter 700,000 Quarter Getreide in seinen Mauern. Jährlich wurden gegen 1000 Schiffe gebaut; um 1607 zählt Raleigh nicht weniger als 20,000 holländische Kauffartheischiffe; aus Cypern und Syrien brachten sie Wolle und Baumwolle, aus Neapel Seide, aus Spanien und

Portugall Kolonialwaaren. Die Ausfuhr bestand in Butter, Käse, Häringen, Leinwand, Tüchern; die 2 erstern Artikel betrugen über eine Million; Enkhuysen allein schickte 350 Schiffe auf den Häringsfang; nach den brittischen Küsten segelten im Ganzen gegen 3000 Fahrzeuge, um Fische zu fangen; die Leinwand wurde in Holland so fein bereitet, daß 75 Ellen von der feinsten Sorte nur 3 Pfund wogen; in Leyden waren bedeutende Tuchfabriken, dabei nahm man die Engländer mit ansehnlichen Lieferungen bereitwillig auf. Entscheidend hatte die Sperrung des lissaboner Hafens gewirkt; denn um nicht auf den Vertrieb indischer Artikel verzichten zu müssen, beschloß man, sie unmittelbar in Indien zu holen. Die ersten Versuche zwar, welche seit 1595 Cornelius Houtman, Mahu de Lordes und Sebald de Wert unternahmen, hatten keinen sonderlich günstigen Erfolg: schon die Farth war mühselig und unglücklich, an Ort und Stelle fand man bei den Eingebornen schlechte Aufnahme, oder fiel zuletzt den Spaniern in die Hände. Die Unternehmung vom Jahre 1598 aber, an deren Spitze Olivier van Noordt stand, war eine glücklich vollbrachte Reise um die Welt, und lieferte interessante Nachrichten über Japan. 1599 segelte Stephan van der Hagen mit 3 Schiffen ab auf Rechnung einer Handelsgesellschaft, und schloß mit den Einwohnern von Amboina ein Bündniß, kraft dessen sie ihm den ausschließenden Handel mit Gewürznelken versprachen. Jetzt schickten die Spanier und Portugiesen unter Don Hurtade de Mendoza eine größre Flotte nach den Molukken: Wolfhart Hermanß, holländischer Befehlshaber von Bantam, besiegte sie in mehreren Gefechten, 2 große Galeeren wurden genommen und die holländische Mannschaft setzte sich durch ihr muthvolles Benehmen um so mehr in Achtung, als die Eingebornen der Spanier und Portugiesen längst müde waren. Der König von Achem auf Sumatra schickte eine Gesandtschaft an den Prinzen Moritz, und der Gesandte Abdul Hamid kehrte voll

Bewunderung für Holland in seine Heimath zurück. Einem Rajah in Ceylon bot 1601 Georg van Spilbergen holländische Hülfe gegen die Portugiesen an, worüber der Cingalese so entzückt war, daß er allen vorräthigen Zimmt im Lande den Holländern schenkte. Als der indische Handel schnell eine sehr weite Ausdehnung zu erlangen anfieng, wurden am 29. März 1602 auf Oldenbarneveldts Rath die vielen vereinzelten Kaufmannsgesellschaften zu der großen ostindischen Kompagnie vereinigt. Gegen 25,000 an die Stände zu entrichtende Gulden erhielt sie nicht nur den Alleinhandel ostwärts vom Kap der guten Hoffnung bis zur Magelhansstraße, sondern auch Vollmacht, Niederlassungen zu gründen, Bündnisse zu schließen und Kriege zu führen. Ein Aktienkapital von siebenthalb Millionen Gulden bildete den Grundstock. Die Kompagnie zerfiel in 6 Kammern: der von Amsterdam gehörte die Hälfte, der von Seeland ein Viertel, denen von Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuysen je ein Sechszehntel des Grundstocks; nach diesem Maßstabe wurde zu allen Ausrüstungen beigesteuert: Kauf und Verkauf besorgte dann jede Kammer für sich. Die Kammer von Amsterdam hatte 20, die von Seeland 12, jede der übrigen 7 Direktoren; aus diesen 60 wurden die 17 Oberdirektoren oder Bewindhebber gewählt, welche je 6 Jahre in Amsterdam, je 2 Jahre in Seeland Residenz hielten, und zwar stellte Amsterdam 8, Seeland 4, und je 2 der übrigen Kammern stellten zusammen, 2 Bewindhebber: hinsichtlich des Siebenzehnten wurde zwischen Amsterdam, Seeland, Delft und Rotterdam, Hoorn und Enkhuysen abgewechselt. Jeder Einwohner Hollands und Seelands sollte innerhalb einer gewissen Zeit Theil nehmen dürfen; Landschaften oder Städte, die mit mehr als 50,000 fl. dabei interessirt seyen, sollten das Recht haben, einen Agenten zu bestellen, der ihre Angelegenheiten besorge. An dem Monopole hielt man mit zäher und eifersüchtiger Strenge fest; auch kein Diener der Kompagnie durfte für seine Rechnung Handel treiben, und jeder mußte ganz von unten

anfangen; dann aber wurde er nach Verdienst befördert und, mochte er Viel oder Wenig einzunehmen haben, jedenfalls pünktlich bezahlt. Seit 1610 hatte man einen Generalgouverneur in Ostindien und ihm zur Seite einen Rath von Indien, aus welchem der Generalgouverneur und die untergeordneten Befehlshaber gewählt wurden. Seit 1611 bestand Verkehr mit Japan. Erregte irgendwo die Religion Anstoß, so sagten sie: „wir sind keine Christen, sondern Holländer." 1618 setzten sie sich auf Java fest; 1619 wurde Jacatra erobert und zerstört, und an dessen Stelle durch Koen Batavia gegründet; 1641 unterwarfen sie Malacca; drei Jahre später herrschten sie entschieden in Ceylon. Die holländisch westindische Kompagnie, welche 1621 mit einem größern Kapitale anfieng, gerieth nach einer scheinbar glänzenden Periode 1634 in schrecklichen Zerfall, die Blüthe der ostindischen aber war in steter Zunahme begriffen, bis sie 1720 ihren Höhepunkt erreichte: damals standen die Aktien auf 1060 pro Cent, und seit mehreren Jahren ward eine Dividende von 40, und durchschnittlich während 36 Jahren von 27 bis 28 pro Cent ausbezahlt. Die ganze Nation hatte sich zu einem Handelsvolke gebildet; in jedem Zug erkennen wir Leute, die, um nur wohnen zu können, Dämme anlegen und Roste in den Grund senken mußten, die folglich den mühsam gewonnenen Boden desto sorgfältiger pflegten und ausbeuteten, und die Reinlichkeit bis ins Lächerliche trieben, weil, wenn sie nicht zahllose Kanäle unaufhörlich säuberten, sogleich eine Verpestung der Atmosphäre zu fürchten war; die Frauen sind schön und lebhaft, die Männer aber, weil zu viel mit Zahlen beschäftigt, trocken, einsylbig, weder zu begeistern noch zu ermüden, wenn aufgebracht, unversöhnlich und grausam, wenn üppig, entnervt und versunken. Gelehrte und Mahler sind viele aus Holland hervorgegangen: von Dichtern verdienen nur zwei genannt zu werden, der anmuthige Jakob Cats, gestorben 1660, und der ernste, 1679 gestorbne Joost van der Vondel. In Produkten

steht Holland jedem europäischen Lande nach; man wär also theils auf den einfachen Zwischenhandel, theils auf künstliche Verarbeitung fremder Naturprodukte angewiesen. Daher die große Zahl und die hohe Vollendung der Manufakturen; daher aber auch stete Gefahr, durch Schiffarth und Gewerbfleiß andrer Nationen überflügelt und somit überflüssig zu werden.

Aber nicht blos England, Spanien und Holland, auch ein vierter Staat, den wir neulich in der traurigsten Lage verließen, hat, wie sich bald ergeben wird, die Folgen des Untergangs der Armada empfunden.

Neunzehntes Hauptstück.

Heinrich IV. und seine europäischen Pläne.

In hohem Grade nimmt jetzt die Persönlichkeit des ersten Bourbonen, welchen der letzte valesische König der Franzosen sterbend als Nachfolger empfohlen hat, unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Immer gesund, thätig von Morgens 4 Uhr an, kenntlich am schön gekräuselten Bart, an der frischen, bräunlichen Gesichtsfarbe, der gebognen Nase und dem klaren Blick, und, wie seine Feinde bekannten, ein Adler, wenn er zu Pferde saß, übrigens frühzeitig ergriffen von dem sinnlichen Verderbnisse seiner Zeit, zerfallen mit der ebenfalls leichtfertigen Margaretha, berüchtigt wegen vieler Liebschaften, mit Gabrielle d'Estrees, die als Herzogin von Beaufort und Mutter des 1594 gebornen Herzogs Cäsar von Vendome im Jahre 1599 starb, dann mit Henriette Balzac d'Entragues, Markgräfin von Verneuil, mit Jakobäa de Beuil, Gräfin von Moret, und Charlotte des Essarts, Gräfin von Romorantin, schien Heinrich IV. hauptsächlich deßhalb zum Retter des Vaterlandes berufen, weil eine eigenthümliche, aus Natur und Erfahrung entsprungne Milde des Herzens nur ihn fä-

hig machte, den wüthenden Haß der Partheien allmählig zu versöhnen. Von der Lage, worin er sich 1589 befand, konnte er selbst mit Recht sagen: »ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld, ein Ehemann ohne Frau.« Von eifrigen Katholiken ward er als Ketzer verabscheut; günstiger Gesinnte forderten, daß er zur römischen Kirche übertrete, und seine allein zuverläßigen Anhänger, die Hugenotten, drohten, sobald er diesen Schritt thue, von ihm abzufallen. Es war ein Glück, daß der durch Ausschweifungen verdrießlich und phlegmatisch gewordne Herzog Karl von Mayenne, »welcher,« wie Sixtus sprach, »mehr Zeit zum Essen brauchte als Heinrich zum Schlafen,« auch von der Ligue für den Thron unpassend befunden werden mußte; in der Verlegenheit rief man daher den 66jährigen Oheim Heinrichs, den Kardinal von Bourbon, als König Karl X. aus, und den 11. März 1590 schwuren die Stadtbeamten zu Paris, ihm und dem Herzoge Mayenne bis in den Tod zu folgen. Heinrich mußte sein Glück mit den Waffen versuchen. Am 14. März trafen die Heere bei Ivry zusammen. Ehe die Schlacht begann, trat er hervor und sprach, die Hände faltend und den Blick gen Himmel richtend: »Herr! du kennest meine Gedanken und siehest mein Herz: ist es meinem Volke heilsam, daß ich die Krone trage, so schütze meine Waffen: sonst nimm mir mit dem Reiche das Leben, damit ich wenigstens in Gegenwart derjenigen sterbe, die so treu ihr Leben für mich wagen.« Zu den Kriegern, meistens Franzosen aus dem Kerne des Adels, während die Ligisten beinahe nur Fremde und Söldner hatten, sagte er: »stellt euch auf zwischen jenen 3 Birnbäumen, oben rechter Hand, und wenn ihr Fahnen, Feldzeichen und Alles verliert, so behaltet nur meinen weissen Federbusch im Gesicht: ihr werdet ihn immer auf dem Weg der Ehre und des Siegs erblicken.« Wirklich entschied er selbst den Kampf, durch kühnes Eindringen auf eine Lanzenschaar, welche sich der kurzen Waffen nicht so gewandt wie die Franzosen be-

diente: von Mayennes zersprengten 16000 Mann waren am Ende des Tags nur noch 4000 beisammen. Wie den 20. Okt. 87 bei Coutras krönte Heinrich auch jetzt den Sieg durch Menschenfreundlichkeit gegen Verwundete und Gefangne, und schon während der Schlacht hatte es geheissen: »haut die Fremden nieder, schont der Franzosen!« Dennoch wiesen die Häupter der Ligisten alle Friedensvorschläge zurück, und besannen sich auch dann nicht eines Andern, als Kardinal Bourbon am 9. Mai 1590 starb. Heinrich umlagerte nun Paris; aber der Sechzehnerbund fanatisirte das Volk gegen ihn, so daß selbst die große Hungersnoth, welche binnen 3 Monaten 12,000 Menschen dahinraffte, nicht zur Uebergabe führte, und als endlich Paris kaum mehr widerstehen konnte, brachte, von Philipp II. gesendet, Herzog Parma Entsatz. Auch die mit englischem Beistand unternommne Belagerung von Rouen scheiterte später, weil Parma dazwischenkam. Auf die Spanier sich stützend, wiegelten die Sechzehner kecker als je das Volk auf, besetzten obrigkeitliche Stellen nach Willkühr, erhoben Steuern, und zogen die Güter ihrer Feinde ein: Parlamentspräsident Brisson, der es versucht hatte, ihrem Treiben Einhalt zu thun, wurde mit 2 gleichgesinnten Räthen hingerichtet; sogar dem Herzoge Mayenne wollten sie, im Bunde mit dem 1571 gebornen Karl, Sohne des zu Blois ermordeten Guise, den Oberbefehl nehmen, und dann wieder einen König wählen. Als Mayenne auf die Nachricht hievon nach Paris zurückgekehrt war, ließ er 4 Rädelsführer greifen und hinrichten, gerieth nun aber in Zwietracht mit dem spanischen Gesandten Feria, wodurch die Sechzehner aufs Neue Raum für ihre Pläne gewannen. Jetzt endlich begann sich im Volk, weil der Partheiungen kein Ende abzusehen war, und alle Gewerbe darniederlagen, der Wunsch nach Frieden ernstlich zu regen; zugleich wirkten die fanatischen Entwürfe des Pabstes, die begehrlichen Absichten der Spanier und die Verlegenheiten Mayennes dahin zusammen, daß man die schwebende

Thronfrage nunmehr zu entscheiden gedachte, und deßhalb auf den 26. Januar 1593 die Reichsstände berief. Als Thronbewerber traten auf: Herzog Mayenne für seine Person, Philipp II. für die Infantin Isabella Klara Eugenia, welche einen französischen Prinzen oder, falls sich kein tauglicher finde, etwa den Herzog Matthias von Oestreich heurathen sollte. Allein die Reichsstände beharrten darauf, daß weder ein Fremder auf den Thron erhoben, noch das salische, jede weibliche Erbin ausschließende Gesetz abgeschafft werden dürfe. Heinrich begriff den veränderten Stand der Partheien: er hatte nicht mehr sowohl auf Hugenotten und freigeistig gesinnte Freunde des ermordeten dritten Heinrichs, sondern vorherrschend auf die große Zahl gemäßigter Katholiken Rücksicht zu nehmen. So kam es, daß er den 25. Juli 93 vor dem Erzbischoffe von Bourges in St. Denys die reformirte Religion abschwur, und hierauf den 24. Febr. 94, weil Rheims noch ligistisch war, zu Chartres die Krone sich aufsetzen ließ. Städte und Provinzen waren ihm zugefallen; Philipp II. sah der Sache verdrossen zu, seine Parthei, die der Ueberspannten, verlor daher an Muth; Mayenne zog den 6. März an die Gränzen der Champagne, um den Grafen Ernst von Mannsfeld mit einer Truppenschaar abzuholen; sein Stellvertreter in Paris, Graf von Brissac, wies mit Hülfe der Obersten und Hauptleute die Sechzehner in ihre Schranken; Heinrich versprach der Stadt Amnestie und Ausschluß der reformirten Religion, dem Grafen Brissac Bestätigung der Marschallswürde, 200,000 Thaler und ein Jahrgeld, zudem den Freunden desselben mehrere Würden, und so öffneten sich den 21. März 1594, Morgens in der Frühe, den Truppen Heinrichs IV. die Thore von Paris. „Laßt sie doch," sagte er, als beim Zug in die Kathedralkirche das Volksgewühl groß wurde: „sie scheinen mir heißhungrig nach einem Könige." Hierauf offne Tafel im Louvre, Glockengeläute, Freudenfeuer und die Werkstätten endlich wieder erschlossen. Von einem Fenster über dem

Thore St. Denys sah er die 4 bis 5000 Mann starke spanische Garnison abziehen: sie grüßten ihn mit tiefer Verbeugung, und er rief ihnen zu: »empfehlen Sie mich Ihrem Herrn, reisen Sie glücklich, und kommen Sie nie wieder.« Rasch folgte nun die Eroberung von Laon, der Anschluß vieler Städte und Provinzen, die freiwillige Unterwerfung des Herzogs Karl Guise. Heinrich blieb dem schönen Worte treu: »ich will Alles vergessen, da mir auch Gott vergibt, ohne daß ichs verdiene.« Ein Mittel, das er mit großem Erfolg handhabte, ist in seinem bekannten Ausspruche angedeutet: »die Bösen vergolde ich täglich, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde.« Desto mehr empörte ihn der Mordanschlag vom 27. Dez. 94. Johann Chatel, Sohn eines pariser Tuchhändlers, 19 Jahre alt, Schüler der Jesuiten, mischte sich unter das Gefolge des Königs, und stieß ihm, der eben einen vorgestellten Edelmann umarmte, mehrere Zähne ein. Seine Aussagen bewogen das Parlament, die Jesuiten als Verführer der Jugend und Störer der Ruhe zu verbannen: bei Durchsuchung der Papiere des Ordens entdeckte man den Rath Pater Guignards, daß der König, wenn seine Absetzung nicht thunlich sey, ermordet werden solle. Zorn über die Jesuiten war mit im Spiele, als Heinrich den 17. Januar 95 fast allzu hastig eine Kriegserklärung gegen Spanien schleuderte. Elisabeth war seine Verbündete. Sein Sieg bei Fontaine-Française veranlaßte den Herzog Mayenne, um Waffenruhe zu bitten und Anerkennung des Königs zu versprechen, sobald der Pabst denselben vom Banne gelöst habe. Am 17. Sept. 95, auf Betreiben du Perrons und des klugen, bald zum Kardinal erhobnen d'Ossat, nahm Klemens VIII. zu Rom die feierliche, für Frankreich aber auch demüthigende Handlung vor, unter dem Bedinge, daß Heinrich den römischen Kultus in Bearn herstelle, Klöster errichte, die Reformirten von Aemtern ausschließe, jeden Tag den Rosenkranz und Mittwochs die Litanei bete, täglich eine Messe höre, jährlich wenigstens viermal beichte, eingezog-

nes Kirchengut herausgebe, und soweit es mit der Ruhe Frankreichs verträglich sey, die tridentiner Schlüsse bestätige. Dreimal von dem versöhnten Könige umarmt, rief Mayenne in freudiger Verwunderung aus: »erst jetzt bin ich ganz besiegt.« 2 Jahre nachher unterwarf sich auch der Herzog von Mercoeur, und den 2. Mai 98 schloß Philipp, um seinem untüchtigen Sohne keinen Krieg zu hinterlassen, den Frieden von Vervins, welcher den von Chateau-Cambresis erneuerte. Kurz zuvor, den 13. April 1598, hatte Heinrich auf drohendes Mahnen der Hugenottenparthei das berühmte, nur ungerne und zögernd vom Parlament eingetragne Edikt von Nantes erlassen, das den Reformirten Theil an öffentlichen Lehranstalten, Befugniß zu Aemtern, das Recht, an gewissen Orten Schulen und Kirchen zu errichten, sowie ihre Geistlichen selbst zu wählen, und gegen 200 Sicherheitsplätze einräumte: Streitigkeiten mit Katholiken sollten vor chambres miparties gerichtet werden, wobei jede Parthei 6 Richter der andern Konfession verwerfen dürfe. Fortan bildeten die Protestanten eine bedeutende Macht, zählten 760 Kirchsprengel, 4000 Edelleute, und konnten ohne Mühe 25,000 Streiter ins Feld stellen. Aber neben ihnen hob sich auch der nun enger zusammenhaltende katholische Klerus. Große Besitzthümer gaben ihm eine gewisse Unabhängigkeit, und dadurch, daß er seit 1561 zu den Staatslasten beigezogen wurde, erhielt er auch das Recht, über die Regierung ein Wort mehr mitzusprechen; zunächst wegen Finanzsachen veranstaltete regelmäßige Zusammenkünfte der Geistlichen gaben Anlaß zu ganz andern Schritten: man machte Vorstellungen in Betreff der Kirchenzucht, beschloß, sich Eingriffen der weltlichen Gerichtsbarkeit in die geistliche Amtsführung zu widersetzen, und Heinrich stimmte in der Regel bei; denn Fortschritte des Katholizismus waren vereinbarer mit dem Königthume, als die Stellung der Protestanten, welche fast einen unabhängigen Staat im Staate bildeten. Mit Eifer wurden die alten Orden reformirt, Do-

minikaner, Franziskaner, Benediktiner; letztere fügten ihren übrigen Obliegenheiten die Aufgabe hinzu, sich der Erziehung des jungen Adels und der Gelehrsamkeit zu widmen: aus ihrer Mitte gieng die Kongregation des heil. Maurus hervor, deren Bemühungen für kirchliche Alterthümer wir so manches großartige Werk verdanken. Auch die Jesuiten wurden durch ein Gesetz vom Sept. 1603 wieder aufgenommen: als das Parlament protestirte, gab Heinrich zu verstehen, daß ihr Exil nie aufhören sollte, falls es nur möglich wäre, ihn des Lebens zu versichern. Für Aufrechthaltung der Ruhe sorgte er, indem er den Provinzialgouverneurs ihre Leibwachen nahm und Jedem, der nicht Soldat sey, Waffen zu tragen verbot: wer sich zum zweitenmal hiegegen verfehle, sey des Todes schuldig. Was für Grundsätze ihn in der Staatswirthschaft leiteten, hat er einst gegen den Herzog von Savoyen kurz und treffend ausgesprochen. „Wie viel trägt Ihnen Frankreich ein?“ fragte Karl Emanuel. „So viel ich will,“ gab Heinrich zur Antwort; „denn da ich das Herz der Unterthanen habe, kann ich fordern, was mir beliebt; aber ich denke doch, wenn mir Gott das Leben fristet, will ich es so machen, daß kein Bauer im Königreiche seyn soll, der nicht jeden Sonntag wenigstens sein Huhn im Topfe hätte.“ Verwirklicht hat diese ehrwürdigen Grundsätze der in reformirter Religion erzogne, seit seinem 12. Jahre von Heinrich unzertrennliche, streng gewissenhafte, wachsame und ordnungsliebende Maximilian de Bethune, Freiherr von Rosny, Herzog von Sully, Oberaufseher der Finanzen. Einer Menge von Mißbräuchen kam er, trotz den Schwierigkeiten, welche die Beamten ihm überall in den Weg legten, 1595 während einer Reise auf die Spur, und konnte dem König als unmittelbaren Gewinn seiner Nachforschungen 500,000 Thaler überreichen. Viele Betrügereien fielen dadurch hinweg, daß die Unterpächter das eingegangne Geld nun nicht mehr an die Generalpächter, sondern gleich an die Schatzkammer lieferten.

Ueberhaupt verstand es Sully, ohne neue Auflagen, lediglich durch gute Verwaltung das Staatseinkommen zu vergrößern. Während er Armen rückständige Abgaben erließ, spürte er mit scharfem Auge allen denjenigen nach, die sich während der Unruhen fälschlich für Edelleute ausgegeben und dadurch der Besteurung entzogen hatten. Den Zinsfuß setzte er von 10 und 8 herunter auf 6; denn durch hohe Zinse gerieth der leichtsinnige Adel in Schulden, und Kapitalisten, die auf solche Art Gewinn machten, versäumten es, ihr Geld in nützliche Unternehmungen zu werfen. Nur aus dem Geiste der Zeit und dem in Frankreich schon früher bestehenden Aemterverkaufe ist es zu erklären, daß er auf den Vorschlag eines gewissen Paulet hin die sogenannte Paulette einführte, und gegen jährliche Entrichtung des 60. Theils der Besoldung Justiz- und Finanzämter in den Familien erblich machte. Desto heilsamer wirkte die Sparsamkeit, auf welche er im öffentlichen und Privatleben hinwirkte: die Edelleute sollten wirthschaftlich auf ihren Gütern leben; auch kein Prinz sollte Kleider und Geräthschaften mit Silber oder Gold verzieren; der König selbst trug ein Kleid von blauem Tuch und ein Wamms von Atlas oder Tafft ohne Stickerei, und lachte über adelige Herrn, „die ihre Wälder und Mühlen auf den Schultern tragen.“ Am meisten aber nützte Sully dadurch, daß er den Ackerbau begünstigte, Fabrikanten unterstützte, die Gewerbe, vornämlich den Bergbau von lästigen Schranken befreite, übertriebne Zollansätze und gewaltsame Sperrungen beseitigte, Brücken und Chausseen baute, Gold- und Silberminen in den Pyrenäen ausbeutete, die Loire mit der Seine, das Mittelmeer mit dem Ocean durch Kanäle zu verbinden suchte und die Seidenzucht förderte. Es konnte nicht fehlen, daß seine rücksichtslose Rechtlichkeit Neider und Verläumder hervorrief, und einmal wurde der König durch umständliche Anklagen fast irre geleitet: es kam zu einer Erklärung: Sully deckte die Quellen der Beschuldigungen auf: nachdem das Gespräch gegen 4 Stunden ge-

dauert hatte, trat Heinrich heraus und sagte zu den Hofleuten: »ich sehe, daß sich Manche hier mehr gelangweilt haben, als ich; zu ihrem Troste sey es gesagt, daß ich Sully herzlicher liebe als je, und daß wir vereint sind auf Leben und Tod.« Der Erfolg hat den unvergleichlichen Finanzminister glänzend gerechtfertigt: im Jahre 1610 waren die Schulden bezahlt, 36 Millionen Livres erspart, 40,000 tüchtige Krieger gerüstet, Vorräthe an Waffen, Pulver und Kriegsgeräthe aufgehäuft, und die Franzosen wieder zu einem Achtung gebietenden Volke geworden. Nur mit Grauen an das Vergangne denkend, sann Heinrich IV. auf Mittel, um Frankreich für alle Zeit vor der Rückkehr solcher Uebel zu bewahren. Sein hellsehender Geist erkannte, wie sehr damals schon der Zustand jedes einzelnen europäischen Staates durch den der übrigen bedingt war; insonderheit aber blickte er besorgt und eifersüchtig auf die im Westen und Osten Frankreichs mächtigen Habsburger; denn von dem spanischen Zweige dieses Hauses hatte er selber das Schlimmste erfahren. Allmählig gestaltete sich ein Plan, den wir aus Sullys Papieren kennen, und dessen abentheuerliche Seite im Grunde nur ein Beweis ist, daß Heinrich als der Erste so umfassende Berechnungen angestellt hat. Europa sollte in 15, genau nach Grundsätzen des Gleichgewichts abgemeßne Staaten zerfallen, in 5 Erbmonarchien, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Schweden und die Lombardei, in 6 Wahlreiche, Kirchenstaat, Dänemark, Polen, Ungarn, Böhmen und Deutschland, in welch letzterem Reiche nie zwei Fürsten aus einem Hause nacheinander die Krone tragen dürften, und in 4 Freistaaten, nämlich in 2 demokratische, die Gesammtniederlande und die Schweitz mit Tyrol, Trient, Elsaß und Franche-Comté, und in 2 aristokratische, Venedig und das freie Italien, worunter er Florenz, Genua, Lucca, Mantua, Parma, Modena und Monaco befaßte; zwischen allen sollte Handelsfreiheit und der Grundsatz gleicher Berechtigung abweichender Konfessionen bestehen; Streitigkeiten würden durch einen Senat ge-

schlichtet, zu welchem jeder Staat 4 Mitglieder schickte, und der seinen Sitz irgendwo in der Mitte Europas, zu Metz, Nancy oder Köln hätte; auf gemeinschaftliche Kosten besoldete Krieger würden Schweden und Polen gegen die Moskowiter und Tataren vertheidigen, und die gemeinsam eroberten Länder der Ungläubigen sollten mehr an Freistaaten und Wahlreiche als an Erbmonarchien vertheilt werden. Die Ausführung seines Plans gedachte Heinrich durch ein großes, zunächst gegen Oestreich gerichtetes Unternehmen zu beginnen, wobei er auf die Mitwirkung der Republik Venedig, des Herzogs von Savoyen, der Holländer, der Protestanten in Deutschland, des Königs Karl von Schweden, der bedrückten Großen in Böhmen und Ungarn und auch des bairischen Herzogs rechnete, indem er diesem Aussicht auf die Kaiserkrone eröffnete. Und eben, als Heinrich mit solchen Gedanken beschäftigt war, trug sich am Rheine ein Vorfall zu, der ihn herausforderte, gegen Oestreich einzuschreiten, dem wir jedoch eine Uebersicht der deutschen Verhältnisse voranschicken müssen.

Die Macht des Hauses Oestreich beruhte damals weder auf dem Besitze des Kaiserthums, noch auf dem Zusammenhang mit der spanischen Herrscherfamilie; denn durch Anerkennung eines besondern Corpus Evangelicorum war der Riß im Reiche größer, die Kaisergewalt also kleiner geworden, das Verhältniß zu Spanien aber hatte sich gelockert und beinahe aufgelöst, zuerst aus Eifersucht, weil Philipp hatte Kaiser werden wollen, dann aus Meinungsverschiedenheit, weil Philipp fanatisch, Ferdinand und Maximilian gemäßigt zu Werke giengen, zuletzt aus Ohnmacht, weil es dem madrider Kabinet an Geld, an Kredit und an Streben fehlte. Folglich verdankte Oestreich sein auch jetzt noch bedeutendes Gewicht vornämlich dem Besitze gewisser großen und wohlgelegnen Nebenländer, von denen hier einiges Frühere nachgeholt werden muß. Als erwählter König von Böhmen hatte Ferdinand I. 1526 die Freiheiten des Volkes mit Eidschwur bestätigt, arbeitete darauf an Herstellung der bei-

nahe zerfallnen Rechtspflege, führte 2 Monate lang in eigner Person den Vorsitz bei dem Gerichte zu Prag, widmete dem Bergbau und Handel viele Aufmerksamkeit, mußte aber, was die Finanzen betrifft, da oft keine Steuer eingieng, mit mancher Schwierigkeit kämpfen. Dieß war auch der Fall während des schmalkaldischen Kriegs. Die Stände hatten Geld und ein Heer bewilligt, erhielten aber noch vor dem Ende ihrer Sitzungen ein Schreiben, worin Churfürst Johann Friedrich von Sachsen an alte Verträge und Erbeinigungen erinnerte und den Sturz des evangelischen Glaubens als Zweck jener Rüstungen bezeichnete. Hievon benachrichtigt, erklärten die Anführer der böhmischen Truppen den Krieg für ungerecht, und die meisten Soldaten liefen nach Hause. Da schrieb Ferdinand 1547 ohne Bewilligung der Stände ein allgemeines Aufgebot aus. Dieß brachte ganz Böhmen in Bewegung: die prager Gemeinde, anwesende Ständeglieder, viele Ritter und Herrn verbanden sich, ihre Vorrechte mit Gut und Blut zu vertheidigen; ein ständisches Heer wurde aufgestellt, und dem Könige, als er sich mit Truppen in der Stadt Saaz einquartieren wollte, der Einlaß verweigert. Doch kurz darauf kam die Nachricht von Johann Friedrichs Niederlage bei Mühlberg: Ferdinand selbst eröffnete mit Vorwürfen einen Landtag, zog die Häupter des Widerstandes vor Gericht, befahl die Hinrichtung von 2 Rittern und 2 Bürgern, verbannte viele Andre, legte Einzelnen und ganzen Städten hohe Geldbußen auf, vernichtete den Bund zur Vertheidigung des Landes, ließ sich alle Privilegien ausliefern und bestätigte nur das, was ihm beliebte. Bei dieser Gelegenheit erlitt das Wahlrecht der Böhmen einen empfindlichen Stoß; denn der wichtige Artikel, daß nie bei Lebzeiten des Königs der Erbe desselben gekrönt werden dürfe, ward aus der Verfassung gestrichen. Demgemäß empfieng Maximilian schon den 20. Sept. 1562, Rudolf II. den 22. Sept. 1575 zu Prag die Krone. Bei weitem weniger günstig war das Verhältniß zu Ungarn. Zwar sollte

Ferdinand kraft eines Friedens vom Jahre 1538 nicht nur den occupirten Theil des Landes sammt Kroatien und Sklavonien behalten, sondern ihm oder seinem Erben sollte, sobald Johann Zapolya stürbe, das Ganze zufallen; allein gleich nachher heurathete Zapolya des polnischen Königs Sigismund Tochter Isabella, und als er den 27. Juli 1540 starb, hatte er seinen elftägigen Sohn Johann Sigismund zum Nachfolger ernannt; der schlaue Vormünder des jungen Königs, Bischoff Georg Martinuzzi von Großwardein, einverstanden mit Isabella und mit den Magnaten Peter Petrowich und Valentin Török von Enning, stellte seinen Mündel unter Solimans Schutz; dieser entriß in den Feldzügen von 42 und 43 den Oestreichern einen großen Theil des Landes, blieb kraft des Friedens von 1547 Meister fast aller Eroberungen, bezog für den Rest jährlich 30,000 Dukaten von Ferdinand, und sicherte dem Johann Sigismund auch sein väterliches Fürstenthum Siebenbürgen zu. Einige Jahre später vertrieb Martinuzzi die Isabella mit Ferdinands Hülfe aus Siebenbürgen, und unterhandelte sofort, um sich die Oestreicher ebenfalls vom Halse zu schaffen, mit den Türken; dafür ließ ihn der östreichische General, nicht ohne Vorwissen des Erzherzogs, den 17. Dez. 1551 ermorden. Jetzt neuer Kampf mit dem Sultan, der 100,000 Oestreicher schlug, ihren Feldherrn Teufel gefangen nahm, und 1562 auf 8 Jahre folgenden Frieden erzwang: „die 30,000 Dukaten werden fortbezahlt; Johann Sigismund behält Siebenbürgen und Oberungarn bis Kaschau ohne Königstitel.“ Kaum hatte der römische König Maximilian den 8. Sept. 63 auch die ungarische Krone empfangen, so griff ihn Johann Sigismund an: wie eine Wolke zog das Türkenheer ins Land, schlug eine Brücke über die Donau, und belagerte das von Niklas Zriny vertheidigte Szigeth. Schon wüthete das Feuer in der Stadt, als Fieberhitze den alten Soliman in seinem Lager dahinraffte. Zriny, keine Rettung erblickend, stürzte festlich gekleidet

aus der brennenden Burg und fand unter Leichenhaufen den Tod: 20,000 Türken bedeckten die Wälle: der Großwessier führte das Heer nach Hause; Selim bestieg den Thron: ein neuer 8jähriger Friede von 1567 ließ Alles im alten Stand. 1570 erst kam Maximilian mit Johann Sigismund überein, die Stände von Siebenbürgen sollten, falls der Letztere unbeerbt sterbe, zwar wieder einen Fürsten wählen, den Neugewählten aber dazu anhalten, daß er dem Könige von Ungarn Treue und Gehorsam schwöre. Wie nun Johann Sigismund den 14. März 71 starb, fiel die Wahl der Stände auf Stephan Bathory. Ein Krieg wegen gemeinschaftlicher Bewerbung um die polnische Krone unterblieb, weil Maximilian vor dem Anfange der Feindseligkeiten starb. Auf Stephan folgte 1581 dessen Vetter Sigismund Bathory, und dieser endlich übergab 1598 das ganze Land freiwillig an Ungarn. Doch lange bevor es zu diesem wichtigen Ereignisse kam, hatte sich in beiden Nebenländern ein neues, gefährliches Element der Gährung eingeschlichen. In Böhmen mußte die Reformation wegen der Nachbarschaft Sachsens und noch mehr wegen der hussitischen Lehre frühzeitig Anklang finden; nach Ungarn, wo sich bereits 1525 fünf Städte für Luthers Lehrbegriff aussprachen, wanderte sie mit den deutschen Soldaten und mit vielen Studenten, welche in Deutschland studiert hatten: Ludwigs II., Ferdinands und Zapolyas Edikte fruchteten Nichts; der östreichische Palatin Thomas Nadasdy begünstigte die neue Lehre; Matthias Devay, eine Zeitlang Hausgenosse des Reformators zu Wittenberg, verdiente als Prediger den Beinamen des ungarischen Luthers; in Siebenbürgen wirkten der Sachsengraf Markus Pemphlinger und der beredte Mathematiker Johann Honter für den Protestantismus, und 1545 konnte auf 2 protestantischen Synoden in Ungarn und Siebenbürgen die Annahme der augsburgischen Konfession beschlossen werden. Ueberdieß gründeten die Unitarier, von denen bei Polen die Rede seyn wird, in

Siebenbürgen unter Georg Blandrata, Leibarzte Johann Sigismunds, ein wohlgeordnetes Kirchenwesen. Und nicht blos in Ungarn und Siebenbürgen traten viele der angesehensten Familien zum Protestantismus über: in Oestreich selbst wendeten die Grundherrn sogar Gewalt an, um denselben auf ihren Gütern herrschend zu machen; denn sie erblickten hierin einen Hebel gegen die landesherrliche Gewalt: auffallend nahm die Macht der östreichischen Landstände zu, und es schien, als wolle sich ein aristokratischer Freistaat bilden. Unter solchen Umständen gelangte der den 18. Juli 1552 geborne, grillenhafte, in Madrid erzogne Rudolf zur Regierung. Mit einer Schläfrigkeit, die Friedrichs III. würdig gewesen wäre, hatte er am spanischen Hof solange gezögert, sich um die Hand Isabella Klara Eugeniens zu bewerben, daß er ohne Braut und nur mit einigen finstern Ansichten mehr zurückkam. Er begnügte sich daher nicht, den unklugen lutherischen Prediger Josua Opitz, einen Flacianer, aus Wien zu vertreiben, sondern unglaublich rasch wurde der Befehl gegeben, daß alle Protestanten, die sich nicht während einer gewissen Frist bekehrt hätten, Oestreich verlassen sollten. Mit größrer Kraft allerdings verfolgte denselben Zweck des Kaisers Vetter, der Jesuitenzögling Erzherzog Ferdinand von Steyermark und Kärnthen, geb. den 9. Juli 1578, Enkel Ferdinands I., Sohn Erzherzog Karls und Marias, einer Tochter Herzog Albrechts V. von Bayern, vermählt seit dem 8. Dez. 74 mit Maria Anna, Tochter Wilhelms V. von Bayern. Täglich hörte er zwei Messen, las mit vielem Fleisse die Lebensbeschreibungen der Heiligen, geisselte sich häufig, und äusserte: »lieber wolle er sein Brod vor den Thüren betteln und in Stücke gehauen werden, als das Unrecht der Ketzerei länger im Lande dulden; er würde sich köpfen lassen, wenn er dadurch Alle plötzlich von der Ketzerei heilen könnte.« Also verjagte er, soweit sein Arm reichte, alle protestantischen Prediger, gebot Jedem, der nicht in Kurzem katholisch werde, aus dem Lande zu wandern,

verbrannte Bibeln und Erbauungsbücher, riß Kirchen und Schulen der Protestanten nieder. Was Rudolf und Ferdinand in Oestreich versuchten, traf mit ähnlichen Erscheinungen in andern Theilen Deutschlands zusammen. Zu Köln hatten schon 1556 die Jesuiten ein Kollegium gegründet; nicht minder setzten sie sich zu Trier fest. Hier regierte von 1561 bis 81 Churfürst Jakob von Elz, der nach versuchter gütlicher Bekehrung die Stadt Trier mit Waffengewalt zu weltlichem und geistlichem Gehorsam zwang. Sein Nachbar, der Churfürst von Mainz, stellte überall, wo kein mächtiger Adel im Wege stand, den Katholizismus vollkommen wieder her. In Köln war Erzbischoff Gebhard von Truchseß 1582 aus Liebe zu der schönen Gräfin Agnes von Mannsfeld reformirt geworden, und wollte dabei Churfürst bleiben: ein großer Theil des benachbarten Adels hielt zu ihm; allein als Kalvinist fand er bei lutherischen Fürsten keine Unterstützung; die Katholiken dagegen nahmen alle Kraft zusammen, vertrieben ihn, setzten den Herzog Ernst von Bayern, bisher Bischoff von Freising, mit Hülfe eines bayrischen und belgischen Heers an seine Stelle, und bald war in Köln der Protestantismus ausgerottet. Auch die Bisthümer Münster und Hildesheim fielen jenem bayrischen Prinzen zu: in beiden Orten führte er die Jesuiten ein, übrigens ohne sich durch einen kirchlichen Lebenswandel auszuzeichnen: er hatte mehrere natürliche Kinder; man war der Meinung, er könnte es einmal machen wie Gebhard von Truchseß; aber der Pabst behandelte ihn nachsüchtig, damit ihn nicht Strenge zu einem verzweifelten Entschluß treibe. Julius Echter von Mespelbronn, der 1573 sehr jung Bischoff von Würzburg wurde, schwankte eine Zeitlang, ob er nicht zu den Protestanten übertreten, heurathen und an den sächsischen Churfürsten sich wenden solle; einige Jahre darauf aber nahm er eine Kirchenvisitation in streng katholischem Sinne vor, und brachte, von den Jesuiten unterstützt, binnen eines Jahrs 14 Städte und

200 Dörfer zum Katholizismus zurück. Gegen 300 Kirchen wurden gebaut, aufs Neue füllten sich die Klöster, die Muttergottesandachten, die Brüderschaften zu Mariä Himmelfarth, alle alten Gebräuche lebten wieder auf. Der junge Erzbischoff zu Salzburg, Wolf Dietrich von Raittenau, forderte 1588 sämmtlichen Bürgern ein katholisches Bekenntniß ab: Viele weigerten sich dessen: da befahl er ihnen, binnen zweier Monate ihre Güter zu verkaufen, und Stadt und Stift zu räumen: die meisten und wohlhabendsten Bürger wanderten aus. Der päbstliche Nuntius Minucci stellte in einer Denkschrift vom Jahre 1588 ein System der Gegenreformation auf: man solle den Adel gewinnen, den höhern Bürgerstand im römischen Interesse erziehen, den Einfluß auf protestantisch gewordne Stifter wiederherstellen, bei dem Kammergericht das Uebergewicht zu erlangen und mächtige Reichsfürsten zu bekehren suchen. Besonders thätig für Wiederherstellung des Katholizismus waren die bayrischen Herzoge, jedoch mehr aus politischen Gründen. Bereits 1541 hatte Wilhelm IV. den Jesuiten Lehrstühle zu Ingolstadt eingeräumt. Sein einziger Sohn Albrecht V., Herzog von 1550 bis 1579 brauchte viel Geld für Lustschlösser, Feste und Kunstsammlungen; die oft in Anspruch genommnen Landstände verlangten dafür Zugeständnisse hinsichtlich des Kirchenwesens; ihr Widerspruchsgeist fieng an, dem Herzog unerträglich zu werden, und doch wollte er nicht zur neuen Lehre übertreten; also suchte er ein Gegengewicht im Orden Loyolas, wies demselben 1556 ein prachtvolles Kollegium zu Ingolstadt an, zog Jesuiten nach München, sah es gerne, daß Kardinal Truchseß mit ihnen auch die Universität Dillingen besetzte, daß sie viele lateinische Schulen im Lande errichteten, daß Canisius von Köln einen bayrischen Katechismus schrieb, und erhielt dafür durch Pius IV. einen Zehnten von den Gütern der Geistlichkeit. Unbekümmert um Vorwürfe, welche der Neid den alten Mönchsorden eingab, äfften die Jesuiten verschmitzt Worte und Wendungen Luthers nach, sprachen

von Nichts als von dem gesunknen Zustand der Kirche und von der Nothwendigkeit einer Reformation, und behaupteten, ihr Orden gerade sey dazu bestimmt, die alte Gestalt des Glaubens herzustellen. Auf einem Landtage von 1563 zeigten sich bereits die Früchte: sämmtliche Abgeordneten der Städte waren fügsamer geworden; einige Edelleute, die drohende Reden ausgestoßen und eigenmächtig protestantischen Gottesdienst in ihren Gebieten eingeführt hatten, bestrafte Albrecht mit Ausschließung von den Landtagen; die Beamten mußten sich eidlich zur katholischen Konfession verpflichten; die Unterthanen wurden zur Bekehrung aufgefordert, und im Weigerungsfalle vertrieben. Der Pabst, wohl einsehend, daß man nur mit Hülfe der Fürsten siegen könne, machte Albrechts 13jährigen Sohn Ernst zum Bischoffe von Freising, später zum Erzbischoffe von Köln. Der älteste Sohn, Wilhelm V. oder Fromme, Herzog seit 1579, verhalf den Jesuiten durch Ertheilung reicher Benediktinerabteien zur Landstandschaft, ließ seine Söhne in Ingolstadt durch sie bilden, zog den Erstgebornen, den 20jährigen Maximilian, zur Regierung bei, und trat ihm dieselbe, aus Verzweiflung über die Folgen seiner eignen schlechten Wirthschaft, 1596 gänzlich ab. Sogleich ordnete Maximilian, ein Mann von tiefem Blicke, Freund, nie aber Werkzeug der Jesuiten, die Verwaltung auf eine solche Art, daß nicht nur die Schulden getilgt, sondern große Ersparnisse gemacht und treffliche Truppen besoldet werden konnten, und bald genug fand er Gelegenheit, seine Macht und seinen überlegnen Geist zu bewähren. In der protestantischen Reichsstadt Donauwörth bestand noch ein katholisches Kloster, dessen Bewohner seit 1567 keine öffentlichen Umzüge gehalten hatten. Da fiel es 1606 einem Abte ein, wieder einen solchen zu veranstalten: umsonst bat ihn die Obrigkeit, es nicht zu thun, und kaum hatte der Pöbel die Prozession gestört, so klagte er beim Reichshofrathe, und verwickelte die Stadt in einen Proceß, den der Spruch endete, daß Maximilian die

Reichsacht an ihr vollziehen solle. 1607 kapitulirte sie unter der Bedingung, nicht geplündert, und beim lutherischen Bekenntnisse gelassen zu werden. Letzteres hielt man nicht: die protestantischen Prediger mußten auswandern, der Gottesdienst nach neuem Ritus hörte auf; der Besuch nahgelegner lutherischer Kirchen wurde erschwert, bald verboten, und der Stadtrath mit Katholiken besetzt. Insgeheim befahl Maximilian, kleine Vergehen der Lutheraner hart zu strafen, bei Klagen und Streitigkeiten ihnen langsam Gehör zu geben, und sie von allen Begünstigungen auszuschließen; 1609 endlich brachte er es dahin, daß ihm die Stadt pfandweise für die Exekutionskosten überlassen wurde. Erschreckt durch die Einnahme Donauwörths und durch Winke der Jesuiten, daß der Religionsfriede von 1555 nur bis zum Schlusse des tridentiner Concils gegolten habe, erklärten die evangelischen Stände, als 1608 zu Regensburg ein Reichstag eröffnet wurde, unter Leitung Friedrichs IV., Churfürsten von der Pfalz, daß sie zu keiner Berathung schreiten werden, bis jener Friede neu bestätigt sey, und gaben auch wirklich dem Erzherzoge Ferdinand, dem Stellvertreter des Kaisers, in Betreff der Türkenhülfe kein Gehör. Schon war von Wien ein willfähriger Erlaß abgegangen, den Ferdinand eben bekannt machen wollte, als der Generalvikar des Augustinerordens, anwesend im Namen des päbstlichen Nuntius, die Sache noch hintertrieb. So giengen denn die Stände im April 1608 ohne Abschied auseinander. Um ihre Stellung zu behaupten, führten jetzt die Protestanten eine schon längst berathne und entworfne Vereinigung oder Union zum Abschlusse; Churfürst Friedrich von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst von Ansbach und Baireuth, der Markgraf von Baden und Herzog Johann Friedrich von Würtemberg verpflichteten sich den 2. Mai zu Anhausen in Franken, in Allem, was die beim letzten Reichstag vorgebrachten Beschwerden anlange, einander treulich beizustehen, und deßhalb unverzüglich

in Kriegsverfassung zu treten: Churpfalz, trotzdem, daß es calvinistisch war, sollte das Direktorium führen; ebendeßhalb blieb das streng lutherische Sachsen der Union fremd; der Pfalzgraf von Zweibrücken aber, das Haus Anhalt, Straßburg, Nürnberg und Ulm schloßen sich an. Dieß bewog die Gegenparthei zu einer entsprechenden Maßregel: Herzog Maximilian brachte den 11. Juli 1609 auf 9 Jahre eine katholische Liga zu Stande, deren Mitglieder, der Probst von Ellwangen, der Abt von Kempten und die Bischöffe von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Passau und Regensburg, bald durch die 3 rheinischen Churfürsten verstärkt, und durch den Beifall des spanischen Kabinets und die Zusage päbstlichen Beistandes ermuthigt wurden. Gleichsam, um die aufs Aeusserste getriebne Spannung zu entladen, mußte eben jetzt ein wichtiger Erbfolgestreit zur Sprache kommen. Der am 23. März 1609 kinderlos verstorbne Johann Wilhelm hinterließ die schönen Länder am Niederrhein, das Herzogthum Jülich, Kleve und Berg. Ansprüche erhoben der Churfürst von Sachsen als Nachkomme einer frühern Erbtochter und als Inhaber einer kaiserlichen Anwartschaft, der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg als Gemahl Annas, einer Tochter der ältesten Schwester Johann Wilhelms, und der Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, der als männlicher Nachkomme der zweiten Schwester des Erblassers, und weil die Mutter Annas schon vor dem Erblasser gestorben sey, den Vorrang zu haben behauptete; endlich sprach Kaiser Rudolf bis nach ausgemachtem Streite die Verwaltung des heimgefallnen Lehens an. Aus Respekt vor dem kaiserlichen Gelüsten betrieb der sächsische Churfürst sein Recht mit geringer Thätigkeit; die beiden andern Fürsten aber verglichen sich, nahmen einstweilen gemeinschaftlich Besitz, flehten, als Rudolf seinen Vetter, den Erzherzog Leopold, Bischoff zu Straßburg und Passau, zur Beschlagnahme absendete, in Holland, England und Frankreich um Hülfe, und setzten die Union in Bewegung, welche sofort ein Heer gegen

die Schaaren Leopolds aufstellte, während die Liga für den Erzherzog rüstete. Zu schwäbisch Hall, wo die Union sich berieth, wurde ein Bündniß mit Heinrich IV. abgeschlossen: das französische Heer war marschfertig; der König glühte vor Begier, seine großen Plane zu entfalten: ein Krieg von europäischer Bedeutung, wie vor 22 Jahren zwischen Philipp und Elisabeth zur See, schien jetzt auf dem Festlande ausbrechen zu wollen. Nur ein Umstand verzögerte noch Heinrichs Abreise an den Rhein. Den 17. Dez. 1599 von Margaretha geschieden, hatte er sich am 10. Dez. 1600 mit der Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, mit Maria von Medici, vermählt, die in der Neigung zu Zänkereien und Eifersucht durch ihre häßliche, aber gebildete Kammerfrau Eleonora Galigai und durch deren Mann Concini nicht wenig gesteigert wurde. Mit auffallender Dringlichkeit verlangte sie, auf den Fall, daß ihr Gemahl im Krieg umkomme, noch vor dem Anfange desselben gekrönt zu werden. Ungerne nachgebend, sagte Heinrich zu Sully: „ach mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! ich weiß nicht, was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück: bei Gott, ich werde in dieser Stadt enden, ich werde nie hinauskommen: sie werden mich umbringen; denn ich sehe wohl, daß sie kein andres Mittel haben, als meinen Tod.“ Den 13. Mai 1610, zu St. Denys, wurde die Krönung vollzogen, und den 15. sollte die Königin in Paris empfangen werden, wo man überall Ehrenpforten errichtete und die Häuser schmückte. Am 14. gegen 4 Uhr Nachmittags steigt der König unruhig und verstimmt mit 7 Edelleuten in seinen Wagen und befiehlt, weil er die Anstalten auf das Fest sehen wollte, die Leder an der Seite aufzuziehen. In der engen Eisenhändlergasse muß man halten, weil die Durchfarth von mehreren Wagen gesperrt ist: die Bedienten springen herunter, einige gehen über einen nahen Kirchhof, einer eilt voraus, um Platz zu machen; die rückwärts sitzenden Begleiter des Königs sehen sich nach den Pferden um, Heinrich sagt

seinem Nachbar, dem Herzog von Epernon, Etwas ins Ohr: in diesem Augenblicke tritt Franz Ravaillac aus Angouleme, früher Laienbruder im Orden der Feuillants, der dem Wagen von Weitem gefolgt war, auf das hintere Kutschenrad, biegt sich herein und versetzt dem Könige 2 Stiche, deren einer die Hohlader unter dem Herzen zerschnitt. Wie erstarrt ließ der Mörder sich greifen; es heißt, mehrere Personen mit bloßem Degen in der Hand haben gerufen, man solle ihn tödten, und seyen, als man sie daran hinderte, schnell im Gedränge verschwunden. Schrecken und Trauer kam über alle guten Franzosen, als sie den blutigen Tod des Fürsten vernahmen, der ganz für sein Volk geboren war, und dessen felsenfester Körper, wie sich bei der Oeffnung ergab, noch 3 Jahrzehnten getrotzt haben würde. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen: die Jesuiten und der spanische Hof waren zunächst dem Verdachte ausgesetzt; auch die Königin konnte demselben nicht entgehen, da sie über die Buhlschaften ihres Gemahls längst mit italiänischem Feuer gezürnt hatte. In der That wurde Ravaillacs Prozeß nachläßig betrieben: der Mörder hätte entwischen können; ein Priester ermahnte ihn, keine Mitschuldigen zu nennen, und so beharrte er selbst auf der Folter dabei, daß nur Frömmigkeit und Ketzerhaß ihn zu der seit Jahren beschloßnen That angestachelt habe. Endlich verurtheilt, wurde er am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, dann goß man Schwefel und geschmolznes Blei in die Wunden, und band ihn mit Armen und Beinen an 4 schwache Pferde, die fast eine Stunde lang zogen, bis der Unglückliche zerrissen war. Ein gräßliches Schauspiel, das man dem gerechten Zorne der Nation geben wollte! Aber die Krone gehörte und blieb einem Unmündigen, Heinrichs und Marias Sohne, dem dreizehnten Ludwig, welcher den 27. Sept. 1601 das Licht der Welt erblickt hatte; mit den schweren Loosen von Frankreich tändelten eine italiänische Zofe, ein gewesner Bedienter und eine Königin, die jener Beiden bedurfte, und der be-

ginnende Kampf um die Schicksale Europas schrumpfte plötzlich wieder zu einer deutschen Erbfolgestreitigkeit zusammen.

Nachdem sich die Union gegen Ende des Jahres 1610 mit Hülfe französischer und holländischer Truppen der Stadt Jülich bemächtigt hatte, sollte eine Heurath des Pfalzgrafen mit der Tochter des Churfürsten von Brandenburg die Sache vollends beilegen; jedoch eine Maulschelle, die der Churfürst über Tisch in der Hitze des Weines seinem künftigen Schwiegersohne gab, fügte dieß anders: der Pfalzgraf warb um die jüngste Schwester Maximilians von Bayern, und zwar mit Erfolg, weil er katholisch wurde; der Churfürst trat zu den Calvinisten über, und fand bei Moritz von Oranien Hülfe: 1614 besetzte Moritz den einen, Spinola den andern Theil des Landes, und in Folge französischer und englischer Vermittlung kam man zu Xanten überein, das Herzogthum in 2 Theile zu verloosen, übrigens gemeinschaftlich zu regieren. Mehrere Jahre zuvor hatten im Innern der östreichischen Monarchie sehr mißliche Verwicklungen begonnen. Die Ungarn beklagten sich, daß der König nie ins Land komme, daß an seinem Hofe zu Prag Alles durch Ausländer saumselig betrieben werde, daß man das Palatinat und andre wichtige Stellen Jahre lang unbesetzt lasse, mit fremden, ausschweifenden Truppen alle Festungen und Quartiere überschwemmt habe und die Religionsfreiheit drückend beschränke; ebenso wünschte man in Siebenbürgen, wo der östreichische General Basta rohe Gewalt übte, mehr und mehr einen Umschwung der Dinge. Dieß alles hatte der Edelmann Stephan Botskai von seinen Gütern in Ungarn aus sorgfältig beobachtet, steckte sich hinter den mächtigen Anhang Gabriel Bathorys, wurde 1605 zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt, pflanzte die Fahne der Empörung auf, brachte mehr als die Hälfte von Ungarn unter die Waffen, und rief als Vasall den Sultan Achmed zu Hülfe; denn in Konstantinopel war 1574 auf Selim II. dessen Sohn Murad III.,

1595 Murads Sohn Muhamed III., 1603 Muhameds Sohn Achmed I. in der Regierung gefolgt. Des Kaisers Bruder Erzherzog Matthias war es, der im Jahre 1606 als Statthalter von Ungarn einen 20jährigen Frieden mit den Osmanen und einen Vertrag mit Botskai einleitete: jene behielten Erlau, Gran und Raab als nördlichste Gränzplätze; dieser sollte Siebenbürgen nebst mehreren Comitaten Ungarns beherrschen, so doch, daß im Falle seines unbeerbten Todes das Ganze an Ungarn zurückfalle; ausserdem hieß es in dem Vertrage, daß die augsburgische und helvetische Konfession uneingeschränkte Duldung genießen und Matthias mit voller Gewalt zum Statthalter Ungarns ernannt werden sollte. Hievon aber wollte Rudolf Nichts wissen: der Argwohn, den er lange schon gegen den Ehrgeitz seines Bruders gehegt hatte, brach in Zorn und Furcht zugleich aus: er wollte nach München fliehen, und deutete 1607 das Erscheinen des großen halleyschen Kometen auf Unglück, das ihm von Verwandten drohe. Nicht ohne Grund! denn bei der zunehmenden Gährung in Oestreich und Ungarn hatte Matthias schon den 25. April 1606 in einem Familienrathe dem Kaiser „wegen zeigender Gemüthsblödigkeiten" das Seniorat des Hauses absprechen und sich als Nächstältestem dasselbe übertragen lassen; zudem reitzte er die Stände von Ungarn und Oestreich zu einer Konföderation, kraft deren sie für ihn Gut und Blut einzusetzen gelobten. In Folge hievon rückten sie während des Mais 1608 unter ihrem neuen Oberhaupte ins Feld wider den Kaiser, und dieser konnte nicht umhin, seinem Bruder Oestreich und Ungarn abzutreten. Natürlich mußte der Erzherzog den Ungarn eine strenge Kapitulation unterschreiben, daß er nie ohne Bewilligung der Stände fremde Truppen ins Reich schicken noch einen Krieg anfangen, daß er, wo möglich, nie das Reich verlassen, oder doch vorher dem Palatin und dem königlichen Kollegium sämmtliche Geschäfte anvertrauen, daß er alle höhern Civil- und Militärstellen mit Eingebornen besetzen, und die Anhänger der

augsburgischen und helvetischen Konfession nicht nur dulden, sondern auch von keinem Amte, selbst vom Palatinate nicht ausschließen wolle. Ebenso huldigten ihm die östreichischen Stände erst dann, als er ihnen in Schlössern und Dörfern, sowie in Privathäusern der Städte freie Religionsübung verbürgt hatte. In Siebenbürgen war Botskai den 28. Dez. 1606 ohne Leibeserben gestorben; allein die Unruhen in Oestreich und Ungarn hinderten den Kaiser, das heimgefallne Land zu besetzen: der leichtsinnige Gabriel Bathory folgte 1608 auf Botskai als Fürst, und wurde 1613 mit türkischer Hülfe durch den siebenbürgischen Edelmann Bethlen Gabor vertrieben, welcher in der geheimen Absicht, die Wallachei und Moldau zu einem Erbreiche mit Siebenbürgen zu verbinden, ein kluges Schauckelsystem zwischen Oestreich und der Pforte beobachtete. Da Rudolf aus guten Gründen auch Böhmen zu verlieren fürchtete, so wollte er in Ertheilung von Religionsfreiheit zuvorkommen, und gab am 11. Juli 1609 den böhmischen Majestätsbrief, welcher der protestantischen Gemeinde freie Religionsübung, ein eignes Konsistorium und Anlegung neuer Kirchen und Schulen gestattete; eine ähnliche Urkunde stellte er auch den Schlesiern aus. Bald aber reute es ihn, so viel bewilligt zu haben; auch gieng er damit um, seinem verhaßten Bruder Matthias die Nachfolge in Böhmen zu entreissen und dem Bischoffe Leopold von Passau zuzuwenden. Er versammelte ein Heer, das in Böhmen einfallen und die neuen Freiheiten des Landes unterdrücken sollte; Leopold, an der Spitze desselben, besetzte schon die eine Seite von Prag: da riefen die böhmischen Stände den Erzherzog Matthias herbei, der bald mit überlegner Heeresmacht kam. Umsonst bot Rudolf Versöhnung an: sein Bruder wurde erwählt, beschwor den Majestätsbrief und empfieng den 23. Mai 1611 auch die Krone von Böhmen. Am Tage der Krönung gieng Rudolf in das entlegenste Gemach des Schlosses zu Prag, um die Trompeten und das Beifalljauchzen nicht zu hören, und rief weissagend: „un-

dankbares Prag, ich habe dich erhöhet, und du stößest mich von dir; die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen!" Auf einen Jahresgehalt und den Besitz einiger Herrschaften beschränkt, wendete sich der Kaiser an die Reichsstände, mit der Bitte um mitleidige gutherzige Handreichung: „da er nicht einmal mehr standesgemäß leben könne, so möchte man ihn doch in seinem Alter nicht verlassen." Er fand nur Vorwürfe über seine schlechte Regierung; dagegen verlangten sie, er solle zur römischen Königswahl einen Reichstag ausschreiben. Dieß nahm er sehr empfindlich auf, da er nicht anders dachte, als man werde ihn nun auch des Kaiserthums wie der Regierung seiner Erblande entsetzen; doch von solcher Schande befreite ihn der Tod: er starb unerwartet schnell an einem in Brand übergegangnen Geschwüre in den Armen seines Kammerdieners Hans, den 20. Januar 1612. Nachdem man lange gezaudert, wen aus dem östreichischen Haus man zum Kaiser erheben solle, und auch dem bairischen Herzog Maximilian vergeblich die Krone angetragen hatte, wurde Matthias den 12. Juni 1612 in Frankfurt gewählt. Da er den Schein der Duldsamkeit verbreitete, hofften die Protestanten das Beste von ihm, sahen sich aber durch seine Schwäche getäuscht. Union und Liga suchte er Anfangs auszusöhnen; da ihm dieß mißlang, wollte er sich der Liga als Oberhaupt aufdrängen, und setzte es wenigstens durch, daß er neben Maximilian und dem Churfürsten von Mainz als dritter Direktor aufgenommen wurde. Darob kündigte der Herzog von Baiern, welcher die Seele des Bundes war, sein Oberstenamt auf. Nun erließ Matthias einen Befehl, worin er Union und Liga für aufgehoben erklärte, mit dem Anfügen, daß die Reichsstände unter ihm, als ihrem unmittelbaren Oberhaupte, zu stehen haben. Aber beide Theile achteten des Befehls nicht: die Unirten erneuerten ihre Verbindung, und Maximilian schloß mit den fränkischen Bischöffen ebenfalls eine neue Einung.

Vergegenwärtigen wir uns den Stand der Dinge

im Ganzen! Europa seit einem Jahrhundert durch religiöse Partheiungen zerrissen, und nunmehr, gleichwie in den Gebrauch des julianischen und gregorianischen Kalenders, so in eine Anzahl protestantischer und katholischer Staaten getheilt; auf jener Seite Schweden und Dänemark, wie es scheint, wenig geeignet, einen Ausschlag zu geben; England unter dem stumpfen Jakob von Papisten und Puritanern zugleich beunruhigt; Hollands jugendliche Kräfte in Ostindien unwiderstehlich, im Innern durch den Gegensatz zwischen Oraniern und Föderalisten gebunden; Deutschland ein trauriges Abbild des Ganzen, gespalten in die Lager der Union und der Liga; die Union noch überdieß eine unverträgliche Mischung von Lutheranern und Calvinisten; die Häupter der Protestanten ebenso unfähig als unwürdig, gehofmeistert durch zanksüchtige Prediger, die von Dogmen sprudelten, gute Werke als Ketzerei verdächtigten, Hölle und Teufel als grelle Schreckbilder voranstellten; Churfürst Joachim II. von Brandenburg ein roher Jäger und Wollüstling, Christian II. von Sachsen beinahe zu Rudolf übergetreten, „weil ihn Seine kaiserliche Majestät zu Prag so trefflich bewirthet, daß er fast keine Stunde nüchtern gewesen;" zudem an der Spitze des Ganzen ein kraftloser, auch mit der Liga halbzerfallner Kaiser, Inneröstreich, Böhmen, Schlesien und Ungarn von Protestanten gährend, Bethlen Gabors Hof ein Sammelplatz politischer Ränke, und die Türken stets bereit, Einfälle zu wagen; endlich Spanien am Rande eines bodenlosen Ruins, Frankreich mit allen Elementen des Bürgerkriegs unter der Scheinherrschaft eines Kindes; unter den Dissidenten in Frankreich, England, Deutschland, Ungarn und Polen bei dem verführerischen Vorgange der Holländer ein Anflug von Republikanismus bemerkbar; folglich nicht nur die Kirchen in offnem Streite begriffen, und die Machtverhältnisse der Staaten schwankend und verrückt, sondern auch die Grundsätze des Regierens in Frage gestellt; daher überall das Mißtrauen geschäftig, Erfindungen der Furcht ein stetes Reiz-

mittel der Leidenschaften, zerrüttete Finanzen durch keine Alchymie gebessert, trostlose Gemüther durch Teufelsbannerei und Hexenkünste in dumpfem Grauen gehalten, und ganz Europa voll Gewitterschwüle. Nur die Häupter des Jesuiterordens standen klaren Blicks über der Verwirrung, leiteten, nachdem Leo XI. aus dem Hause Medici, Nachfolger des achten Klemens, vom 1. bis 26. April 1605 regiert hatte, bis 1621 den kräftigen Camillus Borghese als Paul den fünften, versprachen dem Hause Oestreich die Weltherrschaft, wenn es einen Glauben herrschend mache, fanden in dem Erzherzoge Ferdinand einen fanatischen Diener, in Maximilian den begabtesten Fürsten, und schürten so mit kühner Besonnenheit einen Principienkrieg an, der Europa erschüttert, Deutschland, die Wiege der Reformation, beinahe zerstört hat. Eine ächte Frucht jenes trübseligen Zeitalters ist das theosophische System, welches der 1541 verstorbne schweitzerische Arzt Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim aus Gnostizismus, Alchymie, Sternkunde und Naturweisheit wundersam ineinander gemengt, der görlitzer Schuster Jakob Böhme, geboren 1575, gestorben 1624, in selbstgeschaffner, abentheuerlicher Sprache auf die Spitze getrieben hat, und wovon folgende Sätze etwa noch die klarsten seyn möchten: „in Gott selbst ist ein Gegensatz von Finsterniß und Licht, eine Zweiheit, woraus jegliches Entgegengesetzte im Leben der Natur und des Geistes, auch der Kampf zwischen Gutem und Bösem hervorgeht; der natürliche Bestand der Dinge und die bildlichen Erscheinungen des Daseyns weisen auf ihr wesenhaftes, urbildliches Seyn in der Gottheit zurück; der menschliche Geist und Wille muß den göttlichen in sich aufnehmen, um des wahren Lebens theilhaftig zu werden." Doch seyen wir nicht ungerecht: eben dieses Zeitalter hat in 2 Männer vom edelsten Gepräge ein Kapital für alle Jahrhunderte niedergelegt, und unser Urtheil dringt dann erst von der Schaale zum Kern vor, wenn wir die ehrwürdigen Namen Kepler und Galilei genannt haben.

Jener, geboren den 27. Dez. 1571 in dem würtembergischen Dorfe Eltingen, gebildet in der Klosterschule zu Maulbronn und im theologischen Stifte zu Tübingen, erhielt troz seines Fleisses und seiner Kenntnisse, weil er von protestantischer Scholastik Nichts wissen wollte, nur in der Rhetorik ein gutes Zeugniß, nahm, ohne Aussicht auf einen Kirchendienst in der Heimath, die Empfehlung seines mathematischen Lehrers Michael Mästlin auf eine Lehrstelle der Mathematik und Sternkunde im Auslande an, arbeitete zu Gräz am Gymnasium ein Werk über das kopernikanische System aus, legte es dem akademischen Senat in Tübingen vor, gerieth aber, weil er dem Bibelzeugniß hinsichtlich des Laufs der Sonne widerspreche, nur desto mehr in den Geruch der Kezerei, und wurde zugleich als Protestant durch Ferdinand aus Steiermark vertrieben. Indeß hatte Rudolf, der, unkaiserlich zu Prag sitzend, mit Goldmachern, Sterndeutern und Buhldirnen verkehrte, Gesandte im Pferdestall empfieng, Störern seiner Grübelei kostbare Gefässe und, was ihm zur Hand kam, an den Kopf warf, und aus lauter Kuriosität für 17 Millionen Natur- und Kunstseltenheiten sammelte, den im damals dänischen Schonen 1546 gebornen Tycho de Brahe mit der Verfertigung astronomischer Tafeln beauftragt. Als Gehülfen Tychos berief er im Jahre 1600 den landflüchtigen Kepler. Die beiden Gelehrten wichen in ihrer Ansicht weit voneinander ab; denn Tycho behauptete, als Gegner des Kopernikus, daß sich zwar jeder Planet um die Sonne, die Sonne aber mit den Planeten um die Erde bewege. 1601 starb er: Kepler wurde mit 1500 fl. Gehalt Direktor der Sternwarte zu Prag. Ohne Fernrohr, aber mit einer gewissen Sehergabe bewaffnet, folgte er unermüdlich den Bewegungen des Mars, bis er in Folge tiefsinniger Calculationen jene nach ihm benannten Geseze fand, auf denen die Astronomie als Wissenschaft beruht. 1619 erschien seine „Harmonie der Welt"; 1627 wurde zu Ulm der Druck seiner „rudolfinischen Tabellen" vollendet. Den

Gehalt aber zahlte man ihm so schlecht aus, daß die Rückstände bei Rudolfs Tod auf 12,000 Thaler angewachsen waren; er suchte daher eine Gymnasialstelle in Linz, mußte auch von da vor Ferdinand fliehen, wurde dem neuen mecklenburgischen Herzoge Wallenstein in Kauf gegeben, darbte bei diesem gleichfalls, flehte auf dem regensburger Churfürstentage vergeblich um seine längst verdiente Besoldung, fiel, von der Reise entkräftet in eine schwere Krankheit, und starb zu Regensburg, den 15. Nov. 1630. Das Denkmal, welches man ihm später am Ort seines Todes errichtete, hat zu dem treffenden Witze Anlaß gegeben: „er bat Deuschland um Brod, und es gab ihm einen Stein." Nicht viel besser war das Loos des 1564 zu Pisa gebornen Galileo Galilei, der im 10. Jahre die Gesetze des Pendels entdeckte, im 22. die hydrostatische Wage erfand, im 25. Lehrer der Mathematik und Physik zu Pisa, von hier durch Neider und Thoren verdrängt, durch den venetianischen Senat 1592 nach Padua, durch Cosimo II. 1610 nach Florenz berufen wurde. Nachdem er das von Cornelius Drebel erfundne Thermometer verbessert, den Magnet beobachtet, das Mikroscop und die Fernrohre erfunden, den Schatten der Mondsberge gemessen, die Jupiterstrabanten, den Saturnusring und die Bewegung der Sonnenflecken entdeckt, die Umdrehungszeit der Sonne und das Sternenheer der Milchstraße geahnt hatte, suchte er 1632 in einer dialogischen Schrift das System des Kopernikus einleuchtend zu machen. Dafür zog ihn das Inquisitionsgericht zur Rechenschaft: im Winter 33 mußte er nach Rom reisen, Monate lang im Kerker schmachten, und dann knieend, mit der Hand auf die h. Schrift sich stützend, die vertheidigte Wahrheit abschwören. Er that es, soll aber im Aufstehen halblaut vor sich hin gesagt haben: „und doch bewegt sie sich," nämlich die Erde. 3 Jahre sollte er wöchentlich einmal die 7 Bußpsalmen beten; sein Buch wurde verboten, seine Lehre als schriftwidrig verdammt. Obgleich in den letzten Jahren beinahe blind, taub und gelähmt,

forschte er doch rastlos den Wundern der Natur nach. Er starb 1642; die kleine Hülle seines großen Geistes ist zu Florenz neben dem Grabmale Michel Agnolos beigesetzt.

Zwanzigstes Hauptstück.

Die nordischen Reiche.

Gegen Erwartung haben die nordischen Reiche in den großen Kampf, der sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts vorbereitete, nicht nur eingegriffen, sondern ein nordischer Herrscher hat sogar die wichtigste Rolle in demselben gespielt. Schalten wir daher, ehe der Kampf beginnt, ihre Geschichte ein. Fast ganz abgeschlossen gegen die übrigen Länder, kamen sie auch unter einander selbst nur durch ein Gränzland in Berührung. Walther von Plettenberg, Heermeister der in Liev-, Esth-, Kurland und Semgallen angeseßnen Schwertbrüder, hatte bereits 1525 nach dem Beispiele des Hochmeisters der Deutschritter und Schwertbrüder die Reformation eingeführt, sich mit einer hohen Summe von dem preussischen Albrecht losgekauft, und sein Land zu einem weltlichen Fürstenthume gemacht. Doch ward er nicht Herr des ganzen Landes, indem der Erzbischoff von Riga katholisch blieb und sich die Herrschaft über seinen Sprengel aneignete. Innre Unruhen lockten auswärtige Feinde herbei: 1558 unternahm Iwan Wasiljewitsch II., Sohn Wasilijs II.. einen Eroberungszug, welcher den Heermeister Gotthard Kettler in die größte Bedrängniß brachte. Kettler suchte Hülfe bei Dänemark, und schloß mit dem polnischen Könige 1561 den Vertrag von Wilna ab, kraft dessen ganz Lievland polnisch, er selbst aber unter dem Schutze Polens Erbherzog von Kurland und Semgallen seyn sollte. Da sich hierauf der Erzbischoff von Riga sammt Rewal und Esthland an Schweden wandte, geriethen Schweden, Dänemark, Polen und Rußland wegen Lievlands in einen langwierigen Krieg: Dänemark erhielt die Insel Oesel, Polen 1582 im 10jährigen Stillestand von Sapolie ganz Lievland, Schweden 1595 im-

Frieden zu Teusina Ingermannland und Esthland mit Narwa: die Russen giengen dießmal leer aus. Dagegen gelang es jenem Iwan Wasiljewitsch, der von 1533 bis 84 geherrscht, zuerst den Czarentitel geführt und sich bei der Aristokratie den Beinamen des Strengen verdient hat, Kasan völlig zu unterwerfen, Astrachan zu erobern, die Türken an der Nordküste des kaspischen Meers zurückzuweisen, und bis gegen die kaukasischen Bergreihen vorzudringen. Noch beträchtlicher wuchs das Reich in Nordosten. Schon Iwans Großvater, der Retter von den Mongolen, hatte mehrere Schaaren ausgesandt und bis an den Obi und zum Eismeere streifen lassen; 60 Jahre später lockte bereits der Handel Viele in die Einöden und zu den schmutzigen Bewohnern Sibiriens, und 1581 schenkte der Räuber Jermak Timofejew den Russen ein Reich, das er am Tobol und Irtisch gegründet hatte. Seine Kriege führte Iwan nicht mehr blos mit dem bisher üblichen, schwerfälligen Aufgebote, sondern auch mit der stehenden, von ihm errichteten Miliz der Strelzi oder Strelitzen. Minder glücklich war er in dem Plane, sein rohes Volk zu kultiviren. Dem Kaiser Karl bot er Hülfe gegen die Türken an, wenn ihm dafür aus Italien und Deutschland Büchsenmacher, Stückgießer, Festungsbaumeister und Rechtsgelehrte gesandt würden; allein die Bürger von Lübeck und die liefländischen Ritter, besorgt wegen ihrer Handelsvortheile (denn sie kauften wohlfeil und verkauften theuer in Rußland), arbeiteten dem Plane entgegen, so daß man neben ihnen nur mit Engländern verkehren konnte, welche damals einen nördlichen Weg nach China und Indien suchten. 1562 wurde in Moskau eine Druckerei errichtet, ohne daß ein Bedürfniß da gewesen wäre, gute Bücher zu lesen. 20 Jahre zuvor hatte Iwan durch Revision der alten Gesetze das weltliche Gesetzbuch Sudebnik und eine Sammlung geistlicher Verordnungen zu Stande gebracht; allein der gerichtliche Zweikampf blieb sanktionirt, ohne Gewährsleute sollte man Nichts kaufen, und eine Stadt hieß ge-

schlossen, wenn sie mit Pallisaden umgeben war. Wie es um die Bildung des Czars ausgesehen haben möge, erhellt daraus, daß er Christian III. von Dänemark eine geschenkte Schlaguhr mit der Bemerkung zurücksandte: „er könne sie nicht brauchen, sintemal er als christlicher Kaiser an Gott glaube, und mit Zeichen und Planeten Nichts zu schaffen habe.“ Von seinem Sohne Feodor I., der bis 1598 regierte, ist blos zu sagen, daß er kinderlos und ein Schwächling war; der von ihm begünstigte Boris Gudunow hatte daher die Gewalt in Händen, räumte Feodors unmündigen Bruder Demetrius aus dem Wege, und schwang sich, als bald nachher mit dem Czar die Familie Ruriks ausstarb, von den Großen gewählt, selbst auf den Thron. 4 Jahre behauptete er denselben ungestört. Da trat 1605 ein junger Mönch, der eigentlich Optrepiew hieß, als Demetrius auf: „der Treue eines alten Dieners verdanke er seine Rettung; ein unterschobner, ihm ähnlicher Knabe sey statt seiner ermordet worden.“ Er nahm den polnischen König Sigismund für sich ein, gewann die Jesuiten, weil er die römische Lehre herrschend zu machen versprach, rückte mit polnischer Hülfe nach Rußland, fand bald so großen Anhang, daß Czar Boris den 13. April 1605 sich vergiftete, hielt im Juli seinen Einzug zu Moskau, empfieng die Krone, und ließ des Boris unmündigen Sohn Feodor II. ermorden. Manche jedoch hatten den Betrug gemerkt, und Allen mißfiel die Keckheit, mit welcher er russische Sitten verachtete und den Romanismus einzuführen suchte. Nachdem die Usurpation 13 Monate gedauert hatte, standen unter Anführung des Knäs Schuiskoi Viele der russischen Großen zusammt der Bürgerschaft von Moskau wider Demetrius auf, der den 17. Mai 1606 nach einem mißlungnen Versuche zur Flucht durch einen Pistolenschuß getödtet wurde, und den 21. Mai sah Schuiskoi sich selbst als Befreier des Vaterlandes auf den Czarenthron erhoben. Da Sigismund aus Lüsternheit nach russischen Provinzen wieder einen fal-

schen Demetrius, den Schulmeister von Sokol, in Schutz nahm, suchte Schuiskoi bei Karl IX. von Schweden Hülfe; Karl mit Polen in einen Successionsstreit verwickelt, sandte unter dem trefflichen la Gardie ein Heer, das zwar die Polen besiegte, aber durch Meuterei geschwächt den Rückzug antreten mußte. Die Polen machten rasche Fortschritte; die Russen legten dem Czar Schuiskoi ihre Unfälle zur Last, setzten ihn den 17. Juli 1610 ab und steckten ihn in ein Kloster. Wladislaw, Sohn König Sigismunds, wurde von den Großen als Nachfolger anerkannt, zögerte aber, Regent eines so wankelmüthigen Volkes zu werden, und die Polen hausten indeß so schrecklich zu Moskau, daß den Russen ihre Herrschaft gänzlich entleidete. Nun schlug la Gardie einen schwedischen Prinzen vor, entweder Gustav Adolph, oder dessen Bruder Philipp: Jener, kaum erst in Schweden zur Regierung gelangt, trug Bedenken; Diesen wollten die Schweden nicht ohne ihren Vortheil versorgt wissen. So stand es, als mehrere Russen den Plan faßten, die unsägliche Noth des durch Partheien und Fremde zerrütteten Landes zu endigen. Am 22. Okt. 1612 mußte die polnische Besatzung im Kreml zu Moskau kapituliren, und sogleich ergiengen Ausschreiben, daß Abgeordnete des Klerus, des Adels und der Bürgerschaft zur neuen Wahl nach Moskau kommen sollen: den 21. Februar 1613 fiel diese einmüthig auf Michael Fedorowitsch Romanow, der, geboren den 12. Juli 1596, aus einer seit dem zweiten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts angesehnen, durch Heurathen mit den Ruriks verwandten Familie stammte. Sein Vater Feodor Nikitiitsch Juriew Romanow, durch Boris 1599 in ein Kloster verwiesen, 1606 durch den falschen Demetrius zum Metropoliten von Rostow und Jaroslaw ernannt, lebte seit 1610 in polnischer Gefangenschaft; die Mutter, Xenia Iwanowna, ebenfalls 1599 verwiesen, hielt sich mit dem Sohn als Nonne zu Kostroma auf. Bevor Michael in Moskau anlangte, setzte man nach dem Rathe der vornehmsten Geistlichen

eine Urkunde auf, worin nicht nur seine Wahl bestätigt, sondern ihm und seinen Nachkommen unumschränkte Gewalt übertragen, und welche noch vor der den 1. Juli erfolgten Krönung durch die 3 Stände unterzeichnet wurde. Indeß ist wohl zu beachten, einmal, daß sich kein Herrscher aus dem Hause Romanow je auf diese Uebertragung berufen hat, sodann, daß noch der Sohn Michaels 1649 die revidirten Gesetze durch Abgeordnete der Geistlichkeit, des Adels und der Städte unterschreiben und sanktioniren ließ. Höchst wohlthätig aber wirkte unter den gegebnen Umständen die unbedingte Macht eines kraftvollen, übrigens gemäßigten und friedliebenden Czars, der durch seinen 1619 aus der Gefangenschaft befreiten, und gleich den 22. Juni zum Patriarchen erhobnen Vater bis zu dessen Tode (1. Okt. 1633) weise geleitet wurde: die Partheiwuth erlosch; Rußland sah eine geregelte Miliz zu Fuß und zu Pferde; im Frieden, der zu Stolbowa bei Moskau den 27. Febr. 1617 mit Schweden zu Stande kam, wurde, neben Verzichtleistung auf Kexholm, Karelen und Ingermannland, doch das wichtige Nowgorod an der Wolchow behauptet; und endigte auch der polnische Krieg weniger vortheilhaft (man entsagte den 15. Juni 1634 im Frieden von Wiasma allen Ansprüchen auf Liev-, Esth- und Kurland, sowie dem Besitze von Smolensk, Severien und Tschernigow), so diente doch schon Michaels lange, 32jährige Regierung wesentlich zur Befestigung des Reiches. Seine erste, den 19. Sept. 24 ihm angetraute Gemahlin Maria Wolodimerowna Dolgorucko i starb bereits den 6. Januar des folgenden Jahrs; von der zweiten, Eudoxia Lukianowna Streschenew, welche er den 5. Februar 26 heurathete, bekam er 10 Kinder, 8 Töchter und 2 Söhne: der erstgeborne, feurige, den 10. März 1629 zur Welt gekommne Alexis Michailowitsch verlor 1645 den 12. Juli seinen Vater, den 18. August seine Mutter, empfieng den 28. September die Krone, und ver-

wählte sich den 13. Februar 47 mit Maria Iliischna Miloslawskoi.

Polen war in Bildung oder wenigstens Bildungsfähigkeit den Russen vorangeeilt, nährte aber in seinem Adel nicht allein einen tüchtigen Kern der Nation, sondern, weil jede Familie eifersüchtig auf ihre Rechte hielt, auch ein gefährliches Element der Vielherrschaft. Der Reichstag, oder, wie wir auch sagen können, die Regierung war aus 2 adeligen Staaten zusammengesetzt, nämlich vorerst aus den Landboten, welche vom Adel jeder Woiwodschaft gewählt, daheim eine wahrhaft anarchische Gewalt übten, in der Versammlung aber fast nie sich einigen konnten; überdieß blieb den einzelnen Edelleuten, wenn sie Lust hatten, dem Reichstage persönlich anzuwohnen, ihr Recht unbenommen; zweitens aus einem Senate der Bischöffe, Woiwoden, Minister, kurz derjenigen, die als hohe Beamte, und zusammen als erster Reichsstand des Königs Interesse vertreten sollten. Einen dritten Stand gab es nicht; denn die Städte hatten weder Privilegien noch Vertreter, und nur Adelige galten als Staatsbürger, diese aber dergestalt, daß unter ihnen schlechterdings kein Rangunterschied Statt finden sollte. Der König wurde von Senatoren und Landboten gewählt; übrigens blieb man seit 1386 beim Hause Jagellos stehen. Dessenungeachtet besaß der früher schon erwähnte erste Sigismund so wenig Macht, daß er umsonst in den Adel drang, zu einem Gränzcordon beizusteuern, und doch waren ganze Provinzen unaufhörlich den Einfällen der Türken und Tataren ausgesetzt. Erst unter dem Nachfolger errichtete man 1562 einen Cordon, allein lediglich auf Kosten des Königs, der ein Vertel der Domanialeinkünfte dazu hergeben mußte. Die Reformation drang von dem preussischen Vasallenlande her zunächst nach Danzig, Elbing und Thorn ein; bald entstand sogar in Krakau eine protestantische Gemeinde. Auf Anrathen der Geistlichkeit ergiengen scharfe Gesetze, was zu vielen Auswanderungen Anlaß gab. Sigismund I. starb den 1. April

1548. Der den 1. Aug. 1520 geborne Sigismund II. August stammte aus zweiter Ehe des Vaters mit Bona Sforza, Tochter Johann Galeazzos von Mailand. Dieser König war in Glaubenssachen nachsichtiger; auch der Edelmann Johann von Lasco, welcher indeß mit Oecolampadius Freundschaft geschlossen hatte, durfte heimkehren, und sah fast die Hälfte des Adels der neuen Lehre zufallen. Das Verhältniß kehrte sich um: man flüchtete nach Polen, um Duldung zu genießen. So die durch Ferdinand verfolgten böhmischen Brüder; so noch manche Andre, die man als Feinde alles Unbegreiflichen und als Unitarier oder Läugner der Dreieinigkeit in jedem Lande verbrannt haben würde. Ausgebildet hatte solche Ansichten vornämlich Lälius Socinus, aus dem edeln Geschlechte der Sozzini in Siena, ein geräuschlos forschender Gelehrter, der unter italiänischen Freigeistern gebildet worden war, sich meistens in reformirten Ländern aufhielt, und 1562 starb. Erst Faustus Socinus, Erbe der schriftlichen Arbeiten seines Oheims, lehrte öffentlich, daß Jesus als bloßer Mensch, aber ohne Zuthun eines Mannes, geboren, von Gott mit vorzüglichen Gaben ausgerüstet, in den Himmel entrückt und zum Lohne seines reinen Lebens vergöttlicht worden sey. 1579 schloß er sich den Unitariern in Polen an, gab ihnen einen festen Lehrbegriff, und ordnete ihr Kirchenwesen. Uebrigens drang, wie die Reformation überhaupt, so insbesondre der vernünftelnde Socinianismus keineswegs tief und belebend in die Masse des polnischen Volkes ein. Eine für das Reich ersprießliche Maßregel war die im August 1569 auf dem Reichstage zu Lublin beschloßne förmliche Einverleibung des Großfürstenthums Litthauen, und da Gotthard Kettler Lievland an Sigismund August zunächst als an den Großfürsten von Litthauen abgetreten hatte, so wurde nun erst auch Lievland ein unmittelbarer, integrirender Theil Polens. Den 7. Juli 72 starb Sigismund August, ohne ebenbürtige Kinder, obwohl er sich dreimal verheurathet hatte, 1543 mit Kaiser Ferdinands I.

Tochter Elisabeth, 1547 mit Barbara Radziwil, 1553 mit Elisabeths Schwester Katharina, Wittwe des Herzog Franz von Mantua, die er 1565 verstieß: ein natürlicher Sohn wurde Bischoff von Wilna, später von Posen. Damals, beim Aussterben des jagellonischen Mannsstammes, war es, daß Herzog Heinrich von Anjou nach Polen berufen wurde. Nachdem man dem Miturheber der Bartholomäusgräuel schon vor seiner Ankunft einen Eid abgefordert hatte, daß er zwar Bisthümer und Kirchenpfründen der katholischen Parthei belassen, Niemand aber um der Religion willen verfolgen wolle, mußte er noch überdieß, wie kein König vor ihm, ausführliche Pacta conventa beschwören, als deren wichtigsten Artikel wir die Anordnung erwähnen, nie bei Lebzeiten des Königs den Nachfolger zu wählen, und nicht einmal durch genaue Vorausbestimmung der Wahlform sich die Hände zu binden. Wie schmachvoll der nach den Vergnügungen von Paris lüsterne Heinrich aus Krakau floh, um König in Frankreich zu werden, haben wir früher erzählt. Die polnische Nation setzte ihm eine Frist, und erklärte ihn, als er diese nicht einhielt, zu Stenzice, den 15. Juli 75, des Thrones verlustig. Bei der neuen Wahl erhoben sich heftige Streitigkeiten: die Senatoren wählten den deutschen Kaiser Maximilian, welcher sich 3 Jahre zuvor für seinen Sohn Ernst beworben hatte, die Landboten dagegen den Fürsten Stephan Bathory von Siebenbürgen, der, geboren den 27. September 1533, die 60jährige Prinzessin Anna heurathen sollte, eine Tochter Sigismunds I. und seiner ersten Gemahlin, der 1515 verstorbnen Gräfin Barbara von Zips. Zu Ende Aprils 1576 erfolgte die Heurath. Auch Maximilian nahm nach einigem Besinnen die Wahl an. Welch ein wichtiges Ereigniß für die gesammte Staatenfamilie Europas, wenn es gelang, die polnische Krone mit dem Hause Oestreich zu vereinigen! Aber des Kaisers Zögerung und sein bald erfolgter Tod verschafften dem siebenbürgischen Fürsten die Oberhand. Stephan erwies sich in so hohem Grade

duldsam, daß, wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, unter ihm Faustus die Unitarier zur socinianischen Gemeinde sammeln konnte. Damit die Rechtspflege besser und schneller gehandhabt werde, ordnete er 3 höchste Gerichte an, eines für Litthauen in Wilna, eines für Großpolen in Petrikau, eines für Kleinpolen in Lublin, kämpfte tapfer gegen Rußland und verwendete die Kosacken zweckmäßig gegen Gränzeinfälle der Tataren. Es war in der That ein Verlust für Polen, daß er schon den 13. Dez. 1586 starb. Bei dem hitzigen Streite über die Wiederbesetzung des Throns, auf welchen die Parthei der Familie Zboroy Kaiser Rudolfs II. Bruder, den Erzherzog Maximilian, berufen wollte, erhielt die Gegenparthei, die des Hauses Zamoisky, durch den kräftigen Reichskanzler Zamoisky das Uebergewicht, und den 19. Aug. 1587 wurde der schwedische Thronerbe als Sigismund III. erwählt, den 27. Dez. zu Krakau gekrönt. Um die Geschichte seiner Regierung zu verstehen, müssen wir vorher auf Schweden zurückkommen.

Der den 29. September 1560 verstorbne Gustav I. Wasa war dreimal vermählt gewesen, vom 24. Dez. 31 bis zum 23. Sept. 35 mit Katharina, Tochter Herzog Magnus I. von Sachsen-Lauenburg, vom 10. Okt. 36 bis zum 26. Aug. 51 mit Margaretha, Tochter des schwedischen Reichsmarschalls Erich Abrahamsson Lejonhufwud, und vom 22. Aug. 52 an mit Katharina, Tochter des Schweden Gustav Olofsson Stenbock. Aus erster Ehe stammte der den 13. Dez. 33 geborne Erich; aus zweiter Ehe stammten, neben 5 Töchtern und 2 früh verstorbnen Söhnen, der den 21. Dez. 37 geborne Johann, der den 27. Juli 42 geborne Magnus und der den 4. Okt. 50 geborne Karl. Nach Gustavs letztem Willen sollten Johann Finnland, Magnus Ostgothland, Karl Südermannland als Herzoge verwalten, theils, damit sie sich nicht unzufrieden an den gedemüthigten Adel wendeten, theils weil der Erstgeborne und Thronfolger nicht fähig genug schien. Denn Erich XIV., zwar ein schö-

ner, stattlicher Herr, ritterlicher Uebungen wohl kundig, gebildet und nicht ohne Talente, war ungemein mißtrauisch, zur Verschwendung geneigt und von einer an Wahnsinn gränzenden Heftigkeit. In seiner Regierungsweise wich er gleich Anfangs darin von Gustav ab, daß er, statt Bürger und Bauern zu begünstigen, den Adel hob und vermehrte, und Grafen und Freiherrn ernannte. Angelegentlich sann er auf eine glänzende Heurath: er bildete sich ein, die englische Elisabeth sey in ihn verliebt, machte ihr wiederholte Anträge, und begieng deßhalb viele kostspielige Thorheiten; später hatte er Absichten auf Maria Stuart; endlich verliebte er sich in die 1549 geborne Katharina Måns, eines Korporals Tochter, die aber durch Schönheit und Geistesgaben hervorstach: sie wurde sorgfältig auf seine Veranstaltung erzogen und in gefühlvollen Liedern von ihm besungen. Großen Einfluß neben ihr übte der willkührliche Günstling Joran Pehrsson. Bald gerieth Erich in Zwist mit seinem Bruder Johann. Dieser hatte gegen des Königs Willen Katharina, jüngere Schwester Sigismund Augusts von Polen, geheurathet und dabei, wie man sagte, sich anheischig gemacht, den Katholizismus in Schweden wieder einzuführen. Erich verlangte, der Herzog solle sich vor den Ständen zu Stockholm verantworten; Johann aber sammelte Vasallen und Anhänger in Åbo, unter der Erklärung, daß ihn die Stände nicht richten können. Im August 63, nach 2monatlicher Belagerung, stürmte das königliche Heer die Hauptstadt von Finnland: Johann wurde gefangen, von der Thronfolge ausgeschlossen und in die Feste Gripsholm gebracht. Da er großen Anhang unter dem Adel hatte, so gerieth dieser in Aufregung gegen Erich, der, mit oder ohne Grund, Verschwörungen muthmaßte, viele der mächtigsten Familien verfolgte, die Söhne des Grafen Swante Sture sammt ihrem alten Vater und einigen andern Häuptern des Adels verhaftete und wegen hochverrätherischer Umtriebe in Unter-

suchung zog. Indeß kam ihm auf einem Spaziergange die Nachricht zu Ohren, Johann sey aus Gripsholm entkommen und habe Aufruhr erregt: wüthend hierüber, drang er mit einigen Begleitern in das Gefängniß des Nil Sture und verwundete diesen in den Arm; gefaßt zog Sture den Dolch heraus, küßte und überreichte denselben dem König und bat um rechtliches Gehör; allein Erich verwundete ihn zum zweitenmale, und ließ ihn durch einen Leibwächter vollends tödten. Jetzt ergriff den König die schrecklichste Reue: er eilte ins Gefängniß zu Swante Sture, fiel auf die Knie und bat: „um Gotteswillen verzeiht mir das Uebel, das ich Euch gethan!“ „Gnädigster Herr,“ antwortete Sture, „Alles kann ich Euch verzeihen, nur nicht, wenn Ihr meinem Sohne Etwas am Leben gethan.“ „Eben das habe ich gethan,“ rief der König, „und weil Ihr mirs nicht verzeihen könnt, muß Euch dasselbe geschehen.“ Damit stürzte er fort und gab Befehl, alle übrigen Gefangnen umzubringen, was auch geschah. Erich aber, von Wahnsinn ergriffen, floh durch Feld und Wald mit wenigen Begleitern: sein alter Lehrer Beurus folgte ihm und wollte ihn besänftigen, aber auch diesen ließ er umbringen. Nun irrte er allein in Bauerskleidern umher, und rief: „ich bin nicht der König, Nil Sture ist Reichsverweser geworden, ich habe wie Nero meinen Lehrer umgebracht.“ Niemand wagte sich ihm zu nahen: endlich fand ihn Katharina Måns in einem Garten, wo er, um sein Gewissen zu beschwichtigen, mit vollen Händen Geld austheilte. Man brachte ihn nach Upsala, später nach Stockholm. Sein Zustand dauerte gegen ein Jahr. Als er zu sich kam, war es seine erste Angelegenheit, die Ermordeten für unschuldig zu erklären, und ihre Freunde um Verzeihung zu bitten. Den gefangnen Johann gab er frei, und schloß den 22. Okt. 62 einen Vertrag, kraft dessen ihn sein Bruder mit Eidschwur als rechtmäßigen König, Katharina als Königin und ihre Kinder als thronfähig aner-

kannte. Den 4. Juli 68 wurde Katharina Erichs Gemahlin, und folgenden Tags empfieng sie die Krone. Auch seine Brüder lud er zum Feste; aber sie kamen nicht, sondern einige Tage darauf statt ihrer eine Erklärung, worin Johann behauptete, Erich habe ihn auf der Hochzeit ermorden und seine polnische Gemahlin nach Rußland ausliefern wollen. Im September rückten Johann und Karl vor Stockholm; ein starker Anhang öffnete ihnen die Thore; der König mußte sich ihnen in seinem Schlosse ergeben. Zu Anfang des Jahres 69 wurde er vor die Reichsstände geführt. „Du bist wahnsinnig," sagte Johann in heftigem Wortwechsel. „Ja," antwortete Erich, „da war ichs, als ich Dich aus dem Gefängniß befreite." Die Stände faßten den Beschluß, Erich solle der Regierung entsetzt und in beständiger, doch fürstlicher Haft gehalten werden. Allein Johann mißhandelte ihn, was auch Karl dagegen einwenden mochte, durch Hunger, Kälte und Schläge, und als Verschwörungen zu seinem Vortheile auszubrechen drohten, räumte er ihn den 26. Febr. 1577 durch eine vergiftete Erbsensuppe aus dem Wege. Ausgerufen als König den 30. September 68, anerkannt durch die Stände den 26. Januar 69, gekrönt zu Upsala den 10. Juli, beendigte Johann III. am 13. Dezember 70 durch den stettiner Frieden die wegen der lievländischen Händel entstandne Fehde mit Dänemark, und zwar unglücklich genug; denn nicht nur auf Norwegen, Jämtland und Herjedalen, sondern auch auf Bleckingen, Schonen und Halland mußte er allen Ansprüchen entsagen.

Dänemark befand sich damals in einem weit bessern Zustand, als der, worin wir dieses Land um 1559 zuletzt erblickt haben. Zwar mußte, als Christian III. den 1. Jan. 59 starb, sein den 30. Juni 34 geborner Sohn Friedrich II. eine überaus harte Kapitulation beschwören, daß er nie, weder für sich noch für seine Gemahlin (er vermählte sich erst den 20. Juli 1572 mit Herzog Ulrichs von Mecklenburg Tochter Sophia) Adelsgüter pfandweise besitzen, Niemand ohne Einwilligung des Reichs-

raths in Adelsstand erheben und alle Ritterhöfe als zehntfrei betrachten wolle; überdieß erzwang die stolze Aristokratie 1583 ein Gesetz, laut dessen Kinder, die ein Edelmann mit einer Bürgerlichen erzeuge, des Adels und der väterlichen Erbgüter verlustig gehen sollten. Aber noch mehr, als der Uebermuth des Adels schadete, hat die Thätigkeit des Reichsraths Peter Oxe genützt, welcher durch planmäßige Vertheilung der Abgaben und geregelte Wirthschaft das Einkommen hinreichend vermehrte, um mit dem Ueberschusse Hospitäler anzulegen, Schulen zu gründen, und durch feste Plätze die Gränzen zu decken; die übermäßigen Rechte der Hansa zu Bergen in Norwegen wurden sehr beschränkt, die tapfern Diethmarsen vollends unterworfen, im Sunde fortan die einzelnen Waaren nach einem bestimmten Tarife verzollt, und an der Seite von Helsingör die den Sund beherrschenden Mauern des Schlosses Kronenburg erbaut. Als Friedrich den 4. April 1588 starb, mußten für seinen den 12. April 77 gebornen Sohn 4 Reichsräthe 8 Jahre lang die Regentschaft führen. Ein Jahr, nachdem Christian IV. selbst die Regierung angetreten hatte, den 27. Nov. 97, vermählte er sich mit Anna Katharina, 22jähriger Tochter des Churfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, und entwickelte troß der Kapitulation gegenüber von den Baronen eine imponirende Thätigkeit. 1615 hob er 5000 Bauern auf den Krongütern aus, kleidete sie nach deutscher Art und quartierte sie als das erste stehende Heer Dänemarks bei den Stadtbürgern ein; ebenso errichtete er eine stehende Schaar von Matrosen: Handel und Schiffarth kam empor; Tranquebar wurde erbaut, ein Statthalter dorthin gesandt, eine ostindische und 1620 auch eine grönländische und isländische Kompagnie gegründet.

Doch verlieren wir Johann III. nicht aus dem Auge! Im Gefängnisse durch seine Frau Katharina für den Katholizismus gestimmt, las er eifrig in den Kirchenvätern, änderte mehrere Formen des Gottesdienstes, drang dem

neuen Erzbischoffe und Primas Lorenz Petersson die katholische Weihe und 17 romanisch klingende Artikel auf, und rückte endlich mit einer Liturgie heraus, welche der zu Trient sanktionirten nachgebildet war. Widerspenstige verloren ihr Amt, fanden aber Zuflucht bei Herzog Karl. Auch verkappte Jesuiten ließ Johann kommen und stellte sie bei einem neuerrichteten Seminarium für Geistliche an. Es wurden ernstliche Versuche gemacht, Schweden mit dem Pabst auszusöhnen; die Bedingungen, welche Johann machte, waren: Erlaubniß der Priesterehe, des Laienkelchs, der Messe in der Landessprache und Verzichtleistung der Kirche auf die eingezognen Güter. Ohne hierauf einzugehen, schickte Gregor XIII. im Frühjahr 78 einen der gewandtesten Jesuiten, Antonio Possevin, nach Stockholm. Possevin umgieng die streitigen Punkte, worüber er schon mit Gregor unterhandeln wolle, hörte das Glaubensbekenntniß und die Beichte des Königs, fand Alles in Ordnung, ertheilte ihm die Absolution und reiste vergnügt nach Rom. Kaum aber verlautete hievon in Europa, so ergiengen überallher Warnungen protestantischer Fürsten; Johanns über den Brudermord beunruhigte Seele hatte aus der Absolution bereits den nöthigen Trost geschöpft; wie nun Possevin hinsichtlich der Bedingungen eine abschlägige Antwort brachte, wurde Johann verdrießlich, und als den 16. November 83 seine Gemahlin starb, schlug er vollends um, verjagte die Jesuiten, besetzte die Lehrstühle mit Gegnern derselben, hielt nur noch an seiner Liturgie eifersüchtig fest, und heurathete den 21. Februar 85 die 17jährige Gunilda, Tochter des Reichsraths Bielke. Aber sein den 20. Juni 66 geborner Sohn Sigismund blieb katholisch, wie man ihn erzogen hatte, und dieser, von Jesuiten geltend gemachte Grund, sowie der Umstand, daß er mütterlicherseits ein Jagellone war, wirkten mit zur Berufung Sigismunds auf den polnischen Thron. Freilich sollte er für sein Geld 5 Festungen bauen, Soldrückstände dem Heer auszahlen, und nie einen Frem-

den anstellen; auch sollte Schweden jedem Anspruch auf lievländische Gebietstheile oder auf irgend andre polnische Landschaften entsagen; doch man hoffte mit der Zeit eine Hinterthüre zu finden, und willigte, nachdem man die Sache schon abgelehnt hatte, plötzlich noch ein. Vor Sigismunds Abreise wurden ihm und Johann die sogenannten kalmarer, von Erich Sparre verfaßten Statuten vorgelegt, deren Zweck es war, die Rechte des schwedischen Adels und den Protestantismus sicher zu stellen: Sigismund solle nie etwas in Sachen der Religion ändern, und nie mit mehr als 10 Geistlichen nach Schweden kommen; folge er dereinst seinem Vater nach, so müsse die Regierung von 7 Vornehmen geführt werden, welche je auf 2 bis 3 Jahre durch die Stände zu ernennen seyen; dieser Rath der Sieben habe für hohe Staatsämter geeignete Männer vorzuschlagen, und der König von den Vorgeschlagnen Einen zu wählen; die Einkünfte Schwedens dürfe man nicht für Polen verwenden, von eroberten Landschaften Nichts abtreten, und alle Bündnisse, Gesetze und Verbote bedürfen zu ihrer Gültigkeit die Zustimmung der schwedischen Stände. Auch dieß unterschrieben Johann und Sigismund. Noch hatte der Letztere keine 6 Jahre in Polen regiert, als Jener den 17. Nov. 1592 starb. Herzog Karl von Südermannland, der längere Zeit für seinen Bruder die Geschäfte besorgt hatte, veranlaßte im Febr. 93 die aus den Bischöffen, aus 306 Predigern, aus Reichsräthen und Abgeordneten der Stände zusammengesetzte Kirchenversammlung von Upsala, welche Johanns Liturgie abschaffte, Abraham Angermann, einen Hauptgegner derselben, zum Erzbischoffe des Reichs ernannte, und so nachdrücklich für Aufrechthaltung der evangelischen Lehre bemüht war, daß ihr Gedächtniß nicht nur jedes Jahrhundert, sondern alljährlich in Schweden gefeiert wird. Die Stände gelobten, den Beschlüssen der Upsalaversammlung treu bleiben zu wollen, und forderten, durch Herzog Karl bestärkt, mit Entschiedenheit, daß kein Katholik in Schweden angestellt

werden, jeder zum Katholizismus übertretende Schwede sein Bürgerrecht verlieren, und nur in des Königs Kapelle römischer Gottesdienst Statt finden solle. Zögernd gab Sigismund sein Jawort, und empfieng dann den 19. Febr. 1594 zu Upsala die Krone. Wie wenig Ernst es dem Könige mit seinem Versprechen war, gab sich bald zu erkennen: er sah es gerne, daß man den Gottesdienst der Protestanten beunruhigte, und papistische Schulen und Kirchen errichtete; er machte den katholischen Grafen Erich Brahe zum Statthalter in Stockholm, übertrug dem Clas Flemming in Finnland, und so noch andern Anhängern unumschränkte Gewalt, und doch hatte er auf den Fall seiner Abreise den Herzog Karl zum Reichsverweser ernannt. Allein Sigismund wünschte die Verwirrung, damit es nicht zu einer Einigung gegen ihn komme, ließ daher auch das Verhältniß des mächtig emporstrebenden Adels zum Reichsverweser und Reichsrathe geflissentlich unbestimmt. Den 14. Juni 94 brach er nach Polen auf; den 10. Juli wurde Karl vom Reichsrathe als Haupt anerkannt. Dieser Prinz hat sich zweimal vermählt: den 3. Mai 1579 mit Maria, Tochter des Churfürsten Ludwig von der Pfalz; den 27. August 92, drei Jahre nach dem Tode der ersten Gemahlin, mit Christina, Tochter Herzog Adolfs von Schleßwig und Holstein, und Christina gebar ihm, wenige Monate, nachdem er die Reichsverweserei angetreten hatte, am 9. Dezember, Morgens 8 Uhr, den Prinzen Gustav Adolf, nachdem, wie man sagt, Tycho de Brahe 10 Jahre zuvor prophezeiht hatte, daß ein neuer, in der Cassiopea entdeckter Stern die Geburt eines großen nordischen Herrschers und Retters der Protestanten bedeute. Karl feierte das Ereigniß durch Wiederherstellung der Universität Upsala. Indeß verschob Clas Flemming die Vollstreckung des durch den Herzog herbeigeführten Friedens von Teusina; denn er wollte seine Mannschaft beisammen halten, diese aber hausten so arg in Finnland, daß es zu einem Aufstande kam, in welchem 11,000

Bauern erwürgt wurden. Karl forderte nun, man solle den Statthalter Flemming zwingen, Kexholm vertragsmäßig an die Russen auszuliefern: der Kriegsrath sagte Nein; Karl schrieb an Sigismund, er möchte doch um der Ordnung willen das Regiment genauer bestimmen: Sigismund that keinen Schritt. So berief denn endlich der Herzog einen Reichstag nach Söderköping, und nöthigte die Reichsräthe durch Drohungen, demselben anzuwohnen. Mit Hülfe des Bürger- und Bauernstandes leitete er Beschlüsse ein, wie sie ihm gefielen; dann fragte er die Stände: ob sie gesonnen seyen, zu vertheidigen, was hier gethan und beschlossen worden, und einzustehen dafür, Alle für Einen und Einer für Alle? Das Volk antwortete: „ja, ja, gnädiger Herr!" und schwur, mit seiner fürstlichen Gnaden zu halten. Jetzt wandte er sich zu den Reichsräthen und dem Adel: „hört Ihr, was diese geschworen? wollt Ihr Euch trennen von ihnen?" Der Reichsrath versprach Gehorsam. Darauf Karl mit aufgehobner Hand: „so schwöret, daß Ihr mir gehorchen wollt in dem, was ich Euch anbefehlen werde." Da erhob der größte Theil die Hand, Einige aber auch nicht. Nach den Beschlüssen von Söderköping sollten alle Katholiken ihre weltlichen und geistlichen Aemter verlieren, und binnen 6 Wochen das Reich verlassen; es sollten keine Berufungen nach Polen gehen, und kein dorther kommender Befehl gültig seyn, ehe denn ihn der Herzog gebilligt habe. In Folge hievon wurde der katholische Gottesdienst eingestellt, und das Kloster zu Wadstena, das letzte und berühmteste in Schweden, aufgehoben. Obgleich durch eine große Hungersnoth bedrängt und durch Sigismund aufgereizt, die von Karl ausgeschriebnen Steuern nicht zu bezahlen, hielt das Volk dennoch fest am Herzoge; der Reichsrath aber, und der Adel handelten offen und heimlich ihm zuwider, und die hartnäckige Weigerung des erstern, den Clas Flemming mit Waffengewalt zum Gehorsam zu bringen, ärgerten ihn dergestalt, daß er die Regierung niederlegte. Sigismund ließ dieß gerne

geschehen; dagegen erhob die Universität Upsala ihre Stimme, und auf dem Reichstage zu Arboga drang das Volk so lange in den Herzog, bis er sich den Geschäften wieder unterzog. Begeistert riefen die Bauern: „ja Herr, wir wollen Euch vertheidigen, solang unser Blut warm in den Adern ist!" Ein Theil der Reichsräthe gieng nun nach Polen, und Sigismund brach mit 5000 Mann auf. Als er den 30. Juli 98 bei Calmar landete, traf er seinen Oheim Karl mit einem wohlgerüsteten Heere. Nach langen Verhandlungen kam es am 25. Sept. bei Stangebro zur Schlacht, worauf Sigismund um Waffenruhe und neue Verhandlungen bitten mußte. In Folge derselben kam ein Vertrag zu Stande: die Regierung solle an Sigismund übergeben werden, doch unter dem Beding, daß er sie gemäß den Beschlüssen von Söderköping führe. So günstig dieß klang, so hatte er hiemit doch auf die schwedische Krone verzichtet; denn jene Beschlüsse forderten eine Regierung in rein protestantischem Sinne, und so konnte Sigismund als Katholik nicht regieren. Wie es gemeint sey, zeigte sich auch darin, daß Karl die Auslieferung der 5 nach Polen geflüchteten Reichsräthe forderte und erzwang. Sigismund reiste mit auffallender Eile nach Danzig. Schon zu Anfang 1599 kündigte ihm der in Jönköping versammelte Reichstag bedingterweise den Gehorsam auf, und als Sigismund keinen Schritt that, um das eben noch Verlangte zu erfüllen, so ergieng den 24. Juli aus Stockholm folgender Beschluß: „wenn er nicht binnen 6 Monaten seinen Sohn Wladislaw nach Schweden schicke und dort in der evangelischen Lehre erziehen lasse, so solle sein Stamm das Erbrecht verloren haben, und dasselbe auf Karl und Karls Abkömmlinge übergehen;" denn Herzog Magnus von Ostgothland war schon den 21. Januar 1595 gestorben. Calmar und Finnland, welche immer noch dem Polenkönige anhiengen, bezwang der Regent, und verfuhr gegen die Häupter des Widerstandes mit großer Strenge: 28 Personen wurden in Finnland hingerichtet. Hierauf setzte er

ein aus 153 Personen, Adeligen, Soldaten, Beamten und Bürgern bestehendes Gericht nieder, vor welchem er selbst jene abtrünnigen Reichsräthe des Hochverraths anklagte: die vielleicht mehr als billig bearbeiteten Richter verurtheilten vier, und den 20. März 1600 wurde trotz flehentlicher Bitten ihrer Verwandten und 22 Kinder zu Linköping das Urtheil vollzogen. Viele Andre vom Adel verwies man des Landes und erklärte sie ihrer Güter verlustig. Lange weigerte sich Sigismund, seine Absetzung anzuerkennen. Indeß faßte der Reichstag zu Norköping den 22. März 1604 einen entscheidenden Beschluß: „der Regent solle als Karl IX. den Thron besteigen und Schweden ein Erbreich seyn, nämlich so, daß auf ihn Gustav Adolf, auf diesen, falls er ohne männliche Erben stürbe, dessen am 22. April 1601 geborner Bruder Karl Philipp, auf Karl Philipp im selben Falle Prinz Johann folge, geboren den 18. April 1589, Sohn Johanns III. aus zweiter Ehe mit Gunilda Bielke; trete der gleiche Fall bei Johann ein, so erbe die älteste unverheurathete Prinzessin.“ Zugleich wurde verordnet, daß künftig jede königliche Schenkung liegender Gründe nur für des Königs Regierungszeit gelte und ohnehin, sobald der Empfänger keinen männlichen Erben hinterlasse, an die Krone zurückfalle. Erst den 15. März 1607 empfieng der vorsichtige Karl zu Upsala die Insignien des Königthums. Sigismund aber hatte, um Rache zu nehmen, Esthland an die polnische Nation abgetreten, und seit 1599 dauerte die Fehde mit Polen fort; von den russischen Händeln ist oben die Rede gewesen; 1610 kam ein dänischer Krieg hinzu, wegen der streitigen Gränze in Lappland, wegen dänischer Handelsschiffe, die Karl von Riga abhielt, vornämlich aber, weil Christian IV. den Krieg wollte. Karl forderte nach alter Sitte seinen Gegner zum Zweikampf; der Geforderte gab zum Bescheide: „wir lassen Dir wissen, daß uns Dein grober Brief durch einen Trompeter überliefert worden ist; wir merken daraus, daß die Hundstage noch nicht vorüber sind, sondern mit

Macht auf Dein Hirn wirken." Obgleich in so viele Streitigkeiten verwickelt, fand Karl nichtsdestoweniger Zeit, sein Reich trefflich zu regieren: er gab ihm eine Prozeßordnung, machte die Verwaltung einfacher, erhob Stockholm zum Stapelplatze für den Ostseehandel, gründete durch holländische Ansiedler Gothenburg, steigerte den Ertrag der Silbergruben von Sala auf das Dreifache, beschränkte die Ausfuhr des Roheisens, um es in Schweden verarbeiten zu lassen, setzte Gustavs I. Grundvermessung, damit die Steuer gerecht vertheilt werden könne, bis in die Lappmarken fort, woraus 1626 endlich eine Generalkarte von Schweden hervorgieng, errichtete eine Landwehr aus Bauern, die dafür eines Steuernachlasses genoßen und von Einquartierung und den so lästigen Postfuhren frei waren, und vervollkommnete das von Gustav I. geschaffne Reitereicorps auf den Kronhöfen: jeder Reiter oder Hofmann, wie man sie nannte, sollte ein tüchtiges Pferd, einen festen Harnisch, 2 kurze und 2 lange Büchsen und ein gutes Rappier, im Frieden sein gewisses Einkommen, im Kriege seinen Sold haben. Durch diese vom König allein abhängige Reiterei wurde der Roßdienst des Adels vollends entbehrlich. Karls Testament schloß mit den Worten, Prinz Johann, welchen er gewissenhaft erzogen hatte, solle das Reich erben, „es sey denn, daß die Stände von den in Norköping gefaßten Beschlüssen keineswegs abgehen wollen." So kam es, daß Gustav Adolf, als sein Vater den 30. Oktober 1611 starb, erst vermöge einer ständischen Wahl, aber dann desto sichrer, zur Regierung gelangte. Johann starb den 5. März 1618, mit Hinterlassung nur eines natürlichen Sohns, obgleich er sich den 29. November 1612 mit Karls IX. Tochter Maria Elisabeth vermählt hatte.

Die Absetzung Sigismunds in Schweden that auch seinem Ansehen in Polen großen Eintrag. Schon früher hatte er sich durch Verfolgung der Protestanten und Begünstigung des Katholizismus unpopulär gemacht, heurathete, da er doch im Widerspruche gegen Oestreich auf den Thron

berufen war, zweimal eine östreichische Prinzessin, 1592 Anna, 1605 Konstanze, Töchter des Erzherzogs Karl, suchte sich von Zamoisky unabhängig zu machen, erhob dessen Feinde zu den wichtigsten Stellen, und besetzte den Senat mit katholischen Günstlingen. Nachdem mehrere Beschwerden fruchtlos geblieben waren, riefen die Mißvergnügten den gesammten Adel zum Rokoß, das heißt, zur gesetzlichen Insurrection, um König und Senat vor ihr Gericht zu ziehen. Auch Sigismund sammelte seine Anhänger; Bischöffe bearbeiteten den Senat, Jesuiten das Volk; die Versammlung des Adels wurde gesprengt, das Heer desselben besiegt und die Gegenparthei genöthigt, sich zu fügen, was neue Gewaltschritte gegen die Dissidenten zur Folge hatte. Nicht so glücklich war Sigismund im Kriege mit den Türken, obgleich ihm hier zuchtlose Janitscharen und vielfach ausbrechende Unruhen in die Hände arbeiteten. Denn kaum war Muhameds III. Sohn Achmed I., Sultan seit 1603, im November 17 gestorben, so wurde sein Bruder Mustafa I. den 20. Februar 18 entthront, Achmeds Sohn Osman II. 1622, und dessen Nachfolger Mustafa II. fünf Monate später erdrosselt, und erst Achmeds Sohn Murad IV. vermochte sich längere Zeit, von 1623 bis 1640, auf dem Throne zu behaupten. Mitten während jener Verwirrungen brach ein Aufstand in der Moldau aus, welchen Sigismund benützte, um das alte Recht Polens an diese Landschaft geltend zu machen; allein nicht genug, daß man durch verheerende Einfälle der Tataren viel leiden mußte: auch die Moldau sammt Chozym blieb kraft des Friedens vom 9. Oktober 1622 den Türken. Ein andrer Verlust, den Polen unter Sigismund III. erlitt, wird sich aus der preussischen Geschichte ergeben. Hier war die 1543 von dem ofterwähnten Albrecht gestiftete Universität Königsberg nicht nur eine Schule der Bildung, sondern auch ein Kampfplatz der Polemik geworden: Geistliche verketzerten sich gegenseitig auf Kathedern und Kanzeln, in Druckschriften und öffentlichen Anschlägen, thaten die Freunde

ihrer Gegner in Bann, und versagten ihnen noch auf dem Sterbebette das h. Abendmahl. Die merkwürdigste Streitigkeit dieser Art ist die von dem fanatischen Mörlin gegen den aus Nürnberg berufnen Osiander geführte, welcher in der besten Meinung, nur nicht eben sehr klar, den Satz vertheidigte, daß die Rechtfertigung stets in ihrem Zusammenhange mit der Heiligung aufgefaßt werden müsse. Neben Zänkereien der Geistlichen kamen politische Partheien in Schwang. Edelleute und Reste des Deutschordens hemmten die monarchische Gewalt; verdrießlich umgab sich Albrecht mit Ausländern, die ihn zu Kabalen mißbrauchten; auf Klage des Adels erschien 1566 eine polnische Kommission, welche den Herzog gewissermaßen unter Vormundschaft stellte, und alle Civil- und Militärstellen dem Adel zusprach; in Sachen der Kirche spielten der Bischoff von Samland und der von Pomesanien eine wahrhaft päbstliche Rolle. Als Albrecht nach vielen Kränkungen, gedrückt von eignem Kummer und Landesnoth, 1568 starb, folgte ihm der 15jährige Albrecht Friedrich, Sohn seiner zweiten Gemahlin, einer braunschweigischen Prinzessin. Vier Edelleute hatten als Oberräthe die Vormundschaft. Kaum mündig geworden, fühlte der junge Herzog sich unwohl: der Hofprediger und der Bischoff von Samland riethen zu einer Arznei, die ihn geistig zu Grunde richtete: Drohungen und körperliche Mißhandlungen, welche die Räthe sich erlaubten, machten diesen Zustand der Blödigkeit noch ärger. Doch vermählten sie den Herzog mit Maria Eleonora von Cleve, die ihm mehrere Töchter gebar, später Gemahlinnen Johann Friedrichs und Johann Sigismunds von Brandenburg. 1577 endlich übertrug der polnische König dem nächsten Lehensvetter, Markgrafen Georg Friedrich von Anspach, die Regentschaft. Dieser fand sich dem unbotmäßigen Adel nicht gewachsen, und kehrte daher, des Streites überdrüssig, nach Anspach zurück, von wo er 17 Jahre lang, so gut es gehen wollte, Preussen regierte. Uebrigens wurden in dieser Zeit die Bi-

schöffe beseitigt, ordentliche Konsistorien errichtet und mit dem hieraus sich ergebenden Ueberschusse 3 große Landschulen gegründet, zu Saalfeld für Deutsche, zu Lyck für Polen, zu Tilsit für Litthauer. Als der Markgraf gestorben war, führte von 1605 bis 8 Churfürst Joachim Friedrich, von 1608 an Churfürst Johann Sigismund, Sohn des Vorhergehenden, die Verweserei, und nachdem 1618 der blödsinnige Albrecht Friedrich gestorben war, wurde 1620 Churfürst Georg Wilhelm sein Nachfolger, und in dieser Vereinigung des Herzogthums mit der Chur lag schon der Keim einer völligen Losreissung von Polen.

Einundzwanzigstes Hauptstück.

Ausbruch des dreissigjährigen Kriegs.

Da der schwache Kaiser Matthias dem bevorstehenden Sturme keineswegs gewachsen schien, und, obwohl seit dem 4. Dezember 1611 mit Erzherzog Ferdinands Tochter Anna vermählt, keine Kinder hatte, sorgte die vorsichtige Politik des Hauses Oestreich und die Betriebsamkeit der Jesuiten zeitig für einen kraftvollen Nachfolger in den Erblanden. Als solcher designirt, empfieng der eben genannte Ferdinand von den Ständen Oestreichs, Ungarns, Mährens und Schlesiens die Huldigung, beschwor den Majestätsbrief der Böhmen, wurde am 29. Juni 1617 in Prag gekrönt, setzte sofort eine Statthalterschaft ein, in die er einen Martinitz und Slawata, heftige Gegner der Reformation, aufnahm, verließ dann aber die böhmische Hauptstadt, unter dem Versprechen, solang Matthias lebe, sich nicht in die Regierung zu mischen. Zu Folge des Majestätsbriefes herrschte dort der neue Glaube fast allgemein, und auch in Ortschaften geistlicher Grundherrn bildeten sich protestantische Ge-

meinden. So in Braunau und Klostergrab. An letzterm Orte verbot der Erzbischoff von Prag, an ersterem der Abt von Braunau, beide als Grundherrn, den Bau einer Kirche, und Matthias bestätigte das Verbot. Als die Gemeinden unter Zustimmung der reformirten Stände fortfuhren zu bauen, wurden die Kirchen geschlossen, dann die in Klostergrab niedergerissen, und einige der unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen. Hierüber gerieth das ganze Land in Bewegung; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefs; an die Spitze der Erbitterten trat, wie schon unter Kaiser Rudolf, Graf Matthias von Thurn, der dem Hof wegen Entziehung des Burggrafenthums grollte, und die Stände erhielten auf eine Eingabe an die Statthalterschaft und an den Kaiser am 22. Mai 1618 den Bescheid, daß die Kirche zu Klostergrab mit Recht niedergerissen worden sey, und man ihre Häupter als Rebellen strafen werde. Mehrere Herrn von Adel begaben sich hierauf unter Thurns Anführung den 23. Mai in den Pallast der Statthalterschaft. Paul von Rciczan erklärte als Sprecher: „die Evangelischen seyen nicht gesonnen, ungesetzlichem Befehle Gehorsam zu leisten; denn der Kaiser habe aufs Evangelium geschworen, daß er alle Freiheiten, welche Rudolf gewährt, beobachten und schützen werde." Als Oberst Burggraf von Sternberg das Wort ergriff, entgegnete einer der Abgesandten: „vor dem Herrn Oberstburggrafen haben die Stände allen Respekt, weil er ein guter Böhme ist; mit Euch aber (gegen die Herrn Slawata und Martinitz gewendet) werden wir uns nimmermehr vertragen." Wie diese sich vertheidigen wollten, rief Einer: „wozu die Umstände? man werfe sie nach altböhmischem Brauche zum Fenster hinaus." Alsbald wurde Hand ans Werk gelegt: Martinitz und Slawata flogen 60 Fuß hoch hinunter, und auf demselben Wege mußte ihnen ihr Geheimschreiber Fabricius folgen: ein unten stehender Baum und ein Haufen Kehricht bereitete den Herrn ein weiches Lager, so daß keiner großen Schaden nahm. Nach einer

solchen Behandlung galten die Statthalter für abgeschafft: von den Ständen wurden 30 Direktoren gewählt, denen man die Regierung übergab, und der Erzbischoff von Prag, viele andre Kleriker, insonderheit aber die Jesuiten wurden als Stifter alles Uebels aus dem Lande verwiesen. In der Noth schickte Matthias an Herzog Maximilian um Hülfe; dieser aber gab zur Rache dafür, daß man die Liga hatte verbieten wollen, eine abschlägige Antwort. Matthias schien nun zur Nachgiebigkeit gegen die Böhmen geneigt. Doch während die Häupter des Aufstandes das Volk immer vorwärts trieben, erhob sich Ferdinand, um seinem schwachen Oheim die Zügel der Regierung, bevor sie ihm entfielen, zu entreissen. Kaum von seinem Verwandten bedroht, willigte Matthias in Alles, was die Jesuitenparthei wollte: ein Heer wurde zusammengebracht, und unter den Befehlen des lothringischen Edelmanns Heinrich von Dampierre und des Brabanters Karl Bonaventura von Longueval, Grafen von Bucquoi, nach Böhmen gesandt. Die Empörer dagegen knüpften Verbindungen an mit Bethlen Gabor und mit der Union; die Union hatte früher schon mit Herzog Karl Emanuel von Savoyen, einem ehrgeizig kühnen Fürsten, unterhandelt, und ihm sogar die Kaiserkrone angeboten, und Karl Emanuel hatte, um auf alle Fälle gerüstet zu seyn, den Grafen von Mannsfeld mit Anwerbung eines Heers beauftragt. Ernst Peter von Mannsfeld, unehlicher Sohn des gleichnamigen Grafen, der uns in den Niederlanden begegnet und 84 Jahre alt als Statthalter zu Brüssel 1604 gestorben ist, war zwar durch Rudolf legitimirt, nie aber in seines Vaters niederländische Güter eingesetzt worden, daher aus Aerger zur protestantischen Lehre übergetreten, und hatte damals eben über eine Söldnerbande von 4000 Mann zu gebieten. Mit diesen nach Böhmen beordert, nahm er den 21. November 1618 Pilsen ein, nächst Prag die wichtigste Stadt des Landes. Fast ganz Böhmen kam in die Gewalt der Empörer; Thurn drang bis

Oestreich vor; der Kaiser wollte unterhandeln, und schon war auf den 14. April 1619 ein Tag zu Eger bestimmt, als Matthias den 20. März starb. Sein Nachfolger Ferdinand erließ ein versöhnlich scheinendes Edikt, das aber, weil es an die abgesetzten Statthalter gerichtet war, seinen Eindruck verfehlte. Der Aufruhr griff weiter, bis nach Oestreich; den 6. Juni erschien Thurn mit 16,000 Mann vor Wien, und verabredete mit den Protestanten daselbst, Ferdinand gefangen zu nehmen und in ein Kloster zu stecken. Rathlos warf sich Ferdinand vor dem Bilde des Erlösers nieder: da drangen 16 östreichische Herren ins Zimmer, überhäuften ihn mit Vorwürfen, und wollten seine Einwilligung zu einer Konföderation mit Böhmen erzwingen; einer der Wüthendsten ergriff ihn beim Wamms: „Nandel," schrie er, „gib dich! Du mußt unterschreiben!" In diesem Augenblick läßt sich Trompetenschall auf dem Burgplatze vernehmen: es waren 500 Kürassiere, die Dampierre von Krems zu Hülfe geschickt hatte. Nun flohen viele vom Adel ins thurnsche Lager, und die Böhmen mußten die Belagerung Wiens aufgeben, weil Bucquoi und Wallenstein das Heer des Grafen Mannsfeld geschlagen hatten. Sobald die Pässe frei waren, zog Ferdinand zur Kaiserwahl nach Frankfurt. Die Protestanten, unter Anführung Friedrichs V., seit 1610 Churfürsten von der Pfalz, boten dem Herzog Maximilian ernstlich und mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Krone an; denn gieng er darauf ein, so mußte er mit Ferdinand zerfallen, und dann war die katholische Parthei getrennt. Ebendeßhalb lehnte Max den Antrag ab, um so mehr, da Ferdinand auf der Reise nach Frankfurt bei ihm eingesprochen und die von den Studien in Ingolstadt sich herschreibende Jugendfreundschaft erneuert hatte. So wurde der Erzherzog ohne Schwierigkeit einstimmig den 28. August 1619 erwählt und am 9. September als Ferdinand II. gekrönt. Allein zu gleicher Zeit verlor er eine andre Krone: den 17. August erklärten ihn die Böhmen, „weil er Erbfeind

der Gewissensfreiheit, Sklave Spaniens und der Jesuiten sey, die Drangsale des Kriegs über das Land gebracht, den Thron durch böse Künste erschlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen habe," aller Ansprüche verlustig, schwankten dann einige Zeit, ob sie nicht einen Freistaat errichten wollten, entschieden sich aber wieder für die Monarchie und wählten Friedrich V. von der Pfalz, der sie seit Langem zu seinen Gunsten bearbeitet hatte. In der That war Friedrich einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands, Haupt der Union, Eidam Jakobs von England, Neffe des Oraniers Moritz; aber mehr zu einem lebenslustigen Landedelmanne geboren, besaß er keineswegs Stärke genug, um eine so gewaltige Bewegung zu leiten. Der Fürst von Anhalt, seine Räthe, seine Gemahlin Elisabeth feuerten ihn an, dem Rufe zu folgen: nur seine Mutter Louise Juliane, Tochter Wilhelms von Oranien aus dritter Ehe, rieth dringend ab. „Eifersucht und Haß," sagte sie, „wird die Folge dieser Erhebung seyn; Deine Kräfte sind den Hülfsmitteln der Feinde nicht gewachsen; auf Bündnisse darfst Du nicht bauen: bald wird sich der böhmische Streit in einen Religionskrieg verwandeln, und alle katholischen Mächte werden für Oestreich waffnen." Auch Herzog Max von Bayern gab ihm zu bedenken, daß die Losreissung Böhmens von Oestreich ganz Deutschland erschüttern werde. Noch zögerte Friedrich, als böhmische Abgeordnete erschienen, deren begeisterte Reden ihm den Glauben beibrachten, die Wahl sey ein Ruf der Vorsehung. Am 31. Oktober hielt er seinen Einzug in Prag, am 4. November wurde er gekrönt: Feste folgten auf Feste; er selbst veranstaltete Gastmähler und Bälle, um durch heitre Popularität die Liebe der Unterthanen zu gewinnen. Indeß trübte sich, ohne daß ers ahnte, der Horizont. Noch im November hatte zu Nürnberg ein Konvent der Unirten Statt, oder vielmehr blos ihrer Abgeordneten; denn die Fürsten empfanden bereits Aerger darüber, daß ein Kollege so hoch über ihre Häupter hinweg gestiegen, und

daß einem Calvinisten der Preis zugefallen sey. Man tagte bis tief in den Dezember; das Ergebniß aber bestand lediglich darin, daß fremde Mächte, Holland, England, Frankreich, zur Unterstützung der deutschen Protestanten aufgefordert wurden. Wäre Friedrich von der Union nachdrücklich unterstützt worden, so hätte wohl Ferdinand unterliegen müssen; denn die böhmischen Empörer unter Thurn standen im November wieder vor den Thoren Wiens; Bethlen Gabor durchzog mit siegreichen Waffen Ungarn, und von seinen Bundesgenossen, den Türken, drohten jeden Augenblick Einfälle. Solche Schreckensnachrichten erhielt Ferdinand auf der Rückreise von Frankfurt. In großer Noth beschwor er zu München seinen Jugendfreund und Schwager Maximilian, doch wieder an die Spitze des katholischen Bundes zu treten, und das Kaiserhaus und den Glauben zu retten: Maximilian zeigte sich kalt; endlich, den 8. Oktober 1619, kam folgender Vertrag zu Stande: „der Herzog ist unumschränktes Haupt der Liga; weder der Kaiser noch sonst Jemand darf ihm dareinsprechen; das Haus Oestreich macht sich verbindlich, ohne ihn nicht Frieden zu schließen; für den Aufwand sind ihm alle Güter des Kaisers und seines Hauses verpfändet; verliert er durch den Krieg einen Theil seiner Länder, so wird es ihm von östreichischem Gebiete ersetzt, und über alle Pläne und Unterhandlungen des Kaisers muß mit ihm Rücksprache genommen werden." Max besaß demnach die größte Macht, Ferdinand nur die höchste Autorität in Deutschland; indeß waren sie gegenseitig dergestalt durcheinander beschränkt, daß sie vereint gegen die Protestanten Alles, ohne einander aber Nichts vermochten. Sogleich traf der Herzog umfassende Rüstungen, und Klöster und Städte, die vordem mit jedem Heller gegeizt hatten, verwilligten jetzt, im Schrecken vor dem böhmischen Ketzerkönig, namhafte Summen. Auch von seinen Verwandten in Spanien, die dem deutschen Zweige der Habsburger ziemlich entfremdet waren, erhielt Ferdinand endlich die Zusage, daß

aus den Niederlanden ein Hülfsheer in die Pfalz rücken solle. Graf Friedrich Christian Khevenhüller, lange Zeit östreichischer Gesandter in Madrid, dessen Annales Ferdinandei (von 1578 bis 1637) eine Hauptquelle für die Geschichte des dreissigjährigen Kriegs geworden sind, erreichte diesen Zweck durch Drohungen; „denn,“ sagte er zu Philipps Beichtvater Alliaga, „wenn Spanien meinen Herrn jetzt im Stiche läßt, so ists das Beste, er schließt Versöhnung mit seinen Feinden und theilt sich mit ihnen in Philipps ausserspanische Besitzungen.“ Sogar den Churfürsten von Sachsen wußte die östreichische Politik zu gewinnen; man schürte seinen fanatischen Groll gegen den pfälzer Friedrich zu lichten Flammen an, und sein Hofprediger Hoe von Hoenegg, Todfeind des pfälzischen Hofpredigers Scultetus, stimmte dießmal mit den Katholiken so trefflich überein, daß Johann Georg sich anheischig machte, von Norden her nach Böhmen zu rücken, während Maximilian im Süden vordringe. 30,000 gute Soldaten hatte dieser schon im Juni 1620 beisammen. Zwar brachte auch die Union 13,000 Mann auf die Beine, und 4000 sandte König Jakob seinem Eidam zu Hülfe; allein statt loszuschlagen, unterhandelten die Unirten mit Maximilian, und den 3. Juli 1620 schloßen sie zu Ulm einen Frieden, kraft dessen sie sich in die böhmischen Händel ferner nicht mischen wollten. Von Bundesgenossen entblößt, konnte Friedrich bald auch seinen Böhmen kaum mehr vertrauen: ihr Eifer erkaltete gar sehr, als es hieß, zum Krieg seyen weitere Beiträge nöthig; die Stände weigerten hartnäckig ihre Zustimmung; Geldnoth brachte Verwirrung ins Heer; überdieß zürnte Graf Thurn, daß im Kommando ein hohenlohischer Graf neben ihm stehe, und daß Christian von Anhalt das Ohr des Königs habe, und allgemein klagte man über Bevorzugung der Pfälzer, sowie über die blinde Unduldsamkeit des Scultetus gegen Katholiken und Lutheraner. Erstern nahm er gewaltsam die Domkirche zu Prag, und beraubte dieselbe nach helvetischer Art alles Schmucks:

mit lärmendem Ungestümm wurden die Gemählde, worunter ein Christus am Kreutz, und die Gebeine der Heiligen als götzendienerischer Unrath hinausgeworfen, die goldnen und silbernen Kelche an den Hof abgeliefert, hölzerne dafür angeschafft und das Abendmahl ohne Feierlichkeit und Würde gehalten. Im Juli 1620 erschien Max mit seinem Feldhauptmann an der Spitze des Heers in Oberöstreich. Letzterer, Johann Tzerklas, Graf von Tilly, geboren 1559 im spanischen Flandern, nicht nur Zögling, sondern vielleicht weltliches Mitglied des Jesuitenordens, ein nüchterner, keuscher Mann, von den Soldaten „Vater" genannt, hatte von der Pike auf gedient, unter Alba, Don Juan, Alexander, und hierauf im Ungarnkriege zu Rudolfs Zeit als Oberstlieutenant mitgefochten. Ständische Gesandte kamen dem Herzog entgegen, mit der Erklärung: „sie seyen zum Gehorsam gegen Ferdinand bereit, nur sollten ihre Privilegien in Betreff der Religion aufs Neue bestätigt werden." Zu Linz ertheilte ihnen Max den Bescheid, daß sie ihm huldigen müssen, und zwar unbedingt; über die Privilegien werde der Kaiser entscheiden. Nach vergeblichen Bitten thaten sie, wie er verlangte: Max nahm, dem münchner Vertrag zufolge, das Land ob der Ens in Besitz. und rückte, nachdem er das kaiserliche Heer unter Bucquoi an sich gezogen, nach Böhmen. Hier marschierten beide Heere, das kaiserlich-bayrische und das böhmische, nebeneinander her, suchten sich gegenseitig zu ermüden und der Lebensmittel durch Verwüstungen zu berauben, wobei Bucquois Soldaten durch Zügellosigkeit hervorstachen. Unter den Bayern brachen verderbliche Krankheiten aus, die sehr entmuthigend wirkten. Damals soll der alte, ehrwürdige Pater Dominicus de Jesu Maria durch seine salbungsvolle Beredtsamkeit herrliche Dienste geleistet haben. Endlich kam man sich in der Nähe von Prag gegenüberzustehen. Max und Tilly riethen zur Schlacht, Bucquoi wünschte sie noch verschoben: da gab jener Pater den Ausschlag, und den 8. November, Sonntag Mittags 12

Uhr, stürmte Tilly die feste Stellung der Böhmen auf dem weissen Berge: unter seiner Fahne focht, kaum 24 Jahre alt, der nachmals so berühmte Denker René Descartes. Ungeachtet der Fürst von Anhalt „wie ein Blitzstrahl" den Kaiserlichen entgegenstürzte, begannen, als er verwundet und gefangen wurde, die Böhmen zu weichen, die Ungarn zu fliehen: in einer Stunde war der Kampf entschieden: das kaiserlich-bayrische Heer hatte einen vollständigen Sieg gewonnen. König Friedrich, der Tags zuvor, den Angriff nicht erwartend, nach fünfmonatlichem Aufenthalte im Feldlager, an den Hof zurückgekehrt war und zur Erholung ein Gastmahl veranstaltet hatte, saß eben an der Tafel, als ein Bote mit der Nachricht kam, die Schlacht habe begonnen, und bald darauf ein zweiter, „Alles sey verloren." Er konnte nur achtstündige Waffenruhe vom Feind erhalten, und diese benützte er, um mit den Seinigen Prag zu verlassen, wo er in der Eile Krone und Scepter zurückließ. Zuerst begab er sich nach Breslau und suchte bei den Schlesiern Hülfe; als er keine fand, gieng er nach Berlin, als er auch dort ungern gesehen wurde, nach Holland. Am Tage, da Friedrich floh, zog Maximilian in Prag ein, empfieng einige Tage darauf die Huldigung, übergab die weitere Verwaltung dem Fürsten von Lichtenstein als kaiserlichem Statthalter, und reiste dann nach München. Ein großer Theil der Ligisten vollendete, von Tilly geführt, die Unterwerfung des Landes, so daß Ferdinand Rache nehmen und die Gegenreformation ins Werk setzen konnte. Die Häupter des Aufstandes wurden, so weit man sie gefangen bekam, zum Tode verurtheilt; den 21. Juni 1621 endeten 27 Verurtheilte, worunter Mehrere vom hohen Adel, zu Prag ihr Leben. Eine große Anzahl Andrer bestrafte man mit theilweiser oder gänzlicher Einziehung der Güter, was zusammen vierzig Millionen Gulden abwarf. Der Ertrag floß theils in die sehr bedürftige kaiserliche Kasse, theils ward er zu reicher Belohnung der Jesuiten und des treu gebliebnen

katholischen Adels verwendet. Manche Mitglieder des letztern fanden auch in wohlfeilem Ankaufe confiszirter Güter Gelegenheit, große Reichthümer zu sammeln. So kaufte Wallenstein für 7 Millionen Güter, deren wahrer Werth das Fünffache betragen mochte; noch mehr erwarben die Lichtenstein und Dietrichsstein. Sogleich nach Maximilians Sieg begannen die zurückgerufnen Jesuiten mit größtem Eifer ihre Wirksamkeit; den evangelischen Geistlichen in Prag befahl man, katholisch zu werden, und als sie dieß verweigerten, Stadt und Land zu verlassen; Lehrstellen evangelischer Professoren an der Universität wurden mit Jesuiten besetzt. Um die Mehrzahl des Volks, das immer noch am protestantischen Glauben hieng, davon abzubringen, ergieng 1624 ein Mandat, worin es hieß: „kein Unkatholischer kann das Bürgerrecht erlangen, ein Gewerbe treiben, ein Testament machen; keiner darf heurathen; wer einem evangelischen Pfarrer Aufenthalt in seinem Hause gestattet, verliert alles Eigenthum, ebenso, wer überhaupt protestantischen Unterricht duldet." In Prag versuchte man zuerst den Vollzug solcher Maßregeln, und legte jedem Einzelnen die Frage vor, ob er katholisch werden wolle? die Meisten verneinten es und wanderten aus, unter ihnen gerade die Vermöglichsten. In Landstädten und Dörfern verfuhr man noch strenger: Mönche, von Dragonern begleitet, nahmen das Bekehrungsgeschäft vor: was fliehen konnte, floh nach Sachsen; in Königsgrätz wurden die Einwohner von einigen 100 Kroaten mit bloßen Säbeln in die Messe gehetzt. Viele Bauern verbargen sich im Dickicht der Wälder, und pflanzten hier ihren Glauben auf Kinder und Enkel fort; daher unter Kaiser Joseph II. viele Protestanten in Böhmen zum Vorscheine kamen. Als Ferdinand 1623 zu Prag einen Reichstag hielt, um seinen Erbprinzen krönen zu lassen, erklärte er den versammelten Ständen, daß alle von seinen Vorfahren dem Reiche Böhmen ertheilten Vorrechte und Freiheiten null und nichtig seyen: den Majestätsbrief zerschnitt er mit eigner Hand. Auch

in Oestreich wurde die von Kaiser Max ertheilte Religionsfreiheit aufgehoben, und nicht ohne Waffengewalt der Katholizismus wieder eingeführt. Hiebei war es indeß nicht geblieben: während Friedrich sein Wahlkönigreich verlor, gerieth sein Erbe in feindliche Hände: Spinola war mit Spaniern in die Pfalz eingefallen, und hatte sich hier ungehindert festgesetzt, da die Fürsten der Union, die sich im Mai 21 zu Heilbronn vollends auflöste, ihr Friedrich gegebnes Versprechen, wenigstens die Pfalz zu vertheidigen, schlecht hielten. Ueberdieß erklärte Ferdinand ihn, den Fürsten von Anhalt, den Markgrafen von Jägerndorf und den Grafen von Hohenlohe als Beleidiger kaiserlicher Majestät und Störer des Landfriedens in die Reichsacht und aller Würden und Güter verlustig, und übertrug die Vollziehung dem Herzoge von Bayern und dem Chürfürsten von Sachsen. Dennoch war der flüchtige Friedrich noch nicht von Allen verlassen: 2 Freibeuter blieben ihm treu, Graf Mannsfeld und Christian von Braunschweig, ein nachgeborner Prinz ohne Land und Leute, kürzlich zum Administrator von Halberstadt ernannt, und entweder für sein Bisthum fürchtend, oder entschlossen, sich mit dem Degen größre Güter zu erwerben. Jener hatte sich mit dem Rest seines Heeres in die Oberpfalz begeben und dasselbe, obgleich von Tilly verfolgt, mit einem Theile der verabschiedeten Unionstruppen auf 20,000 Mann verstärkt. Da er in der verheerten Rheinpfalz Nichts mehr fand, schweifte er im Elsaß und Stifte Speier umher und brandschatzte überall zu großem Verderben des Landes. Im Frühjahr 1622 begab sich der flüchtige Churfürst in Mannsfelds Lager, und den 29. April erfocht dieser bei Wisloch einen Sieg, der den Bayern unter Tilly gegen 3000 Mann kostete. Minder glücklich lief ein andres Unternehmen ab. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, früher Mitglied der Union, und über die schmähliche Auflösung des Bundes entrüstet, brachte 15,000 Mann für seinen Freund Friedrich zusammen,

stieß Anfangs zu Mannsfeld, trennte sich dann in fürstlichem Stolze von dem Glücksritter, und wurde so den 26. April 1622, bei Wimpfen, nachdem er einen Tag lang gekämpft und mehrere 1000 Mann verloren hatte, von Tilly besiegt: Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, Herzog Magnus von Wirtenberg fanden dabei ihren Tod. Rühmliche Erwähnung verdienen 400 Bürger aus Pforzheim, die unter ihrem Bürgermeister Däumling mit unerschütterlichem Muthe fochten und bis auf den letzten Mann umkamen. Christian von Braunschweig fieng damit an, daß er katholische Stifter ausplünderte. Im Dome zu Münster fand er 12 silberne Apostel; daraus ließ er Thaler münzen mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind;“ als ihm die Bischöffe wegen seiner Gottlosigkeit Vorwürfe machten, meinte er, Christus habe ja zu seinen Aposteln gesagt: „gehet hin in alle Welt.“ Eben wollte er ins Elsaß ziehen, um sich mit Mannsfeld zu vereinigen, da traf er bei Höchst am Main auf das bayrisch-spanische Heer unter Tilly und Cordua, von denen er am 19. Juli 22 dergestalt geschlagen wurde, daß er nur mit der Hälfte seiner Soldaten zu Mannsfeld gelangte. Friedrich, der bisher mit diesen Raubschaaren umhergezogen war, entließ sie nun seiner Dienste, in Hoffnung, der Kaiser werde sich dann eher mit ihm aussöhnen. Auch Mannsfeld und Christian hätten gern ihren Frieden gemacht; allein Ferdinand wollte nichts von ihnen wissen; in kläglichem Zustande kamen daher sie und ihre Leute nach Holland, wohin man sie gerufen hatte. Im Sept. 1622 eroberte Tilly Heidelberg und Mannheim. In ersterer Stadt, deren Besatzung sich tapfer vertheidigt hatte, wurde geraubt und gemordet; die herrliche Bibliothek auf dem Schlosse, mit Manuscripten von 80,000 Kronen Werth, schenkte Maximilian, auf das Vorwort des Nuntius Caraffa, dem Pabste: Vieles ward verschleudert, verdorben und um Spottpreise verkauft, und erst 1817 kam ein Theil davon aus dem Vatikane nach Heidelberg zurück. 1623 eroberte Tilly

vollends das ganze Gebiet des Pfalzgrafen, und breitete seine Kriegsmacht alsdann nordwärts gegen Niedersachsen hin aus. Hier erschienen die alten Feinde der Liga, Mannsfeld und Christian, welche in Holland so abscheulich gehaust hatten, daß man die erste Gelegenheit ergriff, der gefährlichen Helfer sich zu entledigen. Christian trug, seitdem er die unglückliche Churfürstin Elisabeth in Holland kennen gelernt hatte, ihren Handschuh auf dem Helme, führte auf der Fahne den Wahlspruch: „Alles für Gott und für sie," brachte auf Kosten der Stifter Hildesheim und Halberstadt eine ziemlich bedeutende Mannschaft zusammen, und verschanzte sich in Rinteln; Unterhandlungen des Kaisers mit den niedersächsischen Ständen zogen diese von ihm ab; rastlos setzte Tilly ihm nach, faßte ihn den 6. August 23 bei Stadtlohn im Bisthume Münster, schlug und zersprengte sein Heer. Die Reste vereinigten sich in Friesland mit Mannsfeld; doch kam es zu keinem Treffen mehr, sondern Mannsfeld verabschiedete seine Truppen, gegen 300,000 Gulden, welche unter holländischer Vermittlung die ostfriesischen Stände ihm zahlten. Im Juni 23 berief Ferdinand nur diejenigen auf den regensburger Reichstag, die er um ihres Ansehens willen nicht übergehen durfte, oder von deren Bereitwilligkeit er versichert war, schlug so die Uebertragung der pfälzischen Chur an Maximilian vor, hielt den jetzt einmal thätigen König Jakob mit Vertröstungen hin, beschwichtigte Hessendarmstadt durch eine günstige Entscheidung über die Erbschaft Marburg, gewann den sächsischen Churfürsten, indem er ihm für aufgewendete Kosten im böhmischen Krieg die Lausitz als Pfand gab, und konnte dann den stumpfen Widerspruch von Seiten Brandenburgs verachten. Am 30. Juni 1624 wurde Maximilian zu Nürnberg feierlich ins Churfürstenkollegium eingeführt. Die Union war aufgelöst, der Trotz östreichischer Stände gebrochen, Böhmen in Ketten geschmiedet, das protestantische Deutschland bis an die Nordsee vom Schrecken gelähmt, nirgends mehr ein Feind unter den

Waffen, der Retter des Kaiserhauses kaiserlich belohnt, und dennoch entwaffnete die Liga nicht. Folglich haben die 2 Männer, welche das Heft in ihrer Hand hielten, den Wiederausbruch der Feindseligkeiten gewünscht, Maximilian, weil er die glänzende Rolle neben dem Reichsoberhaupte fortspielen, Ferdinand, weil er den günstigen Augenblick benützen wollte, um seine Macht auszudehnen. Nur mit Besorgniß konnten daher auswärtige Staatsmänner dem Gang der Dinge in Deutschland zusehen; denn was lange gefürchtet, oft versucht, jedesmal wieder durch Menschen und noch mehr durch das Schicksal selbst hintertrieben worden war, das schien sich jetzt unaufhaltsam gestalten zu wollen: eine festgegründete, starke Monarchie im Herzen Europas. Unter jenen Staatsmännern ist Einer gewesen, der nicht blos fürchtete und zusah, sondern im Geiste Heinrichs IV. zu handeln wußte. Wir werden ihm in Frankreich begegnen.

Zweiundzwanzigstes Hauptstück.

Kardinal Richelieu.

Am Tage nach der Ermordung ihres Gemahls verfügte sich Maria von Medici vor die Pairs und 200 Räthe der versammelten 8 Kammern des pariser Parlaments; denn dieser höchste Gerichtshof des Reichs zerfiel in 5 Untersuchungs- und 2 Bittschriftenkammern und in die sogenannte grande chambre. Obgleich jede Abtheilung nicht nur ihren eignen Geschäftskreis, sondern auch ihre besondern Rechte hatte, so stimmten doch sämmtliche Mitglieder darin überein, daß sie als Körperschaft auch die oberste politische Auktorität im Staate ansprachen. Höchlich erfreut, in der Sache des Regiments als Schiedsrichter angegangen zu werden, ernannten sie ohne nähere Berathung Maria zur unumschränkten Herrscherin, bis

ihr Sohn mündig seyn würde. Sogleich begann eine Wirthschaft, die den weisen Sully bestimmte, um seine Entlassung einzukommen; den 26. Januar 1611 hatte er sie: man wollte sich nicht länger durch seine Gewissenhaftigkeit und seine Talente beengt fühlen. Eine Anweisung auf 100,000 Thaler, die man aus Scham, oder auch um seinen Ruf zu beflecken, beigelegt hatte, schickte er mit einem Schreiben voll des edelsten Stolzes an Maria zurück. „Wenn mein früheres Leben," sagt er darin, „zur Größe Frankreichs beigetragen hat, so soll jetzt mein Gehorsam den Weg zeigen, wie diese Größe erhalten werden kann; als Gunst erbitte ich mir, daß mein erbittertster Feind prüfe, was ich gethan habe; meine Genugthuung sey es, Uebel, die man mir zufügt., zu leiden, ohne daß ich den Lohn annehme, welchen Sie mir darbieten." Schon bis zum August 1610 hatte man 7 Millionen verschleudert: jetzt war vollends kein Maß noch Ziel: Pensionen und Jahrgelder stiegen von 1,800,000 auf 4,100,000 Livres; am meisten erhielt Concini, welcher Markgraf von Ancre, Statthalter von Amiens, Peronne, Montdidier und Royer, Großstallmeister, erster Kammerherr des Königs, und obgleich er fast nie ein Heer gesehen hatte, im Jahre 1614 Marschall von Frankreich wurde. Das schwindelnde Glück eines Ausländers brachte die Großen in Harnisch: während des Februars 1614 erregten sie unter der Leitung der Herzoge von Bouillon, Mayenne, Nevers, Longueville und des 1588 gebornen Prinzen Heinrich Condé einen Aufstand, den jedoch schon am 14. Mai der Friede von Menehould mit einer Amnestie und mit der Zusage beendigte, daß man, um jede Beschwerde zu heben, die Reichsstände versammeln wolle. Den 2. Oktober wurde Ludwig XIII. für volljährig erklärt, und am 27. eröffnete er die Stände. Es erschienen 5 Kardinäle, 7 Erzbischöffe, 47 Bischöffe, im Ganzen 140 Geistliche, 132 Adelige und 192 Abgeordnete des dritten Standes, Letztere meistens Justiz- und Finanzbeamte. Stehend antwortete der Redner des er-

sten und der des zweiten, knieend, aber am gehaltvollsten der des dritten Standes auf die Eröffnungsrede. Jeder Stand berieth für sich in einem eignen Saale, und zerfiel hier wiederum nach den 12 Gouvernements des Reiches in 12 Abtheilungen: die Mehrheit der Köpfe entschied in den einzelnen Abtheilungen, die Mehrheit der Gesammtstimmen für den Stand: indeß konnte die eine Abtheilung 30 bis 40, die andre vielleicht nur 3 Köpfe enthalten. Umsonst forderte die Universität Paris Sitz und Stimme unter den Geistlichen. Die Berathungen waren lebhaft und manchfaltiger Art, und eine Menge von Flugschriften regte die Theilnahme des Publikums auf. Geistlichkeit und Adel verlangten Annahme der Schlüsse von Trient, Herstellung des Katholizismus in Bearn, wo man Nichtprotestanten von Aemtern ausschloß, völlige Wiedereinsetzung der Jesuiten, Beschränkung der parlamentarischen Gewalt auf Rechtssachen, Reform der Universität, und Aufhebung der Paulette, weil durch sie die wichtigsten Stellen an Reiche kommen und die Rechtspflege ungemein vertheuert werde; denn Zudrang steigre die Kaufpreise der Aemter, also auch die Begehrlichkeit der Richter. Dagegen hielt der dritte Stand an der Paulette fest, weil ja nunmehr auch die Sitten der Käufer geprüft werden, und Erblichkeit den Richter unabhängig mache; auch trugen die Bürger auf Abstimmung nach Köpfen oder wenigstens nach Amtsbezirken statt nach Gouvernements und auf eine Erklärung an, daß der König sein Recht allein von Gott habe, daß Niemand ihn absetzen und die Unterthanen vom Eid der Treue entbinden dürfe, und daß die Meinung von Zulässigkeit des Aufruhrs oder gar des Königsmordes künftig in keinerlei Weise zu dulden sey; denn nur so werde der Einfluß fremder Gewalt auf innre Angelegenheiten abgeschnitten. Gemeinschaftlich verlangten die 3 Stände, der Hof solle Rechenschaft ablegen, und obgleich Sullys Nachfolger Jeannin meinte, zu einer so mißlichen Sache sey man nicht verpflichtet, so mußte er doch am 21. De-

zember darauf eingehen: er gab statt 9 Millionen Livres, welche der jährliche Ausfall betrug, nur 2,700,000 an; gleichwohl erhielt man einen Blick in die heillose Verwaltung, und sonderbar mochte es klingen, wenn er zugestand, um das arme Volk nicht mit Steuern zu überladen, habe man lieber die Zinse der Staatsschulden nur zur Hälfte bezahlt. Am 24. März 1615 entließ der König die Versammlung unter dem Versprechen, ihre Wünsche zu berücksichtigen; allein es geschah Nichts, und bis zum Jahre 1789 sind die Stände nicht einmal mehr einberufen worden. So weit und so geflissentlich wich der Hof von allen Grundsätzen Heinrichs IV. ab, daß er sich gerade dem spanischen Kabinet am meisten näherte, und ein doppeltes Band der Verwandtschaft mit Philipp III. knüpfte; denn am 25. Oktober 1615 vermählte sich Ludwig mit der 1601 gebornen Infantin Anna Maria Mauritia, und Prinz Philipp von Asturien, geboren den 8. April 1605, wurde mit Marias von Medici 1602 geborner Tochter Elisabeth verlobt: die Trauung hatte 1621 Statt. Indeß waren längst neue Unruhen ausgebrochen, dießmal ganz unter Condés Leitung, mit welchem sich unter Herzog Rohan ein Theil der Hugenotten verband. Den 23. Januar 16 wurde Waffenstillstand, den 6. Mai zu Loudun Friede gemacht: Condé erhielt anderthalb Millionen Livres Kostenersatz und eine Art von Präsidium im königlichen Rathe. Statt hiemit zufrieden zu seyn, wollte der Ehrgeitzige, wo nicht die Königin Mutter, so doch den Marschall von Ancre stürzen: der Marschall kam zuvor: Condé wanderte in die Bastille, worauf plötzlich ein allgemeiner Bund der Großen gegen die Regierung entstand. Allein nicht von dieser Seite drohte dem Florentiner der Untergang. Ein unbedeutender Edelmann Namens Luines vertrieb dem von Geschäften ängstlich fern gehaltnen König mit allerlei Spielen die lange Weile. Ludwig wünschte 1500 bis 2000 Thaler: dieß sey unmöglich, hieß es, man brauche das Geld zum Kriege. Inzwischen trat der Marschall mit stattlichem

Gefolge herein. „Warum," sagte er: „haben Sie sich nicht an mich gewendet? ich würde es Ihnen aus öffentlichen Kassen, oder aus eignem Vermögen geschafft haben." War dann der Marschall weg, so fiengen Luines und seine Genossen an, dem Könige einzuflüstern: „es sey doch arg, daß er nur ein Paar Bedienten, Ancre ein so glänzendes Gefolge habe, und wie denn dieser hergelaufne Italiäner in so kurzer Zeit so reich habe werden können?" In aller Stille brachte man dem beschränkten, daher mißtrauischen Ludwig die Meinung bei, Ancre wolle ihn, ohne Zweifel nicht ohne Mitwissen der Königin Mutter, aus dem Wege räumen. Als der Marschall den 24. April 1617 ins Louvre trat, kündigte ihm Vitry, ein Befehlshaber der Leibwache, Haft im Namen des Königs an, und kurz darauf fiel ein Schuß, der ihn zu Boden streckte: sein Lichnam wurde gräßlich beschimpft; in Freudenfeuern und Schandliedern machte sich der Haß des Publikums Luft; das Parlament verurtheilte Eleonora Galigai als Hochverrätherin, Jüdin und Hexe zum Tode, und als sie muthig ihr Haupt auf den Block gelegt hatte, leitete man nachträglich auch gegen ihren Gemahl noch den Prozeß ein. Seiner Mutter ließ Ludwig gleich nach Ancres Ermordung sagen: „Alles sey auf seinen Befehl geschehen; sie möge nur auf ihrer Stube bleiben: er werde nunmehr selbst für die Geschäfte sorgen." Am 3. Mai 1617 mußte sie sich zur Abreise nach Blois entschließen: da sie beim Abschiede, von Thränen überwältigt, mehr sagen wollte, als man ihr vorgeschrieben hatte, gieng Ludwig unter einer tiefen Verbeugung fort, speiste auffallend heiter zu Mittag und sah mit seiner Gemahlin Anna behaglich aus dem Fenster, bis Maria mit ihrem ganzen Zuge vorbeigefahren war. Den empörten Großen bewilligte er Amnestie, erhob den aufgeblasnen, unfähigen Luines zum Konnetable, später zum Herzog, und hieng wie vormals seinen Spielereien nach. Condé blieb in Haft, weil Luines den Ehrgeitz des Prinzen fürchtete. Die Sachen giengen noch schlechter als

unter dem Marschall; das Unwesen der Pensionen verschlang jährlich 6 Millionen Livres; die Berufung der Notabeln im Dezember 17 war eine Spiegelfechterei. Doch eben jetzt stand der Retter Frankreichs im Begriff, seine große Laufbahn anzutreten. Armand Jean du Plessis, Herr von Richelieu, geboren zu Paris den 5. September 1585, dritter Sohn seiner Eltern, und Anfangs zum Kriegsdienste bestimmt, bald aber eifriger Theolog, weil sein älterer Bruder ins Kloster gieng und ihm Heinrich IV. auf dessen erledigtes Bisthum Luçon Anwartschaft gab, hatte 1607 zu Rom die Weihe empfangen, und das geistliche Amt mit löblichem Eifer verwaltet. 1615 machte ihn Marschall Ancre zum Staatsrathe, 1616 zum Staatssekretär. Folglich war der Tod des Marschalls auch für ihn ein Unglücksfall: verhaftet zwar wurde er nicht, sey es, weil er kurz zuvor die Anmaßung des Florentiner beklagt, oder den ihm bekannten Plan des Königs verschwiegen hatte; aber seine Stelle verlor er. Indeß hatte er den glücklichen Gedanken, daß in dem schwachen Ludwig die Stimme der Natur unfehlbar wieder siegen, und daß Maria einen Dienst im Unglück am wenigsten vergessen werde; er begleitete also unter dem faden Gespötte des Hofs die Königin nach Blois. Von da nach Luçon, von Luçon im April 18 nach Avignon verwiesen, schrieb er 2 theologische Bücher. Maria wurde trotz des entgegengesetzten Scheins wie eine Gefangne gehalten; daher ihr Wunsch zu entfliehen, den ihr am 22. Februar 19 der Herzog von Epernon ausführen half. Sogleich wiegelte sie Statthalter und Staatsbeamte auf, legte Beschlag auf königliche Gelder, warb Mannschaft und erhob offne Fehde. Sehr erwünscht kam daher dem Könige und dem Konnetable das Anerbieten des Bischoffs von Luçon, eine Aussöhnung mit Maria herbeizuführen. Schon den 30. April 19 hatte er den Zweck erreicht: ihren Freunden sollte verziehen, und ihr das Gouvernement Anjou nebst der Stadt Angers eingeräumt werden. „Mein Herr Sohn," sagte Maria beim

Wiedersehen, „was sind Sie gewachsen!“ „Ich bin gewachsen zu Ihren Diensten,“ war die Antwort. Allein es fehlte keinen Augenblick an neuen Irrungen: in Angers, wo sie residierte, bildete sich ein zweiter Hof, und der Bischoff von Luçon, ihr Minister, nährte den Zwist, um als Vermittler unentbehrlich zu bleiben. Den 20. Oktober 19 setzte Ludwig den Prinzen Condé in Freiheit, weil er in ihm eine Stütze zu finden hoffte. Nichts konnte Maria tiefer beleidigen; denn unter ihrem Einflusse war seine Verhaftung erfolgt. Ihr Hof wurde ein Sammelplatz der Mißvergnügten; die Herzoge von Epernon und Mayenne sammelten wieder Truppen, und plötzlich rückte der König auf des Konnetables Rath an der Spitze von 8000 Mann in das Gebiet seiner Mutter. Nun hatte sich Alles gemacht, wie der Bischoff von Luçon wünschte: er bot zum zweitenmal seine Vermittlung an, und Luines gieng darauf ein; denn obgleich Diesem das Kriegsglück für den Augenblick lächelte, so schwebte ihm doch mehr und mehr das Schicksal des Marschalls von Ancre vor Augen. Den 10. August 20 kam es zum Frieden; den 13. umarmte Ludwig seine Mutter in Brissac, und fortan wohnte sie wieder zu Paris. Kraft eines geheimen Artikels gieng ein Eilbote nach Rom, um für den Friedensstifter den Kardinalshut auszuwirken. Unruhige Köpfe fanden sofort anderswo Beschäftigung; denn da Ludwig im Oktober Bearn und Niedernavarra mit der Krone vereinigte, und in ersterer Landschaft die Herstellung des katholischen Kirchengutes erzwang, so brach ein förmlicher Krieg mit den Hugenotten aus, welchen erst am 19. Oktober 22 der Friede von Montpellier beendigte: das Edikt von Nantes wurde bestätigt, Allen Wiedereinsetzung in Aemter und Würden gestattet, und der katholische und protestantische Gottesdienst hergestellt, wo er aufgehoben worden war; die Reformirten sollten eigne Beamte und Gerichtsbarkeit, wie früher, haben, und geistliche Versammlungen halten dürfen, politische aber nur mit Erlaubniß des Königs; eroberte Sicherheitsplätze blieben

Diesem, neuangelegte Festungen befahl er ihnen zu schleifen. Den 15. Dez. 21 war Luines im Lager vor Monheur, zur Freude des seiner überdrüssigen Königs, 43 Jahre alt gestorben: als der Leichnam nach Maille in Touraine, dem Hauptorte des neugeschaffnen Herzogthums Luines, abgeführt wurde, sah man nicht selten ein Paar Bedienten während des Pferdefütterns auf dem Sarge Piket spielen. Maria wußte nun den König von seiner Gemahlin Anna zu entfernen, ihren eignen Einfluß zu verstärken, ihren Günstling, welcher im September 22 den Kardinalshut bekam, voranzustellen, und endlich setzte sie es durch, daß er am 29. April 1624 in den Staatsrath eingeführt wurde. Zwar band ihn Vieuville, der damals angesehenste Minister, durch Bedingungen; bald aber hatte der Kardinal jede Schranke und jeden Nebenbuhler überflügelt, und den 4. Oktober wurde Vieuville entlassen und zur Untersuchung gezogen. Maria und Ludwig beugten sich vor dem überlegnen Manne, der, obwohl klein und schwächlich von Körper, auf einmal alle Räder der Staatsmaschiene in Bewegung setzte. Geordnet im Innern, stark nach aussen wollte er Frankreich machen, jede der Regierung trozende Gewalt brechen, die Hugenottenparthei entwaffnen, die Aristokratie demüthigen, selbst dem Jesuitenorden Zaum und Gebiß anlegen, und ihm, dem Kardinal, konnte dieß sogar der Pabst verzeihen! Gegenüber dem Auslande trat er in Heinrichs Fußstapfen, gieng aber nüchterner und weniger kriegerisch zu Werke: stets in der Nähe und Ferne zu unterhandeln, war sein Grundsatz; am liebsten gebrauchte er hiezu erfahrne, ihm ganz ergebne Priester. Eine feindselige Gesinnung gegen Spanien gab sich gleich zu erkennen, troztdem, daß Philipps III. Sohn Philipp IV. doppelt mit Ludwig verschwägert war. Spanien hatte die veltliner Päsſe besetzt, stand also nunmehr in unmittelbarer Berührung mit den östreichischen Erblanden, und konnte, ohne ein fremdes Gebiet zu berühren, Truppen dorthin

senden und von dorther beziehen. Dieß wollte der Kardinal nicht dulden, traf Rüstungen, schloß ein Bündniß mit Savoyen und Venedig, und erzielte den 5. März 26 im Vertrage von Monçon wenigstens soviel, daß Graubündten die Hoheit über Veltlin, Frankreich das Recht des Durchzugs behalten solle. So entschieden er gegen das madrider Kabinet auftrat, in ein so freundliches Vernehmen setzte er sich zu den Holländern.

Bei Diesen waren längst religiöse Spaltungen ausgebrochen, welche sofort eine politische Färbung angenommen hatten. Gomarus und Arminius, Professoren an der Universität zu Leyden, stritten seit 1604 über die göttliche Gnade und die Freiheit des menschlichen Willens: Arminius behauptete, Gott wolle alle Menschen durch seine unentbehrliche, keineswegs aber unwiderstehliche Gnade zum seligmachenden Glauben an Jesus Christus führen; Gomarus dagegen, Gott wolle Einige zum Beweis seiner Gnade retten, Einige zum Beweis seiner Gerechtigkeit verdammen, Beides ohne Rücksicht auf Glauben und Unglauben, und ohne daß menschliche Thätigkeit Etwas dabei vermöchte. Zum Theile aus Gram über die lieblose Verketzerungssucht des Gomarus war Arminius 1609 gestorben. 1610 übergaben seine Anhänger der Obrigkeit eine Remonstration, und die Gomaristen eine Gegenvorstellung; daher die Partheinamen Remonstranten und Contraremonstranten. Der Streit wurde um so wichtiger, da sich mit jenen Dogmen auch praktische Ansichten verbanden. Gomarus erklärte, der Kirche allein komme es zu, über die Lehre zu entscheiden, der Obrigkeit blos, das von jener Beschloßne aufrecht zu halten; dagegen meinten die Arminianer, es gehöre zu den Rechten der Obrigkeit, daß sie Geistliche berufe, kirchliche Anordnungen treffe, Frieden gebiete und Streitigkeiten vorbeuge. Umsonst ermahnten die Stände zu gegenseitiger Duldung; vergeblich äusserten Oldenbarneveldt, Hoogerbeets, welcher Pensionär von Leyden, und der ausgezeichnete Gottesgelehrte, Phi-

loløg und Staatsmann Hugo Grotius, welcher Pensionär zu Rotterdam war, jede einzelne Provinz möge verfügen, wie sie es hinsichtlich des Kirchenwesens halten wolle: die hitzigen Gomaristen trugen auf eine Synode an, und Moritz, der anfänglich vom ganzen Streit Nichts hatte wissen wollen, ergriff Parthei, sobald er sah, daß die Gomaristen zahlreicher seyen, und daß Oldenbarneveldt die Arminianer vertheidige. Er schrieb eine Kirchenversammlung aus; Oldenbarneveldt, Grotius und Hoogerbeets setzten sich dawider: Moritz ließ sie verhaften. Den 13. Dezember 18 begannen, den 19. Mai 19 endeten die 180 Sitzungen der dordrechter Synode. Das Ergebniß war, daß man die Arminianer aus der Versammlung stieß und als Ketzer verdammte. Der 76jährige Oldenbarneveldt wurde zum Tod verurtheilt, weil er das Band der Niederlande aufzulösen versucht und Gottes Kirche betrübt habe. Moritz that keinen Schritt, um den alten Freund und Gönner zu retten, obgleich er bei seiner Gefangennehmung versprochen hatte, daß ihm kein Haar gekrümmt werden solle. Den 13. Mai 1619 sprach Oldenbarneveldt vom Blutgerüste zu dem unten stehenden Volke: „Männer, glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther sey: ich habe aufrichtig und fromm als guter Patriot gehandelt, und so will ich sterben!“ Nach diesen Worten kniete er nieder, und sein graues Haupt fiel. Grotius und Hoogerbeets wurden derselben Verbrechen beschuldigt und zu ewiger Haft auf dem Schlosse Loevestein verdammt. Erstern ließ seine Gattin in einer Kiste, die früher mit Büchern gefüllt aus dem Gefängnisse gebracht worden war, in das Haus eines Freundes zu Gorkum tragen, von wo er als Maurer verkleidet entkam. Oldenbarneveldts Söhne spannen mit mehreren ihrer Aemter und Güter beraubten Remonstranten eine Verschwörung an; aber der Plan mißlang, die Verschwornen wurden größtentheils ergriffen und im Haag hingerichtet. Ueber die Remonstranten ergiengen grausame Verfolgungen. Diese innern Zerwürfnisse der Hol-

länder flößten dem spanischen Kabinet das Vertrauen ein, den verlornen Theil der Niederlande wieder gewinnen zu können; zudem hatte sich unter Albrecht, nach dessen Tod 1621 seine Gemahlin Isabella die Regierung übernahm, Belgien fast gänzlich erholt; zwischen Madrid und Wien fand seit Kurzem wieder ein lebhafter Verkehr Statt; der Jesuitenorden war eifrig bemüht, die in Böhmen entzündete Kriegsfackel nach Leyden und Amsterdam zu schleudern, und Philipp IV. stand unter dem Einflusse eines jungen, thatkräftigen Mannes; denn obgleich Balthasar de Zuniga, bis er 1623 starb, den Rang eines ersten Ministers bekleidete, so regierte doch damals schon sein Neffe, der Graf, bald Herzog von Olivarez. Er war es, der den König in einem engen Kreis von Vergnügungen gebannt hielt, der das lermaische Ministerium zur Rechenschaft zog, ungestümm eine Menge Reformen begann, und sobald der Waffenstillstand von 1609 mit dem 9. April 1621 abgelaufen war, den Krieg gegen die Holländer erneuerte. In 4 Feldzügen hielt Spinola dem Prinzen Moritz das Gleichgewicht, nicht nur vermöge seiner kriegerischen Talente, sondern auch deßwegen, weil der mit dem Blute der edelsten Bürger befleckte Oranier nicht mehr wie ehemals Mann des Volkes war. Für Holland darf es daher als ein Glück betrachtet werden, daß Moritz nur noch bis zum 23. April 25 lebte: sein Bruder Friedrich Heinrich besaß Klugheit und Mäßigung genug, um begangne Fehler wieder gut zu machen, die Remonstranten zu begünstigen, und die Patriotenparthei auf seine Seite zu ziehen. Mit scharfem Blick erkannte Richelieu das Interesse Frankreichs in den niederländischen Angelegenheiten: sie schienen ihm eine Wunde der spanischen Monarchie, die man offen halten, wo möglich, erweitern müsse, und hatte Heinrich IV. nicht gerastet, bis die Unabhängigkeit der Batavier anerkannt wurde, so wollte der Kardinal zur Behauptung derselben das Seinige beitragen. In diesem Sinne geschah es, daß er den Holländern schon am 10. Juni 1624,

also 6 Wochen, nachdem er in den Staatsrath getreten war, ein Anlehen von 3,200,000 Livres auswirkte; denn wenn er hiebei gewisse Handelsvortheile für Frankreich bedang, so ist dieß nur ein Beweis, mit welcher Umsicht er seine Hülfe anzubieten verstand. Kaum waren fünf Monate verflossen, so setzte er einen andern, gegen Spanien nicht minder feindseligen Schritt durch, der uns veranlaßt, 2 Jahrzehnte der englischen Geschichte hier zu erzählen.

Jakob I., bei ganz getrennter Verwaltung zugleich König von Schottland und England, hatte, obwohl Nachfolger Elisabeths, unter frohem Zurufe aller Partheien den Thron bestiegen; denn die Puritaner erblickten in ihm einen Glaubensgenossen, die Katholiken und Episkopalen bauten auf seine Milde. Allein Jakob war der Mann, um keine Parthei zu befriedigen, und bald hieß es: „wir haben in Elisabeth einen König verloren, in Jakob eine Königin bekommen." Schon sein Aeusseres ermangelte der Würde: nachläßig im Anzug, erschien er öfters mit zerrißner Kleidung, duldete gemeine Scherze von seiner Umgebung, und setzte allen Anstand ausser Augen, wenn er, was oft geschah, sich im Weine übernahm. Hexen und Zauberer wurden viele hingerichtet; denn er selbst hatte in einer pedantisch gelehrten Schrift die Möglichkeit der schwarzen Kunst erwiesen. Den Schlüssel zur Offenbarung Johannis glaubte er endlich gefunden zu haben. Als Verfasser des Werks vom Rechte der Monarchie stellte er mitten in England den Satz auf, daß es bereits Empörung sey, wenn Unterthanen darüber streiten, was ein König thun dürfe, was nicht. In der Wahl seiner Minister und Lieblinge ist er, wie leicht zu erachten, nicht ganz glücklich gewesen. Die ausgezeichnetsten unter Jenen waren Graf Robert Cecil von Salisbury, Sohn Lord Burleighs, und Franz Baco, Sohn des Nikolaus Baco, der unter Elisabeth mit Ruhm die Würde eines Großkanzlers bekleidet hatte: dem Erstern warf man nicht ohne Grund Geldliebe vor;

der Zweite, ein talentvoller, tiefgelehrter Mann, mußte wegen Bestechlichkeit 1620 seiner Stelle im Gericht der Sternkammer entsetzt und um 40,000 Pfund gestraft werden, worauf er 1626 in Dürftigkeit starb. Seine Gunst verschwendete Jakob an viele Unwürdige, vornämlich an Robert Carr, nachmals Herzog von Sommerset, und an den schönen, geputzten, verliebten, pfiffigen Villiers, der bald als Herzog von Buckingham einherstolzierte. Am meisten noch schien der König Anfangs die Gunst der Katholiken zu gewinnen, da er nicht nur den 18. August 1604 Frieden mit Spanien machte, sondern mehrfach äusserte, bei gründlicher Erwägung keinen großen Unterschied zwischen der alten und neuen Lehre wahrnehmen zu können; auch würde er allenfalls den Pabst als Oberhaupt der Kirche gelten lassen. Herzhaft fieng man daher in den Nordprovinzen wieder an Messe zu lesen, und ein Jesuitenzögling nach dem andern schlich sich ins Land. Dieß führte zu unruhigen Auftritten, und diese führten neue Verfolgungen herbei. Je mehr nun bereits die Katholiken gehofft hatten, desto ungemeßner war ihr Grimm über den Wankelmuth des Königs: am 5. Nov. 1605 wollten ihn einige Fanatiker bei der Eröffnung des Parlaments sammt diesem in die Luft sprengen. 10 Tage vorher erhielt der katholische Lord Monteagle einen Brief von unbekannter Hand, des Inhalts, er möge nicht im Parlament erscheinen, weil ein plötzlicher Schlag die ganze Versammlung betreffen werde. „Die Gefahr," hieß es am Schlusse, „wird so geschwind vorüber seyn, als Sie diesen Brief verbrennen." Monteagle legte ihn dem Staatssekretär, dieser dem König vor. In einer Anwandlung von Scharfsinn erkannte Jakob, daß die letzten Worte auf Pulver deuten. In der Nacht vor dem 5. Nov. wurden die Keller des Parlamentshauses untersucht: man fand 36 Tonnen Pulver, eine Masse Kohlen und einen Offizier Namens Fawkes mit brennender Lunte. Beim peinlichen Verhöre gestand er, daß die Verschwornen ein angränzendes Haus gekauft, die Kellermauer desselben durchbrochen, Pulver aus Holland bei-

geschafft und ein ganzes Kohlenmagazin ausgeleert haben. 80 Theilnehmer flohen nach Staffordshire, verrammelten sich in einem Hause, und schoßen wüthend auf die Verfolger, bis ihnen ihr eigner Pulvervorrath das dem König zugedachte Schicksal bereitete. Sofort ergiengen Hausdurchsuchungen, Gefängniß- und Geldstrafen wider die Katholiken, und mancher Priester und Jesuite starb auf dem Scheiterhaufen. Im nämlichen Jahre verdarb es Jakob mit den Puritanern, da er bei einem Religionsgespräch wohlweislich zu verstehen gab: „Monarchie und Presbyterianismus vertragen sich so wenig als Gott und Teufel; denn nach dieser Lehre würden Hans und Kunz zusammensitzen, um in ihrer Dummheit König und Regierung zu kritisiren.“ Viele Puritaner wanderten aus England nach Amerika; in Schottland aber lästerten sie von der Kanzel herunter über ihn und seine Günstlinge. Nur von den Episkopalen wurde er, wie überall ausserhalb Englands, nicht gehaßt, sondern verachtet. Da er große Neigung zum Despotismus, aber nicht die Kraft dazu hatte, gerieth er in eine fatale Stellung zum Parlamente. Viermal hat er dasselbe berufen. 1606 und 1614 jagte er die Versammlung, weil sie nicht auf seine Wünsche eingieng, auseinander. 1620 wurden zwar namhafte Summen bewilligt, dafür aber mehrere Beschwerden mit Nachdruck vorgebracht. Dieß nahm er so übel, daß er ein Mitglied des Unterhauses festsetzen ließ. Ungeschreckt fügte das Parlament die Forderung hinzu, der König möge seinen Schwiegersohn, den Churfürsten von der Pfalz, gegen die Liga vertheidigen und die seit 1618 gepflognen Verhandlungen mit Madrid abbrechen. Jakob drohte mit Strafen: man berief sich auf Rechte und Privilegien; er behauptete, diese rühren von seiner und seiner Vorfahren Gnade und Vergünstigung her; hiegegen gab das Parlament eine Protestation in die Bücher des Unterhauses zu Protokoll, daß die Rechte und Freiheiten des Parlaments ein altes, unbezweifeltes Geburts- und Erbrecht der Unterthanen Englands seyen. Höchlich auf-

gebracht, ließ Jakob das Buch in sein Kabinet holen, riß die Protestation eigenhändig heraus, löste das Parlament auf und verhaftete die kühnsten Sprecher, Locke, Selden, Pym, Philipps und Mallory. Allein diese Maßregeln bewirkten nur, daß der Umfang der Rechte des Parlaments und des Königs genauer untersucht wurde. Das letzte Parlament, welches Jakob 1623 berief, zeigte sich daher keineswegs nachgiebiger, sondern stellte vielmehr den Grundsatz auf: „jeder Engländer kann thun, was er will, sobald er dadurch den Rechten der Mitbürger nicht zu nahe tritt, und weder der König noch ein öffentlicher Beamter, sondern nur das Gesetz kann diese Freiheit beschränken.“ Jakobs Verhandlungen mit dem spanischen Kabinet bezogen sich auf den Wunsch, seinem den 19. Nov. 1609 gebornen Sohne Karl die Hand der 1606 gebornen Infantin Maria Anna, Tochter Philipps III., zu verschaffen. Schon der Gedanke hieran war unklug, noch weit mehr aber die Art, wie man ihn zuletzt ausführen wollte. Kaum nämlich zeigte Jakob einigen Eifer für seinen Tochtermann Friedrich von der Pfalz, so setzte der spanische Gesandte Gondemar dem Herzoge von Buckingham in den Kopf, Alles werde sich geben, wenn der König nur die Heurath des Prinzen von Wales recht ernstlich betreiben wolle. Was geschah? Buckingham reiste mit Karl selbst zu allgemeiner Verwunderung nach Spanien, wo man die beiden Freier mit glänzenden Festen ergötzte. Allein es dauerte nicht lang, so beleidigte der aufgeblasne Buckingham den Herzog von Olivarez, und Graf Khevenhüller fischte die Infantin für den Sohn seines Kaisers weg. Racheschnaubend eilte Buckingham mit dem Prinzen nach England: Jakob trat dem zu Avignon wegen der Veltlinerpässe geschloßnen Vertrage zwischen Frankreich, Savoyen und Venedig bei, und erklärte sofort geradezu den Krieg gegen Spanien: lebhaft mit Rüstungen beschäftigt starb er den 6. April 1625. Unter solchen Umständen verrieth es gewiß eine gegen Spanien feindselige Gesin-

nung, wenn Richelieu sich alle Mühe gab, daß Heinrichs IV., den 25. November 1609 geborne Tochter Henriette Marie im November 1624 die Verlobte, den 11. Mai folgenden Jahrs die Gemahlin Karls I. von England wurde.

Allein ohne Zweifel noch wichtiger als die Besetzung der Veltlinerpässe, als der Krieg in den Niederlanden und das Zerwürfniß der Höfe von London und Madrid mußte dem Kardinal das erscheinen, was sich verhängnißvoll in Deutschland vorbereitete. Schon ohne sein Zuthun wurde, seitdem Jakob über den Korb seines Sohns in Verzweiflung war, zu London eifrig hierüber unterhandelt. Ein angesehner Fürst sollte den von Tilly bedrohten Ständen Niedersachsens zu Hülfe eilen, die Protestanten in ganz Deutschland an sich ziehen, die Liga demüthigen, den vertriebnen Friedrich wieder in die Pfalz einsetzen. 2 protestantische Könige schienen sich hiefür zu eignen: Gustav Adolf, als Verwandter des Churfürsten (Karl IX. war in erster Ehe mit einer Muhme Friedrichs vermählt gewesen), und als glücklicher Krieger; denn er hatte 1613 die dänische Fehde zu Siöröd ohne Verlust an Land, die russische aber, wie früher gesagt, zu Stolbowa mit großem Ruhme beendigt; — und dann auch der unternehmende König Christian von Dänemark, dessen Schwester Anna von 1590 bis 1619 Gattin Jakobs I. gewesen war. Der König von Schweden legte durch den geschickten Unterhändler Bellin aus Brandenburg einen großartigen Plan vor, wie er ein Bündniß mit Czar Michael schließen, mittelst der Russen die Polen im Schach halten, durch Bethlen Gabor den Kaiser im Osten beschäftigen, und indeß selber vom Norden her vordringen wolle. Für diesen Bund, hieß es, müsse auch Frankreich gewonnen werden: Bellin gieng nach Paris; Richelieu suchte der Sache eine Wendung zu geben, so daß einerseits der Kaiser gedemüthigt, andrerseits aber auch der Schwede durch einen Theilnehmer am Sieg gebunden, und zuletzt dem französischen Kabinet das Schiedsrichter-

amt überlassen würde. Schriftliches wollte er von seiner eignen Hand Nichts hergeben, aus Rücksicht auf Pabst und Jesuiten, diktirte daher dem Unterhändler Folgendes in die Feder: „der König von Frankreich ist der Meinung, daß Niemand besser zum Oberhaupt taugt als Gustav Adolf; sollte indeß König Christian Theil nehmen wollen, so möchte es das Rathsamste seyn, wenn jeder der beiden Könige, unabhängig vom andern, ein besondres Land angreift; die Krone Frankreich will in zwei Jahren eine Million Livres Subsidien zahlen; da es Zweck des Bündnisses ist, den Frieden in Deutschland herzustellen, und den beraubten evangelischen Fürsten Genugthuung zu verschaffen, wobei viele Schwierigkeiten sich erheben dürften, so sollten die Könige von Großbritannien und Frankreich beauftragt werden, ohne Appellation zu entscheiden, was Jeder anzusprechen habe.“ Inzwischen hatte Christian Gustavs Plan erfahren: „und wenn sich der Teufel drein mischte,“ sagte er voll Eifersucht, „soll doch Nichts draus werden!“ rüstete eilfertig an einem Heere, und setzte zu London, wo er bei seinem Neffen Karl in großem Ansehen stand, alle Triebfedern in Bewegung. Nach London zurückgekehrt, mußte Bellin hören, wie man Gustav Adolfs Forderungen höchst unbillig finde. „Ja,“ entgegnete Bellin, „nur mit großer Macht kann dem Kaiser und der Liga Einhalt gethan werden, und bleibt die Pfalz in den Händen der Liga, so ists um die Freiheit von Deutschland, von ganz Europa, folglich auch um die der Engländer geschehen.“ „Wir haben denn doch,“ meinte Prinz Karl, „einen tiefen Graben um uns her, der nicht leicht zu überschreiten ist.“ „Schon gut,“ erwiederte Bellin, „aber es gibt hölzerne Brücken, um herüberzukommen.“ Vergeblich! Gustav Adolf sollte blos eine Nebenrolle unter Christians Leitung spielen, und trat daher mit gerechtem Stolze zurück. Ebenso scheiterte ein zweiter Vorschlag, den Moritz von Oranien im Frühjahr 1625 durchsetzen wollte, an Christians beharrlicher Weigerung, dem Schwedenkönige einen würdi-

gen Platz einzuräumen. Von England erhielt Christian das Versprechen eines monatlichen Zuschusses von 30,000 Pfund: Frankreich und Holland gaben spärlich, weil sie seinen Kräften und seinem Talent nur halb trauten; die Stände des niedersächsischen Kreises aber wählten ihn, der als Herzog von Holstein ein Mitglied ihrer Versammlung war, zum Kreisobersten, und in Kurzem brachte er ein Heer zusammen, das, wenn auch nicht 60,000 Mann stark, doch jedenfalls den Truppen der Liga weit überlegen war. Churfürst Max und Tilly bestürmten den Kaiser mit den dringendsten Bitten um Soldaten; allein die Stellung eines Heers war für Ferdinand eine schwierige Aufgabe: er hatte kein Geld. Da erbot sich der böhmische Edelmann Albrecht von Waldstein, er wolle, wenn man ihm die Leitung des Kriegs anvertraue, alsbald ein Heer von 40,000 Mann auf die Beine bringen. „Die Hälfte sey genug,“ sagte man in Wien: „nein,“ entgegnete er, „20,000 werden Hunger sterben, mit 50,000 will ich ins Feld rücken, die werden sich selbst ernähren.“ Es klang wie Prahlerei; doch wollte man den Versuch machen, und gab ihm Erlaubniß zu Errichtung von 3 Musterplätzen im Königreich Böhmen.

Albrecht Eusebius von Waldstein oder Wallenstein war den 15. September 1583 geboren als dritter Sohn einer alten, aber nicht sehr begüterten böhmischen Adelsfamilie. Im 12. Jahre verlor er den Vater: ein Oheim nahm sich seiner an und that ihn in eine Jesuitenschule zu Olmütz, wo er bald den protestantischen Glauben seiner Kindheit abschwor. Nach Beendigung der Schulstudien gieng er in Gesellschaft eines reichen jungen Edelmanns auf Reisen, besuchte Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, verweilte längere Zeit zu Padua, legte sich unter Leitung Argolis, eines berühmten Himmelskundigen jener Zeit, auf Astrologie und Kabbala, und kehrte endlich in die Heimath zurück. Von einem Oheim fiel ihm eine bedeutende Erbschaft an Gütern in Böhmen und Mähren zu. Hierauf heurathete er die bejahrte

Wittwe Lucretia Nikessin von Landeck. Sie wollte ihn durch einen Liebestrank fester an sich ketten, brachte ihn aber dadurch fast ums Leben. 1614 starb sie selbst, und hinterließ ihm viel baares Geld und ausgedehnte Güter in Mähren. Frühzeitig in Kriegsdienste getreten, focht er mit Auszeichnung gegen Türken und Venetianer, und erwarb sich die Gunst des Kaisers Matthias, der ihn in den Grafenstand erhob und ihm zu einer sehr reichen Heurath mit der Tochter des vielgeltenden Grafen Harrach verhalf. Bei dem Ausbruche des böhmischen Aufstandes blieb er dem Kaiser treu und leistete wichtige Dienste. Nach Unterdrückung des Aufstandes gewann er durch kaiserliche Geschenke und, wie schon gesagt, durch den Ankauf konfiszirter Grundstücke ungeheuern Reichthum; man nimmt an, daß er nach 1620 ein Vermögen von etwa 20 Millionen in liegenden Gütern besaß. 1623 ernannte ihn Ferdinand zum Fürsten, 1624 zum Herzoge von Friedland; denn das zwischen Reichenberg und Görlitz gelegne Friedland war damals seine größte Herrschaft. Unterstützt durch die Größe seiner Geldmittel und den weitverbreiteten Ruf seiner Freigebigkeit, brachte er unbegreiflich schnell ein ansehnliches Heer zusammen, und noch strömte von allen Enden her, ohne Rücksicht auf Glauben und Vaterland, kriegslustiges Volk seiner Fahne zu. Unter dem 25. Juli 1625 wurde er zum kaiserlichen General-Obersten-Feldhauptmann ernannt, mit monatlich 6000 Gulden Gehalt; für ein Regiment zu Fuß durfte er jährlich 600,000 Gulden anrechnen; wie viel für ein Reiterregiment weiß man nicht: entschädigt sollte er werden durch Brandschatzungen, die man in des Kaisers Namen von eroberten Provinzen Deutschlands erhöbe; sofern diese nicht zureichen, verbürgte ihm Ferdinand eine Entschädigung, insonderheit an konfiszirten Gütern und Landschaften.

Indeß waren auch Mannsfeld und der braunschweigische Christian wieder auf dem Kriegsschauplatze erschienen: Jener hatte mit englischem Gelde etwa 15,000 Mann

zusammengebracht, Dieser mit französischer Unterstützung in der Normandie einige Reiterregimenter geworben; in den Niederlanden vereinigt, trennten sie sich bald wieder und warteten auf die Unternehmungen des Dänenkönigs. Christian IV. hatte zu Segeberg im Holsteinischen seine Hauptmacht gesammelt; einige deutsche Herzoge, die Brüder Johann Ernst und Bernhard von Weimar, stießen zu ihm; der Churfürst von Brandenburg aber, der früher an den Unterhandlungen mit England und Frankreich durch Bellin so lebhaften Antheil genommen hatte, zögerte, und der schlaue Herzog Georg von Lüneburg erklärte seine Neutralität. Dieser Herr war von 7 gemeinschaftlich regierenden Brüdern dem Alter nach der Sechste, dem Einflusse nach der Erste; auch hatte, als sie loosten, wer von ihnen heurathen dürfe — denn getheilt sollte nicht werden — glücklicherweise gerade ihn das Loos getroffen. Aus 2 Gründen wollte Georg von dem dänischen Kriege Nichts wissen; einmal, weil ihm das Mißlingen des Unternehmens sehr wahrscheinlich dünkte, und dann, weil er des Kaisers bald zu bedürfen glaubte; denn wenn sein kinderloser Vetter Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, Bruder des Abentheurers Christian, mit Tod abgieng, hatte er Anwartschaft, den Besitz von Wolfenbüttel mit Lüneburg zu vereinigen. Zuerst trat Tilly dem Dänenkönig in Vorpostengefechten bei Hameln gegenüber. Christian IV. besichtigte die Wälle der Stadt: sein Pferd stürzte in eine tiefe, mit Brettern bedeckte Grube, und nachrollende Erde überschüttete ihn so gewaltig, daß er erst nach geraumer Zeit herausgezogen werden konnte: dann blieb er mehrere Tage sprach- und bewußtlos; noch mehr Zeit erforderte die Heilung, und als er endlich das Kommando wieder übernahm, zeigte es sich, daß sein Geist an den Nachwehen des Falles litt. Tilly hatte die Unthätigkeit der Dänen benützt, um mehr als einen festen Platz zu gewinnen: nur hemmte die Wuth des niedersächsischen Volks seine Fortschritte; denn wo sich ein Sol-

dat von der Fahne verirrte, ward er ohne Gnade von den Bauern todtgeschlagen. Auch Wallenstein erschien im Felde: Zigeunerbanden von 10 bis 15 Mann, mit langen Feuerrohren versehen, und Weiber zu Pferde mit sich führend, kamen hier und da als Vortrab des Heeres zum Vorschein. Man erwartete allgemein, Wallenstein werde sich mit Tilly vereinigen; allein der stolze Friedländer wollte unabhängig von jedem Zweiten zu Werke gehen, und hatte es zugleich auf die fetten Stifter Halberstadt und Magdeburg abgesehen. Ausser einer kleinern Niederlage, welche Tilly den Dänen bei Seelze unweit Hannovers am 25. Oktober beibrachte, geschah im Jahre 1625 Nichts. Während des Dezembers ward ein von Tilly und Wallenstein beschickter, übrigens erfolgloser Friedenskongreß zu Braunschweig eröffnet, und im Frühjahre 26 begann der Krieg von Neuem. Mannsfeld griff die Schanzen Wallensteins bei der dessauer Brücke an, wurde aber den 25. April durch den Obersten Altringer dergestalt zurückgeschlagen, daß er von 20,000 Mann nur 5000 in die Mark Brandenburg brachte. Kaum wieder durch Werbungen verstärkt, zog er unerwartet nach Ungarn, um in Verbindung mit Bethlen Gabor und dem türkischen Pascha Murtefa, der durch englischen Einfluß an die Stelle des von Wien aus bestochnen Sofi Muhamed nach Ofen ernannt worden war, gegen Oestreich zu operiren. Wallenstein folgte ihm. Fur Beide fiel der ungarische Zug nachtheilig aus: Mannsfelds Truppen wurden widerspenstig, auch Ungarn und Türken unter Bethlen Gabor verlangten ungestümm, daß man sie ins Winterquartier führe, und Wallenstein verlor durch Krankheiten von 60,000 Mann in wenigen Monaten gegen 25,000. Zwischen dem Kaiser und Bethlen Gabor wurde um Weihnachten 26 zu Preßburg Friede geschlossen. Bethlen Gabor wollte Oestreich nie verderben, sondern nur für seine Absichten auf den Besitz der untern Donauländer geschmeidig machen; am liebsten hätte er im Bunde mit Oestreich den Sultan verjagt, und als er den

15. November 29 kinderlos starb, gab noch ein Geschenk seine wahre Gesinnung zu erkennen: er hatte dem Kaiser und dessen Sohne kraft Testaments 40,000 Dukaten und 2 prächtige Pferde bestimmt; sein Nachfolger Georg Ragoczy dagegen löste das Band mit dem König von Ungarn förmlich auf, und wählte den Sultan zum Schutzpatron. Mannsfeld, sehr mißvergnügt über den Frieden, verabschiedete sein Heer und wollte über Venedig nach England reisen, um sich dort neue Hülfsquellen zu eröffnen; unterwegs aber, in dem bosnischen Dorf Urakowicz, starb er an der Auszehrung. Da er sein Ende nah' fühlte, ließ er sich die beste Rüstung anlegen und erwartete den Tod stehend, auf zwei seiner liebsten Kriegskameraden gestützt. 5 Monate vorher war auch sein Kampfgenosse Christian von Braunschweig in Wolfenbüttel an einem schleichenden Fieber, 27 Jahre alt, gestorben. Tilly und der Dänenkönig zogen lange ohne Entscheidung in Niedersachsen hin und her: endlich den 17. August 26 kam es bei dem Städtchen Lutter am Barenberge, zwischen Klausthal und Hildesheim, zu einem ernstlichen Kampfe. Christian IV. beging den Fehler, daß er eine zweite Linie bildete, die mit dem bereits im Gefecht begriffnen, vom General Fuchs befehligten Theile des Heers in keiner Verbindung stand: er wurde völlig geschlagen und verlor 4000 Mann. Noch im August unterwarf sich Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel dem Sieger; schwächere Herrn eiferten seinem Beispiele nach, und bald hatten fast alle Städte Niedersachsens ihre Thore geöffnet. Zwar erhielt Christian neue Soldaten aus England und Schottland, unter dem Lord Maxwell und dem General Morgan, überdieß von Richelieu beträchtliche Geldsummen, und einige 1000 vom Grafen Montgommery zusammengeworbne Streiter; Graf Thurn und Georg Friedrich von Baden-Durlach traten in seine Dienste, und im Frühling 27 hatte er wieder 5000 zu Pferd und 24,000 Fußgänger beisammen. Allein das Glück kehrte ihm den Rücken; sein Muth war gebrochen;

Tilly rückte in reissender Schnelle daher, zersprengte seine Schaaren und warf ihn nach Holstein. Im August 27 hatte der wallensteinische General Georg von Arnim die mecklenburger Herzoge, bisher Christians treue Verbündete, unter Vorspieglung kaiserlicher Gnade zur Aufnahme von Garnisonen bewogen. Wallenstein selbst hatte ein dänisches Heer, das aus Ueberbleibseln der Schaaren Mannfelds und Johann Ernsts von Weimar bestand, im obern Schlesien besiegt, und empfieng dafür den 1. Sept. 27 das Fürstenthum Sagan nebst Priebus schuldenfrei vom Kaiser Ferdinand. Jetzt mußte auch der brandenburger Churfürst, dessen Neutralität schon vorher nicht geachtet, und dessen Minister, Graf Schwarzenberg, durch kaiserliches Geld bestochen worden war, wallensteinische Krieger ins Land aufnehmen. Im Lauenburgischen vereinigte sich Wallenstein mit Tilly, machte dem Dänenkönig Friedensvorschläge, die schlimmer als ein unglücklicher Feldzug waren, verfolgte ihn dann nach Holstein, Schleswig, Jütland, und soll den Belt mit Kanonenschüssen begrüßt haben, aus Ingrimm darüber, daß er wegen Mangels an Schiffen den Flüchtling nicht auch nach Fünen und Seeland begleiten konnte. Tilly wollte in Mecklenburg überwintern: Wallenstein, der dieses Land sich selbst zur Beute ersehen hatte, wußte es zu hintertreiben, so daß der Graf das Bisthum Bremen besetzte, während er seine Truppen durch Schleswig, Holstein, Mecklenburg und die brandenburgischen Länder vertheilte. Ueberall, besonders in der Mark, erlaubte er sich schreckliche Erpressungen; denn er hielt es für Pflicht, die Reichsfürsten, als natürliche Feinde des Kaisers, bei guter Gelegenheit, wo nicht zu vernichten, doch auf lange zu schwächen. Keinen Heller Steuer durfte Georg Wilhelm von seinen Unterthanen damals erheben. Die Offiziere thaten es dem Feldherrn, wo möglich, noch zuvor: Oberst Montecuculi verlangte von den Ständen der Neumark für seine 12 Compagnien nebst dem Stabe monatlich 29,520, für seine Tafel 1200 Gulden. Während

des Winters kam der Friedländer mit Ferdinand in Böhmen zusammen, und erhielt den 1. Februar 1628 das Herzogthum Mecklenburg, dessen Erbfürsten zur Flucht nach Schweden genöthigt wurden, vorläufig als Pfandschaft, im nächsten Jahre als wirkliches Reichslehen. Schwindelnd hoch vom Glücke emporgetragen, drang er in den Kaiser, trotzdem, daß nirgends mehr ein Feind zu fürchten war, das Schwert noch nicht in die Scheide zu stecken. Was zunächst begonnen werden solle, ergab sich daraus, daß er den 20. April 28 zum General des oceanischen und baltischen Meers ernannt wurde. Eine Seemacht also wollte er haben, um die Küsten von Mecklenburg behaupten, und Angriffe der Dänen und Schweden, oder auch der Holländer und Britten von sich ferne halten zu können. Zum Besitze einer Seemacht waren ihm die Hansestädte, war ihm vor allen die sechste derselben, Stralsund, unentbehrlich. Die etwa 18,000 Einwohnern zahlten zwar Abgaben an den Herzog von Pommern als Landesherrn, genoßen aber im Uebrigen fast alle Rechte der Unabhängigkeit. Auf der einen Seite durchs Meer geschützt, auf 2 andern durch breite Moräste, über die nur 3 Dämme führten, konnte Stralsund leicht vertheidigt werden, solang nicht auch von der Seeseite ein Angriff erfolgte. Als die wallensteinischen Truppen im November 27 Pommern besetzten, wollte Arnim eine Garnison in die Stadt werfen: sie weigerte sich sowohl dessen, als auch der 150,000 Gulden, die man anstatt der Einquartierung forderte. Nun versuchte er unter dem Vorwand eines Durchmarsches Truppen hineinzubringen: der Stadtrath schlug es ebenfalls ab, vermehrte die Besatzung, besserte die Festungswerke aus, und setzte Kanonen in Bereitschaft. Zuletzt verlangte Arnim nur noch 50,000 Gulden; aber die Werke sollten zerstört und das Geschütz ausgeliefert werden: Herzog Bogislaw von Pommern ermahnte zur Nachgiebigkeit, und der Stadtrath schickte sich an, zu willfahren; aber die Bürgerschaft, unter dem muthigen Bürgermeister Steinwig, beschloß Gegen-

wehr, nachdem Arnim schon die benachbarte Insel Dänholm besetzt hatte, von wo er der Stadt die See abschneiden konnte. Ermuthigt durch das Eintreffen dänischer Hülfe, umzingelten sie die Insel mit Schiffen und zwangen die Kaiserlichen durch Hunger zum Abzuge. Jetzt konnten sie nicht mehr zurück: sie schwuren, bei der wahren Religion augsburgischen Bekenntnisses bis ans Ende zu verharren, für ihrer Stadt Freiheiten und Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, und Jeden, der hiewider handeln würde, an Leib, Ehre und Gut zu strafen. Bald darauf erhielten sie vom dänischen König 3 große Schiffe mit 16 Kanonen und Munition. Arnim schloß die Stadt ein und stürmte dreimal. Als ihnen eben das Pulver ausgieng, kam von Gustav Adolf aus Danzig eine tüchtige Ladung nebst ermunterndem Schreiben; auch 600 Schützen sandte er ihnen; zudem lief von Christian IV. neue Mannschaft ein. Hülfe in der Noth! denn Wallenstein selbst rückte mit 20,000 Mann herbei und äusserte: „ob Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müsse es doch herunter." Kaum war er angelangt, als schrecklicher Kanonendonner begann, und Sturm auf Sturm folgte. Der Rath und ein Theil der Bürgerschaft fieng an zu wanken. Da trat heftiges Regenwetter ein; das Geschütz mußte verstummen; 2000 neue Streiter aus Schweden, 400 aus Dänemark frischten den Muth der Belagerten auf; zu gleicher Zeit eroberte Christian Rügen; beim Feind rissen verheerende Seuchen ein: Wallenstein mußte den 3. August 28, nachdem er gegen 12,000 Mann verloren hatte, die Belagerung aufheben, und noch jetzt wird der Tag seines Abzugs festlich von den Stralsundern begangen. Bald erlangte auch Christian IV., weil er in Angriffen zur See glücklicher war als auf dem Festlande, und weil der Herzog vergeblich von den Hansestädten eine Flotte zusammenzubringen suchte, billigere Bedingungen, als er vor Kurzem noch hatte hoffen dürfen. Zu Anfang 1629 wurden in Lübeck Unterhandlungen angeknüpft, und am 12. Mai war der

Friede unterzeichnet: Christian sollte jedem deutschen Bündnisse entsagen, aber alle vor dem Krieg besessnen Länder behalten; die kaiserlichen Völker sollten aus Jütland, Schleswig, Holstein abgeführt, die Gefangnen ohne Lösegeld freigegeben werden; seine treusten Verbündeten allerdings, die Herzoge von Mecklenburg, gab er Preis.

Nicht Alles folglich hatte Wallenstein erreicht, was seinem kühnen Geiste vorschweben mochte, aber doch wie Vieles in so kurzer Zeit! Der dänische Krieg war glorreich beendigt, Deutschland bis an die Nordsee und das baltische Meer nicht nur geschreckt, sondern bezähmt, und dießmal nicht sowohl durch einen dem Kaiser unentbehrlichen Bund, sondern durch einen kaiserlichen Feldherrn, der noch sein blitzendes Schwert über Deutschland ausgestreckt hielt. Eine so reiche Ernte hatte Ferdinand gethan, daß die Kirche vor Begier braunte, das Beste davon sich anzueignen. Der Jesuitenorden, an seiner Spitze Ferdinands Beichtvater Lamormain, der Pabst (nicht mehr Pauls V. Nachfolger Gregor XV., sondern der 1623 als Urban VIII. erwählte Kardinallegat Maffei Barberini aus Florenz) und die katholischen Churfürsten forderten seit 1627 wiederholt und dringend, daß jetzt einmal den Protestanten die Masse heiliger Güter abgenommen werde, die sie vom passauer Vertrag an geraubt haben. Nach einiger Bedenklichkeit erließ Ferdinand den 6. März 1629 das berüchtigte Restitutionsedikt: „alle mittelbaren, seit dem passauer Vertrag eingezognen Stifter, Klöster und andre Kirchengüter werden den Katholiken aufs Neue eingeräumt, alle unmittelbaren, dem geistlichen Vorbehalte zuwider reformirten Stifter sofort mit katholischen Bischöffen und Prälaten besetzt; den katholischen Reichsständen bleibt es unverwehrt, ihre Unterhanen zur römischen Lehre anzuhalten, oder im Widersetzungsfalle gegen gebührenden Abzug und Nachsteuer aus dem Lande zu schaffen; übrigens sind im Religionsfrieden nur katholische und der unveränderten augsburgischen Konfession anhängende Reichs-

stände begriffen: alle andern Sekten sind davon ausgeschlossen, und werden im Reiche nicht mehr geduldet." So sehr der Churfürst von Sachsen widersprach, und selbst der östreichische Feldmarschall Graf Colalto vor den Gefahren eines Religionskriegs warnte, so mußten doch gleich das ligistische und kaiserliche Heer den Vollzug unterstützen, und zwar in einer Art, die den Buchstaben des Edikts bei Weitem überschritt. Bei den Reichsstädten nahm man gar keine Rücksicht darauf, ob die evangelische Religionsübung schon vor dem passauer Vertrag bestanden habe: in Augsburg wurde der öffentliche und Privatgottesdienst der Evangelischen gewaltsam unterdrückt; Auswanderungen und Steuern brachten die Stadt dergestalt herunter, daß sie sich seitdem nie wieder ganz hat erholen können. Schwer lag die Hand des Kaisers auf Wirtenberg. Hier war dem trefflichen Herzog Christoph 1568 sein Sohn Ludwig, und diesem 1593 Friedrich, der Sohn von Christophs Oheim Georg zu Mömpelgard, gefolgt: Jener hatte zur Bildung von Rechtsgelehrten das tübinger Collegium illustre gestiftet, übrigens viele Schulden gemacht; der herrische Friedrich errichtete eine Garde, vergrößerte das Staatsgebiet durch Ankäufe für 1,600,000 fl., und machte sich 1599 mittelst einer Summe von 400,000 fl. von der östreichischen Lehnsherrlichkeit frei: sterbe sein Mannsstamm aus, so solle Oestreich erben, das Lutherthum aber ungefährdet bleiben. Friedrich starb 1608. Unter seinem beschränkten Sohne Johann Friedrich hatte das Land durch schlechte Münze, überhandnehmenden Wucher, Mißwachs und Hungersnoth schon genug zu leiden, als Osianders und Thumms unbesonnene Schmähungen über die Papisten auch noch das Einrücken kaiserlicher Truppen beschönigten. 1628 folgte Johann Friedrichs 14jähriger Sohn Eberhard III. unter Vormundschaft des Oheims und der Mutter, und im Jahre darauf begann der Vollzug des Restitutionsediktes: kein noch so bündiger Vertrag mit Oestreich half Etwas, keine Vorstellung fand

Gehör: alle Klöster wurden mit Waffengewalt besetzt, und an Katholiken vergeben; alle landesherrlichen Rechte Wirtenbergs über sie hörten auf; das Land mußte die zügellosen Exekutionstruppen ernähren, und die katholischen Prälaten steuerten nicht einen Heller bei. Anderwärts rissen die Jesuiten, welche Ferdinand sogar zum Aergernisse des Pabstes begünstigte, auch Kirchen und Klöster der Benediktiner an sich; denn die Benediktiner seyen doch lauter Ketzer. Im Ganzen kamen 2 Erz- und 12 Hochstifter sammt zahllosen Klöstern wieder in katholische Hände. Welch ein Gewinn für diese Parthei! Zugleich schien eine zweite Absicht anfänglich vollkommen erreicht zu werden: man wollte dem Kaiser von der Beute kaum einen Theil zufallen lassen, dagegen die ganze Gehässigkeit der Maßregel, damit er stets ein abhängiges Werkzeug sey, auf ihn und sein Haus wälzen. Allein die Sache gestaltete sich anders, als man gehofft hatte. Ferdinand verschaffte seinem Sohne Leopold, der bereits Bischoff von Straßburg und Passau war, auch noch die Bisthümer Halberstadt, Bremen und Magdeburg, also 5 gewichtige Stimmen auf dem Reichstage. Sein großer Feldherr Wallenstein war im lübecker Frieden vom Haupte der protestantischen Parthei, von Christian IV. selbst, als Herzog zu Mecklenburg anerkannt worden, und vertrat fortan als ein mächtiger Fürst das kaiserliche Interesse beim Reichstag. Eine weitere Stütze Ferdinands sollte Tilly, der Arm des ligistischen Bundes, werden: man wollte ihn zum Herzoge von Calenberg machen. Zu einem vierten Stein in dem Gebäude kaiserlicher Macht war der kühnste Reitergeneral des Jahrhunderts ersehen, der Sohn des Reichserbmarschalls Veit zu Pappenheim und Triechling, Graf Gottfried Heinrich von Pappenheim. Geboren im gleichen Jahre mit Gustav Adolf, aus einem alten schwäbischen Geschlechte, schien er gleich beim Eintritte in die Welt zum Soldaten gestempelt; denn auf seiner Stirne zeigten sich 2 rothe Striemen, ähnlich den Wappenschwertern seines Hauses, und kamen

Digitized by Google

auch später noch zum Vorscheine, wenn irgend eine Leidenschaft sein Blut erhitzte. Er hatte in Altdorf und Tübingen studiert, auf Reisen die romanischen Sprachen erlernt, zu Prag die Würde eines Reichshofraths bekleidet, und beim Ausbruche des Kriegs zu den Waffen gegriffen. Ihm war nunmehr der Fürstenhut und Wolfenbüttel zugedacht. Wallenstein, Tilly und Pappenheim sollten zusammen ein neues Element des Reiches, nämlich die Grundlage einer furchtbaren Militäraristokratie bilden, deren bewaffnete Faust die alten Stände insgesammt bedrohte, folglich solang es noch solche gab, im Dienste des Kaisers arbeiten mußte. Zunächst konnten sie die niederdeutschen Fürsten gewaltsam verdrängen, und war einmal dieß gelungen, so nahmen der Kaiser und sie die Stände des innern und südlichen Deuschlands zermalmend in die Mitte. Unterlagen auch diese, so standen dem Kaiser nur noch wenige, aber desto mächtigere Fürsten gegenüber: auch zwischen ihnen allerdings und dem Beherrscher von Oestreich, Böhmen und Ungarn mußte es dann zum Kampfe kommen; in jedem Falle aber war die Rückkehr zur Einheit mehr als blos wahrscheinlich geworden. So stolzen Flugs hob sich damals wieder der kaiserliche Adler, beinahe vier Jahrhunderte, nachdem der staufische Löwe im Netze der Priester erdrückt worden war, 100 Jahre, nachdem Karl sich gesträubt hatte, die Alleinherrschaft dem Glauben eines Mönchs und den entfesselten Armen des Volks zu verdanken. Kein Wunder, daß die katholische Parthei mitten im Sieg wider Denjenigen, der sie zum Sieg geführt hatte, Ränke zu spinnen begann. Ein dreifacher Heerd dieses Treibens läßt sich unterscheiden: München als Residenz des Hauptes der Liga, die Kurie Urbans VIII. und das pariser Kabinet, geleitet von dem Gründer der französischen, von dem Todfeind der deutschen Größe.

Eine glücklich unterdrückte Verschwörung hatte indeß die Macht Richelieus bedeutend vergrößert. Um den ausschweifenden Gaston Jean Baptiste, Herzog

von Orleans, 1608 gebornen Bruder des Königs, sammelten sich ehrgeizige Leute, die ihm einredeten, nicht, wie Richelieu wollte, die schöne Fürstin Maria von Montpensier, sondern eine vornehme auswärtige Prinzessin zu heurathen, den stolzen Kardinal zu stürzen, und die Leitung der Geschäfte an sich zu reissen. Bei Gelegenheit einer Jagd wollte man den Kardinal auf seinem Landgute Fleury überraschen und entweder tödten, oder ihm mit Dolchen in der Hand Versprechungen abtrotzen. Allein die Jäger fanden das Schloß Fleury mit Wachen besetzt, weil der Graf von Chalais dem Kommenthur von Valençay und dieser dem Kardinal das Geheimniß anvertraut hatte. Marschall von Ornano, im Geiste schon Präsident des Staatsrathes, starb, vielleicht an Gift, im Gefängnisse; der Herzog von Vendome mußte lang die Freiheit missen, und Chalais wurde als Hochverräther geköpft. Gaston erhielt ausser neuen Herrschaften 660,000 Livres Jahrgeld; denn der König war schwach und kinderlos, und Richelieu wollte es mit dem voraussichtlichen Thronfolger nicht verderben: Schade nur, daß die dankbare Maria Montpensier schon ein Jahr nach ihrer jetzt erfolgenden Heurath mit Gaston starb! Inzwischen bat der Kardinal, „weil sein Glück zu sehr beneidet werde," demüthig um Entlassung: „er sey unentbehrlich," antworteten Ludwig und Ludwigs Mutter, drangen ihm eine Leibwache auf, und gaben ihm 1627 den neugeschaffnen Posten eines Oberbefehlshabers der Marine, sowie Sitz und Stimme im Parlament, und in allen Kammern und Gerichtshöfen. Die Finanzen waren immer noch in trostlosem Zustande; bei 50 Millionen Schulden und 30 bis 40 Millionen Ausgaben betrug das reine Einkommen nur 16 Millionen; von der Salzsteuer, die 7,400,000 Livres abwarf, verschlangen die Hebungskosten 2 Millionen; von 19 Millionen Taille (meistens Grundsteuern), erhielten 170 höhere, 22,000 niedre Staatsbeamten so viel, daß nur etwa 6 Millionen übrig blieben. Richelieu sorgte für größre Genauigkeit im Rech-

nungswesen, strafte den Unterschleif, bewirkte da und dort eine Ersparniß, erhöhte die Salzsteuer, legte auf den Tabak eine Abgabe, zog die Geistlichkeit bei, errichtete neue verkäufliche Aemter; seine starke Seite aber ist nie das gewesen, was er im Finanzfache, sondern was er zur Begründung unumschränkter Königsmacht that. Hierin kamen die Hugenotten seinem Wunsche entgegen, indem sie 1627, erbittert über manche Verletzung des Edikts von Nantes, unter dem Herzog Rohan sich waffneten, und mit ihren Glaubensfreunden in England Unterhandlungen anknüpften. Ludwig erklärte ihre Häupter in die Acht; Rochelle, Hauptsitz der Parthei, wurde umlagert. Zweimal sandte ihnen Karl, der durch einen populären Krieg das Parlament zu gewinnen hoffte, Hülfsflotten aus England, allein ohne Erfolg, sey es, daß den Führern Geschicklichkeit oder guter Wille fehlte. Richelieu selbst leitete die Belagerung, schloß die Stadt von der Landseite durch ungeheure Verschanzungen ein, und schnitt sie durch einen festen Damm über den 740 Klafter breiten Kanal, der zum Hafen führte, gänzlich von der See ab. Trotz heldenmüthiger Vertheidigung unter dem Maire Jean Guiton mußte Rochelle den 28. Okt. 28, nach einer Belagerung von 14 Monaten und 18 Tagen, kapituliren: die Einwohnerzahl war von 30,000 auf 5000 geschmolzen. Von diesem Augenblicke an ist die politische Macht der Hugenotten gebrochen: nur als Sekte ließ der Kardinal sie fortbestehen, als er ihnen am 27. Juni 29 den Frieden von Alais bewilligte: „sie sollten Güter und Würden und die religiösen Rechte des Edikts von Nantes behalten, aber in jedem ihrer Orte auch den katholischen Gottesdienst dulden, und königliche Mannschaft in ihre Sicherheitsplätze aufnehmen, oder (was dann wirklich geschah) die Festungswerke derselben zerstören." Durch den Hugenottenkrieg war Richelieu zu den Engländern in ein feindseliges Verhältniß gerathen, während sich gegen Holland eine Erkältung, gegen Spanien auf kurze Zeit eine Annäherung zu erkennen gab. Dessenungeachtet blieb

seine Politik den alten Grundsätzen treu, und noch bevor ihm die Eroberung von Rochelle freie Hand gab, hatte er einen Plan angelegt, der den Spaniern das Uebergewicht in Italien raubte. Karl Gonzaga von Nevers und Rethel, nächster Agnat Herzog Vincenz II. von Mantua, übrigens mit Leib und Seele Franzos, war 1627 auf die Nachricht, der kinderlose Herzog sey am Sterben, nach Mantua gereist, von demselben anerkannt, in der Nacht, da Vincenz starb, mit einer Verwandten des Erblassers, die man aus dem Kloster holte, getraut, und folgenden Tags als Herzog proklamirt und begrüßt worden. Das ärgerte den Minister Olivarez nicht wenig: Mantua sey doch ein spanisches Lehen, und man habe ihn nicht einmal gefragt. Auf seinen Antrieb erhoben die Herzoge von Guastalla und Savoyen Erbansprüche, und der Kaiser forderte als oberster Lehensherr sämmtliche Prätendenten vor seinen Richterstuhl. Karl Nevers trotzte; Urban und Venedig, froh, ein Gegengewicht gegen die trotzigen Spanier zu finden, leisteten Hülfe, und Richelieu sandte 25,000 Mann, welche die Savoyer im Frühling 29 bei Susa schlugen, und obgleich den 18. Juli 1630 20,000 Oestreicher die Stadt Mantua eroberten, mußte doch laut des Friedens von Chierasco, der den 6. April 31 zu Stande kam, Nevers mit Mantua und Montferrat belehnt werden.

Die Absendung jener 20,000 Oestreicher nach Italien hatte ohne Zweifel der bayrische Maximilian, damit Ferdinand in Deutschland geschwächt würde, angerathen und durchgesetzt; denn die Spannung zwischen Beiden wurde immer größer, und freundlich hatten sie sich zum letztenmal bei einem Tauschgeschäfte berührt. Maximilian hatte nämlich seit 1620 kraft des münchner Vertrags das Land ob der Enns pfandschaftlich inne, aber, weil er den Katholizismus gewaltsam wieder einführte, so viel mit Aufständen zu schaffen, daß ihm der Besitz Nichts eintrug; es geschah daher auf seinen Wunsch, daß ihm Ferdinand, wie früher die Churwürde, so 1628 auch das

Churland seines Vetters Friedrich anwies, wogegen Oberöstreich wieder unter kaiserliche Verwaltung kam. In der Meinung, der Churfürst könne mit dem Lohn seiner Verdienste zufrieden seyn, verlangte Ferdinand auf Wallensteins Rath, die Liga möchte ihre Völker aus Franken und Schwaben wegführen. Davon wollte Maximilian Nichts hören, sondern beschloß im März 1629, auf einer Tagsatzung zu Heidelberg, keinen Soldaten zu verabschieden, vielmehr 27,000 Mann Fußvolk und 40 Fahnen Reiterei beisammen zu halten, auch keine vom Bundesheer eroberte Festung oder Landschaft aus den Händen zu lassen, möge es fordern, wer da wolle; falls kaiserliche Truppen die Truppen der Liga aus dem Quartier zu verdrängen suchten, sollten leztere ohne Bedenken Gewalt brauchen; endlich sey seine Majestät ernstlich zu ersuchen, daß in kürzester Frist zu Gründung eines sichern Friedens ein Churfürstentag abgehalten werde. Der Wunsch nach Frieden fand in ganz Deutschland Anklang; denn namenloses Elend hatte der Krieg herbeigeführt, zumal durch die Art, wie Mannsfeld und nach ihm in weiterer Ausdehnung Wallenstein zu Werke gieng. Tausende hatten all' ihre Habe verloren; die verwüsteten Felder brachten keine Früchte hervor; aus Wurzeln und Eicheln wurde Brod bereitet; Treber, Gras, sogar menschliche Leichname dienten zur Stillung des Hungers; Viele machten in der Verzweiflung ihrem elenden Daseyn selbst ein Ende. Ferdinand berief auf den 3. Juni 1630 einen Churfürstentag nach Regensburg, nicht um des Friedens willen, sondern um einen förmlichen Bruch mit der Liga zu verhindern und es, wo möglich, dahin zu bringen, daß der den 13. Juli 1608 geborne Ferdinand, sein Sohn aus erster Ehe (denn seit 1622 war der Kaiser mit Eleonora verheurathet, Schwester Vincenz II. von Mantua) zum römischen König erwählt werde. Damit nun dieß nicht geschehe, noch mehr aber, damit Ferdinand seinen großen Feldherrn Wallenstein verliere, dazu vereinigten sich zu Regensburg alle Umtriebe des bayri-

schen Churfürsten, des päbstlichen Nuntius und des ebenso beherzten als schlauen Mannes, den Richelieu unter dem Vorwand der mantuanischen Händel gesandt hatte. Er war geboren den 4. November 1577, Sohn eines Parlamentspräsidenten, 1599 in den Kapuzinerorden getreten, und hieß Franz le Clerc de Tremblay, ist aber bekannter unter dem Namen des Paters Joseph. Ueberallher liefen Klagen gegen den Friedländer ein. Eine der stärksten Beschwerdeschriften übergaben Gesandte des Herzogs Bogislaw von Pommern: „man nehme den Leuten Alles weg, wenn sie auch kein Hemd auf dem Leibe behalten, schone weder Kirchen noch Gräber, beraube den Herzog seiner Einkünfte, so daß er nicht fürstliche Tafel mehr halten könne, während jeder friedländische Hauptmann noch große Summen hinwegsende, mißbrauche Mädchen und Weiber, wüthe mit Prügeln, Brennen und Plündern, und hause ärger, als wäre der Teufel aus der Hölle gekommen." Mehrere Stände legten Berechnungen des erlittnen Schadens vor, der im Fürstenthume Stettin auf 10, in Brandenburg auf 20, in Hessenkassel auf 7 Millionen Gulden geschätzt wurde. Die Churfürsten erklärten: „an aller Trübsal, an allen Schanden und Lastern, gräulichen und unerhörten Kriegsbedrückungen, so täglich vorliefen, sey der neue Herzog von Mecklenburg einzig und allein Ursach, indem man ihm ohne Bewilligung der Stände eine Macht aufgetragen, wie sie noch kein Mensch vor ihm besessen." „Dieser Diktator müsse abgedankt werden," darauf bestanden Alle einmüthig. Ferdinand kam ins peinlichste Gedränge: sollte er sich geduldig seiner besten Waffe begeben, oder mit allen Reichsständen zumal, und noch überdieß mit Frankreich und dem stets ernstlicher drohenden Gustav Adolf Krieg beginnen? Wallenstein, der eine feste Stellung bei Memmingen einnahm, hätte ihm wahrscheinlich einen Rath gewußt. Der größte Theil der Reichsaristokratie war in Regensburg versammelt: wie? wenn man sie mit dem Heere überfiel, gefangen nahm, mordete?

Wir dürfen wohl annehmen, daß Ferdinand mit einem solchen Plan, falls Wallenstein ihn hegte, nicht unbekannt war, aber aus Scheue vor der Greuelthat, oder aus Klugheit nicht darauf eingieng; denn wenn er es that, war er dann nicht durch ein blutiges Band an den Friedländer gekettet? mußte er nicht fürchten, daß Dieser die Sache weiter treiben, die Früchte seiner Siege selbst genießen wolle, und ihm das gleiche Loos wie den Reichsfürsten bereite? Ohne Wallenstein aber konnte er, der nicht selbst das Schwert zu führen verstand, die Sache nimmermehr bis ans Ziel verfolgen. Also that er, was Lamormain ihm vorpredigte, und die Verhältnisse gebieterisch zu fordern schienen; doch that er es, wie er selbst sagt, „ungern, ohne Gutheissen und mit Protestation, an allem hieraus entstehenden Unheil vor Gott und der Welt unschuldig zu seyn;" auch behielt er sich wohl vor, den Herzog bei der nächsten Gelegenheit wieder einzusetzen, und dann mit ihm an dem begonnenen Werke fortzubauen. Eine große Verlegenheit war es aber nun, wie man dem gewaltigen Friedländer die Nachricht beibringen solle? Viele zweifelten, ob er gehorchen werde, zumal, da ihm das Heer unbedingt ergeben war. Zwei angesehne, dem Herzog befreundete Hofleute, Kanzler Graf Werdenberg und Kriegsrath von Questenberg, wurden als Ueberbringer des Dekrets nach Memmingen abgeschickt, mit dem Auftrage, den Herzog zur Niederlegung seines Kommandos mit allen möglichen glimpflichen und guten Gründen zu bewegen, und ihn der kaiserlichen Gnade zu versichern. Die Abgesandten fürchteten einen wilden Ausbruch seines Zornes, fanden ihn aber bereits von Allem unterrichtet und sehr ruhig. Sein Vetter, der in Regensburg war, hatte ihn über den Stand der Dinge belehrt, und er selbst hatte in den Sternen sein Geschick gelesen, und so das über ihn Verfügte als eine Ordnung des Himmels erkannt. Als jene Herren mit vielen Entschuldigungen sich ihres Auftrags zu entledigen begannen, fiel er ihnen ins Wort, nahm eine Schrift zur

Hand, worin sein, des Kaisers und des Churfürsten von Bayern Horoscop verzeichnet war, und sagte: „ihr Herren, aus den Sternen könnt Ihr selbst sehen, daß ich Euern Auftrag gewußt, und daß des Churfürsten von Bayern Spiritus des Kaisers seinen beherrscht; daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben; wehe jedoch thut es mir, daß er sich meiner so wenig angenommen hat; ich will aber Gehorsam leisten.“ Freundlich schenkte er dann dem Grafen einen neapolitanischen Zelter von ausgezeichneter Schönheit, dem Kriegsrathe 2 Postzüge mit prächtigem Geschirr. Um kaiserlichen Schutz im Besitze seiner Güter bat er schriftlich: die Antwort enthielt neue Versicherungen fortdauernder Huld. Wegen Mecklenburgs erhoben sich große Schwierigkeiten: alle Churfürsten wollten den verhaßten Emporkömmling aus dem Kreise der Reichsfürsten verdrängen, und die frühern Inhaber traten mit Rechtsansprüchen auf; doch blieb Wallenstein einstweilen im Besitze. Voll Unmuths verabschiedete Ferdinand einen Theil seiner Truppen, damit die Last des Kriegs desto schwerer auf Maximilian drücke, ernannte den Feldmarschall der Liga auch zum Oberbefehlshaber des Restes der Kaiserlichen, wodurch Tilly in die schwierige Lage kam, zwei Herrn dienen zu müssen, und stellte ihm überdieß den entschieden kaiserlich gesinnten Pappenheim an die Seite. So stand es in Deutschland, als der Held aus Norden kam, um das zum zweitenmal erlöschende Kriegsfeuer aufs Neue anzuschüren. Es sey uns erlaubt, einen Ueberbick seiner Laufbahn bis 1630 zu geben!

Gleich nach dem Tode Karls IX. berief die Königin Wittwe Christina nebst den 6 ihr zugeordneten Reichsräthen eine Ständeversammlung nach Nyköping, welche den 17jährigen Gustav Adolf am letzten Tage des Jahrs 1611 für volljährig und zum Herrscher Schwedens erklärte; dagegen mußte er im Königseide versprechen, den Adel ehren, seine Rechte schirmen, Aemter vorzugsweise mit Edelleuten besetzen, Edelhöfe nie besteuern, ohne

Einwilligung der Stände keinen Krieg anfangen, keinen Frieden schließen, keine Steuern ausschreiben zu wollen. Als würdiger Sohn und Enkel wahrhaft volksthümlicher Könige wußte er es so zu leiten, daß die dem Adel aus Noth eingeräumten Vorrechte dem Ganzen so wenig als möglich schadeten. Hatte er ihnen Steuerfreiheit für ihre Güter zugestanden, so hielt er desto strenger auf ein altes Gesetz, laut dessen jeder Edelmann von 400 Mark Renten einen tüchtigen Mann sammt gutem Pferd zu stellen hatte, und als sich der Adel während des dänischen Kriegs hierin viele Versäumnisse zu Schulden kommen ließ, so bedrohte er ihn mit Verlust der Steuerfreiheit; zeigte aber der Adel Eifer im Kriegsdienst, so theilte Gustav Adolf mit freigebiger Hand Lehen aus, und gestattete Adeligen, welche höhere Militärämter bekleideten, Zutritt zum Reichstag, was die Folge hatte, daß selbst in die Stände ein kriegerischer Geist eindrang. Der gemäßigtern Adelspartlhei gehörte auch Kanzler Axel Oxenstierna an; aber er war ein gewissenhafter und talentvoller Mann, und stand darum jederzeit des Königs Herzen nahe. Ein treffliches Mittel, den Einfluß der Krone sicher zu stellen, war die im Jahre 1626 errichtete Ritterhausordnung, wornach der Adel in drei Klassen getheilt wurde: die erste schloß Grafen und Freiherrn in sich, die zweite Familien, deren Ahnen erweislich im Reichsrath gesessen hatten, die dritte den übrigen Adel. Auf den Reichstagen berieth jede Klasse für sich nach Stimmenmehrheit, im Ganzen aber hatte jede Klasse nicht mehr als eine Stimme. Die Versammlung des ganzen Standes leitete der vom König ernannte Landmarschall. Auch hatte der König das Recht, Edelleute aus der dritten in die zweite oder erste Klasse zu versetzen. Im Finanzwesen konnte nicht jeder Mißbrauch beseitigt werden. Manche hatten ihre Kron- oder Schatzhöfe durch allerlei Kunstgriffe in Freigüter zu verwandeln gewußt; steuerfrei waren nicht nur Alle, die Kriegsdienste leisteten, sondern auch Eltern und Wittwen, deren

Söhne oder Männer im Feld umkamen. Und so gab es noch Dieß und Jenes, worüber man klagen hörte. Uebrigens arbeitete Gustav an gleicher Vertheilung der Steuern fort, übergab das Erhebungswesen unmittelbarer Aufsicht der Statthalter, die ungetreue Vögte mit dem Tod bestrafen konnten, stellte es den Bauern frei, eigne Schreiber zu halten, welche darauf sähen, daß nichts Gesetzwidriges verlangt werde, brachte den Bergbau dergestalt in Aufnahme, daß allein die Kupferwerke von Falun jährlich gegen 300,000 Thaler abwarfen, förderte den Handel, steigerte durch verstärkte Controle den Ertrag der Zölle, wie denn der holländische Pächter van Hoorn für die meisten Seestädte Schwedens und Finnlands und für die Landstädte am Mälarsee jährlich 110,000 schwedische Thaler (einer zu 2 Gulden rheinisch) zahlte, und führte zuerst regelmäßige, aber freilich drückende Steuern ein: die 1617 bewilligte Kriegssteuer (16 Kron- und 32 Freibauern lieferten 24 Tonnen Roggen, 2 Tonnen Gerste, 2 Liespfund Hopfen, 4 Liespfund Butter, 24 Liespfund Speck und Fleisch, 16 Pfund Talg, einen Ochsen, 8 Schaafe, 4 Gänse, 16 Hühner, 160 Eyer, 8 Lasten Heu und 80 Bund Stroh, oder den Werth dieser Artikel in baarem Gelde); ferner die Viehsteuer (gewisse Beamte verzeichneten unter dem Vorsitz der Geistlichkeit alles Vieh vom Pferd bis zur Ziege; für jedes Haupt bestand eine besondre Taxe; nach Gustavs Tod wurden in runder Summe von jedem Schatz- und Kronhofe jährlich 2, von jedem adeligen Bauer wurde 1 Thaler entrichtet); sodann die große Mahlsteuer (eine Tonne Mengkorn gab nur 2, eine Tonne Waitzen aber 12 Oeren, deren 32 gleich einem schwedischen Thaler sind), und endlich den kleinen Zoll, oder eine Verbrauchssteuer aller im Land verzehrten Waaren. 1628 eignete Gustav auch das Salzmonopol der Krone zu, und 1631 machte er sogar den Getraidehandel zum Regal; allein diese Maßregel konnte gar nicht durchgeführt, und jene mußte 1631 wieder aufgegeben werden. Mit Genehmigung der Stände ordnete

er 1627 an, daß sowohl auf Kronhöfen, als auf adeligen oder sonstwie gefreiten je der zehnte Mann zum Dienst des Heeres, in Städten je der zehnte zum Dienst der Flotte ausgehoben werde. So theuer bezahlte die schwedische Nation ihren Ruhm! Je mehr es an gründlich gebildeten Männern fehlte, desto eifriger sorgte Gustav Adolf für den Unterricht, rief tüchtige Ausländer nach Upsala, beschenkte die Universität mit Gütern, von deren Ertrag die Lehrer ansehnliche Honorare bezogen, zum Beispiel der erste Theolog 600 schwedische Thaler, und errichtete zuerst in Schweden ordentliche Gymnasien und Gelehrtenschulen. Trotz der ihm abgedrungnen Zusagen herrschte er ziemlich unumschränkt, indem er theils durch gesetzliche Einrichtungen die Schranken des Königthums beseitigte, wie durch die 1617 eingeführte Landtagsordnung, wernach der Krone die Initiative in allen Vorschlägen zustehen sollte, theils durch sein großes persönliches Ansehen den Einfluß des Reichsraths, des Adels und der Stände zu mäßigen vermochte. Die Sorgen der Regierung hinderten Gustav nicht, auch den Bedürfnissen des Herzens einigen Tribut zu bezahlen. Er wurde von schwärmerischer Liebe ergriffen zu Ebba, der schönen Tochter des Reichsdrosten Grafen Brahe. Noch sind Briefe beider Liebenden vorhanden, worin Gustav mit dem Feuer ritterlicher Zärtlichkeit seine Leidenschaft gesteht. Er hatte die Absicht, den Thron mit Ebba zu theilen; aber seine stolze Mutter bot alle Künste weiblicher Schlauheit auf, um die Verbindung zu hintertreiben: Ebba ward an den Feldherrn Jakob de la Gardie verheurathet, und der König schloß den 25. November 20 eine mehr politische Verbindung mit Maria Eleonora, 21jähriger Tochter des Churfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. Aber auch hier bestimmte ihn zugleich die gefeierte Anmuth der deutschen Fürstentochter, und aufs zärtlichste hieng sie an ihm, so daß sie seine Abwesenheit nie lange ertrug, sondern überallhin ihm nachreiste. Abwesend aber mußte er häu-

sig seyn, wegen der ununterbrochen sich folgenden Kriege. Im Dänischen hatte er das Lehrgeld bezahlt, und wehe that es dem geldarmen Schweden, Calmar, Oeland und Elfsburg und im Uebrigen den Status quo mit einer Million Reichsthaler zu erkaufen. Im russischen hatte sich neben ihm selbst Feldherr Ewert Horn Lorbeeren gesammelt: eine Baarzahlung von 20,000 Rubeln vermehrte noch die Freude, den Czar von der Ostsee ausgeschlossen zu haben. Der polnische war der langwierigste. Durch Russen und Türken in Anspruch genommen, zettelte Sigismund seit 1611 mit Hülfe der Jesuiten wenigstens Umtriebe wider seinen Neffen an, den er vom Throne zu verdrängen wünschte. Gleich nach dem Frieden von Stolbowa schritt Gustav zu offnen Feindseligkeiten, worauf Sigismund im Gefühl der Schwäche einen zweijährigen Stillestand abschloß. Als dieser zu Ende gieng, machte Gustav billige Vorschläge; Sigismund aber, obgleich von Sultan Osman II. bedroht, verwarf sie. Im Sommer 1621 setzte daher Gustav ein wohlgerüstetes Heer gegen Liefland in Bewegung, bezwang Riga, und rückte nach Kurland. Ein neuer Waffenstillstand verschaffte ihm Muße zu Anordnung der innern Verhältnisse Schwedens. Nach Ablauf desselben eröffnete er 1625 wieder den Krieg, und die Polen erlitten bedeutende Unfälle. Gustav führte einen Angriff auf das Herzogthum Preussen aus, um so den Frieden zu erzwingen. Dieß brachte den polnischen Lehensträger Georg Wilhelm von Brandenburg, der zugleich Gustavs Schwager war, in große Verlegenheit, die sich durch ein elendes Hin- und Herschwanken verrieth. 1629 sandte Kaiser Ferdinand ungeachtet des deutschen Kriegs seinem Schwager Sigismund 10,000 Mann unter General Arnim zu Hülfe; allein des Polenkönigs Ungeschicklichkeit und Geldmangel hinderte jedes größre Unternehmen, und da die Kaiserlichen ohne Wissen und Willen der polnischen Stände gekommen waren, so ließ man es ihnen auch am Solde fehlen. Bevor Etwas ausgerichtet war, erschien der

französische Gesandte, Baron Charnace im schwedischen Lager, um seine Vermittlung anzubieten; denn Richelieu wünschte, daß Gustav freien Spielraum zum Kampfe gegen Oestreich bekomme. Bei der Schwierigkeit, die streitenden Ansprüche der Schweden und Polen auszugleichen, erzielte Charnace nur einen 6jährigen, den 16. November 29 zu Altmark unterzeichneten Waffenstillstand: „Liefland bleibt schwedisch; in Kurland gibt Gustav das eroberte Mietau zurück; in Preussen behält er Braunsberg, Tolkemit, Elbing, das fischauische Werder, den werderschen Damm bis Jankendorf, Pillau und die danziger Nehrung von Stegen bis Pillau; Marienburg, Stumm, den Rest des großen Werders und das danziger Höft gibt er dem brandenburger Churfürsten in Versatz, der es, wofern kein bleibender Friede nachfolgt, an Schweden ausliefern wird, und als Pfand hiefür im brandenburgischen Preussen Fischhausen und Lochstädt, einen Theil des schakenschen Gebiets, die kurische Nehrung und Memel an Gustav abtritt." In einem Vertrage vom 28. Februar 30 gelobte noch insbesondre der Stadtrath von Danzig, weder auf eigne Rechnung Seerüstungen gegen Schweden zu machen, noch fremde Rüstungen in seinem Hafen zu dulden. Den 30. April 32 starb Sigismund, nach 45jähriger ruhmloser Regierung, unbetrauert von seinen Unterthanen. Gustav Adolf aber wendete sich jetzt mit reifer Kraft einem Unternehmen zu, das seine Brust zu den kühnsten Hoffnungen schwellte. Längst war er den deutschen Angelegenheiten aufmerksam gefolgt. Er begriff, daß die Spannung zwischen Liga und Kaiser aufs höchste gestiegen sey, und daß Ferdinand, damit nur die Ligisten eine blutige Lehre erhielten, im Herzen sein Bundesgenosse seyn werde. Der protestantischen Kirche war er mit Ueberzeugung zugethan: es hatte etwas Begeisterndes für ihn, ein Schutzengel seiner bedrängten Glaubensgenossen jenseits der Ostsee zu werden. Noch mehr reitzte ihn der Entwurf, im Kampfe mit dem Katholizismus ein protestantisches Kaiserthum zu gründen, und der ihn

zum Krieg ermunternde Charnace traf daher die rechte Saite, als er das Wort fallen ließ, Ludwig XIII. werde ihm, wofern er darnach strebe, zum Kaiserthum im Osten verhelfen. Freilich hatte sogar Richelieu die Löwennatur des nordischen Kriegers noch nicht hinlänglich ergründet, um zu ahnen, welche furchtbare Wirklichkeit Gustav diesem Gedanken zu geben vermöge. Als Vorwand zum Kriege gegen Ferdinand mußte die Einmischung desselben in den polnischen Krieg und die gewaltsame Absetzung der Herzoge von Mecklenburg, der Vettern Gustavs, dienen. Ein gegen Ende 1629 berufner schwedischer Reichstag bewilligte höhere Steuern zur Ausrüstung der Flotte, und die größern Städte übernahmen es, Kriegsschiffe in Stand zu setzen. Von französischen Subsidien machte Gustav einstweilen noch keinen Gebrauch, theils aus Mißtrauen, weil Richelieu auch mit der Liga verkehrte, theils weil die Protestanten in Deutschland daran sich stoßen könnten; von Holland und England aber erbat er sich Geldunterstützung, und England versprach noch überdieß 10,000 Mann. Die Heeresmacht, welche er zur Ueberfarth versammelt hatte, bestand zwar nur aus ungefähr 13,500 Mann, nämlich aus 92 Kompagnien Fußvolks und 16 Schwadronen Reiterei, worunter 38 Kompagnien deutscher Fußknechte, 8 Kompagnien Schotten, 46 Kompagnien Schweden; Alle aber waren trefflich ausgerüstet, bereits im Kampfe erprobt und durch Siege an ihren Führer gekettet, und in Preussen lagen 10,000 Mann, in Liefland einige Regimenter bereit. Im Mai 1630 versammelten sich die Stände zu Stockholm, um des Königs letzte Verfügungen zu hören. Den 19. alten Styls nahm er Abschied, im Glauben, einem göttlichen Rufe zu folgen, aber auch im bestimmten Vorgefühl, die Heimath nicht wieder zu sehen. Seine den 8. Dezember 1626 geborne Tochter Christina empfahl er den Ständen als Erbin des Reiches. „Da Mancher sich einbilden mag," sagte er, „daß wir diesen Krieg ohne gegebne Ursache uns aufbürden, so nehme ich Gott den Aller-

höchsten zum Zeugen, in dessen Angesicht ich hier sitze, daß ich Solches nicht aus eignem Gefallen oder Kriegslust vornehme, sondern dazu seit mehreren Jahren Ursache habe, meist darum, daß unsre unterdrückten Religionsgenossen mögen von dem päbstlichen Joche befreit werden, was wir auch mit Gottes Gnade ausführen zu können hoffen. Und weil gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, so wirds auch mit mir ergehen, daß ich, der bei so manchen Gefahren für Schwedens Wohlfarth mein Blut vergossen und gleichwohl bis jetzt heil unter Gottes gnädigem Schutz davon gekommen, zuletzt es doch lassen muß; deßhalb will ich vor meiner Abreise euch sämmtliche Schweden, gegenwärtige und abwesende, Gott dem Allerhöchsten anbefohlen haben, wünschend, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben nach Gottes Wohlgefallen uns treffen und finden mögen im ewigen und unvergänglichen." Hierauf wendete er sich zu den einzelnen Ständen, den Reichsräthen, der Geistlichkeit, den Deputirten des Bürger- und Bauernstandes, und ermahnte sie zu treuer Erfüllung ihrer Pflichten. Er schloß mit einem Gebet aus dem 90. Psalm; seine Augen füllten sich mit Thränen; die ganze Versammlung war aufs tiefste bewegt. Am 30. Mai alten Styls stach er mit 28 Fregatten und vielen Transportschiffen zu Elfsnaben in See. Doch ehe wir ihn auf kurzer, aber prachtvoller Siegeslaufbahn bis zum Schwedensteine bei Lützen begleiten, wollen wir, eben um des merkwürdigen Gegensatzes willen, noch einmal den gewundnen Pfad des Kardinals Richelieu ins Auge fassen.

Schwere Gefahren zogen sich im Jahre 30 über seinem Haupte zusammen. Maria von Medici empfand es immer drückender, daß ein vermeinter Diener ihr über den Kopf gewachsen sey, machte daher gemeinschaftliche Sache mit dem ungenügsamen Orleans, und stellte sich krank, damit sie den König, unbeobachtet von den eifersüchtigen Blicken des Kardinals, allein auf ihrem Zim-

mer sprechen könne. Am 10. November kam Ludwig; alle Thüren, wie sie glaubte, waren geschlossen; beredt setzte sie die hochfahrenden Entwürfe des Priesters auseinander, mit tiefer Entrüstung alle die Kränkungen, welche sie, Ludwigs Mutter, erdulden müsse. Indeß schlich der Kardinal von Thüre zu Thüre, bis er endlich die einzige fand, welche unverschlossen war. „Ach Madame," rief der König bestürzt, „hier ist er selbst." „Sie sprachen also von mir," fragte Richelieu. Maria wollte läugnen. „Nein, nein, gestehen Sie, Madam!" fuhr Richelieu fort. „Nun ja denn," sagte die Königin, ihren Muth sammelnd, „wir sprachen von Ihnen als einem Undankbaren, welcher den König entthronen will." Ludwig suchte zu begütigen; Maria verdoppelte ihre Vorwürfe: „entweder muß Ludwig von mir scheiden oder von dem Kardinal. Dieser bat auf den Knien um seine Entlassung. In peinlicher Verlegenheit sagte der König, es sey spät, er müsse nach Versailles. Die Stimme der Mutter schien gesiegt zu haben: Schaaren wetterwendischer Höflinge eilten zu Maria und wünschten ihr Glück; Richelieu aber traf Anstalten zur Abreise, und klagte dem Kardinal la Valette seine verzweifelte Lage. Zur selben Zeit äusserte Ludwig gegen den ihn begleitenden Herzog von St. Simon, es werde freilich schwer halten, einen Nachfolger zu finden. Dieses Wort faßte St. Simon auf, der dem Kardinal Vieles zu danken hatte, und ließ seinem Wohlthäter sogleich von dem nicht ungünstigen Erfolg einen Wink geben. La Valette eilte nach Versailles; bald wurde auch Richelieu vor den König gerufen, und stürzte ihm unter ehrfürchtigem Danke zu Füßen. „Fahret fort," rief Ludwig, „mir so treu zu dienen wie bisher, und wohnet künftig im Schlosse, unter den Zimmern, die ich selbst bewohne." Mit Recht heißt daher der 11. November, an welchem das Ergebniß bekannt wurde, ein Tag der Getäuschten, »journée des dupes.« Richelieu wußte den Sieg zu benützen. Am 23. Februar 1631 reiste Ludwig mit dem Hofstaate un-

erwartet von Compiegne nach Paris, und ließ seiner Mutter melden, daß sie ihn nicht begleiten, sondern getrennt von ihren schlechten Rathgebern, deren Mehrere verhaftet wurden, zu Moulins leben möge. Kaum war Orleans im Verdruß über diesen Gang der Dinge nach Lothringen entflohen, wo er insgeheim Herzog Karls IV. Schwester Margaretha heurathete, so wurden alle seine Räthe und Anhänger für Verbrecher erklärt, und das Widerstreben des Parlaments, den Befehl einzutragen, gab erwünschte Gelegenheit zu einer Demüthigung dieses obersten Gerichtshofes: sämmtliche Räthe mußten im Louvre erscheinen, knieend einen Verweis des Siegelbewahrers anhören und schweigend zusehen, wie der König aus dem Protokollbuche das Blatt riß, welches die Erklärung ihres Widerspruches enthielt. Bald entfloh auch die Königin Mutter aus Frankreich, und zwar nach Brüssel zu ihrer Muhme Isabella, wo Orleans mit ihr zusammentraf. Richelieu ordnete Gütereinziehungen an, besetzte erledigte Statthalterschaften mit Leuten nach seinem Geschmack, eignete sich selbst Bretagne nebst dem Herzogstitel zu, und schickte den 10. Mai 32 Marias und Gastons Freund, den längst verhafteten Marschall Marillac aufs Schaffot. Vier Wochen nach Marillacs Hinrichtung fiel Orleans mit bewaffneter Macht ins Reich ein, und der junge, schöne, feurige Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc, erhob die Waffen für ihn: den 1. September 32 wurde Montmorency bei Castelnaudary geschlagen und gefangen, und den 30. Oktober endete er unter dem Henkerbeile sein Leben: die trostlose Wittwe gieng ins Kloster. Gleich die erste Nachricht von Gastons heimlicher Vermählung mit der lothringischen Margaretha entzündete im Kardinal einen Eroberungsplan, der als erster Keim dessen, was nachmals Ludwig XIV. unternahm, zu betrachten ist: ein französisches Heer rückte nach Lothringen, und den 25. Sept. 33 hielt Ludwig XIII. seinen Einzug in der Hauptstadt Nancy, die bis nach ausgemachter Sache Gastons den

Franzosen verbleiben sollte. Empört über die erlittne Schande übertrug Karl IV. am 19. Januar 34 die Regierung seinem Bruder, Kardinal Franz, und trat mit 2500 Unterthanen in kaiserliche Dienste. Franz schickte den Kardinalshut nach Rom zurück, um heurathen zu können; Richelieu aber verwarf den Regierungswechsel, bemächtigte sich jetzt aller festen Plätze Lothringens, und stand im Begriffe, den Herzog Franz sammt seiner Gattin zu verhaften. Als Diener des Herrn von Bornet verkleidet, flüchteten sie sich bei Nacht aus ihrem Schlosse, und Morgens darauf in Bauerntracht, mit Düngerkörben belastet, aus der Stadt; ein Weib zeigte ihr Entfliehen auf der Thorwache an, fand aber keinen Glauben, weil der erste April sey; so gelang es ihnen, aus ihrem eignem Lande zu entkommen. Nachdem Lothringen erobert schien, gab Richelieu den 1. Oktober 34 Gastons Ehe mit Margaretha zu, stellte ihn in Rechten und Würden her, zahlte seine Schulden, bewilligte sogar neue Einnahmen und Ehren (denn der König war immer noch kinderlos) suchte ihn aber unschädlich zu machen, indem er seinen gewandten Rathgeber, Herrn von Puylaurens, unter irgend einem Vorwand ins Gefängniß warf, von wo derselbe nie wieder zum Vorscheine kam. Auch von Orleans im Stiche gelassen, irrte die Königin Mutter nach Holland und England, führte zuletzt ein kümmerliches Leben zu Köln, und starb den 3. Juli 1642: ihr Stolz war sich immer gleich geblieben, und auch da, als sie von der Gnade des Oraniers Friedrich Heinrich abhieng, hatte sie seine Gemahlin als eine Dame geringern Ranges schlechterdings nicht küssen wollen. Noch einmal wagte Orleans einen Anschlag wider den verhaßten Richelieu: im September 36 hielt er denselben, einverstanden mit dem Grafen von Soissons, nach beendigter Sitzung des Staatsrathes im Zimmer zurück, und Montresor und St. Ibal lauerten nur auf einen Wink, um den Kardinal niederzustoßen; allein weder der Herzog, noch der Graf fühlte Muth genug, um in

Gegenwart des gewaltigen Mannes den verabredeten Wink zu geben. Wie Richelieu bald nachher auch Gastons Thronansprüche zu durchkreuzen vermocht hat, ist ein dunkler Punkt, der sich kaum errathen läßt. Mit Ludwigs Gemahlin Anna hatte er nie auf gutem Fuße gestanden, schon deßwegen, weil er ihr beinahe ängstlich jeden Einfluß auf den König abschnitt. Am widrigsten gestaltete sich das Verhältniß im Jahre 1637: Anna ward wegen eines sträflichen Briefwechsels mit Spanien zur Untersuchung gezogen, und Ludwig warf ihr geradezu vor, sie habe ihn entthronen und den Herzog Gaston heurathen wollen. „Ach," entgegnete sie vollkommen richtig, „welch ein abgeschmackter Tausch, wobei ich fast Nichts gewonnen hätte!" Jetzt aber wurde die Sache anders: man gab sich große Mühe, um den König der Königin näher zu bringen, und plötzlich erscholl die Kunde, Anna habe Mutterfreuden zu hoffen. Den 5. September 1638 erblickte Prinz Ludwig das Licht der Welt, mit 3 Zähnen bewaffnet, einem Zeichen künftiger Raubgier, wie Hugo Grotius an Oxenstierna schrieb. Am 21. September 1640 gebar Anna noch einen Sohn, den Prinzen Philipp, der, als Gaston 1660 starb, Herzog von Orleans wurde. Im Geburtsjahre Ludwigs verlor Richelieu seinen fähigsten Diener, den Pater Joseph, vom Volk „die graue Eminenz" genannt. Nie hatte dieser merkwürdige Staatsmann nach einem höhern Glücke getrachtet, als hie und da vom Premierminister in seiner einfachen Kapuzinerzelle besucht zu werden. Wohl mochte Richelieu ein ebenso brauchbares als anspruchsloses Werkzeug schmerzlich vermissen, zumal in kritischen Umständen, wie die gleich zu erzählenden sind. Verbündet mit dem Herzoge von Bouillon, unterstützt durch die Spanier, erfocht der aufrührerische Graf von Soissons am 6. Juli 1641 bei Sedan über den wider ihn ausgesandten Marschall von Chatillon einen vollständigen Sieg. Wer ihn unmittelbar nach der Schlacht, mitten unter seinen Begleitern, niederschoß, ist nie bekannt ge-

worden: dem Herzoge von Bouillon verzieh dann der Kardinal. Gefährlicher noch als offner Aufruhr waren die bereits um jene Zeit angesponnenen Ränke des jungen, schmeichlerischen Herrn von Cinqmars, den man gewöhnlich le Grand nannte. Er verplauderte dem stets gelangweilten König die Zeit, schilderte die Herschsucht des Kardinals, welche auch des gekrönten Hauptes nicht schone, lockte einige Aeusserungen hervor, die wie ein Wunsch nach Befreiung klangen, zog die Herzoge von Orleans und Bouillon ins Interesse, und zettelte durch sie Unterhandlungen mit Spanien an, welche mit dem Kardinal sein politisches System vernichten sollten. Dieß alles erfuhr Richelieu, während er fern vom Könige und krank den Brunnen zu Tarrascon gebrauchte; aber er hörte auch, daß Ludwig bereits den geckenhaften Uebermuth Cinqmars empfinde. Kundschafter spielten ihm beweisende Papiere in die Hand: er schickte sie dem König, und drang demselben die nöthigen Maßregeln ab. Zerknirrscht eilte Ludwig, als Mitwisser der Verschwörung, an das Bette des Kardinals, stammelte Entschuldigungen, bot ihm seine Söhne als Pfänder unverbrüchlicher Freundschaft, gelobte für die Zukunft pünktliche Achtsamkeit auf Alles, was der Minister ihm rathen werde, und empfieng dafür die gerührtesten Versicherungen gränzenloser Ergebenheit; denn der Kardinal gebot so unbedingt über seine Thränen wie über Frankreich. Den 12. Sept. 42 wurden Cinqmars als Hochverräther, und der 37jährige Parlamentsrath de Thou, ältester Sohn des Geschichtschreibers, dessen Werk ein Mitglied von Richelieus Familie brandmarkte, weil er die Verschwörung nicht angezeigt hatte, durch den Henker gestraft. Schläfrig sah der König um jene Stunde auf die Uhr: „jetzt," sagte er, „wird dem Herrn le Grand übel zu Muthe seyn." Der Herzog von Bouillon erhielt Gnade, weil er an Richelieu die Herrschaft und Festung Sedan überließ. Orleans verlor seine Statthalterschaft und Leibwache, durfte fortan nur eine bestimmte Zahl Bedienten haben, und mußte

überdieß dem Kardinal für so glimpfliche Behandlung danken. Nunmehr stand Richelieu auf dem Gipfel der Größe; ganz Frankreich lag ihm zu Füßen; die ersten Männer des Reichs lasen in seinen Blicken ihr Schicksal: er hatte verwirklicht, was in dem von ihm gebauten Pallaste zu Richelieu gewisse Sinnbilder andeuteten, das Firmament mit der Inschrift: „in der Bewegung unbewegt,“ und ein Löwe, welcher anbellende Hunde verachtet. Doch spielte er dem König gegenüber stets die Rolle eines bloßen Dieners. „Nur voran,“ sagte einst Ludwig, als sie an eine Thüre kamen, „Sie sind ja doch Herr im Hause.“ „Sire,“ rief der Kardinal, „ich gehe voran, um Ihnen zu leuchten,“ und nahm dem Bedienten die Fackel weg. Bezeichnend ist auch folgende Anekdote. Während er eine Prinzessin begleitete, blieb ein Edelmann in seinem Zimmer zurück, wo geheime Papiere über den damals noch unbekannten Abfall Portugalls von Spanien lagen. Aus Besorgniß, der Cavalier möchte darin gelesen haben, schickte er ihn auf 33 Tage in die Bastille, gab ihm dann aber für die solang entzogne Freiheit 33,000 Thaler. Ein bleibendes Denkmal hat sich Richelieu, der nebenher auch dramatischer Dichter war, und wohl nicht ohne Eifersucht den Cid des 1606 gebornen Corneille unbillig beurtheilte, dadurch gesetzt, daß er 1635 die französische Akademie stiftete. Ihr Streben gieng vor Allem darauf hin, ein erschöpfendes Wörterbuch und eine allgemeingültige Grammatik zu geben. Die Folge hievon war frühzeitige Bestimmtheit und Abrundung des Französischen. Um so eher konnte sich diese Sprache, als die einzige unter den neuern, welche schon fertig war, über das ganze gebildete Europa verbreiten, und auch hiezu hat Richelieu mitgewirkt, indem er von Frankreich aus das Beispiel überall thätiger und dauernder Gesandtschaften gab.

Dreiundzwanzigstes Hauptstück.

Gustav Adolf und Wallenstein.

Bald hatte Gustav ohne erheblichen Widerstand die drei pommerschen Inseln Usedom, Wollin und Rügen genommen, hierauf, nachdem sein Rücken gedeckt war, das frische Haff durchsegelt, und sich Stettin, der befestigten Residenzstadt Pommerns, genähert. Da Torquato Conti mit seinen kaiserlichen Truppen wenig oder Nichts that, mußte der alte, kinderlose Herzog Bogislaw nicht nur ein Bündniß mit den Schweden eingehen, sondern, falls er stürbe, ihrem König das Land versprechen. Von diesem begehrte jetzt der brandenburgische Markgraf Christian Wilhelm als Administrator des Erzstiftes Magdeburg Hülfe, weil er dasselbe dem Restitutionsedikt zufolge an Erzherzog Leopold abtreten sollte. Obgleich Gustav auf die Geschicklichkeit des Markgrafen wenig Vertrauen setzte, so schickte er doch unter dem erfahrnen Dietrich von Falkenberg eine Besatzung nach Magdeburg. Der bei Magdeburg mit Ligisten und Kaiserlichen unter Pappenheim postirte Tilly, schon vorher darauf bedacht, seine Kräfte zu schonen, konnte jetzt um so weniger die Stellung wechseln. Unter der Klage, im Stich gelassen zu seyn, dankte daher Conti ab, und an seine Stelle trat der an kriegerischer Tüchtigkeit ihm weit nachstehende Schaumburg. Gustav gewann nun Garz, Greifenhagen, Demmin, Kolberg und am 3. April 31 auch Frankfurt an der Oder, wo die Kaiserlichen 7 Regimenter verloren. Dennoch trugen die protestantischen Reichsstände Bedenken, sich ihrem Beschützer anzuschließen. Verschiedne Ursachen wirkten hiebei zusammen: Furcht vor des Kaisers Uebermacht, Mangel an Vertrauen auf Gustavs Stärke, Ahnung seiner wahren Absichten, durch deren Ausführung die vermeintliche deut-

sche Freiheit gefährdet werden könnte, und geheime Umtriebe des wiener Hofs am sächsischen und brandenburgischen: hier arbeiteten Arnim und Hoe von Hoenegg, dort Graf Schwarzenberg für das östreichische Interesse. Nur der hellsehende und entschloßne Landgraf Wilhelm von Hessenkassel trug bereits im Okt. 30 ein Bündniß an, und bald darauf wurde ein bestimmterer Entwurf gemacht, wozu Wilhelm auch andre süddeutsche Protestanten gegen Schutz und Wiederherstellung in alle Rechte beizuziehen versprach. Vor der Hand brachte freilich dieses Bündniß noch keinen Nutzen, da der Landgraf Schwierigkeiten fand, sein Wort zu erfüllen. Desto bereitwilliger hörte Gustav die Anträge Frankreichs. Zu Anfang 31 erschien Charnace wieder im schwedischen Lager, und schloß den 23. Jan. zu Bärwalde in der Neumark auf 5 Jahre einen Vertrag ab, kraft dessen Schweden zur Bekämpfung Oestreichs ein Heer von 36,000 Mann halten, und Frankreich jährlich 400,000 Thaler zahlen sollte: der Liga und dem Churfürsten Maximilian, Richelieus geheimem Verbündeten, mußte Theilnahme am Bündniß, oder wenigstens Neutralität vorbehalten werden. Letzteres konnte Gustav, als Beschützer des Protestantismus, nicht ernstlich wollen, bot daher dem Churfürsten die verheißne Neutralität unter zwei unmöglichen Bedingungen an: daß Max in die Aufhebung des Restitutionsedikts willige und auf die beiden Pfalzen verzichte. Nothgedrungen übernahm folglich Max den Hauptaufwand und die drohendsten Gefahren bei dem Kampfe für den Kaiser, während auch Frankreich seinen Vortheil schlecht wahrte, einen alten Verbündeten aufopferte, und in Gustav einen neuen erhielt, der leicht das Uebergewicht bekommen und die Früchte aller Anstrengungen sich aneignen konnte. Jetzt endlich, da der Schwede so mächtig dastand, rüttelte ein unerwartetes Ereigniß die protestantischen Fürsten aus ihrer Unthätigkeit. Tilly belagerte Magdeburg; Gustav war nicht im Stande zu helfen, weil er die Linie an der Oder nicht

verlassen durfte, ohne an den Churfürsten von Brandenburg und Sachsen einen zuverläßigen Rückhalt zu haben. Trotzdem, daß die hartbedrängte, neben der Bürgerschaft nur durch eine kleine Besatzung vertheidigte Stadt noch überdieß durch innre Zwietracht heimgesucht wurde, — denn der Magistrat war für, die Gemeinde gegen den Administrator Christian Wilhelm, — zog Tilly, um seine Truppen zu schonen, gleichwohl Unterhandlungen vor, und schickte sich sogar bereits zum Abzuge an; der feurige Pappenheim aber setzte im Kriegsrathe den Sturm durch, den er am 10. Mai vor Sonnenaufgang ungestümm mit seinen Wallonen eröffnete. Mehr denn 1000 Kaiserliche waren gefallen, als man in die Stadt eindrang. Nun erst führte Tilly, der aus Eifersucht, oder um nach Maximilians Wunsch den Pappenheim zu verderben, absichtlich gezögert hatte, auch einen Theil der Seinigen herein, und Kanonen fiengen an die Straßen zu fegen. Fürchterlich war die Wuth der Soldaten: überall wurde geplündert, und gegen alle Lebenden gewüthet; kläglich schreiend lagen Kinder neben ihren ermordeten Eltern; einige Kroaten faßten ein solches an beiden Schenkeln und rissen es mitten entzwei. Nach zwei Stunden brach Feuer aus, das Pappenheim hatte anzünden lassen, um die sich wehrenden Bürger zu zersprengen: Nachts 10 Uhr lag eine der reichsten Städte Deutschlands in Schutt und Trümmern: nur der Dom und etwa 100 Häuser blieben stehen. Folgenden Tags wühlten die Soldaten den Schutt und die Keller auf, wo sie große Beute an Silber, Gold und Lebensmitteln machten. Am dritten Tag öffnete Tilly den Dom, fand hier gegen 1000 Personen, und befahl, Brod unter sie auszutheilen. Den 14. Mai hielt er seinen Siegeseinzug, und soll dabei tiefes Bedauern über das unglückliche Schicksal der Stadt ausgesprochen haben. Die Greuelscenen endeten mit einem Fest im Dome. Gegen 25,000 Einwohner waren durch Feuer und Schwert umgekommen. Anstatt ohne Zögern sich auf die Schweden zu werfen, zog Tilly über den

Harz. In den Schluchten des Waldgebirgs verlor er durch die Wuth der Bauern so viele Leute, daß es aussah, als wäre eine Schlacht geliefert worden. Seinen Zorn hierüber empfanden die Herzoge von Weimar: Kornfelder wurden niedergetreten, Dörfer in Brand gesteckt. Nach erfolglosem Versuche, Erfurt zu bezwingen, wandte er sich nach Hessenkassel und that dem Landgrafen Bescheid, daß er seine Truppen entlassen, kaiserliches Volk aufnehmen, die Städte Ziegenhain und Kassel einräumen und Kriegsschatzung an den Kaiser entrichten solle. Der Landgraf aber antwortete höhnisch: „sein Kriegsvolk brauche er selbst, fremde Soldaten in die Hauptstadt aufzunehmen, liege nicht in seiner Absicht; fehle es dem bayrischen Obergeneral an Lebensmitteln und Geld, so gebe er ihm den Rath, nach München zu ziehen, wo Beides im Ueberfluß vorhanden sey.“ Die Landbewohner in Hessen verließen ihre Häuser, so daß die Dörfer ganze Strecken weit leer standen, und Tillys Soldaten nur schlechten Unterhalt fanden. Gustav hatte indeß verdrießliche Händel mit seinem Schwager von Brandenburg. Dieser wollte auf Antrieb Sachsens die Festung Spandau, welche er zum Behuf der Entsetzung Magdeburgs den Schweden geöffnet hatte, wieder geräumt wissen; der König aber bedurfte jetzt dieses Platzes mehr als vorher. Wie also Güte Nichts fruchtete, rückte er mit dem Heere vor Berlin, stellte es vor den Thoren in Schlachtordnung, lud die Kanonen und richtete sie gegen das Schloß. Jetzt zog der Churfürst andre Saiten auf, gab in Betreff Spandaus nach, schloß ein Bündniß mit Schweden, versprach den Feinden keinen Durchzug zu gestatten, und wollte monatlich 30,000 Thaler bezahlen. Den 17. Juni gieng auch Greifswalde in Pommern über. Die Eroberung Mecklenburgs ward bis auf wenige Plätze vollendet, und den 1. Juli setzten sich die Schweden bei Tangermünde am linken Elbufer fest. Auf Pappenheims dringende Bitte zog endlich Tilly mit überlegner Heeresmacht aus Hessen herbei. Gustav nahm schnell besonnen

eine feste Stellung bei Werben, machte einen glücklichen Ausfall, und schlug am 27. Juli den ingrimmig stürmenden Feind glänzend zurück, der alsbald aus Mangel an Lebensmitteln wieder abzog, und zwar nach Sachsen, weil sich der Churfürst neutral erklärt hatte, und den Kaiserlichen freiwillig keinen Scheffel Korn mehr verabfolgte. Noch im Juli landete Gustavs Gemahlin mit 8000 Schweden in Wolgast, und der brittische Marquis Hamilton brachte ihm 6000 Mann. Auch zwei wichtige Bündnisse kamen im Lager bei Werben zum Abschlusse, nämlich mit Wilhelm von Hessen und mit Herzog Bernhard von Weimar. Ersterer verpflichtete sich zur Aufstellung eines Heers von mehreren 1000 Mann, über welches dem schwedischen König der Oberbefehl zustehen sollte: für diese Abhängigkeit wurden dem Landgrafen beträchtliche Vergünstigungen eingeräumt; denn man sicherte ihm alle Eroberungen zu, die er im Gebiete der Liga machen würde, und bevollmächtigte ihn, andre Fürsten und Städte ins Bündniß aufzunehmen. Aehnliche Bedingungen erhielt Johanns III. Sohn, der den 6. August 1604 geborne Bernhard, ein ehrgeitziger mit großen Herrscher- und Feldherrntalenten ausgerüsteter Jüngling, welcher die Regierung des kleinen Herzogthums mit 6 Brüdern theilen mußte. Solche Verstärkungen seiner Macht konnte König Gustav gar wohl brauchen. Denn Krankheiten schwächten sein Heer; oft fehlte es an Lebensmitteln und Geld; die Soldaten bekamen lange keinen Sold, und waren trotz Gustavs strenger Zucht genöthigt, zum Theil durch Erpressungen und Raub ihren Unterhalt zu suchen. Der nach Sachsen gedrungne Tilly postirte sich zwischen den Schweden und dem sächsischen Heere, das 18,000 Mann stark bei Leipzig stand, und schickte an den Churfürsten eine Gesandtschaft mit dem Ansinnen, sein Land zu öffnen, sein Heer mit dem kaiserlichen zu vereinigen, Lebensmittel zu liefern, oder als Feind behandelt zu werden. Johann Georg gab eine abschlägige Antwort. Da brandschatzte Pappenheim Merseburg und Gebiet;

Tilly rückte vor Leipzig. Zuerst gab der Kommandant Feuer von den Wällen; den 5. Sept. aber erfolgte, im Andenken an Magdeburgs Schicksal, die Uebergabe. Leipzig wurde schonend behandelt und seiner alten Rechte versichert. Doch flehte jetzt der Churfürst durch seinen Feldmarschall Arnim um jeden Preis die Hülfe der Schweden an. Gustav wies den Marschall zum erstenmal ab, gewährte aber bald nachher, als er sah, daß Johann Georg mürb geworden sey, ein förmliches Bündniß. In Wittenberg kamen der König und die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg zusammen, und bei Düben an der Mulde vereinigten sich auch die Heere. Im Kriegsrathe drang Johann Georg mit Feuereifer auf eine Schlacht, während Gustav erst unter der Bemerkung, daß zwei Churhüte auf dem Spiel stehen, nachgab. Man ordnete sich auf dem Felde bei Leipzig: die Schweden hatten 13,000 Mann zu Fuß, 8000 zu Pferd; die Zahl der Sachsen belief sich auf 15,000. Tilly wollte lieber noch nicht schlagen; Pappenheim aber ließ sich auf eigne Faust mit 2000 Reitern, die ihm Tilly zum Recognosciren gegeben hatte, in ein Gefecht ein, und zwang so den Oberfeldherrn, wenn er nicht jene trefflichen Kürassiere aufopfern wollte, den Kampf anzunehmen. Doch ehe wir die folgenreiche Schlacht vom 7. Sept. 1631 erzählen, wird es passend seyn, Etwas über das Kriegswesen jener Zeit zu bemerken.

Die kaiserliche Reiterei bestand damals aus Kürassieren, welche, von Kopf zu Fuß ritterartig bepanzert, ein langes, breites Schwert an reichem Wehrgehenk und in den Holftern 2 Pistolen führten von 2 Fuß Länge mit Kugeln von 20 aufs Pfund; ferner aus Karabinieren oder Schützen zu Pferd, mit eisernem Helme und Halbküraß, der die Brust bedeckte, sammt Degen, 2 Pistolen und einer Büchse von 3 Fuß langem Lauf, die Kugeln von einem Loth an Gewichte schoß; sodann aus Dragonern, welche vor dem Feind abstiegen, und Helm, Schwert und Muskete hatten; endlich aus Kroaten mit Karabi-

nern und Hackmessern an der Seite. Sämmtliche Feuergewehre hatten deutsche Radschlösser. Ward ein Angriff auf Reiterei gemacht, so rückte das erste Glied bis auf Pistolenschußweite vor, dann feuerten die Kürassiere ihre Pistolen, die Karabiniere ihre Büchsen und Pistolen ab; gab es eine Lücke, so brachen sie ein; hielten die Feinde Stand, so schwenkte das vorderste Glied links und rechts ab, galoppierte, um dem zweiten Raum zum Gebrauch des Feuergewehrs zu machen, hinter die Fronte und lud von Neuem. Dieses langsame Abfeuern währte geraume Zeit, bis man zur blanken Waffe griff. Das Fußvolk theilte sich in Pikeniere mit Pickelhaube, eisernem Halskragen, Halbküraß, eiserner Schürze am Unterleib, langem Schwert und einer Lanze von 15 bis 18 Schuh, deren Gebrauch 21 verschiedne Kommandoworte leiteten, und in Musketiere mit Pickelhaube, Degen und 5 Fuß langer, schwerer Muskete, die auf einen vom Soldaten an der linken Hand mitgeschleppten, eisernen Gabelstock gelegt, und mit der Lunte angezündet wurde: erst auf 99 Tempos hatte der Soldat abgeschossen und wieder geladen. Gustav bediente sich blos zweier Arten Reiterei, der Kürassiere und Dragoner. Erstern gab er nur den Halbküraß und Helm, einen langen Degen und neben den 2 Pistolen einen leichten Karabiner mit deutschem Flintenschlosse: feuern sollten sie erst, wenn sie das Weisse im Aug' des Feindes sähen, und dann gleich zur blanken Waffe greifen. Seine raschen Dragoner ohne Küraß, mit der Muskete und Lunte, kurzem Säbel und dem Beil, um Bäume zu fällen und Pallisaden beim Sturmlaufe umzuhauen, dienten noch mehr als die Kaiserlichen zu Fuß. Den Pikenieren gab er statt der schweren Lanze eine Partisane von 11 Fuß Länge, mit unten fünfthalb Zoll breiter, spitzig auslaufender Schneide vom besten Stahl, verminderte auch das Gewicht der Muskete, führte die Patrontasche ein, schaffte den Gabelstock und, nur den Helm beibehaltend, beim ganzen Fußvolke den Harnisch ab. Bei den Kaiserlichen

zählte ein Reiterregiment 5 Schwadronen zu 150 Mann, im Ganzen 750 bis 800 Reiter; bei den Schweden zerfielen die 4 bis 12, gewöhnlich aber nur 4 Schwadronen in je 2 Züge, jeden zu 33 Mann, so daß ein Regiment selten 792, meistens nur über dritthalbhundert Mann stark, und überdieß in mehrere und kleinere Unterabtheilungen gegliedert war. Dort befehligte ein Oberst oder auch General, der einen Oberstlieutenant als Stellvertreter zur Seite hatte, und auf die Schwadron kamen 3 Offiziere, der Rittmeister, der Lieutenant, der Kornet, welcher im Gefecht die Standarte trug, und 4 Unteroffiziere, der Wachtmeister, der Quartiermeister, 2 Korporale; hier bildeten den Regimentsstab ein Oberst, Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister, Quartiermeister, 2 Geistliche, 4 Wundärzte, 4 Profoße, ein Regimentsschreiber, ein Gerichtsschreiber, 2 Gerichtsbüttel, ein Henker, und auf die Schwadron kamen ein Rittmeister, Lieutenant, Kornet, Wachtmeister, etliche Korporale, 2 Trompeter. Ein kaiserliches Fußregiment betrug 10 Kompagnien oder Fahnen, jede eigentlich zu 300 Mann, wiewohl der wirkliche Bestand des Ganzen selten über 1500 bis 2000 Mann ausmachte; das Regiment befehligten ein General oder Oberst, ein Oberstlieutenant und ein Oberstwachtmeister, die Kompagnie ein Hauptmann, Lieutenant und Fähndrich; hiezu kamen als Unteroffiziere ein Feldwebel, ein Quartiermeister, ein Führer, ein Rostmeister, der nach den Gewehren sah, und eine schwankende Zahl von Korporalen, Rottenmeistern und Gefreiten; jedes Regiment hatte ausserdem seinen Feldprediger und Generalgewaltigen mit den Profoßen und einem Schreiber, jede Kompagnie ihren Kaplan, Feldscheerer, 2 Trommler und 2 Pfeifer. Gustav zerfällte das Regiment meistens in 8, wenn es Söldner waren, zuweilen in 12 Kompagnien, jede gewöhnlich zu 144 Mann, so daß die meisten Regimenter nur etwa zwölfthalbhundert, die zahlreichsten nicht über achtzehnthalbhundert Mann stark waren. Vor der Einnahme von Frankfurt an der Oder bildete er aus 2 Regimentern eine Bri-

gade, übrigens in der Regel nur von 1400 bis 1500 Mann; denn aus Regimentern und Brigaden zog er für gefährliche Unternehmungen stets Freiwillige heraus, die zu einer Abtheilung vereinigt, und als Kommandirte verwendet wurden. Der Regimentsstab war wie bei der Reiterei, und auch bei einer schwachen Brigade doppelt; denn ein starker Offiziersstand sollte dem Ehrgeitze und der Tapferkeit eine glänzende Laufbahn eröffnen. Jede Kompagnie hatte 3 Trommler, 18 Rottenmeister, 6 Korporale oder Feldwebel, einen Fähndrich, einen Lieutenant, einen Hauptmann. Letzterer mußte die Kompagnie vollzählig erhalten, bekam daher für 10 diensthuende Soldaten den Sold von 11 ausbezahlt; der Lieutenant, vom ältesten Feldwebel unterstützt, übte die Mannschaft, beaufsichtigte die Wachen, strafte Vergehen; der sechste Feldwebel hieß zugleich der Führer, trug die Fahne während des Marsches, führte Aufsicht über die Kranken; der Fähndrich durfte, damit den Soldaten die Fahne um so theurer werde, nie eine Strafe vollziehen, sondern hatte im Gegentheile das Recht, Fürbitte einzulegen. Was die Aufstellung ganzer Heere betrifft, so waren bei den Kaiserlichen immer noch die von den Schweitzern auf die deutschen Landsknechte übergegangnen, der Phalanx ähnlichen, großen Vierecke im Gebrauch: Reiterhaufen von oft 1000 Mann standen 6 bis 10, die Fußgänger 10 bis 37, sogar bis 50 Mann tief, und waren die Musketiere von den Pikenieren gesondert, so schwenkte das erste Glied jener Waffengattung, wenn es gefeuert hatte, links und rechts ab, um hinter den übrigen Gliedern seinen Platz zu nehmen. Gustav stellte die Reiter 4 Mann tief, schwadronsweise, mit geschloßnen Gliedern und Reihen, das Fußvolk 6 Mann tief auf; die Pikeniere standen gedrängt, bei den Musketieren blieben zwischen jeder Rotte von 4 oder 5 Mann 2 bis 3 Fuß Zwischenraum, durch welchen sich das erste Glied, um hinter der Fronte wieder zu laden, zur Hälfte links, zur Hälfte rechts zurückzog; nach dem Grundsatz, daß eine Waffe die andre unterstützen

müsse, gab er dem Schlachthaufen der Pikeniere kleine Abtheilungen von Musketieren bei, und ließ auch zwischen den Schwadronen Raum, um 150 bis 200 Musketiere aufnehmen zu können; endlich vergaß er es nie, die erste Schlachtlinie durch eine zweite zu decken. Erst er hat begriffen, daß man den Wirkungen des groben Geschützes keinen Heerhaufen von großer Tiefe aussetzen dürfe; erst er folglich hat die gesammte Taktik mit dem Gebrauch der Feuerwaffe in Einklang gebracht. Bei den Kaiserlichen wog ein mit 10 Pferden bespannter Sechzehnpfünder oder eine sogenannte Nothschlange 40 bis 50, eine Falkaune 15 bis 20, ein Falkonet 10 Centner; ein Vierundzwanzigpfünder (und Tilly führte keine kleinern Kanonen, vielmehr eine Zahl Sechsunddreißig- und Achtundvierzigpfünder mit sich) erforderte 20 bis 25 Pferde zur Bespannung, 12 weitere für Pulver und Kugeln; auch die Laffetten wurden nachgeführt: die Pferde nahm man den Bauern weg. Eine so schwerfällige Batterie konnte während der Schlacht durchaus nicht mehr an einen andern Platz gebracht werden; von Patronen wußte man Nichts, sondern der Konstabler schüttete das Pulver mit der Schaufel in die Kanone, so daß es sich in der ganzen Röhre zerstreute und dem Schuß die beste Kraft entzog. Auch Gustav hatte seine Vierundzwanzig- bis Achtundvierzigpfünder, und zwar eine noch größre Zahl derselben, daneben aber bereits eine fliegende Artillerie, seit 1624 Kanonen nach Siegroths Erfindung, seit 1627 von dem Oestreicher Wurmbrand erfundne Lederkanonen: sie bestanden aus kupfernen, nur pergamentsdicken Röhren, die mit Eisenbändern und darüber mit Stricken und Leinwandstreifen umwunden, und mit gefärbtem, zuweilen vergoldetem Leder überzogen waren: von 2 Soldaten konnte ein Stück sammt Laffette bequem fortgeschleppt werden; allein sie erhitzten sich leicht und schoßen nicht so sicher als die metallnen. Seit 1631 gebrauchte daher Gustav Kanonen, wie sie der Engländer Hamilton aus Eisen 4 Fuß lang, 625 Pfund schwer goß:

man lud sie mit einer Patrone; bei einer Ladung von 1⅓ Pfund Pulver schoßen sie eine vierpfündige Kugel; 2 Pferde zogen sie über Stock und Stein, ein drittes schaffte den Munitionswagen fort. Solcher Kanonen hatte jedes Regiment mehrere, oft 6 und 8. Gustav verstand es zugleich, sie verdeckt zu gebrauchen. Damit es nie an Kanonieren fehle, wurden die Musketiere darauf eingeübt. Ein guter Kanonier feuerte dreimal, bevor ein Musketier zweimal zum Schusse kam, und doch feuerte ein schwedischer Musketier drei- bis viermal, bis ein östreichischer einmal. In Frankreich gebrauchte man bis 1756 unter dem Namen schwedischer Stücke diese hamiltonischen Kanonen. Handgeld zahlten die Kaiserlichen 10 bis 25, Gustav 10 bis 20 Thaler; Sold bekam dort der Pikenier monatlich 9, der Musketier 6 Gulden, bei der Reiterei ein Oberster monatlich 400, der Rittmeister 125, der Lieutenant 40, der Kornet 30, jeder Kürassier 24 Gulden (denn die Kürassiere, meistens Mitglieder des kleinen Adels, mußten ausser der Bewaffnung ihre eignen Hengste mitbringen); Gustav gab dem Rittmeister geworbner Dragoner monatlich 100, dem Lieutenant 40, dem Fähndrich 30, dem Korporal 20, dem Gemeinen 15 Thaler; beim Fußvolk gab er dem Obersten monatlich 184, dem Oberstlieutenant 80, dem Oberstwachtmeister und Hauptmann 61, dem Regimentsquartiermeister 30, dem Lieutenant und Fähndrich 30, dem Feldwebel 9, dem Führer, Quartiermeister, Musterschreiber und Rostmeister 7, dem Korporal 6, dem Rottenmeister 5, jedem Trommler, Pfeifer und Gefreiten 4, jedem Gemeinen 3½ Thaler; der Regimentsgeistliche bezog 18, der Richter 30, der Wundarzt und Profoß 12, der Regimentsschreiber 30, der Gerichtsschreiber und der Gerichtsschulze 12, der Scharfrichter 7, ein Häscher 3 Thaler. Bei den Kaiserlichen wurde unregelmäßiger, bei den Schweden fast immer pünktlich bezahlt. Ausgezeichnete Tapferkeit fand hier wie dort noch besondern Lohn; das Verdienst konnte sich eine Bahn brechen; die Kriegszucht war furchtbar

streng, bei den Kaiserlichen, soweit es sich vom Dienste und Gehorsam handelte: Gustav litt auch keine Dirnen im Heer, und wer hiewider fehlte, mußte die Buhlerin ehlichen; jeden Morgen und Abend stellte er jedes Regiment zum Gebet in Fronte auf; Gebete und Lieder entflammten die Krieger zur Schlacht; des Königs erster Prediger stand an der Spitze des Feldkonsistoriums, dem alle Regimentsgeistlichen untergeordnet waren; die Geistlichen ehrte er, „weil sie jetzt dasselbe seyen, was bei den Römern die Volkstribunen;" gegen Bürger und Bauern, auch in Feindesland, mußte man schonend verfahren; in eroberten Städten und Lagern aber gehörten dem König Magazine, Waffen und Munition, dem Soldaten die Gefangnen und andre Beute, mit Abzug eines Zehntels für das Lazareth.

Mit dem Schöpfer der neuern Taktik also, mit Gustav Adolf, der die Artillerie zu einer rasch beweglichen Waffe erhob, die Rüstungen der Krieger leicht, die Schlachthaufen minder tief machte, und Reiterei und Fußvolk harmonisch zusammenwirken ließ, mußte Tilly bei Leipzig, oder genauer gesagt, bei Breitenfeld sich messen. Sein Heer betrug 32 bis 34000 Mann. Während Pappenheim mit dem ihm eigenthümlichen Feuer den König selbst angriff, stürmte Tilly auf den linken Flügel des Feindes, auf die Sachsen unter Arnim ein, welche Gustav, in Voraussicht dessen, was da kommen würde, durch einen Zwischenraum von seinem rechten Flügel getrennt hatte. Anfangs widerstand die churfürstliche Reiterei und das Geschütz mit löblicher Entschlossenheit; als aber die besten Kanoniere erschossen waren, wankte die Linie und löste endlich sich auf: Johann Georg, einer der Ersten, sobald es zum Fliehen kam, machte erst in Eilenburg Halt, wo er ein köstliches Bier fand. Schnell reihte Gustav das zweite Treffen und was von der Nachhut übrig war, in einem stumpfen Winkel an die entblöste linke Seite. Angriff folgte auf Angriff; Mann gegen Mann wurde mit dem Schwert und der Pike gestritten. Kaum hieß es, Gene-

ral Banner treibe auf dem rechten Flügel die Kaiserlichen gegen Breitenfeld vor sich her, so ordnete Gustav eine allgemeine Bewegung an, nahm im Sturmschritte Tillys auf einem Hügel postirte Batterien und richtete ihr verheerendes Feuer auf die Fliehenden. Ein Rittmeister von des Rheingrafen Regiment, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, schlug, unter dem Rufe: „ergebt Euch!" mit der Pistole auf Tillys Nacken: noch zur rechten Zeit eilte Herzog Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg herbei, und schoß den langen Fritz durch beide Ohren. Tilly zog sich in ein Viereck zwei wallonischer Fußregimenter zurück, welche in einem Wäldchen, bis die Nacht einbrach, die ganze Wuth jener vom Feind erbeuteten Geschütze aushielten. Von Zwei bis nach Sieben hatte die Schlacht gedauert: 700 Schweden, 2000 Sachsen, 6300 Kaiserliche deckten den Wahlplatz. Johann Georg kehrte mit bösem Gewissen von Eilenburg zurück, und war über den freundlichen Empfang, welchen er gleichwohl fand, so sehr überrascht, daß er beim Bankett in der Siegesnacht dem König seine Dienste zu Erlangung der römischen Krone anbot. In Halle, wo mehrere Häupter der Protestanten zusammentrafen, ward über die Benützung des breitenfelder Siegs berathen: der Churfürst schlug vor, ungesäumt vor Wien zu rücken; Herzog Wilhelm von Sachsen Weimar aber, dem Gustav unbestimmte Hoffnung auf ein Herzogthum Franken gemacht hatte, rieth in die sogenannte Pfaffengasse einzudringen, den Lauf des Mains zu erobern, und dann sich am Rheinstrome festzusetzen. Hatte Gustav blos die Absicht, den Protestanten zu helfen, so mußte er jenen Weg einschlagen; denn ein Marsch vor Wien erzwang sicherlich die Aufhebung des Restitutionsedikts. Allein hiemit war ihm nicht gedient: er wollte ein Stück von Deutschland, wäre es auch nur, um für seine Mühe belohnt zu werden, und im Hintergrunde lag der Plan eines protestantischen Kaiserthums. Rückte er nun mit seinen Entwürfen und Forderungen erst dann

heraus, wenn den Protestanten schon geholfen war, so ließ sich voraussehen, daß sie gemeinschaftliche Sache mit dem Kaiser machen und den Fremden zum Lande hinausjagen würden. Folglich mußte er sichrer zu Werke gehen, noch mehr Fürsten durch Versprechungen an sich ketten, Andre durch wirklichen Antheil am Raube unaussöhnlich mit dem Kaiser verfeinden, vor Allem aber auf gewisse, ihm zusagende Reichslande die Hand decken. Und welche sollte er sich hiezu ersehen, wenn nicht die geistlichen Fürstenthümer, die wohlhabend und trefflich gelegen, im Besitze katholischer Herrn, und in keiner Familie erblich waren? Also folgte er dem ohne Zweifel durch ihn selbst veranlaßten Rathe Wilhelms von Weimar, und wies den Churfürsten an, sich nach Böhmen, Schlesien und gegen Wien zu wenden; denn ein rascher und glänzender Erfolg stand von Johann Georg keineswegs zu befürchten; das aber war gewiß, daß er durch einen Angriff auf die Erblande den vollen Haß des Kaisers auf sich laden werde. Durch Gesandte bewog Gustav die Reichsstädte Nürnberg, Ulm und Straßburg zu einem Bündnisse: er selbst zog nach Erfurt, das auf ernstliches Zureden schwedische Besatzung einnahm, aller Verbindung mit Churmainz entsagte, und ihm und den sächsischen Häusern Treue schwur. Dann gieng es weiter gegen Franken: die Stadt Würzburg ergab sich, das Schloß wurde gestürmt, und daselbst große Beute an Gold, Silber, Kleinodien und Wein gemacht: zum Nachtheil für die Kriegszucht hatten nun die Schweden, wie nie zuvor, an allen Lebensmitteln Ueberfluß. Franken als erobertes Land betrachtend, setzte Gustav eine neue Regierung in Würzburg ein. Dieß geschah unter den Augen Tillys, der von Maximilian die gemessensten Befehle hatte, keine Schlacht mehr zu wagen. Endlich, als ihm Pappenheim mit der Beschuldigung zusetzte, er gebe Bayern zu lieb das Reich Preis, zog er vor Nürnberg, forderte Mundvorrath und Aufhebung des Bündnisses mit Schweden, und beschloß, da eine abschlägige Antwort erfolgte, die Blokade der

Stadt. Allein 30,000 wehrhafte Bürger leisteten Widerstand, und ein ehemals ulmischer, jetzt gezwungnermaßen ligistischer Konstabler zündete ihm den ganzen Pulvervorrath, 125 Centner, an, was eine schreckliche Verheerung in seinem Lager verursachte. Dabei drohte unter den Soldaten, die durch Krankheit litten und seit langer Zeit keinen Sold mehr empfangen hatten, Meuterei auszubrechen. Tilly zog daher, unter wehmüthigen Klagen, daß das Glück ihm den Rücken kehre, in großer Eile ab. Indeß unterwarf Johann Georg, so leise er auftrat, einen großen Theil Böhmens, und Gustav nöthigte die Frankfurter, ihn einzulassen, fand in Mainz viel Geschütz und Vorräthe, sah Bernhard und den hessischen Landgrafen rheinabwärts schöne Striche erobern, gönnte dann zu Anfang 32 seinen Kriegern einige Wochen Rast, und verhandelte mit Fürsten und Gesandten. Eine Zeitlang schien Maximilian sammt der Liga geneigt, die früher ihm angebotne Neutralität jetzt einzugehen. Gustav schlug dem münchner Kabinet als Friedensbedingungen vor, daß das Restitutionsedikt aufgehoben, Religionsfreiheit gegeben, und er als Retter Deutschlands zum römischen König gewählt werde. Zu dem brandenburgischen Kanzler Götze sagte er, „wenn Brandenburg in allen Stücken gemeinschaftlich mit Schweden handeln, und der Churprinz die schwedische Erbin Christine heurathen wolle, so sey er geneigt, diesen Prinzen zum Churfürsten von Mainz und zum Herzoge von Franken zu machen.“ Der braunschweigische Friedrich Ulrich und die Herzoge von Meklenburg mußten sich ihm und seinem Nachfolger in Schweden als ihrem Schutzherrn mit Leib, Gut und Blut verpflichten. Zu Gesandten aus Nürnberg sagte er: „von meinen Freunden will ich Nichts als Dankbarkeit; was ich den Feinden abgenommen, gedenke ich zu behalten: der protestantische Bund muß sich von den Katholiken trennen, und ein tüchtiges Haupt erwählen, besonders für den Krieg: mit dem Solde einiger Monate kann ich mich nicht wie ein

hergelaufner Soldat begnügen; Pommern brauche ich wegen der See, und wenn ich auch sonst noch Etwas zurückgeben sollte, so darf ich doch dieselben Rechte der Oberherrlichkeit fordern, die der Kaiser früher geübt: die alte Reichsverfassung taugt Nichts mehr." Die Nürnberger versicherten, daß sie keinen bessern und gesegnetern Oberherrn wüßten, als seine königliche Majestät. Bald mußte nun Maximilian selbst die schwedische Uebermacht empfinden. Denn kaum war Tilly ausgerückt, um den Feldmarschall Horn aus Bamberg zu vertreiben, so eilte Gustav herbei, drängte die Kaiserlichen zurück, eroberte Donauwörth, setzte über die Donau, und erzwang den 5. April, im Angesichte des Feinds, durch anhaltendes Feuern der Artillerie den Lechübergang. Eine Falkonetkugel hatte hiebei Tillys rechtes Bein zerschmettert, worauf der greise, tiefgebeugte Feldherr am 20. April unter unsäglichen Schmerzen zu Ingolstadt endete. Gustav aber öffnete mit Kugeln die Thore von Augsburg, stellte den protestantischen Gottesdienst her, empfieng von dem neueingesetzten Magistrate und der Bürgerschaft, zum großen Verdrusse der Fürsten, den Eid der Treue, zog, nach erfolglosem Versuche gegen Ingolstadt, den 7. Mai mit dem vertriebnen Friedrich von der Pfalz in München ein, und nahm seine Wohnung im churfürstlichen Schlosse. „Wer ist der Baumeister, der dieses herrliche Gebäude aufgeführt hat?" fragte er den Schloßvogt. „Der Churfürst selbst," war die Antwort. „Könnte ich diesen Baumeister haben," fuhr Gustav fort, „so wollte ich ihn nach Stockholm schicken." Im Zeughaus sah er Laffetten, aber keine Stücke darauf: man hatte ihm verrathen, wohin sie gekommen seyen. „Stehet auf von den Todten," sagte er, „und kommt zum Gericht!" Die Dielen des Fußbodens wurden erbrochen und 140 schöne Kanonen gefunden. Den bayrischen Bauern, die zu Hebung dieser Schätze verwendet wurden, sprach er freundlich zu, zeigte ihnen, wie mit Hebeln umzugehen sey, theilte zu guter Letzt eine Handvoll Dukaten unter sie

aus, wohnte am Himmelfarthstage dem katholischen Gottesdienst bei, und ließ beim Weggehen Geld unter das Volk werfen. So gewann er sich die Stadtbewohner: auf dem Lande freilich predigte man dem Volke, Gustav sey der Antichrist, und wer einen schwedischen Teufel erwürge, komme sicherlich in den Himmel.

Jetzt war der Augenblick gekommen, den Wallenstein zum Theile geahnt, jedenfalls herbeigewünscht hatte: Tilly todt, das Heer der Ligisten vernichtet, ihr Bund zersprengt, ihr Haupt, der stolze Maximilian, gedemüthigt, aus dem Lande gejagt, Schutz suchend beim Kaiser, und dieser selbst verloren, wenn er nicht den schöpferischen Geist eines gekränkten Unterthans zu Hülfe rief. In brütender Zurückgezogenheit bald zu Prag, bald auf seinen Gütern wohnend, übrigens unausgesetzt mit Pappenheim Briefe wechselnd, mit Ferdinand verkehrend, sah nun der Herzog von Friedland wieder den Freiherrn Questenberg in sein Zimmer treten, dießmal aber mit der dringenden Bitte, daß es ihm gefallen möge, ein Heer zu bilden und den Befehl zu übernehmen. Wallenstein schlug es rund ab. Der Kaiser wiederholte die Bitte noch weit angelegentlicher. Im Jan. endlich versprach der Herzog, binnen dreier Monate 50,000 Mann für des Kaisers Dienst aufzubringen; nimmermehr aber werde er selbst das Kommando übernehmen. Freudig strömten die alten Hauptleute und Obersten, sammt bunten Kriegerschaaren, die sie mit wallensteinischem, oder auch mit eignem Gelde geworben hatten, der Fahne des Friedländers zu; in den Erblanden wurden ausserordentliche Steuern erhoben; der östreichische Adel öffnete freigebig seine Schätze: 80,000 Gulden gab der Bischoff von Wien, 100,000 gaben der Graf Michna und die Fürsten Dietrichstein und Eggenberg: nur der gleichfalls zu Beiträgen aufgeforderte Pabst spendete Nichts, sondern fügte noch Hohn dazu, und wollte den Krieg nicht einmal für einen Religionskrieg erklären. Mit Ende des dritten Monats war das Heer versammelt, drohte aber ebenso

schnell sich wieder aufzulösen; denn nur der Schöpfer desselben konnte es beschligen, und Wallenstein beharrte auf seiner Weigerung hinsichtlich des Kommandos. Umsonst kamen der Beichtvater Quiroga und der Bischoff von Wien zu ihm: erst mit Eggenberg ließ er sich zu folgendem Vertrage herbei: „der Herzog von Friedland ist und bleibt des ganzen Erzhauses oberster, mit unumschränkter Vollmacht bekleideter Feldherr; weder der Kaiser noch sein Sohn, der König von Ungarn, dürfen je beim Heere sich einfinden; als ordentliche Belohnung wird dem Herzog ein östreichisches Erbland in bester Form verschrieben, als ausserordentliche Belohnung erhält er die Oberlehensrechte über alle zu erobernden Lande; nur er darf Güter im Reiche einziehen, kann Realpardon und Rückgabe konfiscirter Güter verfügen; zum Krieg erhält er die nöthigen Geldmittel, zum Rückzug stehen ihm sämmtliche Erblande offen, und im Friedensschlusse wird ihm Mecklenburg gesichert." Mit andern Worten: der Kaiser mußte sich einem rachsüchtigen Unterthan unbedingt verschreiben und zu eigen geben. Freilich nahm Alles eine neue Bewegung an, sobald Wallenstein wieder die Zügel ergriffen hatte. Durchs Schwert und durch Unterhandlungen säuberte er in kurzer Zeit Böhmen vom Feinde, wandte sich auf Maximilians Bitten gegen Nürnberg, in dessen Nähe Gustav ein festes Lager bezog, und faßte den Plan, Lager und Stadt auszuhungern. Dem Könige schien es unerträglich, daß er nun auf Vertheidigung beschränkt sey; überdieß begannen die Bande strenger Kriegszucht mehr und mehr sich zu lockern, und er merkte wohl, wie hinter der Unbändigkeit des gemeinen Soldaten böser Wille des deutschen Adels versteckt liege; denn durch solche Mittel wollten sie ihn zwingen, ihnen Alles zu geben, wornach ihre Raubgier verlangte. Als es daher die deutschen Soldaten mit Bedrückung der Bauern gar zu arg trieben, berief er die hohen Offiziere derselben in sein Zelt und fuhr mit Donnerworten gegen sie aus. „Ihr Fürsten," hub er an,

„ihr Grafen und Herren, ihr seyds, welche die größte Untreue am eignen Vaterland beweisen, ihr zerstöret, verheert und verderbet dasselbe. Ihr Offiziere, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, seyd diejenigen, welche stehlen und rauben, ihr bestehlet eure eignen Glaubensgenossen, ihr gebt mir Ursache, daß ich einen Ekel an euch habe. Wäret ihr rechte Christen, so müßtet ihr bedenken, was ich an euch bewiesen und bis jetzt gethan habe, wie ich meine Krone, Leib und Leben für euch und eure Freiheit und eures zeitlichen und ewigen Wohles willen darangesetzt habe. Ihr versündigt euch an mir mit eurer schlechten Mannszucht. Ich bitte euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, geht in euer Herz und Gewissen, und bedenket, wie ihr dermaleinst eures Thuns halber Rechenschaft geben wollet vor Gottes Thron. Wohlan, nehmet meine Erinnerung zu Herzen! Mit Nächstem wollen wir vor unsern Feinden sehen, wer ein ehrliches Gemüth und ein tapfrer Ritter ist." So redete Gustav zum deutschen Adel. Nicht lange zuvor hatte er, laut dem Zeugnisse eines französischen Schriftstellers, dem eifersüchtig gewordnen und drohenden Richelieu melden lassen: „seine französische Majestät braucht sich nicht zu mir zu bemühen: ich will mit 100,000 Mann nach Paris kommen, und Alles schnell ins Reine bringen." Seit Anfang Julis stand die dreimal stärkere Macht des Friedländers, ohne einen Angriff zu versuchen, der schwedischen gegenüber. Gustav beauftragte seinen Kanzler Oxenstierna, die durch Deutschland zerstreuten Heeresabtheilungen ihm ins nürnberger Lager zuzuführen: im August hatte der Kanzler 40,000 Mann beisammen, und den 14. vereinigte sich der König mit ihm. Jetzt, an der Spitze von 60,000 Mann, konnte er wieder angriffsweise verfahren. Allein der Sturm, den er am 24. Aug. auf Wallensteins ungemein feste Stellung auf dem sogenannten Burgstall unternahm, hatte keinen andern Erfolg, als daß Abends 2000 Schweden vom kaiserlichen Geschütze darniedergestreckt lagen. Den

8. Sept. mußte er, von Hunger und Krankheit bedrängt, abziehen: den 13. zündete Wallenstein auch sein Lager an, und warf sich auf Sachsen. Gustav, obwohl von empörten Protestanten nach Oberöstreich gerufen, eilte zum zweitenmal dem Churfürsten Johann Georg zu Hülfe. Nicht gleiche Treue bewies Dieser: geleitet von Arnim und in Verbindung mit dem wandelbaren Herzog Georg von Lüneburg fieng er an, für Bildung einer dritten Parthei zu arbeiten und sich Oestreich zu nähern, da er glaubte, diese Macht könne doch wieder die Oberhand bekommen. Hieraus ist es zu erklären, daß Arnim, ungeachtet ihm der Churfürst scheinbar dringende Befehle nach Schlesien schickte, gen Dresden aufzubrechen, doch ruhig blieb, wo er war. Bitter klagte der König, und äusserte den Wunsch, Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen voraussehe. Je mehr er Ursache fand, den norddeutschen Verbündeten zu mißtrauen, desto enger suchte er den Bund mit süddeutschen Protestanten zu schließen, und Oxenstierna sollte mit Abgeordneten des schwäbischen, fränkischen, ober- und niederrheinischen Kreises zu Ulm verhandeln. In Erfurt nahm Gustav den 28. Okt. früh Morgens zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin, ermahnte den Stadtrath, ihr hülfreich an die Hand zu gehen, falls ihm etwas Menschliches zustieße, und schlug bei Naumburg ein festes Lager. Wallenstein war durch die Ankunft der Schweden sehr überrascht, glaubte aber, die Sache werde bei der Nähe des Winters auf gegenseitige Beobachtung hinauslaufen, und entließ daher den ungestümmen Pappenheim in der Richtung nach Köln, welche Stadt von den Schweden belagert wurde. Kaum hörte Gustav vom Abmarsche des tüchtigsten Generals, so rückte er am 5. Nov. dem Heere Wallensteins entgegen. Zwischen Lützen und Weissenfels gelang es ihm, eine vortheilhafte Stellung an der Rippach zu gewinnen. Er hatte etwa 20,000 Mann erprobte Truppen, Wallenstein ungefähr

ebensoviel, und schon Tags zuvor waren Eilboten an Pappenheim abgegangen mit dem dringenden Befehle: „laßt Alles liegen und stehen, und zieht herbei mit allem Volk und Stücken, daß ihr morgen frühe bei mir eintrefft; denn der Feind marschirt her.“ Den rechten Flügel, meistens Schweden, befehligte Gustav selbst, den linken Herzog Bernhard, der, falls Gustav umkomme, den Oberbefehl übernehmen sollte. Ein dichter Nebel bedeckte am Morgen des 6. Novembers die Ebne von Lützen, so daß die feindlichen Heere bis gegen 11 Uhr einander nicht sehen konnten. Das schwedische Heer verrichtete wie gewöhnlich sein Morgengebet: die Trompeter bliesen auf des Königs Befehl die Melodie „eine feste Burg ist unser Gott,“ und der König sang mit den Kriegern das vielleicht von ihm selbst gedichtete Lied „verzage nicht, du Häuflein klein.“ Durch eine kurze Rede suchte er den Muth seiner Streiter zu beleben; an ihm selbst aber wollte man nicht das fröhliche Vertrauen, das ihn sonst erfüllt hatte, bemerken. Als gegen 11 Uhr der Nebel lichter wurde, rief er dem Heere zu: „nun wollen wir dran, das walt' der liebe Gott! Herr Jesu, hilf mir streiten zu deines heiligen Namens Ehre!“ Wallenstein, der am Podagra litt, traf von der Sänfte herunter die nöthigen Anordnungen; zuletzt aber stieg auch er zu Pferde und durchritt einen Theil der Schlachtlinie. Der rechte Flügel unter Gustavs Führung drang siegreich gegen die Kaiserlichen vor, und nahm ihnen mehrere Kanonen ab; aber mit neuer Kraft warf sich die Nachhut der wallensteinischen Reiterei auf das ermattete Fußvolk. An der Spitze eines seeländischen Reiterregiments wollte ihr der König zu Hülfe eilen, und gerieth, da er vielleicht allzu hitzig vordrang, und sich der Nebel in diesem Augenblick wieder mehr ausbreitete, mit wenigen Begleitern unter einen Haufen feindlicher Kürassiere. Sein Pferd bekam einen Schuß durch den Hals, ein andrer zerschmetterte ihm selbst den linken Arm. Nun ersuchte er den Herzog von Lauenburg, ihn aus dem Ge-

wühle zu bringen, erhielt aber sogleich einen Schuß in den Rücken. Der Herzog floh, und nur ein Edelknabe Namens Leubelfing blieb bei Gustav zurück. Dieser, ein 18jähriger Jüngling, Sohn eines nürnberger Patriziers, starb einige Tage nachher zu Naumburg an empfangnen Wunden. Im Angesichte des Todes erklärte er: als der König verwundet vom Pferde gefallen, sey er vom seinigen abgestiegen und habe es Jenem angeboten; Gustav habe auch beide Hände ausgestreckt, sey jedoch nicht im Stande gewesen, als ein großer schwerer Mann, den nicht jedes Roß mehr zu tragen vermochte, „die Last allein vom Boden aufzuheben;" da haben feindliche Kürassiere gefragt, wer der Verwundete sey? als er es nicht sagen wollen, der König aber selbst sich zu erkennen gegeben, habe einer der Feinde den Liegenden mit der Pistole durch den Kopf geschossen. Der König wurde nun rein ausgeplündert und neben dem halbtodten Leubelfing liegen gelassen. Vom Falle des Königs benachrichtigt, führte Herzog Bernhard die Schweden mit erneuter Wuth dem Feinde entgegen, so daß die kaiserliche Reiterei geworfen wurde und zum Theile die Flucht ergriff. Schon war die Schlacht für Wallenstein verloren, als Pappenheim mit seiner Reiterei eintraf, und mit großer Hast auf den rechten Flügel der Schweden losstürzte; denn dort suchte er den König, mit welchem zu fechten er voll Begierde war. Mit seltner Tapferkeit hielten die Schweden Stand. Auch Pappenheim wurde von zwei Kugeln tödtlich getroffen; seine Kürassiere wichen zurück, und die Nacht endete den neunstündigen mörderischen Kampf. Beide Theile schreiben sich den Sieg zu: die Schweden behaupteten den von 10,000 Leichen bedeckten Wahlplatz. 14 Stunden nach seinem großen Gegner starb Pappenheim zu Leipzig. Der Leichnam Gustav Adolfs wurde nach Weissenfels gebracht, und dort vor dem versammelten Heere ausgestellt. Herzog Bernhard beschwor die Soldaten, den Tod ihres glorreichen Führers zu rächen, und der Welt zu beweisen, daß Gu-

stavs Geist noch der Schrecken seiner Feinde sey. In Madrid führte man zur Feier seines Todes ein Drama auf, das 12 Tage dauerte und 24 Akte hatte; auch der französische Hof konnte seine Freude nicht bergen; Urban aber ließ sich nur mit Mühe bewegen, bei der Nachricht vom Tode des Ketzerkönigs ein Hochamt zu halten.

Für Schweden war sein Tod ein Unglück, schon deßwegen, weil die Tochter und Nachfolgerin erst 6 Jahre zählte; 12 Jahre lang bildeten daher die 5 höchsten Beamten des Reichs eine vormundschaftliche Regierung, was, obgleich Oxenstierna als Mitregent die Kronrechte zu wahren verstand, doch eine störende Herrschaft weniger Familien begründete. Dieß ermuthigte auch den Adel, sein Haupt aufs Neue zu erheben: als Christina den 7. Dez. 44 selbst die Regierung antrat, wurde zu frühern Privilegien der Beisatz gefügt, daß künftig bei keinem Amte ein Wanbördiger oder Unedler dem Adel sollte vorgezogen werden, und erst 6 Jahre später folgte die Erklärung, das Wort Wanbördig gehe nicht auf Geburt, sondern auf Betragen und Karakter. Der deutsche Krieg zwar kostete, wie sich bald ergeben wird, weder viel Menschen noch Geld; ein großes Uebel aber lag in den Neigungen der Königin. Man wendete alle Sorgfalt auf ihre Erziehung, und sie lernte mehr, als ihr taugte, nicht nur lateinisch, deutsch, französisch und italiänisch sprechen, sondern auch den Tacitus, Polybius und Thucydides in der Ursprache lesen, und über Chemie und Sternkunde, Gemählde und Antiken gelehrt und witzig sprechen. Klein von Statur, in spätern Jahren auch unförmlich dick, und von jeher eine Schulter höher tragend als die andre, richtete sie ihre Eitelkeit einzig auf das Bestreben, die gezierte Rolle eines geistreichen Weibes zu spielen, berief den Salmasius, Meibomius und Naude sammt andern Philologen an ihren Hof, plauderte mit anwesenden, korrespondirte mit entfernten Gelehrten, ritt und jagte in Mannskleidern, und vergaß über dem Geitzen nach Ruhm die Pflichten der

Ehre, die Geschäfte des Kriegs, den Ernst der Regierung. Inwiefern Gustavs Tod für Deutschland ein Glück oder Unglück gewesen ist, bleibt unentschieden. Wahrscheinlich hätte er, mit oder ohne Kaisertitel, ein schwedisch-deutsches Reich gegründet, vielleicht den Churprinzen von Brandenburg, den nachmals berühmten Friedrich Wilhelm, zu seinem Eidam und Nachfolger gemacht. Mit Frankreich mußte es bald zum Bruche kommen, jedenfalls ehe die Zeit der großen französischen Feldherrn begann. Dann hätten wir lang vor dem 7jährigen Kriege gegenüber von Oestreich einen Staat wie den preussischen gesehen, und zwar ohne Zweifel auf breiterer Grundlage; Oestreich wäre noch mehr geschwächt worden, aber auch Frankreich auf größre Hindernisse gestoßen. Doch dieß sind Muthmaßungen: kehren wir zu den Thatsachen zurück!

Oxenstierna, vom schwedischen Reichsrath zum bevollmächtigten Legaten ernannt, brachte den 13. April 1633 in Heilbronn ein Bündniß der protestantischen Stände Frankens, Schwabens und der Rheinkreise zum Abschluß: „man wolle gemeinschaftlich die deutsche Freiheit vertheidigen, die vertriebnen Fürsten herstellen, und einen sichern Frieden für Staat und Kirche erzielen; kein Bundesglied solle für sich mit dem Feind unterhandeln; in Kriegssachen habe Oxenstierna allein, im Uebrigen mit 6 Bundesräthen Beschlüsse zu fassen." Am selben Tage erneuerte der Kanzler auch den Vertrag mit Frankreich. Die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen zögerten mit ihrem Beitritte zum heilbronner Bund; denn Jener fühlte sich für den Augenblick sicher, dieser wollte von der Direktion eines bloßen Kanzlers Nichts wissen. Um Vertrauen zu wecken, setzte Oxenstierna das pfälzische Haus in seine dem Feind abgenommnen Lande ein, und verlieh auch an Hessen, Baden und Wirtenberg Theile des Eroberten. Mit Bernhard, der nicht blos als Feldherr Gustavs Rolle fortzuspielen gedachte, hatte er einen harten Stand. Einem frühern Versprechen des Königs zu-

folge schenkte er ihm endlich unter dem 20. Juni 33 die würzburgischen und bambergischen Lande als Mannslehen, jedoch mit Vorbehalt gewisser Güter und Plätze, und gegen Uebernahme einiger Geldzahlungen und Kriegsleistungen. Gleich nach der Belehnung ließ Bernhard als Herzog von Franken sich huldigen, ordnete eine neue Administration an, und eilte dann ins Lager, wo große Unzufriedenheit herrschte. „Leuten, die bisher hinter dem Ofen gesessen," schrieen die Offiziere, „dem verjagten Pfälzer, dem Herzog von Wirtenberg, gibt man erobertes Land, und wir, denen Gefahr und Arbeit aufgehalst wird, sollen leer ausgehen?" Im August verlieh daher Bernhard auch an sie für etwa 5 Millionen Thaler Güter und Herrschaften. Allerdings hatte sowohl er als die Armee sich Verdienste erworben. Im Januar 33 war Bamberg überrumpelt, Höchstätt gestürmt, München genommen, Landsberg und Eichstädt erobert worden; gegen Ende des Jahrs fiel Regensburg, wurde die ganze Oberpfalz und das Land an der Donau abwärts bis Passau und Linz besetzt. Schwabens hatte sich indeß Gustav Horn bemächtigt, der im Januar 34 mit Bernhard zusammenkam, um über den nächsten Feldzug zu rathschlagen. Horn wollte den Krieg nach Böhmen und in die kaiserlichen Erblande spielen; aber die Eifersucht zwischen ihm und Bernhard verhinderte ein gemeinsames Unternehmen. Auch in Norddeutschland zeigten sich die schwedischen Waffen unter Georg von Lüneburg und dem hessischen Wilhelm überlegen: Jener nahm das feste Hameln, Beide erfochten bei Oldendorf einen Sieg über die Kaiserlichen.

Während alles dieß geschah, blieb Wallenstein mit seinem längst ergänzten Heere unthätig in Böhmen: vielleicht, weil es ihm stets zuwider war, durchdachte Pläne dem zweifelhaften Loos eines Treffens anzuvertrauen? weil er allzu gut wußte, seine Kunst bestehe darin, Heere zu schaffen und zu erhalten, Verhandlungen mit diplomatischer Undurchdringlichkeit zu lenken? und weil ihm noch überdieß das Blutbad bei Lützen,

welches blos durch Gustavs zufälligen Tod zu einem Ergebniß geführt hatte, abschreckend vor der Seele stand? Auch daraus erklärt sich zum Theil sein räthselhaftes Benehmen, weil es vornämlich Maximilian war, der seinen kriegerischen Beistand bedurfte und stets dringender verlangte. Nicht bloße Rachsucht gab ihm den Entschluß der Zögerung ein, sondern dieser Fürst mußte, damit des Kaisers Sieg vollständig sey, ganz gedemüthigt und entkräftet werden. Dennoch reicht das Gesagte bei weitem nicht zu: umfassendere und tiefer angelegte Entwürfe sind es gewesen, worüber er in der düstern Stille seines Zimmers, die durch Nichts unterbrochen werden durfte, und im geheimnißvollen Verkehr mit den Sternen brütete. Sein scharfer Blick durchschaute die zwischen den schwedischen Feldherrn wuchernde Eifersucht, den lockern Bestand des heilbronner Bundes, die zweideutige Stellung Brandenburgs und Sachsens. Wie? wenn er nun plötzlich mit dem Schwerte drein schlug? mußte dann nicht in Johann Georg die ihm angeborne Furcht über den Stolz gegenüber vom schwedischen Kanzler siegen? mußte nicht das Gefühl der Noth die Bande des heilbronner Vertrags fester ziehen, und die Generale zu einträchtigem Handeln drängen? Besser also, er gab sich den Schein eines unthätigen Zuschauers, während er durch Künste, in denen er Meister war, die Saat des Mißtrauens nährte. Demgemäß unterhandelte er, wiewohl vorsichtig und ohne seine Handschrift bloßzustellen, mit Brandenburg und Sachsen: „er und der Kaiser wünschen Nichts als Frieden; die Churfürsten sollten daher nur entwaffnen, und sich vertrauensvoll dem Reichsoberhaupte nähern, so wolle man aus einem andern Ton mit den Schweden, diesen Fremdlingen sprechen, und sie sammt und sonders aus dem Reiche schmeissen." Zu gleicher Zeit spiegelte er den Schweden und Franzosen vor, er habe im Sinn, vom Kaiser abzufallen: mit Vergnügen bot ihm Richelieu zu solchem Behufe eine Million Livres und Beistand zur Erlangung der böhmischen Königskrone.

Gelang es ihm, Jeden am Andern irre zu machen, und dem Kanzler den besten Theil der Bundesgenossen zu entziehen, so hatte er ein zahlreiches, sorgfältig gespartes Heer beisammen, mit welchem er nicht nur die wirklich von ihm gehaßten Schweden über die Ostsee jagen, sondern ganz Deutschland dem Kaiser unterwerfen konnte. Dem siegreichen Feldherrn stand es dann zu, sich einen königlichen Lohn vorzubehalten, und wer weiß, ob nicht sein kühner Gedanke hie und da an ein noch höheres Ziel hinzustreifen gewagt hat? Eingeleitet war die Sache vortrefflich, auch der Kaiser von Allem in Kenntniß gesetzt. Nur einige, zuletzt aber entscheidende Umstände hatte der tiefe Rechner zu wenig in Anschlag gebracht. Einmal machte sein verwickeltes Spiel die Feinde nicht blos aneinander, sondern allmählig auch an ihm selber irre. „Mit dem Manne läßt sich nichts Sichres traktiren," rief Arnim, „weil keine Beständigkeit da ist." „Der Friedländer hat uns Alle hinters Licht geführt," meinte der Gesandte von Frankreich. Auf eine weitere Schwierigkeit stieß er in seinem eignen Heere. Zwar schien er dort gerade allvermögend: wortkarg und gemessen, ausschweifend im Belohnen (er schenkte selten unter 1000 Thalern), aber so unerbittlich streng, daß er, wie nach der lützener Schlacht, feige Kompagnien decimirte, ward er von den Soldaten gleich einem dämonischen Wesen blindlings verehrt und gefürchtet. Dieß gilt jedoch vornämlich von den unter seiner Fahne dienenden Deutschen, weniger von hergelaufnen Schotten und Iren, am wenigsten von den Welschen, die voll maßloser Hoffnungen in seine Dienste getreten waren. Ferner hatte er mehrmals die Unvorsichtigkeit begangen, gegen den Jesuiterorden überhaupt, sowie gegen einzelne Glieder desselben laut seine Abneigung zu äussern. Jesuiten aber übten den größten Einfluß auf Ferdinand, und benützten, im Bunde mit einigen andern Herren zu Wien, die umsonst auf Wallensteins Freigebigkeit gewartet hatten, den bösen Schein, welchem er durch sein künstliches, schwer zu

durchschauendes Benehmen ausgesetzt wurde. Nicht ungern hörte Ferdinand solche Einflüsterungen; denn schwer lag ihm der demüthigende Pakt von Znaym auf dem Herzen, zumal, da Wallenstein an jedem Worte desselben mit schroffer Hartnäckigkeit festhielt. Geheimnißvoll, so, wie Wallenstein den Feind verderben wollte, zog sich daher über seinem Haupte das Ungewitter zusammen. Zuerst schickte Ferdinand den Grafen Schlick ins Lager, um den räthselhaften Feldherrn zu beobachten, und ließ auch versteckte Winke an ihn gelangen, daß er seiner angegriffnen Gesundheit halber, die ihn im Felde thätig zu seyn hindre, den Oberbefehl niederlegen möge. Wallenstein erklärte sich unter gewissen Bedingungen hiezu bereit, insgeheim aber suchte er mittelst seiner treusten Anhänger, des Feldmarschalls Illo und seines Schwagers, des Grafen Terzky, das Heer an seine Person zu fesseln. Wirklich baten die Anführer den Herzog aufs dringendste, daß er nicht von ihnen scheide. Sofort wurde den 12. Jan. 34 zu Pilsen eine Schrift des Inhalts entworfen und von den Generalen unterzeichnet: „da der Herzog wegen vielfacher Zurücksetzung und unerträglicher Ränke habe abdanken wollen, endlich aber bewogen worden sey, ohne Wissen und Beistimmung der Befehlshaber diesen Schritt nicht zu thun, so verbinden und verpflichten sie sich nun ihrerseits durch einen feierlichen Eid, auf keine Weise von ihm sich zu trennen oder trennen zu lassen, was zu seiner und des Heeres Erhaltung diene, bestens zu fördern, für ihn selbst den letzten Blutstropfen einzusetzen, und den, der hiewider handle, als einen Treulosen und Ehrvergeßnen zu verfolgen." Bei dieser Verpflichtung fehlten die Generale Altringer und Gallas, die mit kleinern Abtheilungen in weiterer Entfernung standen. Ihnen schickte Wallenstein den Grafen Piccolomini entgegen, um sie zu gewinnen; Piccolomini aber, ein Mann, den der Herzog mit Gütern und Ehren überhäuft hatte, und dem er besondres Vertrauen schenkte, weil derselbe mit ihm unter

gleichen Sternen geboren sey, verständigte sich gegen ihn mit jenen Generalen. Einer von ihnen betrieb zu Wien den Sturz des Herzogs: Ferdinand wurde zur Ausstellung eines Patentes überredet, worin er an Gallas den Oberbefehl übertrug, und ihm die Vollmacht ertheilte, den Friedländer nebst Illo und Terzky lebendig oder todt in Sicherheit zu bringen. Gallas und Piccolomini, nun wieder ins Hauptheer zurückgekommen, machten heimlich von jenem Patente Gebrauch, und verführten Schaar um Schaar zum Abfalle von Wallenstein. Dieser, von der Gefahr unterrichtet, erklärte, man verbreite fälschlich, daß er Etwas gegen den Kaiser und die katholische Religion unternehmen wolle: dieß sey ihm nie in den Sinn gekommen, und seine Obersten bezeugten es ihm. Dem ersten Patente des Kaisers war bald ein zweites gefolgt, worin es hieß, man habe sichre Nachricht erlangt von einer gefährlichen, weit aussehenden Conspiration, nach welcher Wallenstein den Kaiser sammt dem ganzen Erzhaus auszurotten vorgehabt. Nun erst wurden ernstliche Unterhandlungen mit den Schweden, Sachsen und Franzosen wegen der Bedingungen des Uebertritts geführt; aber Bernhard und Oxenstierna argwöhnten auch jetzt nur Betrug und Arglist. Jener äusserte: „wer nicht an Gott glaubt, dem kann auch kein Mensch vertrauen." Erst als Eilboten über Eilboten von Terzky und Illo anlangten, setzte sich Bernhard nach Eger zu in Bewegung, wohin Wallenstein gezogen war. Allein unter seinen scheinbar Getreuen befanden sich schändliche Verräther. Drei Offiziere, Oberst Buttler, Lesley, wie Buttler ein Ire, und der reformirte Schotte Gordon, Kommandant von Eger, die den Revers an Wallenstein mit unterzeichnet hatten, kamen überein, ihn und seine Vertrauten nicht gefangen zu nehmen, sondern zu morden. Den 17. Febr. 34 in der Nacht beschworen sie mit gezücktem Degen die Ausführung auf folgenden Abend. Nach einem Faschingsschmaus, wozu Gordon die Generale einlud, fielen die Verschwornen über Illo, Terzky,

Kinsky und Neumann her, und metzelten sie nach heftigem Kampfe nieder. Eine Stunde später, Nachts 9 Uhr, während unter rauhem Sturm ein feiner Regen an die Fenster schlug, drangen sie in die Wohnung Wallensteins, der eben seinen Sterndeuter Zenno entlassen hatte und zu Bett gegangen war. Wallenstein, durch ein Geräusch, das bei Ueberwältigung der Wache entstand, aufgeweckt, rief vergeblich um Hülfe: die Verschwornen sprengten die Thüre, und trafen ihn in bloßem Hemde an den Tisch gelehnt. „Du mußt sterben," schrie ihm Hauptmann Deveroux entgegen. Schweigend breitete Wallenstein die Arme aus und empfieng den tödtlichen Stoß einer Partisane in die Brust. Die Mörder erhielten reiche Geschenke an Gütern aus der Verlassenschaft des Herzogs und seines Schwagers Terzky; Buttler und Lesley wurden in den Grafenstand erhoben; mehrere von Wallensteins Getreuen unterwarf man sogar der Folter, und verurtheilte 4 hohe Offiziere zum Tod, obgleich nichts Gewisses von ihnen herauszubringen war, vollzog jedoch das Todesurtheil nur an dem evangelischen Grafen Schafgotsch aus Schlesien: bei den Andern ward es in Festungsstrafe verwandelt. Viele Flugschriften und Lieder erschienen, welche die zu Eger verübte That geradezu einen Meuchelmord nannten. Ferdinand fand daher für nöthig, ein Manifest und ein Umlaufsschreiben an die Höfe zu erlassen, „daß gegen den gewesnen Feldhauptmann von Friedland kein andrer Prozeß denn allein die Execution habe Statt finden können, weil derselbe nicht blos eine Conspiration unter dem Kriegsvolk angesponnen, sondern auch seine treulosen Machinationen dahin gerichtet, den Kaiser um Thron und Scepter zu bringen, und dessen hochlöblichstes Haus ganz auszurotten." Inwieweit dieß Ferdinand selbst glaubte, müssen wir dahingestellt seyn lassen: wahrscheinlich hegte er, von Pfaffen beschwatzt, den Argwohn, der Herzog sey mit Verrath umgegangen, während die dem Wachsthum der Kaisermacht feindselige Jesuitenparthei zwiefachen Verrath am

Kaiser und am Herzoge begieng. Schiller hat in dem schönsten Trauerspiele, welches unsre Nation besitzt, das Karakterbild des unvergeßlichen Wallenstein weit treuer als in seiner Geschichte des 30jährigen Kriegs gezeichnet. Kein Wunder, daß uns dieses Meisterwerk, so oft wir es lesen oder hören, mit unwiderstehlichem Schauer das innerste Herz erschüttert: die ganze Hohenstaufentragödie hallt uns daraus entgegen; es ist ein erhabner Grabgesang auf die Größe Deutschlands. Stets wieder tritt uns jene hohe, schweigsame Heldengestalt vors Auge, wie sie mit einem Blicke des Vorwurfs auf die offne Wunde in der Brust deutet. An ihm hat Deutschland zugleich sein Schwert und seinen Schild verloren: unmittelbar nach seinem Tode artet der entsetzliche Krieg, der unsre Städte eingeäschert, unsre Fluren verheert, unsre Vorfahren dahingewürgt oder verwildert hat, in ein planloses Spiel gemeiner Leidenschaften aus, und mit kecker Faust greift der französische Kardinal, jetzt, da die wahrhaft großen Männer vom Schauplatze geschwunden sind, nach den blühendsten Provinzen am Rhein.

Vierundzwanzigstes Hauptstück.

Der westfälische Friede.

An die Spitze des kaiserlichen Heers wurde Ferdinand, König von Ungarn, Sohn des Kaisers, gestellt, wiewohl nur dem Namen nach: Gallas führte eigentlich den Kommandostab. Durch ihn erhielt die östreichische Macht für den Augenblick Einheit und Thatkraft. An letzterer fehlte es auch den Protestanten nicht, desto mehr aber an Einheit: Horn und Bernhard stritten sich fortwährend um den Oberbefehl. Erst als das kaiserliche Heer Regensburg belagerte, eilten sie vereint zum Entsatze herbei, kamen aber um 4 Stunden zu spät: nach

465 Ausfällen und siebenmal abgeschlagnem Sturme, wobei 8000 Kaiserliche umgekommen, hatte sich am 20. Juli 34 die Besatzung ergeben. Nach der Eroberung von Regensburg nahm Gallas Ingolstadt und Donauwörth, und umlagerte Nördlingen. Bernhard wollte sogleich einen Angriff machen, Horn vorher Verstärkung abwarten, weil der Feind an Zahl bedeutend überlegen war. Kaum war ein Theil der Verstärkung eingetroffen, so eröffnete Bernhard den 6. Sept. 34 hitzig den Kampf, der nach 8 Stunden mit einer Niederlage der Schweden endete. 6000 Todte zählten sie; gleich Viele, worunter auch Feldmarschall Horn, wurden gefangen; 80 Kanonen sammt dem Gepäck fielen dem Sieger in die Hände. Bernhard, mit knapper Noth entronnen, flüchtete nach Wirtenberg. Ebendahin warf sich Gallas. Das Land mußte Drangsale erfahren, die alles Frühere überstiegen: Waiblingen und Calw nebst andern Städten sanken gänzlich in Trümmer; die Einwohner irrten, vom Nothwendigsten entblößt, in Wäldern umher; auf dem Lande wurden die Wohnhäuser verbrannt, die Vorräthe von Früchten und Wein verdorben, Obstbäume und Reben umgehauen und ausgerottet, die Menschen grausam mißhandelt und verstümmelt: man stach ihnen die Augen aus, goß geschmolznes Blei in Mund und Nase, oder gab ihnen den sogenannten schwedischen Trunk, das heißt, man schüttete ihnen allerlei Unflath in den gewaltsam aufgesperrten Mund, und zerstampfte nachher mit Fußtritten ihren aufgedunsnen Leib; Kinder wurden gespießt und gebraten, Weiber und Mädchen mißhandelt, daß sie starben; besonders viel hatten die Geistlichen und ihre Familien zu leiden. Im Gefolge dieser Verheerungen rissen auch Hunger und Seuchen ein, die den größten Theil der Bevölkerung wegrafften: manche Gegenden wurden ganz menschenleer. Seit dem Sommer 34 hatte Sachsen mit Oestreich Unterhandlungen angeknüpft, die nach der nördlinger Schlacht desto angelegentlicher betrieben wurden. Den 22. Nov. unterzeichnete man in Pirna die vorläufigen Bedingungen, den

30. Mai 35 kam in Prag der Friede zum Abschluß. „Reichsunmittelbare und mittelbare Kirchengüter bleiben noch 40 Jahre in dem Zustand, worin sie den 12. Nov. 1627 sich befunden haben; wird nach Verfluß von 10 Jahren keine Einigung erzielt, so gilt jener Besitzstand für immer, — mit andern Worten: das Restitutionsedikt ist zwar nicht zurückgenommen, aber ausser Wirkung gesetzt. Die Ober- und Niederlausitz erhält der Churfürst als Mannslehen. Was augsburgische Confessionsverwandte und Katholiken im Kriege einander abgenommen haben, wird gegenseitig herausgegeben, was in den Händen Fremder ist, ans Reich zurückgebracht. Wer den Frieden unterzeichnet, vereinigt seine Kriegsvölker mit dem kaiserlichen Heere." Hoe von Hoenegg bekam, wie es heißt, für geleistete Dienste 10,000 Thaler von Oestreich. So sehr man protestantischerseits über den verrätherischen Eigennutz des Churfürsten loszog, so traten doch bald Brandenburg, Mecklenburg, Lüneburg und Pommern dem prager Frieden bei; Bernhard verlor sein neugeschaffnes Herzogthum Franken; die Schweden schienen sich kaum mehr in Deutschland halten zu können. Kurz, indem man nur einen Theil des wallensteinischen Plans ausführte, hatte man das Spiel beinahe schon gewonnen. Allein es sollte bald klar werden, daß ein solcher Plan sich weder vererben noch theilen läßt.

In peinlicher Verlegenheit wendete sich Oxenstierna an Frankreich. Bereits im Nov. 34 hatte Richelieu versprochen, 12,000 Deutsche unter den Befehlen eines zum heilbronner Bunde gehörigen Fürsten zu unterhalten, hiefür aber Sitz und Stimme im Bundesrath, das Besatzungsrecht aller Städte auf dem rechten Rheinufer von Breisach bis Konstanz und die Einräumung des ganzen Elsasses verlangt. Die deutschen Fürsten hatten schändlicherweise unterschrieben, Oxenstierna dagegen seine Zustimmung verweigert, weil es der Würde Schwedens zuwiderlaufe, den Befehl über die Hülfsvölker einem deutschen Fürsten zu überlassen. Im Frühjahre 35 begab

sich Oxenstierna selbst nach Compiegne zu Richelieu, und erneuerte mit ihm das frühere Bündniß zwischen Schweden und Frankreich. Letztere Macht nahm auch insofern nähern Antheil am Kriege, als sie der Krone Spanien, die dem Kaiser wiederholt Geld und Hülfsvölker gesandt hatte, 1635 den Fehdehandschuh hinwarf. Anlaß hiezu gab der Umstand, daß der Churfürst von Trier, welcher im Neutralitätsvertrage mit Schweden stand, kürzlich von den Spaniern in seiner Residenz überfallen, mißhandelt und gefangen nach Wien geführt worden war. Das französische Heer vereinigte sich mit dem des Prinzen von Oranien, und so wurde der deutsche Krieg mit dem niederländischen in Verbindung gebracht. Auch Richelieus früher beabsichtigtes Bündniß mit den heilbronner Gliedern erhielt später noch eine traurige Wirklichkeit. Bernhard nämlich schloß im Dez. 35, übrigens ohne Vorwissen der andern protestantischen Fürsten, einen Vertrag mit Frankreich, laut dessen Richelieu jährlich 4 Millionen Livres zur Unterhaltung von 12,000 Mann zu Fuß und von 6000 Reitern zahlte; ein geheimer Artikel sicherte ihm das Elsaß zu, natürlich mit dem gleichfalls geheimen Vorbehalt, ihn bei nächster Gelegenheit darum zu betrügen; denn Bernhard sollte blos das Markbein erkämpfen, welches der Kardinal auszusaugen wünschte. Bernhards Verbindung mit Schweden war hiemit aufgelöst; doch sagte er, um die Schande zu verbergen, oder vielmehr zu vergrößern, keineswegs sich öffentlich los, sondern seine Armee hieß immer noch „der Krone Schweden und deren Bundesgenossen Armee.“ Er begab sich in dieser Angelegenheit selbst nach Paris, wo er, wie begreiflich, sehr ehrenvoll empfangen wurde, und den Kopf erst noch recht hoch trug, während ihm Richelieu das Halseisen anprobierte. Indeß erhoben sich die schwedischen Waffen aufs Neue unter Banner, einem tapfern, aber jeder Ausschweifung ergebnen Soldaten. Er führte den Krieg im nördlichen Deutschland gegen die Sachsen und Kaiserlichen. Jene schlug er bei Kyritz, den 7. Dez. 35, be-

mächtigte sich hierauf der Churländer Brandenburg und Sachsen, hauste aber so gräßlich, daß er sich selbst des Unterhaltes beraubte, und zwischen den Sachsen und Kaiserlichen in eine gefährliche Klemme gerieth. Den 24. Sept. 36, Nachmittags 3 Uhr, griff er bei Wittstock die vereinigten Feinde an: sein rechter Flügel mußte nach 10maligem Vorrücken ermattet zurückweichen, der linke aber focht, bis die Nacht einbrach. Da hörte der Churfürst, die schwedische, noch gar nicht ins Treffen gekommne Hinterhut werde am Morgen den Kampf erneuern, zog daher mit dem Grafen Hatzfeld in der Dunkelheit ab, wurde von Banner verfolgt, und verlor so im Ganzen 5 bis 6000 Mann, alles Geschütz und seine Kanzlei. Noch einmal bedrückte der Sieger Brandenburg und Sachsen, wurde dann im Frühjahre 37 von den Kaiserlichen bei Torgau eingeschlossen, täuschte den an Zahl weit überlegnen Feind, behauptete das von Brandenburg vergeblich angesprochne Pommern, wo Bogislaw gestorben war, erhielt 1638 14000 Mann nebst Kriegsvorräthen aus Schweden, und trieb den General Gallas nach Schlesien und Böhmen zurück. Schon während des Augusts 36 hatte Bernhard mit seinen von Frankreich unregelmäßig besoldeten Truppen ein ebenfalls durch Gallas befehligtes Heer, unterstützt von Regenwetter, Mangel und Krankheiten, in Lothringen großentheils aufgerieben, und den Rest zum Abzuge genöthigt. Im Winter 38 überschritt er, so wachsam die Kaiserlichen waren, den Rhein, schlug sie den 21. Febr. bei Rheinfelden, schickte ihren Feldherrn Johann von Werth nach Paris, nahm Rheinfelden und Freiburg, lagerte sich vor der Festung Breisach, besiegte den 9. Aug. bei Wittenweiher ein zum Entsatze geschicktes östreichisches Heer, und zog den 3. Dez., nach erfolgter Uebergabe, in Breisach ein, wo der Mangel so groß geworden war, daß die Hungernden in einer Art von Wahnsinn selbst über die Leichname herfielen. Ein wichtiges Ereigniß! Der Kaiser sah die Vorlande verloren, Spanien fürchtete für Hochburgund.

„Muth, Pater Joseph,“ rief Richelieu seinem sterbenden Freunde zu, „Beisach ist unser!“ Allein Bernhard hatte in der Kapitulation weder Frankreich, noch Schweden, noch die heilbronner Verbündeten genannt: er besetzte die Festung mit deutschen Regimentern, unter dem Schweitzer Erlach, um die Beute für sich zu behalten. Jetzt eröffnete sich Ränken aller Art ein weites Feld: Spanien und Oestreich versprachen dem Herzog, wenn er katholisch werde, ein andres Land statt des Elsasses und eine Erzherzogin; Richelieu bestach den Kommandanten Erlach durch ein Jahrgeld, so daß dieser hoch und theuer schwur, falls Bernhard sterbe oder gefangen werde, wolle er die Festung den Franzosen in die Hand spielen. Bernhard selbst machte gegen Richelieu sich anheischig, zum Ersatze der Kriegskosten Hochburgund für Frankreich zu erobern. Schon hatte er den Rhein überschritten, als ihn nach wiederholten Fieberanfällen zu Hüningen ein heftiges Uebelbefinden ergriff. Mit großer Fassung verordnete er, was sein Schwert erobert habe, solle bei Deutschland bleiben, und von einem seiner Brüder übernommen werden. Dann sprach er: „ihr Brüder, gehet hinaus! ich habe genug mit euch geredet, jetzt muß ich mit Gott reden!“ Der Hofprediger betete an seinem Lager. Das Herz des Kranken schlug noch kräftig. „Ich wundre mich, daß mein Herze so frisch ist, und sich nicht zum Sterben schicken will.“ sagte Bernhard, betete noch einige Worte, und verschied dann, den 8. Juli 39, in der Ueberzeugung, vergiftet zu seyn. Wirklich scheint auch der Erfolg den Mörder zu verrathen. Umsonst bearbeiteten Oestreicher und Schweden das verwaiste Heer: den 19. Okt. verkaufte sie Erlach an Richelieu, bedang den Truppen jährlich eine angemeßne Summe, sich ein erhöhtes Jahrgeld und das französische Bürgerrecht, und übergab an Longueville den Oberbefehl. So hatte der deutsche Held Bernhard als Werkzeug Richelieus die französischen Eroberungen am Rheine begonnen.

Kaiser Ferdinand erlebte diese Schmach nicht mehr:

den 15. Febr. 37 war er gestorben. Sein Sohn, der den 13. Juli 1608 geborne, den 9. Dez. 36 zum römischen König erwählte dritte Ferdinand, ernannte seinen frommen Bruder, den Deutschmeister Leopold Wilhelm, an Gallas Statt zum Oberfeldherrn, und berief endlich wieder nach Regensburg einen Reichstag. Kaum hievon unterrichtet, brach Banner von Thüringen auf, vereinigte sich mit Guebriant, und erschien den 17. Jan. 41 unerwartet vor Regensburg. Erschreckt sprachen alle Gesandten von Flucht: der Kaiser beschloß zu bleiben: die Donau rettete ihn; denn da ihre Eisdecke schmolz, mußte Banner nach 500 Schüssen, die seinen Unmuth bezeugten, unverrichteter Dinge abziehen. Den 10. Mai rafften Anstrengungen und Wollust ihn weg: sein Heer, nur noch 8000 Mann zählend, hatte 5 Monate keinen rechten Führer. Da brachte Leonhard Torstenson, bereits im polnischen Krieg Gustavs Gefärthe, später in Deutschland Befehlshaber der Artillerie, der schnellste Feldherr des Jahrhunderts, obgleich er des Podagras wegen meistens auf der Sänfte die Schlacht leitete, den 4. Okt. Mannschaft und Geld aus Schweden, und hauchte den Unternehmungen eine neue Seele ein. Im Frühjahre 42 zog er nach Schlesien, eroberte Glogau und Schweidnitz, rückte dann bis Mähren vor, und gewann Olmütz, erfocht, von Piccolominis und des Deutschmeisters Uebermacht nach Sachsen gedrängt, den 2. Nov., wieder bei Breitenfeld, einen glänzenden Sieg, der dem Feind 5000 Menschen, die Kasse und das Geschütz kostete, suchte 1643 Böhmen und noch einmal Mähren heim, und stand im Begriffe, einen entscheidenden Schlag gegen Wien selbst zu führen, als Verhältnisse des Nords ihn nach der entgegengesetzten Seite riefen.

Von allen Unfällen des dänischen Kriegs wieder zu Kräften gekommen, und in seiner Eifersucht wegen des Ruhms schwedischer Waffen mit Macht vom wiener Kabinette gestachelt, that König Christian den Schweden gegenüber verdächtige Schritte, denen der behende Torsten-

son zuvorkommen sollte. Im Sept. 43 erschien Dieser aus Mähren vor Torgau, sprengte das Gerücht aus, er suche von Meissen her Winterquartiere in der Oberpfalz, rückte dann nach Barby, als wäre es ihm um Magdeburg zu thun, und schlug, fast 100 Meilen in 15 Tagen durchmessend, über Havelberg und Braunschweig wie ein Wetterstrahl ins Holsteinische und Jütische ein. Während er binnen 9 Wochen die ganze Halbinsel bis auf Krempe und Glückstadt bezwang, wurde Horn Meister von Blekingen, Halland und Schonen. Zugleich tobte der Kampf im Belte: das Seetreffen bei Femern, geliefert den 1. Juli 44, leitete Christian selbst, voll unerschütterten Muthes, obgleich ihm ein zerschoßnes Brett ein Auge sammt mehreren Zähnen ausschlug. Aber die Holländer giengen den Schweden zur Hand: der einzige Kaufmann Ludwig van Geer rüstete 20 Schiffe, und setzte ein Jahr später auf neuen Schiffen eine Anzahl Truppen bei Kiel ans Land. Den 13. Aug. 45, im Frieden zu Brömsebroo, mußte Christian Schweden vom Sundzolle gänzlich freisprechen, Halland auf 25 Jahre, Jämtland, Herjedalen jenseits der Berge, Gothland und Oesel auf immer abtreten. Ueberdieß wucherte Partheiwesen in dem geschwächten Dänemark. Den 29. März 12 war Christians Gemahlin Anna Katharina gestorben, den 23. April 15 hatte er Christina Munk geheurathet, deren eine Tochter den Reichshofmeister Grafen Korfiz Ulfeld, deren andre den norwegischen Statthalter Hannibal Sehested zum Manne bekam. Jeder von Beiden bildete, obgleich der König sich 1632 von Christina schied, eine trotzige Faktion, und als Christian IV. den 28. Febr. 48 starb, hoffte Ulfeld sogar die Krone zu erlangen; doch der Neid des kleinen Adels sicherte sie dem den 18. März 1609 gebornen dritten Friedrich, Sohne Anna Katharinas. Glücklich im Kampfe mit Dänemark, hatte Schweden 10 Jahre zuvor den polnischen Frieden durch ein Opfer befestigt. Den 13. Nov. 32 war Sigismunds 37jähriger Sohn **Wladislaw IV.** als alleiniger Bewerber gewählt und

verpflichtet worden, was die Münze abwerfe, der Republik zu überlassen, und jährlich ein neues, zweites Viertel des Ertrags der Domänen, nur mit Ausnahme der Tafelgüter, für das Militär, insonderheit für die Artillerie zu verwenden. Mit Wladislaw nun hatte die schwedische Regierung im Sept. 35 den Stillestand von 29 auf 26 Jahre unter der Bedingung verlängert, Preussen völlig zu räumen.

Torstenson aber schlug bei Jüterbock die Reiterei des wieder zum Oberbefehl berufnen Gallas, der ihm nach Holstein gefolgt war, zerstreute hierauf das ganze Heer desselben, und löste ein neugesammeltes den 5. März 45 bei Jankowitz auf: mit 4000 Todten lag General Götz auf dem Schlachtfelde; Hatzfeld mit gleich Vielen wurde gefangen; das Geschütz sammt 77 Fahnen und Standarten fiel dem Sieger zu. Im Einverständnisse mit Ragoczy von Siebenbürgen, der durch Ungarn daherstürmte, flog Torstenson nach Mähren, streifte bis an die Wolfsbrücke vor Wien, und begann sofort Brünn zu belagern. Zum Glücke für Oestreich brachten Seuchen seine Streitkräfte herunter: er zog nach Böhmen, und legte krank und mißmuthig den Kommandostab nieder; denn Ragoczy hatte den 16. Sept. 45 Frieden gemacht, übrigens zum Besten der Protestanten in Ungarn, die mehr als 90 entrißne Kirchen nebst Zugehör wieder erhielten. Die Bayern unter Johann von Werth schlug Marschall Guebriants Nachfolger Turenne bei Allersheim, den 3. Aug. 45, und in Sachsen hauste der Schwede Königsmark so grauenvoll, daß sich der Churfürst zum Frieden mit der schwedischen Macht bequemte. Das Gleiche that — wer hätte es glauben sollen? den 14. März 47 Churfürst Maximilian, aufs Aeusserste bedrängt durch Torstensons Nachfolger Wrangel und die mit Wrangel vereinigten Franzosen. Natürlich stieß das bayrische Heer, nachdem Frankreich, schon wieder eifersüchtig auf Schweden, den General Turenne weggerufen hatte, bald aufs Neue zu den Kaiserlichen. Hier führte nach des Gal-

las Tode der übergelaufne Reformirte Melander Holzapfel aus Hessen den Oberbefehl, und drängte den geschwächten Wrangel bis Niedersachsen. Bald aber erhielt Turenne Befehl, sich noch einmal dem Schweden anzuschließen, und dieser drang sogleich ins Bayrische vor, und streckte am 29. Mai 48, bei Zusmarshausen, den Feldherrn Melander mit 2000 Mann zu Boden. Im Juli rückte Königsmark vor Prag, zu dessen Belagerung Karls IX. Tochtermann Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, seit Kurzem schwedischer Generalissimus, mit frischen Streitkräften heranzog. Da kam den 3. Nov. ein Eilbote von Münster, der das Ende des 30jährigen Krieges meldete. Doch ehe auch wir dieser Kunde uns freuen, müssen wir auf die andre Hälfte des Schauplatzes, auf den holländisch-französischen Krieg gegen Spanien, noch einen Blick werfen.

Unglück über Unglück suchte dieses vorher schon tiefgebeugte Land heim. 1628 erbeutete Peter Hein die von Mexico nach Havannah segelnde Silberflotte; 1636 nahm Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen die brasilischen Kolonien; den 21. Oktober 39 vernichtete der Seeheld Martin Tromp bei Dünkirchen eine zweite Armada; Malacca und Ceylon, wie früher berichtet, wurden holländisch. Der den 14. März 47 eingetretne Tod Friedrich Heinrichs änderte im Gang der Dinge Nichts: sein den 27. Mai 26 geborner Sohn Wilhelm II. folgte ohne Störung als Statthalter von 5 Provinzen, und als Befehlshaber der Land- und Seemacht. Und zu dem allen lastete auf Spanien seit 35 noch der Krieg mit Frankreich, für Richelieu eine erwünschte Gelegenheit, im Strudel der Geschäfte sich unentbehrlich zu machen, und seine Verwandten als Führer der Heere an den Pyrenäen, in Savoyen und in den Niederlanden, oder als Admirale der zwei Flotten, die mehr als einmal in See stachen, glänzend anzustellen. Den 28. Nov. 42 auf den Tod erkrankt, empfahl er seinen Schüler, Kardinal Mazarini aus Italien, bisher Geschäftsträger des Pabstes zu Paris, als ersten Minister. Ver-

wundert über die Ruhe des Sterbenden, fragte der Beichtvater, ob er auch mit Allen versöhnt sey? „Ich habe,“ sprach Richelieu, „nie andre Feinde gehabt als die Frankreichs und meines Herrn.“ Den 4. Dezember starb er; Ludwig XIII. verschied den 14. Mai 43; das Parlament erklärte, dem letzten Willen des Königs zuwider, die vom hochmüthigen Mazarin schlau gegängelte Wittwe zur unumschränkten Regentin für den fünfjährigen vierzehnten Ludwig, und zwei Tage nach dieser Erklärung, den 19. Mai, erfocht der 22jährige Herzog Ludwig von Enghien bei Rocroy an den Gräuzen der Champagne einen herrlicheu Sieg über die Spanier. Allein bei Weitem das größte Unglück für Letztere entsprang aus dem wohlmeinenden Eifer ihres Ministers Olivarez, der zur unrechten Zeit Richelieus Staatsmaximen nachahmte. Kataloniens Verfassung war noch ziemlich unangetastet: die aus den drei Ständen, dem geistlichen, dem Krieger- und Bürgerstand gewählten Cortes mußten über alles Wichtige gehört werden; was die drei Stände durch Stimmenmehrheit beschloßen, galt als Gesetz; doch konnte bei Geldbewilligungen auch ein Einzelner mit Erfolg widersprechen. Schon mehrmals hatten die Katalonier ausserordentliche Forderungen von Geld und Mannschaft zurückgewiesen, und den stolzen Olivarez durch Vernachläßigung gewisser Förmlichkeiten beleidigt: der Krieg mit Frankreich gab Gelegenheit, sie dafür zu züchtigen. Als im Sommer 39 die Franzosen einen Einfall in die Grafschaft Rousillon gemacht hatten, ließ Olivarez spanische Truppen in Katalonien Winterquartiere nehmen und alle Bedürfnisse unentgeldlich aus dem Lande beziehen. Wiederholte Gesandtschaften nach Madrid blieben fruchtlos; im Gegentheile schrieb Olivarez an Vicekönig Santa Coloma in Katalonien: „Kein Fürst in Europa hat Unterthanen wie diese da: besitzt ein Herrscher nicht Gewalt, in seinem Lande zu befehlen, was er will? oder darf er nicht einmal das thun, was für das Wohl sei-

ner Unterthanen wichtig und nothwendig ist? Soll der König die Katalonier vertheidigen, ohne daß sie daran Theil nehmen, oder irgend einer Unbequemlichkeit ausgesetzt sind? soll die Kriegsmacht andrer Landschaften aus Katalonien den Feind vertreiben, und dann nicht einmal des Winters daselbst bleiben dürfen? Ein Recht solcher Art ist nicht vorhanden, und kann nicht vorhanden seyn; selbst Gott könnte keine Einrichtung treffen, so unnatürlich, wie Jene sie verlangen. Das erste und höchste Gesetz eines Staates ist das seiner Erhaltung: jedes andre muß diesem nachstehen!" Solche Einwendungen verlieren an Gewicht, wenn man bedenkt, daß Katalonien sich nicht durchaus weigerte, an den Kriegslasten Theil zu nehmen, sondern dieß bereits mehr, als man fordern könne, gethan zu haben behauptete; auch äusserte Santa Coloma, die Armuth in den Dörfern sey so groß, daß es, selbst nach dem Zeugniß der Befehlshaber, den Einwohnern beim besten Willen unmöglich falle, die Soldaten länger zu ernähren. Da die Stände der Provinz bei Olivarez kein Gehör fanden, ordneten sie unter Beistimmung vieler Rechtsgelehrten den Druck eines Manifestes an: „die Einlagerung widerspreche den Landesfreiheiten, und der Belastete sey nur verpflichtet, den Soldaten Bette, Feuer, Salz, Essig und Oel zu verabreichen. Olivarez ließ nun die Hauptanführer der Unzufriednen, den Kanonikus Paul Claris, den Landesabgeordneten Franz Tamarit und den Rathsherrn Franz Vargas verhaften. Sofort kam es im Mai 40 zu offnem Aufstande, wobei jene Gefangnen befreit wurden. Eine Schaar Bauern brach in Barcellona ein, plünderte das Zeughaus, legte in den Pallast des Unterkönigs Feuer, und erschoß ihn selbst. Die Obrigkeiten wurden abgesetzt, die Geschäfte einem Rath von 36 Personen übertragen. Zu weiterem Widerstand suchten die Katalonier Hülfe bei Frankreich, die ihnen Anfangs aber nur sparsam gewährt wurde, weil Richelieu sie so weit bringen wollte, daß sie sich unbedingt ihm in die

Arme würfen. Dieß geschah: im Febr. 41 wählten sie den König von Frankreich zum Grafen von Barcellona. Nunmehr tüchtig von den Franzosen unterstützt, belagerten sie einmal sogar Tarragona, und führten nicht selten glückliche Unternehmungen aus. 1648 drang der französische Marschall Schomberg bis an den Ebro, und eroberte Tortosa. Allmählig aber, da sich bei den Kataloniern Unzufriedenheit mit den Franzosen einstellte, gewannen die Spanier wieder das Feld, nahmen nach 14monatlicher Belagerung Barcellona ein, und gelangten 1652, indem sie alle alten Rechte bestätigten, in Katalonien wieder zur Herrschaft. Ungünstiger endete ein Umschwung der Dinge in Portugall. Hier zürnte man, daß das Land mit Steuern belastet, die Nationalität unterdrückt, Staats- und Kirchenämter oft an den Meistbietenden verkauft werden, daß die Kolonien verloren gehen, Handel und Wohlstand in Zerfall gerathen. 1640 traten mehrere edle Portugiesen in einen patriotischen Verein. Aber es war schwer zu helfen: Olivarez veräusserte schlau genug die schönsten Domänen: wie konnte ein neuer König bestehen ohne große Steuern und ohne daß er vom Adel sämmtliche Krongüter einzog? In dieser Noth richtete man sein Augenmerk auf den am 19. März 1604 gebornen Herzog Johann von Braganza und Barcellos, Sohn Theodosens, Enkel des durch Philipp II. gewaltsam beseitigten Herzogs Johann. Er besaß an liegenden Gründen und Gütern fast den dritten Theil des Königreichs, und war ein verständiger Mann, der das Vertrauen des Volkes besaß. Als man ihm die Pläne der Patrioten eröffnete, versprach er seine Mitwirkung, hielt sich jedoch in vorsichtiger Ferne. Auch Olivarez erhielt von den Bewegungen Kunde, suchte daher den Herzog Johann nach Madrid zu locken, beschleunigte aber durch diese Maßregel den Ausbruch des Komplotts. Früh Morgens am 1. Dez. 1640 wurden alle Wachen in Lissabon überfallen, die Thüren des Schlosses gestürmt, und

tausend Lebehoch der Freiheit und König Johann IV. gebracht. Nur drei Personen kamen um. In wenigen Tagen gaben alle Städte und Landschaften, mit Ausnahme von Ceuta, ihren Beifall zu erkennen: den 6. Dez. zog Johann in Lissabon ein, den 15. Jan. 41 empfieng er die Huldigung, und den 28. versammelte er die Cortes, welche zur Hebung und Umlage neuverwilligter Kriegssteuern eine Junta der drei Stände niedersetzten. Auch die Kolonien fielen dem Hause Braganza zu. Ueber den Besitz Ostindiens und Brasiliens kämpfte man zur See mit den Holländern; der Landkrieg mit Spanien wurde schläfrig geführt. Störend war es, daß der Pabst aus Rücksicht auf das madrider Kabinet keinen von Johann vorgeschlagnen Bischoff bestätigen wollte; doch behauptete sich der König bis zu seinem Tode (er starb den 6. Nov. 56) glücklich auf dem Throne. Die Schuld aller Verluste ward in Spanien dem Grafen Olivarez zugemessen. Obgleich lange bemüht, seinen Günstling zu halten, ließ sich Philipp endlich doch den 17. Jan. 43 durch das Geschwätze Annas von Guevara zur Verabschiedung des Ministers bewegen. Don Louis de Haro, Neffe und Nachfolger des Grafen Olivarez, ein milder, beliebter Mann, hielt Etwas auf Recht und Ehrlichkeit, besaß aber nicht Stärke und Einsicht genug, um den ersterbenden Staat neu zu beleben, und konnte, weil Mazarin nicht wollte, weder mit Frankreich noch mit Holland zum Frieden gelangen: vielmehr nahm die Verlegenheit und Noth noch bedeutend zu, in Folge dessen, was bei den Neapolitanern geschah. Auch ihr Land wurde wie Portugall fast nur als eroberte Provinz behandelt, und von amtlichen und Privaterpressungen vielfältig heimgesucht. Als 1647 der Statthalter Ponce de Leon, Herzog von Arcos, eine Steuer auf Lebensmittel einführen wollte, die besonders dem ärmeren Volke sehr lästig fiel, kam die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch. Am 7. Juli, als die Jugend zur Feier eines Marienfestes versammelt war, entstand

auf dem Markte ein Streit darüber, ob der Käufer oder der Verkäufer die neue Steuer zu bezahlen habe? Ein herbeigerufner Rechtsgelehrter Anaclerio entschied zum Nachtheile der fremden Verkäufer. Hierüber gerieth ein Mann aus Puzzuoli in heftigen Zorn und klagte, daß ihm auf diese Art nach Abzug der Fuhrkosten und der Steuer Nichts übrig bleibe. „Gott,“ sagte er, „gibt Ueberfluß, aber die Steuerbehörde macht Theurung. Da ich doch leer ausgehe, mögen lieber Alle genießen.“ Mit diesen Worten stieß er seinen Feigenkorb um. Alsbald kam ein Schwarm baarfüßiger Jungen herbei, um sich der Beute zu bemächtigen, und der Schwager des Feigenhändlers, ein Fischer aus Amalfi, Namens Tomaso Aniello, oder, wie das Volk ihn nannte, Masaniello, der schon oft seine Unzufriedenheit laut geäußert hatte, rief: „esset, Kinder, dann wollen wir gehen und für Abschaffung der Steuern sorgen.“ In Kurzem war er Führer eines aufrührerischen Haufens, welcher mit großem Lärm durch die Stadt zog, vor dem Pallast des Vicekönigs sich aufstellte, und unter drohenden Worten Aufhebung der Abgabe und Erneuerung der Privilegien Karls V. verlangte. Der Vicekönig suchte das Volk zu beschwichtigen; aber als er den Versuch machte, in einem Wagen zu entfliehen, riß man ihn heraus, und mißhandelte ihn, bis er seine Zusagen in der nahen Kirche des heiligen Francesco de Paula auf das Evangelium zu beschwören versprach. Sobald er aber in der Kirche war, ließ er von seinem Gefolge die Thüren schließen. Das setzte den Pöbel in neue Wuth, so daß er die Kirche stürmte. Endlich kam der Erzbischoff Filomarino herbei, und erbot sich, den Statthalter zur Bewilligung des Geforderten zu vermögen. Allein kaum hatte der Vicekönig eine befriedigende Erklärung gegeben, so verlangte man, er solle über die Abschaffung der Steuer eine Urkunde mit goldnen Buchstaben auf Pergament ausfertigen. Indeß dauerte der Tumult fort, die Häuser der Steuerbeamten wurden zerstört, die noch ruhigen

Bürger durch Drohungen dem Haufen sich anzuschließen genöthigt. Unter den Aufrührern hatte Masaniello großes Ansehen: man gehorchte ihm auf den Wink, und führte die Gewaltthaten in bester Ordnung aus. Noch höher stieg Masaniellos Ansehen, da der Pöbel unter seiner Führung die herbeigezognen königlichen Truppen zurückschlug. Der angebetete Fischer saß auf dem Platze Toledo zu Gericht, verurtheilte Missethäter und handhabte die Polizei aufs trefflichste. Banditen und Räuber, welche haufenweise in die Stadt kamen, um an den Verbrechen der Anarchie Theil zu nehmen, ließ er ergreifen und hinrichten, oder in förmlichem Gefecht zu den Thoren hinaustreiben. Der Vicekönig bot nun Amnestie und Abstellung sämmtlicher Beschwerden nebst den hiefür verlangten Bürgschaften, gestattete aber zugleich, daß der Herzog von Matalona 6 Schüsse auf Masaniello richten ließ, als dieser in einer Kirche mit dem Erzbischoff unterhandelte. Keine Kugel traf: dieß betrachtete das Volk als ein Zeichen vom Himmel, und mordete sowohl die gedungnen Banditen, als Matalonas Bruder Don Giuseppe. In einer Rüstung von Silberblech, auf schönem Zelter reitend, zog der mächtige Fischer an der Spitze seines zerlumpten Gefolgs nach dem Pallaste des Vicekönigs, der nun in einer Kapitulation alle erst nach Karl eingeführten Steuern aufhob, dem Volk gleiche Rechte neben dem Adel zugestand und, bis der König den Vertrag bestätigt haben würde, die Fortdauer der allgemeinen Bewaffnung erlaubte. Jetzt aber zeigte Masaniello, schwindelnd auf der Höhe seines Glücks, Spuren von Wahnsinn, erschien dem Volke als Tyrann, verlor die Gunst der Menge, und konnte ohne weitere Folgen auf des Statthalters Befehl niedergeschossen werden. So ganz hatte die Stimmung sich geändert, daß man den Leichnam dessen, der eben erst als Gesandter des Himmels gegolten hatte, roh mißhandelte. Nur 9 Tage hatte seine Herrschaft gedauert. Der Statthalter glaubte die Sache beendigt, und die eingegangnen

Verträge nicht mehr halten zu dürfen. Aber schon am Tage nach Masaniellos Tod sprang die Stimmung wieder ins Gegentheil über: das Volk ehrte den mißhandelten Leichnam wie den eines Heiligen, salbte und bestattete ihn mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupt in der Gruft der Kirche del Carmine; der Tumult begann aufs Neue; Häuser wurden niedergebrannt, Anschläge, welche zur Verjagung der Spanier aufforderten, an die Straßenecken geheftet; drohend forderten die Armen, daß man ihnen gewisse Almosen ausbezahle; den Jesuiten wollte man ihre Weinkeller ausplündern; im Kloster der h. Clara empörten sich die Laienschwestern, als man beim Wegfallen aller Einnahmen das Essen schmälerte; auch in den benachbarten Landstädten zündeten die Bürger Wohnungen der Edelleute an, und weigerten jede Steuer. Den 17. Sept. 43 genehmigte daher der Statthalter eine erweiterte Kapitulation, kraft deren alle Spanier und Häupter des Adels das Land räumen, nur Eingeborne Staatsämter erhalten, und Rechte des Volks von Rechten des Adels gar nicht mehr verschieden seyn sollten. Nach kurzer Ruhe wurde das Volk durch die Ankunft einer spanischen Flotte aufgeregt. Herzog Don Juan d'Austria, geboren den 7. April 1629, Sohn Philipps IV. und seiner Geliebten Maria Calderon, verlangte Auslieferung der Waffen. Man sträubte sich dawider. Da beschoß Don Juan von der Flotte, der Vicekönig von den drei Kastellen aus, den 5. Okt. die Stadt; die Spanier brachen aus den Kastellen hervor: es kam auf den Straßen zum Kampfe; der vom Statthalter eingesetzte Generalkapitän Fürst von Massa wurde getödtet; ein Waffenschmidt Gennaro Annese trat an die Spitze: das Volk war entschlossen, sich ganz von der spanischen Herrschaft loszureissen. Hiezu bedurfte man Geld und Kriegsbedürfnisse, und gieng deßhalb den Pabst als obersten Lehensherrn an. Der hochbetagte zehnte Innocenz (Urban war den 29. Juli 44 gestorben) nahm schon aus Liebe zum Frieden Anstand,

sich in die Sache zu mischen; Herzog Heinrich Guise aber, der wegen einer Scheidungsangelegenheit gerade in Rom war, schöpfte Hoffnung, Herr von Neapel zu werden, und Mazarin sandte ihm auf Bitten der Neapolitaner eine kleine Flotte nebst Mannschaft. Den 15. Nov. mit lautem Jubel begrüßt, schloß Heinrich mit dem Rathe von Neapel einen Vertrag ab, der ihn in ein ähnliches Verhältniß setzte, wie das war, worin der Prinz von Oranien zu den vereinigten Niederlanden stand. Bald aber gerieth er sowohl mit dem ihn beobachtenden französischen Gesandten de Cerisantes, als auch mit Gennaro Annese in Zwistigkeiten, und sowie Don Juan in Verbindung mit dem neuen spanischen Statthalter, Grafen Ognate, einen billigen Frieden anbot, wendete sich das Volk von ihm ab. Als er einst von einem neuen Zuge gegen die Spanier in die Statt zurückkehren wollte, fand er die Thore verschlossen. Am folgenden Morgen, den 6. April 48, zogen die Spanier ein, 4000 Mann stark, unter lebhaftem Geschrei der Menge: „es lebe König Philipp!“ Hievon benachrichtigt, eilte Heinrich Guise mit den Seinigen nach Rom zu, wurde aber bei Capua gefangen, und erst in Folge französischer Vermittlung frei gegeben. Gennaro Annese, Anfangs begnadigt, endete unter Henkers Hand, ohne daß das Volk ein Zeichen der Theilnahme gegeben hätte. Neapel mußte gehorchen wie zuvor. Minister de Haro durfte sich Glück wünschen zu diesem Ausgang. Versetzen wir uns aber in den Beginn des Jahres 48, erwägen wir den Abfall Portugalls sammt Kolonien, das Zusammentreffen des portugiesischen Kriegs mit dem catalonischen und französisch-holländischen, die Fortschritte der Holländer in Belgien, die Unfälle der Spanier zur See, so konnte gewiß nächst den Deutschen kein Volk sehnlicher als sie den Frieden herbeiwünschen.

Seit 1635 war an Wiederherstellung des Friedens mit einigem Ernste gearbeitet worden. Allein wie wenig der in

Prag geschloßne zum Vorläufer des allgemeinen geeignet sey, mußten alle Partheien gleich Anfangs einsehen. 1641 kamen Gesandte Oestreichs, Frankreichs und Schwedens in Hamburg zusammen, um Präliminarien zu entwerfen, brachten jedoch nur soviel ins Reine, daß der Kaiser zu Münster mit Frankreich, zu Osnabrück mit Schweden traktiren solle, — eine Maßregel, die theils im Mißtrauen ihren Grund hatte, theils in der gegenseitigen Hoffnung, durch gesonderte Verhandlungen mehr herauszuschlagen. Erst im Frühling 44 trafen alle Gesandten an den bestimmten Orten ein. Aus Frankreich kamen unter der Vorstandschaft des Herzogs von Longueville der gewandte und stolze Graf d'Avaux, und der gescheidte, aber eigensinnig schroffe, mit Mazarin vertraute Servien, Beide mit der sichern Miene zweier Gesetzgeber, obgleich damals ein Aufruhr wegen der Taxe für neuerbaute Häuser ganz Paris erschütterte; aus Spanien der feierliche Zappada und der ebenso talentvolle als gründliche Saavedra nebst sechs Beigeordneten; aus Schweden der schlaue Salvius und des Kanzlers eckiger, hochfahrender Sohn Johann Oxenstierna; aus Wien nach Münster zwei bekehrte Protestanten, der Graf von Nassau-Hadamar und Doktor Volmar, nach Osnabrück Graf Lamberg und Hofrath Crane; aus Venedig Contareni, aus Rom der schlichte, vermittelnde Fabio Chigi, der, während Andre in Zahl und Kostbarkeit der Kutschen und Diener wetteiferten, bei seinem Einzug den französischen Witz hervorrief, sein Mönch sitze auf dem Gepäck wie ein schwarzer Hahn auf einem Marketenderkarren. Verhandelt wurde abwechselnd in französischer, spanischer, italiänischer und deutscher Sprache; doch behauptete, zumal bei Abfassung der Verträge, das Latein den ersten Rang. Das Ceremoniell schleppte sich zwischen deutscher Umständlichkeit und spanischer Grandezza breit dahin, und die Formen waren so schwerfällig, als die Fragen verwickelt, welche durch diesen ersten europäischen Kongreß

gelöst werden sollten. Fast ein Jahr verfloß über leeren Förmlichkeiten und über dem Streite, ob die einzelnen Reichsstände an den Berathungen Theil nehmen sollten, was die Franzosen verlangten, der Kaiser aber aus guten Gründen für überflüssig erklärte. Endlich wurden alle Reichsstände zugelassen.

Im Juni 45 übergaben Frankreich und Schweden bestimmtere Friedensvorschläge, anbetreffend die Herstellung des Reichs und die Entschädigungsmaßregeln. Nicht früher jedoch, als bis im Dezember der östreichische Staatsminister Graf Trautmannsdorf ankam, gewannen die Verhandlungen einiges Leben: er war ein sehr erfahrner, umsichtiger Mann, der mit diesen Eigenschaften Redlichkeit, milde Ansichten und einnehmendes Wesen verband. Vorerst rückten nun die fremden Mächte mit bedeutendern Forderungen heraus, als die meisten Reichsstände erwartet hatten. Frankreich verlangte die drei Bisthümer Metz, Toul, Verdun, Lothringen, das Elsaß, den Sund- und Breisgau, die Festung Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg. Nach langem Streite kam folgender Artikel zu Stand: „Frankreich erhält auf ewig abgetreten von Kaiser und Reich die Hoheit über die drei lothringischen Bisthümer (mit Vorbehalt des trierschen Metropolitanrechts), und über Pignerol; von Kaiser und Reich und dem Hause Oestreich die Rechte auf Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß, den Sundgau, und die Landvogtei der 10 vereinigten elsäsfischen Städte mit aller Hoheit. Diese und sämmtliche unmittelbaren Stände der letztgenannten Lande bleiben übrigens in ihrer bisherigen Reichsfreiheit und Unmittelbarkeit, und Frankreich hat sich blos mit den dem Hause Oestreich zuständig gewesnen Rechten zu begnügen, doch der überlaßnen Oberherrschaft unbeschadet. Erzherzog Ferdinand Karl, Besitzer der vorderöstreichischen Lande, erhält, ausserdem, daß seiner Kammer ein Theil der Landesschulden abgenommen wird, 3 Millionen Livres Entschädigung, und es werden ihm zurückgestellt die vier

Waldstädte und alle auf dem linken Rheinufer besetzten Städte und Landschaften, insonderheit ganz Breisgau und die Ortenau. Die Rheinschiffarth ist frei und darf von keinem Theile mit neuen Zöllen belastet werden. Die Festungswerke von Benfeld, Rheinau, Elsaßzabern, Hohenbar und Neuburg am Rhein sollen geschleift, und von Basel bis Philippsburg darf auf dem rechten Rheinufer keine neue Befestigung angelegt werden. Das Besatzungsrecht in letzterem Platze hat Frankreich, mit Vorbehalt der bischöfflich speierischen Rechte, und ohne Belästigung der Nachbarn." Das heißt: die französische Macht überschreitet bei Verdun die Maas, um bis an die Linie der Mosel vorzurücken, dehnt sich am Oberrheine aus, bereitet den Uebergang vor, und faßt jetzt schon an zwei wichtigen Punkten diesseits des Stroms Posto. Schweden begehrte ganz Pommern, Wismar, Bremen, Verden, und 20 Millionen Thaler, ließ jedoch eher mit sich handeln; daher folgender Artikel: „Schweden erhält für die Kriegskosten und dafür, daß es die eroberten festen Plätze zurückstellt, ganz Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern, die Insel Rügen, die mecklenburgische Stadt Wismar, und die Stifte Bremen und Verden, diese als weltliche Herzogthümer, Alles zusammen als Reichslehen mit Sitz und Stimme auf dem Reichstag, nebst der Verpflichtung, ein Oberappellationsgericht, und für das Studium der Rechte eine Universität in diesen Landen zu errichten. Zur Befriedigung der schwedischen Miliz übernehmen 7 Reichskreise (der östreichische, bayerische und burgundische blieben verschont) die Bezahlung von 5 Millionen Reichsthalern." Während sich also die Franzosen in Stand setzten, sobald ihnen beliebte, mit Waffengewalt an die Donau vorzudringen, wurde das zu einer europäischen Großmacht gesteigerte Schweden geradezu in den Reichsverband gezogen. Wehe dem Kaiser, wenn er kaiserlich auftreten wollte! Im Westen blitzte das Schwert des ehrgeizigen Galliers, und im Schooße der Reichsversammlung selbst lud der protestantische Trotz des Skandi-

naviers zum Widerstande gegen das Oberhaupt ein. Die Abtretungen an Schweden hatten zur Folge, daß Churbrandenburg für seine Ansprüche auf Pommern die säkularisirten Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Kamin und Minden, daß Mecklenburg für Wismar die säkularisirten Stifte Schwerin und Ratzeburg, daß Lüneburg für die an Schweden gekommnen Bisthümer das Abwechselnde Besetzungsrecht des Bisthums Osnabrück erhielt. Seiner Treue gegen die Fremden und der Schönheit seiner Landgräfin Amalie verdankte Hessenkassel die säkularisirte Abtei Hersfeld, einige Ortschaften vom Bisthum Minden und 600,000 Thaler. Nunmehr endlich, nachdem die Ausländer befriedigt waren, kamen Deutschlands innre Angelegenheiten zur Sprache. „Der passauer und augsburger Religionsfriede bleiben solange in Gültigkeit, bis man sich einmal über die Religion selbst vergleichen wird. Auch die Reformirten sind von jetzt an im Frieden miteingeschlossen. Was Verhältnisse des Reichs betrifft, so stehen sich Katholiken und Protestanten vollkommen gleich. In Sachen der Religion gilt keine Stimmenmehrheit der Reichsstände, sondern gütlicher Vergleich. Ob Kontributionssachen hieher gehören, soll der nächste Reichstag entscheiden. Reichsdeputationen und Reichsgerichte werden der obigen Bestimmung gemäß zusammengesetzt." Mit andern Worten: die seit 130 Jahren bestehende Spaltung wird verewigt, und durch den Vorwand der Religion die Hintertreibung jedes gemeinsamen Beschlusses möglich gemacht. „Für das Kirchengut gilt der 1. Jan. 1624 neuen Styls als Normalzeitpunkt, in Wirtenberg aber (Dank unsern wackern Gesandten Löffler und Varnbühler) und in Baden und Oettingen, wo die Gegenreformation vor 1624 begonnen hatte, das Jahr 1618." Demnach ist das Restitutionsedikt für aufgehoben erklärt. „Nach dem Normaljahre bestimmt sich der geistliche Vorbehalt: wer seine Pfründe nach 1624, oder beziehungsweise nach 1618, verloren hat, dem wird sie zurückgegeben; ebenso das

Diöcesanrecht und die Gerichtsbarkeit der Bischöffe: wo diese im Normaljahre suspendirt gewesen, da bleibt sie suspendirt. Die kirchliche Gerichtsbarkeit evangelischer Reichsstände wird als ein mit der Landeshoheit zusammenhängendes Recht bezeichnet. Aber trotz der Befugniß des Landesherrn, zu reformiren, wenn ihm beliebt, darf vom Normaljahre an der Kirche Nichts von ihren Gütern entzogen werden. Wechselt der Landesherr die Religion, oder succedirt er in einem Lande, das nicht seiner Religion folgt, so bleibt der Gottesdienst ungestört, und alle Gemeinden haben dann das Ernennungsrecht ihrer Lehrer, welche vom Konsistorium zu prüfen und einzusetzen, vom Landesherrn aber unweigerlich zu bestätigen sind. Das Loos der östreichischen Protestanten hängt nicht von diesem Friedensschlusse, sondern vom Willen des Kaisers ab: nur darf man sie nicht zur Auswanderung zwingen." Der Kaiser wollte im eignen Lande wenigstens Herr bleiben; auch konnte er eingezogne protestantische Güter nicht wohl mehr zurückgeben: sie waren längst an Generale und Jesuiten verschenkt. „Die pfälzische Churwürde sammt Oberpfalz, Cham und Zugehör verbleibt der männlichen Linie Maximilians; für den Pfalzgrafen Karl Ludwig, den man nebst Descendenz in die Unterpfalz wieder einsetzt, wird eine achte Chur errichtet." Je mehr Wahlfürsten, desto größrer Spielraum zu Umtrieben, so oft ein Kaiser gewählt wurde! „Sämmtlichen Churfürsten, Fürsten und Ständen werden nicht nur alle Rechte, Prärogativen, Freiheiten und Privilegien, die sie aus früherer Zeit ererbt haben, bestätigt, sondern für die Zukunft sollen sie auch ermächtigt seyn, sowohl unter einander als mit Auswärtigen um ihrer Sicherheit willen Bündnisse zu schließen, jedoch (so lautete ein fast hämischer Beisatz) nicht gegen Kaiser und Reich, nicht dem Landfrieden und diesem Frieden zuwider sollen sie jenes Recht handhaben." Der letzterwähnte Artikel vornämlich ist es, welcher den Kaiser vor seinen Fürsten entwür-

digt, für den Verrath an seiner geheiligten Person eine bequeme Ausflucht erfunden, das Reich zersplittert und Deutschland mit unaustilgbarer Schande gebrandmarkt hat. Daß man die Schweitz und Holland ausserhalb des Reichsverbandes erklärte, war eine bloße Förmlichkeit, welche spät genug auf die hiemit anerkannte Thatsache gefolgt ist. „Die Streitsache zwischen Lothringen und Frankreich soll durch Schiedsrichter, oder durch Traktate, oder sonst auf freundschaftliche Art, unter Mitwirkung des Kaisers und des Reichs, verglichen werden, auch der burgundische Kreis in den Frieden mit eingeschlossen seyn: nur mische sich Niemand in den fortdauernden Krieg zwischen Frankreich und Spanien.“ Holland machte Frieden mit Spanien, und zwar den ehrenvollsten, den es je geschlossen hat: nicht nur eroberte Kolonien, auch abgerißne Stücke von Brabant, Limburg und Flandern, die sogenannten Generalitätslande, wahre Domänen der Union, blieben der siegreichen Republik; ihre Schiffarth in Ostindien versprachen die Spanier nicht weiter auszudehnen, und die Niederländer bedangen sich ausdrücklich das Recht, die Schelde zu schließen. Aufs tiefste folglich waren beide Zweige des habsburgischen Hauses, die Höfe von Wien und Madrid, gedemüthigt. Und doch hatte mans, mit dem deutschen Reiche wenigstens, noch weit schlimmer im Sinne gehabt. 1645 hatte Oxenstierna einen Entwurf zur gänzlichen Auflösung desselben durch seinen Gesandten den Franzosen und einigen Reichsfürsten mitgetheilt. Die Franzosen und Holländer sollten mit vereinter Kraft in Deutschland einfallen, den Kaiser absetzen, das Churfürstenkollegium abschaffen, und eine aristokratische Republik bilden; Frankreich, Holland, Hessen sollten mit den Ländereien der westfälischen Bisthümer bedacht werden. Am meisten, scheint es, fürchtete man hiebei den Widerstand des bayrischen Churfürsten: um ihn zum Schweigen zu bringen, wollte man ihn mit französischem Geld erkaufen, und vermögen,

daß er die Kaiserwürde übernehme: nach seinem Tod, der ja doch bald eintreten müsse, möge das Kaiserthum ganz aufhören. Die kleinern Reichsfürsten sollten dann von den größern abhängig werden, die größern, jeder in seinem Lande, Souverainetät erlangen, und zusammen einen Staatenbund bilden, welchem England, Schweden, Holland und etwa auch Frankreich beitreten würden.

Holland, jetzt nur noch mit den Portugiesen wegen Brasiliens und Ostindiens in einen gefahrlosen Krieg verwickelt, entfaltete auf den westfälischen Frieden hin vollends die ganze Blüthe seines Handels, drückte den der Hanseaten durch das Uebergewicht seiner Kapitalien, seines Gewerbfleißes und seiner Kolonialwaaren mehr und mehr herunter, riß in der Ostsee das Getraidewesen, in Rußland beinahe ein Monopol des Verkehres an sich, bedurfte für den 1612 mit der Pforte eingeleiteten levantischen Handel schon seit 1624 eine Kammer von 8 Direktoren, verschiffte französische Waaren durch ganz Europa, hatte überhaupt für unsern Welttheil die Frachtfarth, und sog wachsende Kräfte aus seinem Reich in Asien, seinen Besitzungen in Südamerika, seinen Niederlassungen am Hudson und Delaware. Zugleich stand das Studium der Klassiker, die Arzneikunde, Naturwissenschaft und Mathematik, und unter den Künsten die Mahlerei bei den Holländern in großem Flore. Die Nettigkeit häuslicher Einrichtungen, Scenen behaglichen Lebensgenusses, schöne Kühe und Pferde, das Meer und Schiffe im Sturm sind Gegenstände, welche dem Pinsel ihrer Mahler am meisten zusagten. Gerhard Douw (1613 — 1680) zeichnet Bürgerfamilien, umgeben von gediegnem und reinlichem Hausgeräthe; Jan Steen, der lustige Gastwirth von Leiden, David Temers, Adrian von Ostade und Brouwer führen uns in Schenkstuben, zu Bauernhochzeiten und auf Märkte; Pynaker (1621—1673), Berghem (1624—1683) ergötzen unser Auge durch Baumgruppen und belebte Land-

schaften; Ruysdael stellt die Natur ganz gesondert von menschlichem Treiben dar; Potter (1625—1654) mahlt nicht sowohl Landschaften, als Heerden; Philipp Wouwermann (1620—1668) glänzt in Reise-, Jagd-, Kampf- und Lagerpartheien. Den höchsten Ruhm gewann Peter Paul Rubens, Sohn eines Schöppen zu Antwerpen, geboren zu Köln 1577, und so glücklich, von Kindheit an mit Muße lernen und arbeiten zu können. Kunstkenner wollen in seinen Gestalten einen höhern Ausdruck vermissen; dagegen muß anerkannt werden, daß er eine volle, gesunde Sinnlichkeit mahlte, welcher der Ausdruck eines kräftigen Geistes keineswegs fehlt. Die Färbung des Fleisches ist von solcher Art, daß Guido Reni, als er das erste Bild von ihm sah, verwundert ausrief: „mischt dieser Mahler Blut unter seine Farben?“ Er war zugleich ein feiner Weltmann, und bekleidete als solcher mehrere Staatsämter, besonders einen Gesandtschaftsposten bei Karl I. in England, wo er mit Auszeichnung behandelt wurde. Zu Antwerpen bewohnte er einen prächtigen Pallast, und besaß eine ansehnliche Sammlung seltner Gemälde. Er starb 1640. Sein berühmtester Schüler ist van Dyck, geboren 1599 zu Antwerpen, Sohn eines Glasmahlers. Seine Gestalten haben einen lieblichern Ausdruck als die von Rubens, dagegen ist ihre Form weniger voll, ihre Färbung weniger geröthet, und die Seele überwiegt den Körper fast unverhältnißmäßig. Man hat von ihm werthvolle historische Stücke; besonders wird seine Grablegung Christi von Kennern hervorgehoben; am meisten aber stach er als Portraitmahler hervor, und hat fast alle berühmten Personen, welche damals lebten, gezeichnet. Einen großen Theil seiner Lebenszeit brachte er in England zu: Karl schenkte ihm eine stattliche Wohnung und erhob ihn zum Ritter; auch heurathete er die schöne Tochter eines schottischen Grafen.

Einen ganz andern Anblick als Holland bietet unser

Vaterland dar. Friede! donnerten in Münster die Kanonen, Nachmittags den 24. Oktober 1648; Friede! hallte es nach bis zum Bodensee und zum Belt. Aber mit welchen Opfern waren seine demüthigenden Bedingungen erkauft! Noch 1654 lagen in Wirtenberg 40,000 Morgen Weinberge, 270,000 Morgen Wiesen, Aecker und Gärten wüste, 36,000 Gebäude in Trümmern, und die Bevölkerung hatte sich um 300,000 Seelen vermindert; 17 Städte und 300 Dörfer waren im Hessischen ein Raub der Flammen geworden: in den Trümmern hausten statt der Menschen Wölfe; Menschen dagegen fristeten in Wäldern und Höhlen ihr elendes Daseyn. Das Uebermaß der Noth hatte unerhörte Greuel hervorgerufen: in Sachsen, in Hessen, im Elsaß holte man Leichen vom Hochgerichte; Eltern mordeten ihre Kinder, und nahmen dann, über die That in Wahnsinn verfallend, sich selbst das Leben. Es gab Banden, die förmlich Jagd auf Menschen machten: bei Worms sah man eine solche um siedende Kessel herumsitzen. Und dem namenlosen Elend setzte der Friede erst noch kein Ziel: zwei Jahre lang, bis die 5 Millionen bezahlt waren, zehrten die Schweden auf Rechnung der 7 Kreise, und kosteten täglich 170,000 Thaler; gegen 6 Jahre blieben sie, der pommerschen Theilung wegen, in Brandenburg, und bei Münster brandschatzten noch 1654 einige Regimenter; lange stand es an, bis Frankreich die eroberten Festungen räumte; der von den Franzosen vertriebne lothringische Herzog Karl war frech genug, für einige Plätze am Rhein, die er besetzt hielt, 300,000 Thaler vom Reichstage zu fordern, und der Reichstag willfuhr seinem Ansinnen. Neue Uebel entsprangen aus dem Frieden selbst. Die Reichsaristokratie trug den Kopf um so viel höher, als sie ihre Rechte erweitert sah; die römische Kirche, wo ehemals dem Verdienst eine Laufbahn bis zur dreifachen Krone offen gestanden hatte, ward nunmehr lediglich als glänzende Versorgungsanstalt für Edelherrn und Edelfräulein ausgebeutet; in Münster hatte

man gesehen, was französische Gewandtheit vermöge: so lief denn der Adel nach Paris, staffierte sich von Kopf zu Fuß nach pariser Mode aus, hielt das abgeschmackteste Zeug für gescheidt, wenn er es französisch herplaudern konnte, brachte französische Bonnes mit, die seine Kinder verwöhnen mußten, näselte, auch wenn er deutsch sprach, und vergaß es selten, je ums dritte Wort eine überrheinische Phrase anzubringen. Das Schlimmste war, daß bald jeder Landesherr, oft in winzigem Gebiet, einen Richelieu und Mazarin spielen wollte: der Adel hatte in Paris dem Hofleben zu viel Geschmack abgewonnen, als daß er zu Hause der Hofluft hätte entbehren können; Nichtadelige waren beschäftigt, das Feld wieder urbar zu machen, den Gewerbfleiß neu zu beleben, Wissenschaften und Künste aus dem Tod zu erwecken, fanden daher keine Zeit zur Wahrung ihrer politischen Rechte: so kams, daß die landständischen Verfassungen entweder aufhörten, oder zu einer bloßen Form herabsanken, und nur ein so mächtiges Familieninteresse, wie es in dem wirtenbergischen Ausschusse bestand, konnte dem Buchstaben des Gesetzes seine lebendige Bedeutung erhalten. Doch je größer das Elend, desto schöner der Ruhm, welchen deutscher Fleiß sich errungen hat: wie durch einen Zauberschlag standen unsre Fluren nach ein Paar Jahrzehnten in verjüngter Blüthe da, und als die Franzosen bald nachher in die Rheinpfalz einfielen, fanden sie schon wieder ein Paradies zu zerstören. Wesentlich zum schnellen Wiederanbau unsers Vaterlandes mitgewirkt hat die Entstehung eines freien Bauernstandes. Die Art und Weise, wie dieß geschah, läßt sich im Einzelnen kaum oder gar nicht angeben; im Allgemeinen aber steht fest, daß während des Kriegs manche grundherrliche Familie ausgestorben war, daß andre in großer Zerrüttung, um nur Geld zu bekommen, verödete Güterstrecken um Spottpreise losschlugen, oder neue Ansiedler unter sehr vortheilhaften Bedingungen aufnahmen. Diese an Zahl und Wohlhabenheit rüstig

zunehmende Bauernschaft bildete fortan den unzerstörbaren Kern unsrer Nation, welcher allen Stürmen der Folgezeit Trotz geboten, unsern Heeren die kraftvollsten Streiter geschenkt, und durch einen unverdorbnen Nachwuchs die gebildetern Stände rekrutirt hat. Von der unbesiegbaren Lebenskraft unsers Volkes zeugt auch das, was wir über die Dichter jener traurigen Zeit zu sagen haben. Tröstlich klangen die frommen Lieder des 1607 zu Gräfenhainichen gebornen, 1676 zu Lüben gestorbnen Paul Gerhard; im schwermüthigen Geiste seiner Dichtergenossenschaft sang der 1659 in Königsberg verschiedne Simon Dach: »Leid sey unsre Wonne, Regen unsre Sonne, Tod unser Leben;« eine Reihe andrer Sänger bereicherte von Jahr zu Jahr den geistlichen Liederschatz der Protestanten, so daß man um 1670 schon 2000 Choralmelodien zählte, und daß um die Mitte des folgenden Jahrhunderts Justizrath von Frankenau zu Kopenhagen 33,712 Lieder in 300 Bänden sammeln konnte. Unter den Katholiken steht obenan der edle, freisinnige Jesuite Graf Friedrich von Spee (1591 bis 1635), der in seiner »Trutznachtigall« gleichsam alle Sänger zum Wettstreit herausforderte. Durch seine gebildete Sprache, und durch die Lebendigkeit, mit welcher er von Krieg, Wein und Liebe singt, zeichnet sich Rudolf Weckherlin aus, geboren 1584 zu Stuttgart, gestorben 1651 zu London. Fruchtbar an fähigen Köpfen war besonders Schlesien, wo die Fürsten von Liegnitz, wie es scheint, für gute Schulen sorgten. Andreas Gryphius aus Großglogau (1616 bis 1664) dichtete neben schwülstigen Trauerspielen auch Lustspiele, unter denen die Posse Peter Squenz und der Horribilicribrifax (dieser als Karrikatur eines soldatischen Eisenfressers) trefflich gelungen sind. Martin Opitz aus Bunzlau (1597 bis 1639), vom Kaiser als Dichter gekrönt, später als Opitz von Boberfeld geadelt, von den Zeitgenossen über Gebühr geschätzt, Gründer der sogenannten ersten schlesischen Schule, hat sich insofern ein

wahres Verdienst erworben, als er in seiner „Poeterei" die Sylben richtig messen lehrte, und auch sonst einen richtigern und feinern Geschmack vorbereitete. Weit übertroffen hat ihn der ihm nacheifernde Lyriker Paul Flemming aus Hartenstein im Voigtlande (1609 bis 1640), welcher nach vollendetem Studium der Arzneikunde mit einer Gesandtschaft Herzog Friedrichs von Holstein zu dessen Schwager Czar Michael, und bis Isfahan in Persien gereist ist. Hohen Werth als Zeitgemählde hat die satyrische Schrift „wunderliche und wahrhafte Gesichte des Philander Sittewald." Der Verfasser, Hans Michel Moscherosch, geboren 1600 im Hanauischen, stand eine Zeitlang als Kriegsrath in schwedischen Diensten, und beschloß 1669 als Präsident des Konsistoriums zu Hanau sein Leben. Rechts- und Gottesgelehrte, Aerzte, Goldmacher, Sterndeuter, Dichterlinge und Studenten werden tüchtig von ihm gegeisselt; am schlimmsten aber kommt der den Fremden nachäffende, dabei rohe und duellsüchtige Adel weg, „dem Reputation über Gewissen gehe." Wahrscheinlich der beste komische Roman unsrer Sprache ist der 1669 zu Mömpelgard erschienene Simplicissimus. Als Verfasser wird ein gewisser Samuel Greifenson von Hirschfeld angegeben. Seine aus dem Leben gegriffne Erzählung gibt uns ein zum Erschrecken treues Bild jener Zeiten. Der Sohn eines armen Bauers im Spessart wird durch eine Greuelscene des Kriegs von den Eltern getrennt, von einem Einsiedler aufgenommen und unterrichtet. In der Einsamkeit ist er Zeuge kannibalischer Mißhandlungen, welche Soldaten und Bauern wechselseitig sich zufügten. Nach dem Tode des Einsiedlers kommt er als Page zu einem Kommandanten, stößt zwar durch seine Rohheit an, belustigt aber durch Eulenspiegelstreiche, und straft als Spaßmacher die Laster der Gesellschaft. Bald wird er von Kroaten entführt, lebt dann im Walde, und nährt sich durch nächtlichen Diebstahl in den um-

liegenden Dörfern. Nach manchen Abentheuern kommt er in die Dienste eines Dragoners, und wird, da dieser stirbt, Erbe seines Geldes und seiner Stelle. Nun thut er sich als Kriegsmann hervor, heißt nur der Jäger von Soest, und steht im Rufe, zwei Teufel im Solde zu haben. Bei dieser Gelegenheit werden bunte Scenen des Kriegs, Plünderungen, Wegelagerungen, Zweikämpfe und Spionerien erzählt. Zuletzt wird er von den Schweden gefangen, muß den Krieg abschwören, lebt aber von seinem zusammengeraubten Geld und einem gefundnen Schatze herrlich und in Freuden, kommt nach Paris, besteht manches galante Abentheuer, wird von den Blattern befallen, verliert Haare, Stimme, Schönheit und Geld, geräth in große Noth, bekehrt sich hierauf, wird katholisch, macht eine Wallfarth, fällt jedoch bald wieder in die alte Rohheit zurück. Noch einmal macht er sich auf, reist nach Sibirien, China und Konstantinopel, findet, daß er Tugend, Jugend und Zeit verloren, den Leib ermüdet, den Kopf verwirrt habe, und endet, um Alles gut zu machen, als weltverachtender Einsiedler.

In der **Chr. Belser'**schen Buchhandlung in **Stuttgart** sind folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz sowie der angränzenden Länder vorräthig:

Apologie des Christenthums
in Briefen für gebildete Leser.

Eine gekrönte Preisschrift
von **C. H. Stirm,**
Königl. Würtemb. Ober-Consistorialrath und Hof-Kaplan.

2 Abtheilungen, 45 Bogen gr. 8. in hübschen Umschlag geh. 3 fl. 30 kr. rhein. oder 2 Thlr. sächs.

Dieses Werk ist bereits allgemein, — anerkannt worden.

Beck, J. T.,
Professor der Theologie an der Universität in Basel.

Christliche Reden
zur
Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres.

Zwei Bände. 61 Bogen gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 gr. sächs.

Diese durch ächt biblischen Geist, so wie durch Orginalität, hohe Kraft und Lebendigkeit der Darstellung sich auszeichnenden Reden dürfen mit Recht als eine hervorragende Erscheinung in der Predigtliteratur bezeichnet werden, und Jedem der wahre Erbauung und eine Durchleuchtung des göttlichen Wortes sucht, aufs Angelegentlichste empfohlen werden.

Einleitung in das System
der
christlichen Lehre,
oder
propädeutische Entwicklung der christlichen Lehr-Wissenschaft.

Ein Versuch
von
J. T. Beck,
Professor der Theologie an der Universitä. Basel.

19¼ Bogen, gr. 8. eleg. br. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr 18 gr. sächs.

Diese Schrift des ebenso originellen als tiefdenkenden, durch seine „christlichen Reden" und mehrere Abhandlungen dem theologischen Publikum bereits bekannten Verfassers ist ein höchst interessanter Beitrag zu Lösung der immer stärker hervortretenden Aufgabe, die christliche Lehre aus den Fesseln hergebrachten Systemzwanges zu befreien, und durch ein unbefangenes Zurückgehen an die Quelle ihr eine dieser entsprechendere Fassung angedeihen zu lassen. Dieses Buch bildet so ein würdiges Seitenstück zu dem von dem trefflichen Nitzsch in dieser Richtung gemachten Versuche.

Kapff's Gebetbuch

(Pfarrer in Kornthal)

zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände.

gr. 8. 57 Bogen mit einem herrlichen Stahlstiche.

Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 gr. sächs.

Ueber diese zweite Ausgabe sagt der Verfasser selbst in der Vorrede: „Aus der wider Vermuthen weiten Verbreitung dieses Buches mußte ich schließen, daß noch in vielen Häusern ein solches Hülfsmittel der Andacht nöthig sey. Daher bin ich von der Ansicht, es sey etwas Ueberflüssiges und man sollte aus einem Gebetbuch eher beten lernen, als beten, mehr abgegangen und habe besonders die Morgen- und Abendgebete für den täglichen Gebrauch bequemer eingerichtet. Sie waren zu allgemein und zu lang, woran zum Theil die ausserordentliche Eile Schuld war, womit ich, um die Subscribenten zufriedenzustellen, die erste Ausgabe abfassen mußte. Daher sind nun die Gebete abgekürzt, so daß z. B. die längste Woche über das Glaubensbekenntniß in zwei Wochen vertheilt ist, wofür dann die Gebete über die Seligkeiten der Bergpredigt weggelassen wurden. Die über JEsu Worte am Kreuz sind für Kreuztage eingerichtet, deren es doch im Jahr Manchen gibt. Mehrere Gebete sind neu hinzugekommen, in Vielen sind Zusätze, Weglassungen und Aenderungen gemacht worden."

Abgesehen davon, daß von diesem vortrefflichen Werke innerhalb 3 Jahren 12,000 Exemplare abgesetzt wurden, so bürgt schon der Name des Verfassers für die Gediegenheit dieses herrlichen Gebetbuchs und enthebt uns deßwegen aller Lobes-Erhebungen über dasselbe, indem solches nicht allein für jeden Stand geschrieben ist, sondern auch jedem Leidenden Trost und Seelenruhe gewährt, und deßwegen ein wahres Hülfsmittel der Andacht genannt werden kann.

Süddeutscher Schulbote.

Eine Zeitschrift für das deutsche Schulwesen. In Verbindung mit Dekan Brandt in Windsbach, Stadtpfarrer Burk in Großbottwar und Andern herausgegeben

von

Pfarrer Stotz

in Linsenhofen bei Nürtingen.

II. Jahrgang 1838 in 26 Nummern. gr. 4. bei unmittelbarer Bestellung der Verlagshandlung 1 fl. 12 kr. im übrigen Buchhandel jedoch 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. sächs.

Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google